4478876

0902
.142
v.65-66

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Fünfzigster Jahrgang.

LXV. Band.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1908.

Inhaltsverzeichnis.

Band LXV.

	Seite
An unsere Leser	1
Livländische Geschichte und Weltgeschichte. Von **C. v. Löwis of Menar**	3
Rasse, Überlieferung und Individuum. Von **Adolf Harnack.**	25
Leben. Gedicht von **Eugenie Hirschberg-Pucher**	34
Die Verwertung onomastischen Materials für die Kulturgeschichte unseres Landes. Von **P. H. Grüner**	35
Aufzeichnungen Kaiser Nikolai I. über den Dekabristenaufstand. (Aus dem Russischen.)	53
Das Ostseekomitee. Von **Alexander Tobien**	73
Eine russische Stimme zur Frage der Gewissensfreiheit. (Gromogtassow im „Golos Moskwy")	85
Der Gegensatz von Mann und Weib in Hebbels Dramen. Von **Georg Caspersohn**	94
Aus dem Leben der Deutschen Vereine	113. 165. 272
Memoiren eines Wendensers aus der Zeit des Nordischen Krieges (Daniel Heintz)	121
Zur Geschichte der Einführung der russischen Geschäftssprache in der Universität Dorpat	134
Gedichte von **C. v. Harten**	162. 230
Was hat Schelling unserer Zeit zu sagen? Von **Wilhelm Bernhardt**	169
Dr. med. Wilhelm Sodoffsky (1879—1858). Ein Gedenkblatt. Von **G. S.**	177
Über den Ursprung und die Entwicklung des livländischen Adelskonvents. Von **C. v. Rautenfeld**	184
Tradition und Fortschritt und unser Landschaftsprojekt. Von **A. v. G.**	196
Der Freiherr vom Stein bis zu den großen Reformen. Von **H. Lehbert**	205
Die Pflege der Naturdenkmäler in Amerika und Deutschland. Von Dr. med. **Otto Thilo**	233
Was uns fehlt. Gedicht von **Halgar Holmen**	239
Ein Menschenfreund. Otto Baron Buxhöeden. Von **A. M.**	240
Kulturgeschichtliche Miszellen: Etwas über den „kanzeljarskij porjadok"	250

0902
.142
.1.65-66

640981

Seite

Eine zu wenig gewürdigte Wissenschaft. Von **W. O.** 256

Wenn Ihr nicht werdet wie die Kindlein. . . . Gedicht von **Halgar Holmen** 270

Aktusrede des Direktors Dr. Emil Oberlach. Mitgeteilt von Pastor emer. **Th. Pfeil** 289

Einiges über Heimatkunde. Von **C. Hörschelmann** 293

Über das Wesen des Adels. (Nach G. Simmels Soziologie) . . 300

Der baltische Humorist Dr. Schultz-Bertram. Ein Gedenkblatt von **Paul Falck** 313

Kulturgeschichtliche Miszellen:

Die Belehnung des Prinzen Karl von Sachsen mit dem Herzogtum Kurland. 1759. 331

* * *

Beilage: Baltische Revolutionschronik. Vom 1. Oktober bis zum 20. November 1905.

An unsere Leser.

Die seit dem Oktober 1859 erscheinende „Baltische Monatsschrift“ tritt im Jahre 1908 ihren fünfzigsten Jahrgang an. Es ist die einzige deutsch-baltische Zeitschrift, die auf eine so lange Zeit des Bestehens zurückblicken kann; es ist auch, abgesehen von einigen speziellen Fachjournalen, überhaupt die einzige bei uns zu Lande erscheinende deutsche Zeitschrift.

Unter mancherlei Umständen und Verhältnissen, meist aber doch unter ungünstigen, hat sie bald ein halbes Jahrhundert überdauert und ist bis heute am Leben geblieben. Man wird danach doch sagen dürfen, daß sie an ihrem Teil ihr redlich Werk getan und, bald mit größerer innerer Bedeutung, bald in bescheidenerer Mitarbeit, ihre Rolle im geistigen Leben gespielt hat.

Die letzte unruhevolle Zeit hat auch bei der „Baltischen Monatsschrift“ ihre verhängnisvollen Spuren hinterlassen. Nach dem Winter 1905/6, mit dem Beginn des neuen Jahrgangs, ist die Anzahl der Abonnenten ganz plötzlich und mit einem Mal um ein sehr Beträchtliches heruntergegangen, eine Erscheinung, die sich leicht aus den damaligen Zeitverhältnissen erklärt, die so viele nötigten, ihren Aufenthalt in der Stadt zu nehmen, die so manche andre veranlaßten die Heimat zeitweilig ganz zu verlassen. Es ist, wie schon gesagt, sehr erklärlich, daß dies auch auf die Monatsschrift nachteilig einwirken mußte. Und dazu kam dann noch ein anderes. Die erregten politischen Verhältnisse brachten es naturgemäß mit sich, daß auch in unsren nicht sehr zahlreichen literarischen Kreisen die ruhige literarische Betätigung behindert wurde oder doch sich fast ausschließlich in der Tages-

presse zu äußern strebte, während anderseits auch das neuerwachende Leben unter uns Deutschen, das eine große und hingebende Arbeit und zahlreiche Kräfte erforderte, ganz naturgemäß in seinem ersten Stadium seinen literarischen Niederschlag und Ausdruck zunächst in der Tagespresse suchte, die sich ja an einen weit ausgebreiteteren Leserkreis wendet.

Gegenwärtig hat das Leben wieder in ruhigere Bahnen eingelenkt. Die Menschen sind zu einem großen Teil auf ihre alten Wohnsitze zurückgekehrt. In literarischer Hinsicht wird, auch wiederum naturgemäß, nunmehr die Zeit zusammenfassenderer Betrachtung und Arbeit einsetzen dürfen, und hier wird auch die „Baltische Monatsschrift" wiederum jene Stelle auszufüllen suchen müssen, die sie in unsrem geistigen Leben einnehmen soll.

Das ist der Grund, weshalb wir uns heute an unsre Leser, die gegenwärtigen wie diejenigen, die es noch bis vor kurzem waren, mit einer Bitte und einem Appell wenden: Laßt unsre Monatsschrift nicht im stich! War sie doch vor der Revolutionszeit auf dem besten Wege sich weiterzuentwickeln, wozu ihr die steigende Abonnentenzahl immer mehr die äußere Möglichkeit gegeben hätte. Gebt ihr diese Möglichkeit wieder! Ist es denn wünschenswert, daß man sie jetzt, wo ein so lebendiges Leben auf vielen Gebieten unter uns baltischen Deutschen sich wiederum zu betätigen die Möglichkeit hat, daß man sie jetzt kläglich zugrunde gehen läßt, unsre einzige deutsche Monatsschrift?! Auch sie hat in diesem neuerwachenden Leben an ihrem Teil eine Aufgabe zu erfüllen. Und um das zu können, bedarf sie der verständnisvollen Unterstützung unsres deutschen Publikums.

Wir scheuen uns nicht, bei den gegenwärtig nun einmal bei uns vorhandenen Verhältnissen uns an unsre Leser, an unser deutsches Publikum mit der Bitte zu wenden, die Monatsschrift nach Kräften zu unterstützen, sie nicht im stich zu lassen, mitzuhelfen, ihr die alten Freunde wieder zuzuführen, ihr neue zu gewinnen.

Die Richtung der Monatsschrift ist bekannt; sie bleibt dieselbe. Es sind Schritte getan, um nach Möglichkeit viele neue Mitarbeiter zu gewinnen und so eine etwaige Einseitigkeit zu vermeiden.

Die Red. der B. M.

Livländiſche Geſchichte und Weltgeſchichte.

Von

C. von Löwis of Menar.

Wer den Gipfel des höchſten Berges einer orographiſch bemerkenswerten Gegend beſteigt, wird auf ſeinem Pfade manche Unbequemlichkeit zu überwinden haben, dabei jedoch viele Schönheiten in engen Schluchten oder an ſteilen Abhängen und Vorſprüngen genießen. Je höher er hinanklimmt, deſto mehr wird ihn ein weiterer Blick in die Ferne, wie auch ein Überblick über die Teile des zurückgelegten Weges und deſſen nähere und weitere Umgebungen erfreuen, und dieſes Geſamtbild wird ihm den Zuſammenhang der Berg- und Talformationen veranſchaulichen.

Zunächſt bleibt dieſe ſich immer mehr erweiternde Erkenntnis des Geländes noch eine einſeitige, bis endlich der allumfaſſende Rundblick vom Gipfel des Berges die ganze Gruppierung der Erhebungen und Senkungen der Gegend ringsum enthüllt, wobei manche Einzelheiten, zumal in der Entfernung, zwar verſchwinden, jedoch der volle Überblick für unſer Auge einen ungeahnten, feſſelnden Reiz entwickelt.

Wer die livländiſche Geſchichte aus Liebe zu ſeiner nordiſchen Heimat mit mehr oder weniger Eifer ſtudiert hat, wird, wie das häufig geäußert worden iſt, zumal wenn es ſich um das Mittelalter handelt, leicht die Empfindung haben, daß alle Ereigniſſe ſich verworren und ſcheinbar unmotiviert an einander reihen, jene Zeit den Eindruck kleinlicher Zänkereien hinterlaſſe und daher vielen geradezu unintereſſant erſcheine.

Erst zur Reformationszeit beginnt die livländische Geschichte allgemeiner verständlich zu werden. Solches wird dann dem Umstande zugeschrieben, daß unsere Kenntnis der späteren Zeit eine vollständigere sei und uns in unseren Anschauungen näher liege, während das Mittelalter dunkel erscheine, trotzdem die uns allen so sympathische „angestammte Zeit" gerade in das halbverschleierte Mittelalter fällt.

Woher dieser Gegensatz? Er entsteht wohl dadurch, daß wir gewohnt sind die späteren Zeiten von einer Höhe zu betrachten, die uns eine zusammenhängende Übersicht gewährt und Einzelheiten daher vertrauter erscheinen läßt, während wir für die frühere Zeit es meist versäumen aus den engen Tälern der Einzelforschungen den Gipfel zu erklimmen, von dem aus uns das Wogen der Ereignisse zusammenhängend und dadurch anziehend erscheinen muß.

Wo ist dieser Standpunkt zu suchen? Wir finden ihn in dem genaueren Vergleiche unsrer Geschichte mit dem Gange der allgemeinen Weltgeschichte, deren treibende und leitende Ideen unmittelbar Livlands Geschicke, seit dieses Land der christlichen, westeuropäischen Kultur erschlossen ward, nicht nur beeinflußt, sondern geradezu bedingt haben. Einzelheiten unsrer Entwicklung bilden nur das Kolorit und die Schattierung des Gemäldes, dessen Zeichnung allgemeine Bedeutung innewohnt.

Die Auffegelung Livlands in der Mitte des 12. Jahrhunderts war eine Folge der Festsetzung der Deutschen am rechten Elbufer und ihr Vordringen an die Küsten der Ostsee. Kaiser Lothar der Sachse belehnte bereits 1134 Albrecht den Bären mit der Nordmark, aus der die Mark Brandenburg unter den Ascaniern sich zu einem Kristallisationspunkt für das Deutschtum im Nordosten Germaniens entwickelte. Während die Hohenstaufen eine für das Reich verhängnisvolle Politik südlich der Alpenkette verfolgten, entfalteten ihre zähen Gegner, die Welfen, eine fruchtbare Politik im Norden des Reiches. Heinrich der Löwe erwarb 1158 das damals noch ganz unbedeutende Lübeck, das er neubegründete und zur Basis einer Machtentfaltung an der Ostsee erhob.

Die großen, die ganze damalige abendländische Christenheit bewegenden Ideen der Kreuzzüge, deren Ziel seit dem Ende des 11. Jahrhunderts zunächst Palästina an der Ostküste des Mittel-

meeres war, fanden in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts an der Ostsee ein neues Tätigkeitsgebiet im näher belegenen Livland. Kaufleute hatten die ersten Beziehungen durch Handelsfahrten angeknüpft, glaubenseifrige Missionäre waren gefolgt und 1186 ward zu Uexküll das Bistum Livland gegründet, dessen Bischof seit dem April 1207 deutscher Reichsfürst war. Zum Schutze dieser neuen Pflanzung wurden von Rom aus Kreuzzüge in das „Land der Mutter Gottes", wie Livland im Gegensatz zu Palästina, dem „Lande des Sohnes", genannt ward, angeordnet.

Bleibende Erfolge in diesem sehr wilden heidnischen Gebiet, wo rohe Menschenopfer und andere Greuel geübt wurden, waren erst dem 13. Jahrhundert vorbehalten, nachdem schützende Ritterorden in Livland und Preußen begründet worden waren, denen die in Palästina entstandenen zum Muster dienten. In Livland ward 1202 der Schwertbrüderorden und als dessen Nachbildung in Preußen ein viertel Jahrhundert später der Dobrinerorden gestiftet. Ein Teil des 1190 in Palästina begründeten Deutschen Ordens hatte 1211—1225 in Siebenbürgen vorübergehend gewirkt und kam dann 1230 nach Preußen, wo mit ihm 1235 der Dobrinerorden und 1237 der livländische Schwertbrüderorden vereinigt wurden. Dadurch entwickelte sich von den Ufern der Weichsel bis zum finnischen Meerbusen der größte der damaligen deutschen Staaten unter der Herrschaft des schwarzen Kreuzes in weißem Felde, getragen von der noch immer lebhaften Begeisterung der Kreuzzugszeit.

Rasch blühte Livland nun auf und die bis dahin sich unter einander mit heidnischer Wildheit und Grausamkeit überfallenden verschiedenen Volksstämme nahmen unter einem festen Regiment christliche Gesittung an.

Die Schlacht gegen die Litauer bei Durben in Westkurland vernichtete 1260 beinahe den livländischen Zweig des Deutschen Ordens, doch erwies sich diese Niederlage nicht als entscheidend, denn während des ganzen 13. Jahrhunderts wurde der Deutsche Orden als Bollwerk gegen das Heidentum im ganzen Reiche so hoch angesehen, daß ihm stets überreichlich neue Kräfte zuströmten, die seine christlich kulturellen Ziele förderten und ihm zu bleibenden Siedelungen verhalfen, denn feste Städte und zahlreiche Burgen beherrschten nun das Land, dessen Einwohner bis zur Ankunft der

Deutschen in solcher Unkultur lebten, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Mörtels kannten!

Nicht nur von Deutschland aus fanden Kreuzzüge nach Livland statt, auch die Schweden unternahmen im 13. Jahrhundert Kriegsfahrten dorthin und gründeten Ansiedlungen, die jedoch hier keinen Bestand hatten. Dem Zeitgeiste folgend haben mit mehr Glück die Dänen, nach ihrem Siege über die heidnischen Esten bei Reval 1219, sich in Harrien und Wierland bis 1346, vom Schwertbrüderorden zeitweilig (1227—1238) verdrängt, gehalten.

Mit dem Ende des 13. Jahrh. schließt jedoch dieser *erste Hauptabschnitt* der Geschichte Livlands, den frisches, aufblühendes Leben charakterisiert. Das 14. Jahrhundert zeigt uns ein durchaus verändertes Bild.

Neben dem Orden war der Bischof von Livland, seit 1251 Erzbischof von Riga, wohin er seinen Sitz nach der 1201 erfolgten Gründung der Stadt verlegt hatte, zu nicht geringem Ansehen gelangt und verfügte als deutscher Reichsfürst über eine sehr bedeutende Territorialmacht. Ebenso waren die Bischöfe von Dorpat, Oesel-Wiek und Kurland-Pilten auch mit nicht geringen Territorien ausgestattete deutsche Reichsfürsten. Ein Gegensatz dieser Prälaten zum Orden, dessen großes Gebiet die Territorien der Prälaten umschloß und durchsetzte, war schon in diesen Verhältnissen begründet.

Nicht jedoch die inneren Zustände des Landes, sondern die veränderte Weltlage bedingte eine für Livland verhängnisvolle Wendung und den Verlauf der *zweiten Hauptperiode* livländischer Entwicklung. Das 1099 begründete christliche Königreich Jerusalem verlor nach 88 Jahren seine Hauptstadt, doch behielten die Christen auch nach 1187 noch eine gewisse Machtstellung in Palästina, und 1229 wurde Jerusalem, wenn auch nur für kurze Zeit, wiedererobert. Die verschiedenen dortigen Ritterorden erhielten eine um so größere Bedeutung, als nun vorwiegend von ihnen der Schutz des besetzten und die Wiedereroberung des verlorenen Gebiets erwartet wurde. Mit dem Falle von Accon 1291 verlor die Christenheit ihr letztes Gebiet in Palästina und die Ritterorden mußten das Land, dem sie ihre Entstehung, den Zweck ihrer Begründung verdankten, verlassen. Das mußte ihr Ansehen gewaltig schädigen und ihre nicht geringen Reichtümer reizten die Habsucht

andrer. Bekannt ist das traurige Schicksal des Templerordens, gegen den, verlassen von dem damals in Avignon unter französischem Einflusse stehenden Papste Clemens V., der König Philipp der Schöne 1307 einen bösen Prozeß einleitete, der 1313 mit der Hinrichtung des Ordensmeisters endete, nachdem schon 1312 dieser Orden aufgehoben war.

Den Mißkredit, in den die Ritterorden seit 1291 geraten waren, wollten die livländischen Prälaten und die Stadt Riga gegen den Deutschen Orden benutzen. Erstere neideten dem Orden seine Machtstellung, letztere mißgönnte ihm seinen überseeischen Kornhandel, den er mit den Produkten seiner großen Besitzungen trieb. Bereits nach 6 Jahren brach die unheilvolle Fehde im September 1297 in Riga aus, wobei die Ordensburg erstürmt und zerstört und die dort anwesenden 60 Ritter alle schmählich ermordet wurden. Der Orden, der kein Interesse am Ausbruch dieser Fehde hatte, war nun gezwungen sich zu verteidigen und das gab einen allgemeinen Krieg im Lande, in dem der sehr unterschätzte Orden über die nicht allzustarken Gegner den Sieg in seiner gerechten Sache davontragen mußte.

Sogleich besetzte er die meisten Burgen der Prälaten, die er teils zerstörte, teils dauernd zu behalten gedachte, wie z. B. Hapsal, die Residenzburg des Bischofs von Oesel-Wiek, wo sogar eine Ordenskomturei für einige Jahre eingerichtet ward.

Das Cistercienserkloster Dünamünde hat der Orden 1305 halb gekauft, halb gewaltsam besetzt. Der Erzbischof und die Stadt Riga haben dann vergeblich diesen Schlüssel zur Düna dem Orden zu entwinden gestrebt.

Die Verlegung der Residenz des Hochmeisters, die seit 1291 in Venedig, dann in Marburg sich befunden hatte, nach der Marienburg in Preußen im J. 1309, festigte die Machtstellung des Ordens auch in Livland, namentlich in Hinsicht des verräterischen Bündnisses Rigas mit den noch heidnischen Litauern, die auch Grenznachbarn des preußischen Ordenslandes waren. Vergeblich bemühten sich die Gegner des Ordens ihm durch endlose Klagen bei der Kurie die Schuld an der Fehde aufzuhalsen. Was er zur Abwehr des Angriffs von 1297 getan hatte und tun mußte, wurde nun als eine Reihe von Gewaltakten dargestellt. Von der in Königsberg erhaltenen hochinteressanten Prozeßakte aus der Zeit

um 1310 und 1312 sind nur verhältnismäßig geringe Bruchstücke bisher veröffentlicht.

Endlich wurde den Bürgern Rigas 1330 die wohlverdiente Demütigung für ihre Verbrechen von 1297 zuteil. Der Ordensmeister Munheim belagerte und eroberte die Stadt, die Bürger mußten eine neue Ordensburg an der Düna erbauen und dem Orden unterdessen (1330–1353) das Haus von Münster, die St. Marien- oder Große Gilde als zeitweilige Ordensburg einräumen.

Die Macht des Ordens wuchs dann noch bedeutend durch den Ankauf des dänischen Estlands (Harrien und Wierland) im Jahre 1346, nachdem der König von Dänemark und dessen Lehnsmann, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, als Herzog von Estland sich dem Bauernaufstande von 1343 gegenüber ohnmächtig erwiesen hatten und der Ordensmeister in Estland die Ordnung hatte wiederherstellen müssen.

Um 1360 wurden wiederum vergebliche Klagen gegen den Orden in Rom erhoben, doch konnten seine Gegner ihm nichts anhaben. Er war zu mächtig, und der Schutz, den er gegen die noch immer heidnischen Litauer bot, gab ihm seine volle Existenzberechtigung. Politische Gemeinwesen werden stets durch das, was sie hervorrief, erhalten.

Den Abschluß dieser hundertjährigen Fehde des Ordens mit den Prälaten bildet die päpstliche Bulle vom 7. April 1397, die anordnete, daß in Zukunft nur ein Deutschordensbruder zum Erzbischof von Riga erwählt werden dürfe. Der Orden stand nun auf der Höhe seiner Macht, verfügte über ein weites und zusammenhängendes Gebiet, wie solches ein Blick auf die Karte von Livland im Mittelalter erweist. Der Westen von Samaiten (das heutige Gouvernement Kowno) gehörte schon seit dem 13. Jahrhundert dem Orden, dessen Gebietsgrenze hier nach Osten seit 1382 die Dobese (Dubissa) und seit 1384 die Nawese (Newjescha) bildeten. Letztere wurde auch im Frieden von Sallynwerder 1398 als Grenzfluß bestätigt. In diesem Jahre erwarb der Orden auch die Insel Gotland, die er den räuberischen Vitalienbrüdern entriß, und im Jahre 1402 kaufte er die Neumark vom Markgrafen Sigismund von Brandenburg, so daß das Ordensland nun von der Oder bis zum finnischen Meerbusen reichte.

Inzwischen änderten sich aber die politischen Verhältnisse Europas zu Ungunsten des geistlichen Ritterstaates. Die Weltmacht des Papstes begann zu schwinden. Zwar wurde 1415 Huß, der Vorbote der neuen Zeit, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, aber diese Flammen wurden zur Morgenröte der Gewissensfreiheit. Das Deutsche Reich in seiner Zersplitterung wurde immer machtloser, seine Nachbarn erstarkten, so namentlich auch das polnische Reich.

Den Beginn des dritten Hauptabschnitts für die Livländische Geschichte bildet das Jahr 1386. Hedwig, die Erbin von Polen, vermählte sich mit Jagiello, Großfürsten von Litauen, der mit seinem ganzen Volke deswegen zum Christentum übertrat. Dadurch verlor der Deutsche Orden in Preußen und Livland nicht nur seine Bedeutung als Bollwerk gegen das Heidentum, sondern stand nun mit einem Mal einem durch die Vereinigung zweier Reiche gefährlich gewordenen Gegner gegenüber. Es kam zu Verwicklungen und die unglückliche Schlacht von Tannenberg, wo Verrat im eigenen Lager mitspielte, brachte 1410 den Orden in eine schwierige Lage, denn die Scharen Jagiellos überschwemmten Preußen und belagerten die stolze Residenz Marienburg, bis der livländische Ordensmeister Konrad von Vietinghoff zu ihrem Entsatz herannahte und die Feinde von dort weichen mußten. Im ersten Frieden von Thorn 1411, endgiltig im Frieden am Melnosee 1422 ging Samaiten für den Orden verloren und das größere livländische Gebiet wurde dadurch vom preußischen Teil getrennt. — Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse 1466 durch den zweiten Thorner Frieden: Westpreußen fiel an Polen und der Hochmeister behielt nur Ostpreußen als polnischer Vasall.

Der Orden in Livland wahrte zwar seine deutsche reichsunmittelbare Selbständigkeit Polen gegenüber, doch die alten Feinde im Lande, die Prälaten mit ihren Vasallen und die Stadt Riga erhoben sich nun wieder, die politische Lage ausnutzend. Zwar kam es 1452 zu einer wichtigen Vereinbarung im Vertrage von Kirchholm, durch den Riga sowohl dem Erzbischof als dem Ordensmeister huldigen mußte, was jedoch nicht dauernden Frieden brachte. Von neuem brach die Fehde aus und 1484 kam es zu einer abermaligen Zerstörung der Rigaschen Ordensburg durch die Städter, während die Ordenstruppen wiederum viele Stiftsburgen einnahmen.

Nach weiteren Kämpfen ward endlich 1492 der Kirchholmer Vertrag wiederhergestellt und der unglückliche Bürgerkrieg, der mit Unterbrechungen fast zwei Jahrhunderte gedauert hatte, fand nun sein Ende.

Im Innern des Ordens hatte der alte Gegensatz der Hochdeutschen und Niederdeutschen in Livland mißliche Folgen. Es bildeten sich seit Anfang des 15. Jahrhunderts zwei Parteien, die der Rheinländer (als von fränkischem Stamme hochdeutsch) und der Westphalen (Niedersachsen), eine Spaltung, die zur Schwächung des Landes beitrug. Das erschwerte den Kampf gegen die Ränke der Prälaten, die beständig nach Erweiterung ihrer Macht und ihres Ansehens strebten, während doch dem Orden, dazu berufen, das gesamte Land zu beschützen, naturgemäß auch dessen Herrschaft gebührte, um seine Aufgaben nach außen erfüllen zu können, die immer schwieriger sich gestalteten.

Den vierten Hauptabschnitt unsrer Geschichte, und zwar den letzten der sogenannten angestammten Zeit, erfüllen die großen, weltbewegenden Ideen der Reformation. Ihr Sieg brachte dem Lande zwar die Freiheit des evangelischen Christentums, zugleich aber den unvermeidlichen Zerfall Altlivlands in 7 Teile. Nachteilig für Livland mußte die Erschließung Afrikas und die Entdeckung Amerikas werden, wodurch dem Welthandel ganz neue Gebiete gewiesen wurden, und die Hansa und deren Handelsbeziehungen auf der Ostsee verloren an Bedeutung. Die bis dahin unter dem Mongolenjoche schmachtenden russischen Teilfürsten hatten dieses Joch endlich abgeschüttelt und das geeinigte Rußland begann nun für Livland gefährlich zu werden. Die römische Curie unterstützte zwar den Orden gegen die schismatischen Russen, doch ohne die Festigung Livlands im Innern hätten die glänzenden Siege des Ordensmeisters Plettenberg nicht stattfinden können. Zunächst leuchtet uns um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts seine kraftvolle Gestalt entgegen, der ein festes Regiment nach innen und außen zu führen verstand und dem vielgeplagten Lande zu neuer Blüte verhalf.

Der weise und gerechte Meister stellte im Jahre 1525 eine Urkunde zum Schutze der Verkündigung des reinen Wortes Gottes aus, wodurch er die dem Erzbischof entfremdete Stadt Riga für sich gewann und die Reformation im ganzen Lande stützte.

In demselben Jahre wurde durch Luthers unmittelbaren Einfluß der von Polen abhängige östliche Rest des preußischen Deutschordenslandes in ein weltliches polnisches Lehnsherzogtum verwandelt mit dem letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg als Herzog von Preußen. Plettenberg folgte diesem Beispiel nicht, weil er der Ansicht war, das selbständige Livland gegen alle äußeren Feinde nicht halten zu können ohne den Zuzug von Ordensrittern aus Deutschland, der alsdann aufgehört hätte.

Nachdem der Orden in Preußen sich aufgelöst hatte, kam der livländische Meister in unmittelbare Beziehungen zum Deutschen Reiche und erhielt 1530 von Kaiser Karl V. zu Augsburg förmlich die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Bis 1535 hat Plettenberg als Ordensmeister zunächst das Ordensgebiet Livlands verwaltet, stand jedoch in führender Stellung an der Spitze des Gesamtlandes, in dem die Reformation, zu deren Erstlingen Livland gehörte, sich immer mehr festigte.

Vielen erscheint jene Zeit unverständlich durch den Widerspruch, daß ein so großes, nur aus mittelalterlichen geistlichen Herrschaften bestehendes Land für die Lichtstrahlen aus Wittenberg so zugänglich sein konnte. Der tiefgehende Gegensatz zwischen dem Orden und den Prälaten war dem raschen Eingang der Reformation günstig und die verhängnisvollen inneren Zwiste hatten wenigstens diese gute Folge. Die weitere, ungestörte Entwicklung der Reformation findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß in der abendländischen Christenheit noch lange nach den Ereignissen von 1517 in Wittenberg und dem Reichstage von 1521 zu Worms die Hoffnung auf eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern bestand. Erst die unheilvollen Beschlüsse des 1545 eröffneten Tridentiner Konzils vereitelten immer mehr die Erfüllung solcher Hoffnung. Zwar fand der Schluß des Konzils erst 1563 statt, doch schon um 1560 war die Spaltung der abendländischen Kirche entschieden und ihre traurigen Folgen bis auf unsere Tage begannen sich zu zeigen. Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 war bereits unter dem Gesichtspunkte einer bleibenden Scheidung zustande gekommen.

Nicht äußere Feinde, nicht innere Zwistigkeiten hätten Altlivlands Stellung erschüttert, wenn nicht das geistliche Staatengebilde in einem evangelischen Lande als Haus ohne Fundament

selbstverständlich hätte zusammenfallen müssen. Wie im Westen Europas der Zwiespalt, den die befreiende Reformation in der Politik hervorrief, so mußten auch Ursachen gleicher Art in Livland auf lange hinaus bestimmenden Einfluß auf unsre Entwicklung ausüben. Die politische Zersplitterung war hier das Ergebnis großer, zeitbewegender Ideen, denen die einzelnen geistlichen Staaten zum Opfer fielen. Ungerecht sind die oft wiederholten Selbstanklagen in damaliger und späterer Zeit. Es fehlte eben ein Kristallisationspunkt für den Einheitsstaat, da niemand eine genügende Autorität im Lande ausüben konnte und das damals schon so machtlose Deutsche Reich seinen Besitz zu schützen nicht in der Lage war. Da auch keiner der Nachbarstaaten stark genug war, den ganzen Besitz einzunehmen und gegen die andern zu halten, so mußte der Zerfall eintreten.

Die Auflösung Altlivlands im Jahre 1562 in 7 Teile, von denen nur zwei selbständig blieben, bezeichnet den Beginn des fünften Hauptabschnitts der Geschichte unsrer Heimat.

1) Seine volle reichsunmittelbare Selbständigkeit behielt oder richtiger erlangte nach dem Aufhören der Herrschaft des Ordensmeisters und Erzbischofs nur die Stadt Riga. Eine Bestätigung ihrer Rechte erteilte ihr Kaiser Maximilian II. am 9. April 1576. Diese Freiheitszeit, in der Riga auch seine eigenen Münzen geprägt hat, dauerte jedoch nur bis 1582. Von da an teilt Riga die Schicksale Livlands im engeren Sinne, zunächst unter polnischer Schutzherrschaft.
2) Das ganze livländische Deutschordensland südlich der Düna erhielt der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler unter polnischer Lehnsoberhoheit mit dem Titel „In Livland Herzog von Kurland und Semgallen". Dieses Herzogtum bestand, deutsch und evangelisch, bis 1795.
3) Den größten Teil des Ordenslandes nördlich von der Düna nahm der König von Polen in Besitz. Nach dem 1563 erfolgten Tode des letzten Erzbischofs von Riga, des Markgrafen Wilhelms von Brandenburg, Bruder Herzog Albrechts von Preußen, setzten sich die Polen durch Gefangennahme des erzbischöflichen Koadjutors, Herzog Christoph von Mecklenburg, auch in den Besitz des ganzen großen Erzstifts, das 1566 förmlich aufgehoben ward. Diese Besitzungen behielt Polen

nur bis 1621, das sogenannte „Polnisch-Livland" jedoch bis 1772.

4) Die nördlichsten Landschaften Livlands: Harrien, Wierland und Jerwen unterwarfen sich 1561 als Herzogtum Estland dem Könige von Schweden, der 1583 die Wiek, 1621 Livland bis zur Düna und 1645 auch die Insel Oesel erwarb, sowie 1660 die Insel Runö.

5) Das Stift Kurland-Pilten und das Stift Oesel-Wiek kaufte 1559 König Friedrich II. von Dänemark für seinen Bruder, den Herzog Magnus von Holstein, der sich seit 1570 König von Livland nannte. Das Oeselsche Ordensland hatte Dänemark 1564 erworben und nach dem Tode des Herzogs Magnus 1583 fiel sein Land an Dänemark, das Oesel zwar bis 1645 behielt, das Stift Pilten jedoch 1585 an Polen verkaufte, von dem es Preußen 1585—1617 pfändete.

6) Die Russen hielten Wierland bis 1581 und das Stift Dorpat bis 1582 besetzt, dann kam ersteres an Schweden, letzteres an Polen.

7) Der Herzog von Preußen pfändete 1560 die Burg und das Amt Grobin mit dem Seehafen von Libau, und 1609 erhielt die Prinzessin Sophie von Preußen diesen Besitz als Brautschatz bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm von Kurland.

Es könnte noch als achter Teil das damals sehr große Schloßgebiet von Neuenburg gerechnet werden, das seit der Auflösung des Deutschen Ordens in Livland am 15. März 1562 der bisherige Komtur von Doblen, Thies von der Recke, als vom Herzog von Kurland unabhängiges Land, bis zu seinem Tode besaß.

Für den nun folgenden fünften Hauptabschnitt läßt sich, da das alte Livland in so viele Teile, die noch dazu ganz oder teilweise in dieser Zeit ihre Herren wechselten, kein allgemeiner Gesichtspunkt aufstellen, wohl aber für das größte Gebiet, Livland im engeren Sinne, das 60 Jahre zu Polen gehört hat. Es waren die traurigen Zeiten der Gegenreformation, die über das Land und die Stadt Riga ihre Schatten warfen.

Nicht einmal den übernommenen Schutz gegen äußere Feinde gewährte das polnische Regiment, denn ungehindert plünderten und

verwüsteten die Moskowiter und Tataren Iwan des Grausamen Livland, dessen alte Residenz Wenden 1577 zerstört wurde.

Die Kriege zwischen Polen und Schweden wurden mit wechselndem Glück auf livländischem Boden ausgefochten und waren das Vorspiel des dreißigjährigen Krieges, denn die konfessionelle Frage trat dabei immer mehr in den Vordergrund, hier wie in den politischen Verhältnissen im Westen Europas. Es war die Zeit der entsetzlichen Religionskriege, die namentlich in Frankreich vor und nach der Bartholomäusnacht von 1572 wüteten und furchtbares Elend allenthalben verbreiteten.

Eine Folge des Tridentiner Konzils war die Bekämpfung der Reformation in ganz Europa. An der Spitze dieser schlimmen Bewegung stand der schon 1534 gestiftete Jesuitenorden, der nach Anerkennung der polnischen Schutzherrschaft seitens der Stadt Riga 1582 — trotz zugesagter Glaubensfreiheit — sich in Livland eindrängte und unter polnischem Regiment seine unheilvolle Tätigkeit entfaltete.

Die äußere Veranlassung zu Tumulten in Riga gab der Streit um die Kalenderreform, der eine böse Aktion gegen die Evangelischen und Deutschen, die als Transmariner entfernt werden sollten, entfesselte. Trotz der Versprechungen in Bezug auf evangelischen Glauben, deutsche Sprache und eigenes Recht im Privileg Sigismund Augusts bei der Unterwerfung Livlands, wurde aller Fortschritt auf geistigem und materiellem Gebiet im ganzen Lande gehemmt und sogar der undeutschen Landbevölkerung das Evangelium zu predigen untersagt und andere Rechtsbrüche seitens der neuen Schutzherren verübt.

Auch im eigenen Lande wurde von den Polen die ziemlich weit verbreitete evangelische Lehre nicht minder rücksichtslos verfolgt, so daß für Livland keine Hoffnung auf bessere Zeiten vorhanden zu sein schien.

In Riga beschuldigte die Bürgerpartei die Ratsherren des Einverständnisses mit den Stadt und Land vergewaltigenden polnischen Beamten und Jesuiten. Die Ratsherren Tastius und Welling wurden ergriffen und 1586 hingerichtet. Die Häupter derer, die das Volk zu diesen Ausschreitungen aufgereizt hatten, fielen 1589 als Sühne für die Blutschuld.

Im Gegensatz hierzu genossen Kurland unter seinen evangelisch-deutschen Herzögen, sowie Estland unter seinen evangelischen Schwedenkönigen ungleich günstigere Zeiten friedlicher Entwicklung, die fast in ganz Europa um jene Zeit den evangelischen Christen versagt war. Überall rangen diese schwer um ihre Existenz. — In England mußte 1587 das Haupt der Königin Maria Stuart fallen und 1588 die spanische Armada zerstört werden, um die evangelische Lehre vor der Vernichtung zu retten, der sie im unglücklichen Spanien durch die Justizmorde der Inquisition verfiel. In Frankreich erteilte endlich 1598 nach den entsetzlichsten Religionskriegen König Heinrich IV. das Edikt von Nantes, das den Evangelischen Glaubensfreiheit gewährte.

Die in Livland fast hoffnungslos ringenden Evangelischen hätten aus eigener Kraft sich schwerlich halten können, wenn nicht von außen, vom germanischen Brudervolke, den Schweden, ihnen tatkräftige Hülfe zuteil geworden wäre. Karl IX. eroberte von Estland 1600 ganz Livland, außer Riga, verlor aber das Land in den Jahren 1601 und 1602. Die Erfolge des Jahres 1605 endeten mit der Niederlage bei Kirchholm und 1609 verließen die Schweden Livland zwar, doch mußten die Polen mit dem schwedischen Nachbarn in Estland rechnen. Erst dem Sohn und Nachfolger Karls IX., dem „Löwen aus Mitternacht" gelang es seines Vaters Werk in Livland zu vollenden und es folgt als *sechster Hauptabschnitt* das *schwedische Jahrhundert* von 1621—1721, in dem hier, ebenso wie weit später in Deutschland, nach hartem Streit der Sieg des Evangeliums sich festigte.

Da Gustav Adolf zuerst Livland befreit hat, bevor er sich nach Deutschland einschiffte, so konnten Livländer dort mitkämpfen für die teure evangelische Sache, und Livland diente als Kornkammer, um dort das schwedische Heer zu erhalten. Sehr zahlreich sind die livländischen Namen im schwedischen Heere jener großen Zeit, bis zu den höchsten Stellen hinauf. Ein geborener Livländer war der Feldmarschall Hermann Wrangel, Vater des Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel, der als Nachfolger Leonard Torstensons Oberkommandierender der schwedischen Armee in Deutschland wurde. Damals hat nicht bloß die Weltgeschichte Livlands Geschicke bestimmt, sondern von hier aus ward der Gang der Ereignisse in einer kritischen Zeit mitbeeinflußt.

Unter dem Schutze des damals übermächtigen Schwedenreiches blühte nun Livland auf, sein religiöses Leben (Kirchenverfassung), sein Rechtsleben und seine Gerichtsverfassung (Hofgericht, Landgerichte und Ordnungsgerichte), sein Schulwesen (Gründung der deutschen Universität Dorpat durch Gustav Adolf) und alle Zweige der Verwaltung und des öffentlichen Lebens fanden unter schwedischem Regiment segensreiche Förderung, während unter polnischem Druck Hemmung und Zerstörung stattgefunden hatte.

An diesem Aufschwung konnten die 3 livländischen Kreise von Dünaburg, Rositten und Ludsen, das seit jener Zeit sogen. Polnisch-Livland, nicht teilnehmen, denn auf sie hatte Gustav verzichtet, um den Krieg mit Polen in Livland beenden zu können, weil er nach Deutschland mußte, um dort sein großes Lebenswerk zu vollenden, das er mit seinem zu frühen Heldentode besiegelt hat.

Auch die Königin Christina hat manche Verdienste um die Entwicklung des livländischen Landesstaates (Begründung des Landratskollegii 1643) und Livland genoß eine Friedenszeit, die nur während der kurzen, aber kriegerischen Regierung Karls X. Gustav (Belagerung Rigas 1656) unterbrochen ward.

Dem segensreichen Regime und der guten Fortführung des Schwedenregiments entsprach sein Ende in mancher Hinsicht nicht, denn Willkür hemmte das weitere Gedeihen des Landes. Der von Ludwig XIV. inaugurierte sogenannte aufgeklärte Despotismus hatte auch in Schweden Schule gemacht.

Verhängnisvoll wurde für die letzte Zeit des schwedischen Jahrhunderts die ungerechte Güterreduktion Karls XI. in Livland. Sie war ein schriller Mißton in einer sonst so harmonischen Entwicklung. Die markige Gestalt des für die Rechte seines Vaterlandes so unerschrocken streitenden Johann Reinhold von Patkul steht um die Wende des Jahrhunderts im Mittelpunkt der Ereignisse bis zu seinem tragischen Ende am 29. (30.) September, 10. Oktober n. St. 1707.

Der Nordische Krieg bildet für Livland den Beginn des *siebenten Hauptabschnitts* seiner Geschichte. Furchtbar wurde das von Karl XII. schlecht verteidigte Land verwüstet und Riga 1710 von Peter d. Gr. eingenommen. Im Nystädter Frieden kamen 1721 Livland mit Oesel und Estland an das russische Reich. Den neuerworbenen Landschaften wurde das evangelisch-

augsburgische Bekenntnis, die deutsche Sprache im öffentlichen Leben und das eigene Recht und Gerichtswesen mit weitgehender Selbstverwaltung vom Zaren für sich u' seine Rechtsnachfolger für ewige Zeiten garantiert.

Nachdem 1772 Polnisch-Livland und 1795 das Herzogtum Kurland-Semgallen, sowie das Stift Kurland-Pilten auch an das russische Reich gekommen waren, vereinigte dieses unter seinem mächtigen Schutz, nach einer Zersplitterung von 233 Jahren, das ganze bedeutende Gebiet des alten Livlands, doch der gemeinsame Name „Livland" war nicht mehr gebräuchlich und lautet nun „Ostseeprovinzen" oder „Baltische Provinzen", Bezeichnungen, die nicht typisch für das Gesamtland sind, da rings um die Ostsee herum mehrere Reiche Provinzen am Baltischen Meere besitzen!

Der siebente Hauptabschnitt der Landesgeschichte füllt das sogenannte philosophische 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Diese Zeit gewährte eine ruhige, stetige Entwicklung, denn seit Karls XII. Zeit bis Napoleons betrat kein feindlicher Fuß die Grenzen unsrer engeren Heimat. — Die großen Ideen jener Zeit, die in den Köpfen der Vertreter der damaligen Bildung sich regten und eine humane Neugestaltung aller Lebensverhältnisse anstrebten, fanden auch in Livland theoretische und praktische Freunde.

Mitten im Schoße durchaus aristokratischer Einrichtungen und Verhältnisse entstanden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Livland, wie in Kurland und Estland menschenfreundliche Reformen zu gunsten der Bauern, die Verfassungen seitens einiger ihrer adeligen Gutsherren erhielten, wie in Ascheraden (1764), Linden-Birsgallen (1765), Kaltenbrunn und Rawaküll (1791), Kaudel (1801) und Essemäggi (um 1789), die bahnbrechende Bedeutung hatten.

Es folgten bald Bauerverordnungen für das ganze Land, so z. B. hat in Livland der Zustand der Leibeigenschaft auf Initiative der Ritterschaft bereits durch die Bauerverordnung von 1804 faktisch allgemein aufgehört, denn die Bauern erhielten durch sie feste Rechte gegenüber ihren Gutsherren. Die Aufhebung der Schollenpflichtigkeit und damit die volle Bauernbefreiung fand in Livland 1819, in Estland 1816 und in Kurland 1817 auf Initiative der betreffenden Ritterschaften statt, und zwar ein halbes

Jahrhundert vor dem gleichen Akt im übrigen Rußland, wo die Regierung dazu die Initiative ergriff. Die stetige Fortentwicklung dieser Reformen bezeichnen für Livland die Bauerverordnungen von 1849 und 1860 und die Landgemeindeordnung von 1866. Der Bauerlandverkauf wurde angeregt und ohne Zwangsenteignung waren in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits 90 pZt. des Bauerlandes in den Privatbesitz der Bauern übergegangen.

Die im Nystädter Frieden seitens des Zaren für ewige Zeiten garantierten Privilegien bildeten die Basis der so glücklichen Entwicklung unsrer engeren Heimat. Das deutsche Schulwesen und die im nordischen Kriege zugrunde gegangene deutsche Universität Dorpat, wiederbegründet 1799, eröffnet 1802, verbreiteten Bildung und Fortschritt im Lande und war von Bedeutung auch für das ganze weite russische Reich. Ein gewisses Verdienst um das hiesige Schulwesen hatten auch die Herrnhuter seit der Zeit des Grafen Zinzendorf († 1760), der Livland bereist hat.

Die Kodifikation der Gesetze (Kirchenrecht 1832, Provinzialrecht 1845 und 1864) gewährten Rechtssicherheit in unserem Landesstaate, dessen Landwirtschaft seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts durch Kreditinstitutionen gehoben ward. Es war eine längere schöne Zeit gegenseitigen Vertrauens der Regierung und der Regierten, die, trotz Verschiedenheit im Glauben, in der Sprache, in den Rechtsanschauungen und Sitten, doch bei gegenseitiger Achtung der Eigenart und vor allem gegenseitigem treuen Pflichtbewußtsein, eine Zeit war, in der alle einander halfen und förderten.

Dieser siebente Hauptabschnitt unsrer Geschichte kann somit als Zeit der ungestörten Entwicklung bezeichnet werden, denn trotz aller äußeren Kriege des Reiches, an denen die Söhne der Ostseeprovinzen stets mit Hingebung teilnahmen — 1812 war sogar der Oberkommandierende der russischen Armee ein Livländer —, konnte die Entfaltung der materiellen und intellektuellen Güter fortlaufend stattfinden und unsere engere Heimat hat Rußland und Deutschland so manchen bedeutenden Mann für verschiedene Zweige des öffentlichen Lebens geliefert.

Eine Störung dieses stetigen Wachstums fand erst statt, nachdem die nationalen und zugleich demokratisch-internationalen Ideen Westeuropas auch im Osten eindrangen.

Weniger die Ideale der französischen Revolution, als vielmehr der nationale Aufschwung Deutschlands, durch die Freiheitskriege entfacht, beeinflußten Rußland. Hier aber trat der nationale Gedanke in unheilvoller Verquickung mit den religiösen Vorstellungen auf. Es entstanden daher von vorn herein scharfe Gegensätze, die bisher unbekannt waren.

Den Beginn des achten Hauptabschnitts unsrer Landesgeschichte bezeichnet die Verordnung für die geistlichen Konsistorien vom 27. März 1841 (Sobran. XVI Nr. 14,409) und die Aufnahme ähnlicher Bestimmungen in das Strafgesetzbuch vom 15. August 1845 (Swod X), sowie die Ausdehnung dieser Gesetzgebung auf die Ostseeprovinzen entgegen den Stipulationen des Nystädter Friedenstraktats. Es war der Beginn einer Reihe von Rechtsbrüchen, verhängnisvoll für unsre Provinzen und nicht minder in ihrer Rückwirkung für das ganze Reich.

Die Veranlassung zu solchem Vorgehen gab die Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1830—32, wie es später die Bekämpfung desjenigen von 1864 in verstärkterem Maße darbot, und zwar durch die Entfesselung nationaler Leidenschaften, wodurch dann die stets loyalen Ostseeprovinzen, ungerecht verdächtigt, schwer mitzuleiden hatten.

In der trüben Zeit der vierziger Jahre fanden die ersten Massenkonversionen zur griechischen Kirche unter dem durch falsche Vorspiegelungen betörten Landvolke statt, das nach Erkenntnis des Irrtums nicht gut machen durfte, was es unüberlegt getan hatte. Eine Hungersnot hatte zur Verwirrung beigetragen und bekannt sind die Folgen jener religiös-nationalen Spannungen.

Die schlimmsten Jahre waren damals diejenigen, während denen E. A. Golowin als Generalgouverneur (März 1845 bis Januar 1848) an der Spitze der Verwaltung unsrer drei Provinzen stand. Eine Wendung zum Besseren bedeutete die Ernennung seines Nachfolgers, des Fürsten A. A. Suworow. Noch mehr Hoffnungen konnten die Bedrückten schöpfen, als der Kaiser Alexander II. am 18. Februar 1855 den Thron bestieg.

Nicht nur eine mildere Praxis in der Handhabung der konfessionellen Gesetze fand nun statt, sondern auch in der Gesetzgebung selbst gab der geheime Kabinetsbefehl vom 18. März 1865 das Recht, wenigstens in den Ostseeprovinzen, durch Aufhebung

des Reversalzwanges, Kinder aus Mischehen nach der Überzeugung der Eltern taufen und erziehen zu dürfen.

Die Hoffnung auf eine weitere günstige Fortentwicklung erwies sich als trügerisch, denn in Moskau entwickelte sich, eine Folge des Kampfes mit den revoltierenden Polen, eine weit über normale Ziele hinausschießende nationalistische religiös-politische Richtung. Uneingedenk dessen, daß Rußland kein westeuropäischer Nationalstaat ist, sondern ein ungeheures Weltreich, aus vielen Nationen bestehend, wurden die hier garnicht passenden westeuropäischen Nationalitätsprinzipien aufgestellt und alle nichtrussischen Nationen mußten auf ein verhängnisvolles Prokrustesbett.

Wie die Freiheit der einzelnen Menschen unbedingt nur bei der Achtung der Rechte der Mitmenschen durchführbar ist, so kann nationale Freiheit eines Volkes nur bei voller Achtung gleicher Rechte andrer Nationen sich gesund entwickeln. Selbst kleine nationale Minoritäten zu mißachten rächt sich früher oder später, wie wir das auch bei fast einheitlichen Nationalstaaten beobachten können.

Die Moskowiter wollten ein großes Reich, das den Frieden so vieler Völker unter einander und ihre glückliche Entwicklung zu fördern berufen ist, gewaltsam in einen engen Nationalstaat umbilden. Jury Samarin gab durch seine seit 1868 erschienenen Veröffentlichungen über die russischen Grenzmarken (окраины Россіи) den Impuls zu dieser Richtung und namentlich auch zum verstärkten Hasse gegen die Deutschen, beeinflußt durch das Aufblühen Deutschlands. Diese nationalistischen Ideen griffen als Panslavismus noch weit über die Grenzen des Reiches hinaus.

In Petersburg war man sich dessen noch bewußt, was die allezeit kaisertreuen Deutschen der Ostseeprovinzen bedeuteten, aber die Moskowiter gewannen immer mehr Einfluß auf die leitenden Kreise, und nachdem Alexander III. am 1. März 1881 zur Regierung kam, begann in religiöser, nationaler und rechtlicher Hinsicht ein arger Rückschritt einzutreten, besonders seit dem Jahre 1885. Damals wurde, gerade 200 Jahre nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, der geheime Kabinetsbefehl von 1865 aufgehoben. Es folgte eine böse Zeit der Bedrückung, unter der insbesondere deutsche evangelische Seelsorger zu leiden hatten.

Bei diesen konfessionellen Angriffen waren es nicht äußere Einflüsse, die die Regierung leiteten, sondern der Druck seitens der Panslavisten, denen die Kirchenfragen als Mittel zum Zweck dienten. Bei den nationalen und rechtlichen Nivellierungsmaßregeln jedoch waren es wiederum allgemeine, die Zeit beherrschende Ideen des Nationalstaates, die hier unzweckmäßig angewandt, die innere Politik des Reiches verwirrten.

Für die innere Geschäftsführung und die äußere Korrespondenz der Gerichtsbehörden in Liv-, Est- und Kurland schrieb der Allerhöchste Befehl vom 14. Sept. 1885 zu Fredensborg vor, die bisherige deutsche Sprache durch die im Lande nur wenig bekannte und den meisten nicht geläufige russische Sprache zu ersetzen, was arge Unzuträglichkeiten bei der richterlichen Tätigkeit hervorrief. Viele tüchtige einheimische Beamte, die außer der deutschen auch die estnische oder lettische Sprache beherrschten, konnten nicht mehr weiterdienen und wurden ersetzt durch landfremde Beamte, die weder die Sprachen, noch die Rechte, noch die Sitten des Landes kannten. Ihre Tätigkeit war dementsprechend äußerst mangelhaft.

Zugleich begann auch die Russifizierung der Schulen. Am 10. April 1887 wurde für den ganzen Dorpater Lehrbezirk der Beschluß des Ministerkomitees bestätigt, dem zufolge die russische Sprache als Unterrichtssprache in allen staatlichen Mittelschulen, ebenso wie in solchen, die von Städten oder Landschaften unterhalten wurden, eingeführt ward. Auch die Privatschulen und die deutsche Landesuniversität Dorpat wurden bald darauf russifiziert und damit von ihrer bisherigen Höhe gestürzt auf ein Niveau hinab, das unter dem der andern Universitäten des Reiches lag.

Die allertraurigsten Ergebnisse jener Maßregeln zeigte die russifizierte Landvolksschule. Sie wurde durch Anstellung gänzlich untauglicher und sittlich verkommener Lehrer derart demoralisiert, daß Erscheinungen der Verwilderung des ganzen Landes, wie sie 1905 grell hervortraten, kaum auffallen konnten.

Bereits 1878 ward die russische Städteordnung in den Ostseeprovinzen eingeführt und auch hier wurde nun die russische Geschäftssprache vorgeschrieben, was viele tüchtige Beamte zum Rücktritt zwang.

Bei der Polizeireform vom 1. September 1888 fand die Beseitigung der Ordnungsgerichte in Livland, der Hackengerichte

in Estland und der Hauptmannsgerichte in Kurland statt. Diese Behörden hatten die Landpolizei zu verwalten und waren zugleich niedere Kriminalinstanzen mit einer gewissen Strafkompetenz. Sie waren mit Landeswahlbeamten besetzt, die unter der Kontrolle der Landeskinder ihren Dienst treu verrichteten. Die Funktionen der Landpolizei ohne Strafkompetenzen erhielten nun ernannte, zum Teil landfremde Beamte, die nicht immer ihren Aufgaben gewachsen waren.

Die Justizreform vom 28. November 1889, durch die alle bisherigen höheren Gerichte mit Landeswahlbeamten aufgehoben und durch Neuschöpfungen nach russischem Muster mit fast durchweg neuen, ernannten Beamten ersetzt wurden, bedingte eine starke Auswanderung der deutschen Intelligenz und die Entwicklung des Landes ward dadurch empfindlich gehemmt.

In viele Zweige der Verwaltung begannen Willkür und Korruption einzudringen, wo sie ehedem unbekannt waren, so daß es im ganzen Lande unaufhaltsam rückwärts gehen mußte.

Die kirchlichen Verhältnisse, wie sie seit 1885 entwickelt wurden, boten jedoch das betrübendste Bild der Zerstörung und des Niederganges und die Verwilderung des Volkes hat sich 20 Jahre später folgerichtig zuerst und am grellsten auf kirchlichem Gebiet zeigen müssen.

Seinerzeit benutzten die Panslavisten für ihre nationalen Träumereien die Kirchenfragen als Mittel zum Zweck. Die Sozialisten verpflanzten erst in den letzten Jahren von Westeuropa ihre uferlosen Phantasien hierher. Sie hatten nun die Möglichkeit, die vorher erzeugten Spannungen und Verwirrungen, sowohl auf kirchlichem wie auf nationalen Gebieten, für ihre Zwecke zur Aufwiegelung der Volksmassen zu benutzen, und sie taten es sehr systematisch und zwar mit einem Erfolge, der den, dem die Vorgeschichte des Landes nicht bekannt war, in Erstaunen setzen mußte.

Unruhen aller Art, zahlreiche Morde und die Niederbrennung von weit über 200 größeren Gütern im Herbst 1905 bilden den Wendepunkt und Abschluß des achten Hauptabschnitts der Landesgeschichte. Die Staatsregierung erkannte nun endlich den vollen Ernst der Lage und ist eingeschritten und hat den offenen Aufruhr gegen die Regierung niedergeworfen und der Wiederkehr geordneter Verhältnisse den Weg geebnet.

Nun steht das Land am Beginn eines neuen, des neunten Hauptabschnitts seiner Geschichte. Veränderungen einschneidenster Art auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens stehen uns bevor und vollziehen sich bereits. Ein Urteil hierüber zu fällen ist es noch lange nicht an der Zeit. Entsetzliches hat das Land erlebt und krankt noch schwer an den Nachwehen, aber einige Lichtblicke in die Zukunft sind nicht zu verkennen. Vor allem kann sich das Deutschtum wieder freier entfalten und seine Kulturaufgaben zum Nutzen des Landes, sowie zum Nutzen des großen Reiches, das dem Lande Schutz und Schirm zu bieten bestimmt ist, erfüllen.

Durch die kaiserlichen Manifeste vom 17. April und vom 17. Oktober 1905 ist die konfessionelle Freiheit in der Hauptsache verbürgt und damit der Nystädter Friedenstraktat in seinem Hauptpunkte wiederhergestellt.

Durch den 1. Punkt des Ukases vom 16. Mai 1906 wird die Unterrichtssprache freigegeben in allen den Schulen, die ohne Unterstützungen aus Mitteln der Krone, der Landschaften oder der Städte erhalten werden.

Nicht nur in den leitenden Kreisen der Staatsregierung ist das Vertrauen zur deutschen Gesinnungstreue wiedererwacht, nachdem sie in schwerer Zeit vollauf erprobt worden ist, sondern auch in weiteren Kreisen der russischen Gesellschaft beginnt die Erkenntnis Raum zu gewinnen, ein wie nützlicher Faktor im Leben des russischen Staates die Deutschen in Livland, Estland und Kurland stets waren und sind.

Ein freudiges Schaffen und Wirken aller besonneuen Elemente der Bevölkerung unsrer engeren Heimat ist die Folge der neuen Rechtsverleihungen und des wiedererwachten Vertrauens, und es sammeln sich alle wohlgesinnten Landeskinder zu gemeinsamer Arbeit für Wahrheit, Recht und ein menschenwürdiges Dasein.

Wie in früher Morgendämmerung liegt die Zukunft undeutlich vor uns — möge sie nach so schweren Zeiten sich wieder lichtvoll gestalten.

* * *

Die hier gegebene neue Einteilung unſrer livländiſchen Geſchichte weicht von der bisher üblichen ab und ergibt ſich aus der Betrachtung der Landesgeſchichte unter dem Geſichtspunkte der allgemeinen Geſchichte. Nur überſichtlich iſt der Zuſammenhang dieſer Landesgeſchichte mit dem Geiſte der Weltgeſchichte angedeutet, was ſich zwar weit ausführlicher ausarbeiten ließe, doch dürfte das hier Dargebotene genügen, um die neue Einteilung zu begründen und deren Geſichtspunkte zu veranſchaulichen. Manches falſche und zu harte Urteil, das eine zu enge Betrachtung der Ereigniſſe hervorrufen kann, wird ſich klären und mildern, wenn wir es in der Beleuchtung der Zeitverhältniſſe betrachten, um verſtändnisvoller und pietätvoller die Taten unſrer Vorfahren zu würdigen.

Rasse, Überlieferung und Individuum*.

Von

Adolf Harnack,

Professor und Generaldirektor der königl. Bibliothek in Berlin.

Das Gewebe der Geschichte kommt durch die Kreuzungen vieler Fäden zustande; aber sie lassen sich alle auf drei Stränge reduzieren. Die Rasse stellt den ersten Strang dar. Wie der Charakter des einzelnen in geschlossenen und festen Grenzen liegt und sich auf der gegebenen Basis als Pyramide wohl nach oben oder unten, nicht aber außerhalb seiner Linien zu entwickeln vermag, so ist auch die Rasse eine in sich geschlossene Größe. Die physische und psychische Veranlagung ist auch hier unveränderlich oder vielmehr — sie ist nur durch Rassenkreuzung zu verändern. So bleibt — wenigstens soweit unsere Kenntnisse nach rückwärts und vorwärts reichen — der ungekreuzte Neger ein Neger, der Weiße ein Weißer, und die Farbe ist dabei nur ein untergeordnetes Unterscheidungsmerkmal — die Hauptunterschiede sind ungleich bedeutendere. Der flüchtige Blick auf die Geschichte zeigt das.

Die Rasse samt den zu ihr gehörigen elementaren Bedingungen der Sonne und des Bodens, der „Futtermenge" und des „Futterplatzes" bestimmt die Geschichte; aber der nächste Blick belehrt, daß die Rasse einen mächtigen Rivalen hat. Das ist die Überlieferung. Ich fasse unter diesem Begriff alles zusammen, was sich aus der geistigen Veranlagung und

*) Übernommen aus der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 25. Dez. 1907. — Auch wer nicht mit allen Ausführungen und Schlußfolgerungen übereinstimmen kann (wie z. B. über die Juden), wird die geistreiche Abhandlung sicherlich mit hohem Interesse lesen und ihr viele Anregung zu verdanken haben.

der Arbeit der einzelnen Völker ergibt. Wie das Ergebnis letztlich zuſtande kommen mag — es wird in der Geſchichte zu einem emanzipierten und ſelbſtändigen Faktor von eminenter Bedeutung. Alles, was unter den Begriff der Ziviliſation und Kultur fällt, gehört hierher: Religion, Sittlichkeit, Sitte, Wiſſenſchaft, Bildung, Organiſation, Verfaſſung, Gewerbe und Kunſt. Erſt in ihnen erhalten die Völker ihr Gepräge, und je reicher und ſicherer ſich dieſe Größen entwickeln, um ſo beſtimmender werden ſie. Sie wirken zuletzt faſt mit der Kraft von Naturgeſetzen und zwingen den einzelnen mit ſanfter oder mit erdrückender Gewalt, ſich ihnen zu unterwerfen. Im Unterſchied aber von der Raſſe gilt von dieſem Faktor, daß er in gewiſſem Maße übertragbar iſt. Er iſt beweglich und vermag auf verſchiedene Weiſe von einem Volk auf das andere überzugehen, — durch Erziehung, durch Plagiat und ſogar durch Zwang.

Der dritte Strang in der Geſchichte iſt durch die Individuen bezeichnet. Es iſt nicht gelungen und wird nie gelingen, ſie einfach als die Exponenten von Raſſe und Überlieferung aufzufaſſen. Wer ſie zu eliminieren ſucht, vergewaltigt die Tatſachen der Geſchichte. In Abſtufungen von ſolchen Heroen ab, deren Eigenart und Willenskraft wie eine Offenbarung oder wie eine neue Naturkraft wirkt, bis zu jenen Individualitäten, die nur eine ſchwache perſönliche Note beſitzen, treten ſie fort und fort und bei allen Völkern in der Geſchichte auf. Sie ſchaffen nicht nur das geſchichtliche Relief, ſondern bewirken auch die größten Fortſchritte in der Geſchichte. Ihre Kraft iſt nicht übertragbar; aber ſie haben die Fähigkeit, neue Bahnen anzuweiſen und die Menſchen zu entzünden und emporzuheben.

Der Hiſtoriker, welcher Weltgeſchichte zu erzählen hat, ſoll ſeine Aufmerkſamkeit gleichmäßig dieſen drei Hauptfaktoren zuwenden, und ebenſo muß ſie der Politiker gleichmäßig berückſichtigen, der den Fortſchritt der Entwicklung befördern will. Gleichmäßig — das wird freilich ſtets eine ideale Forderung bleiben. Solange nicht der perſonifizierte Weltgeiſt Geſchichte ſchreiben wird, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut, werden wir ſtets phyſiokratiſche, politiſche und „Heroen"-Geſchichtſchreiber haben. Die Marx und Buckle werden ſo wenig ausſterben wie die Thukidides und Ranke und wiederum die Carlyle und Treitſchke.

In Bezug auf die phyſiokratiſche Geſchichtſchreibung laſſen ſich zwei Hauptrichtungen unterſcheiden, nämlich die, welche mit der Raſſe als dem Hauptfaktor operiert, und die, welche die ökonomiſchen Bedingungen zugrunde legt. In der letzteren aber bahnt ſich, wenn nicht alles täuſcht, zur Zeit ein Umſchwung an. Wer die geſchichtlichen Unterſuchungen und Darſtellungen von Max Weber, aber auch von Sombart ſtudiert, wird erkennen, in welchem Umfange die rein ökonomiſche Betrachtung durch die Anerkennung der Bedeutung der idealen Mächte als Faktoren der Bewegung bereits eingeſchränkt wird. Univerſaler können große geſchichtliche Probleme nicht behandelt werden, als der Urſprung des modernen Kapitalismus in der Beleuchtung, die ihm Weber gegeben hat.

Man kann leider nicht ſagen, daß die Raſſenhiſtoriker zur Zeit eine ähnliche Katharſis durchmachen. Verſchiedene, ganz disparate Linien haben in ſeltſamer Kombination dazu geführt, die Raſſentheorie in der Geſchichtsbetrachtung heute für viele in den Vordergrund zu ſchieben. Die moderne Vererbungstheorie, nationaler oder „völkiſcher" Chauvinismus und die Impulſe, die von einigen geiſtreichen, aber etwas unklaren Raſſephiloſophen ausgegangen ſind, haben ſich vereinigt, um uns die Raſſentheorie als den wichtigſten, ja den einzigen Schlüſſel zum Verſtändnis der Weltgeſchichte anzubieten. Gut, wenn es ſich nur um ein wiſſenſchaftliches Angebot handeln würde! Allein ſie ſchmieden dieſen Schlüſſel auch zu einer furchtbaren Waffe im Kampfe um, rücken mit ihr den wichtigſten politiſchen Problemen und Aufgaben auf den Leib und ſchwingen ſie mit jenem Fanatismus, wie er ſonſt nur religiöſen Eiferern eignet. Humanität und Weltbürgertum finden nur noch ein verächtliches Lächeln; dieſe Ideale unſrer Großväter und Väter ſollen zum alten Eiſen geworfen werden!

Demgegenüber kann kurz und bündig gezeigt werden, wie fragwürdig die ganze Theorie vor allem für europäiſche Verhältniſſe erſcheint und wie unverſtändlich und unſittlich es über eine beſtimmte Grenze hinaus iſt, praktiſche Politik auf ſie zu gründen. Die entſcheidenden Sätze der Kritik ſeien vorangeſtellt:

Erſtlich — innerhalb des europäiſchen Kulturgebiets laſſen ſich verſchiedene „Raſſen" nur ſehr unſicher unterſcheiden; faſt

überall haben wir es mit fließenden Grenzen zu tun und auch die Kerne ſind nicht feſte Kerne;

zweitens — ſelbſt wenn wir die Raſſen ſicherer abgrenzen könnten, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit unterſcheiden, was der Raſſe gebührt und was der Überlieferung, d. h. der Geſchichte, welche die „Raſſe" durchlebt hat;

drittens — auch wenn es gelänge, das, was der Raſſe als ſolcher gebührt, mit genügender Beſtimmtheit zu erkennen, wäre es unverſtändig und unſittlich, die Raſſe als Raſſe zu bekämpfen, ſtatt ſie, wo ſie ein ungefüges und ſtörendes Element darſtellt, durch geduldige Erziehung in die eigene Geſchichte hinüberzuführen oder ſie durch Konnubium allmählich aufzulöſen, oder ſie, im äußerſten Falle, ſoweit zu beſchränken, als es die Erhaltung des eigenen Staates verlangt und der Stand der gewonnenen Kultur (das heißt die ſogenannten Menſchenrechte) es zuläßt.

Den erſten Punkt anlangend, ſo iſt die Unterſcheidung von Romanen, Germanen und Slaven — doch auch an die Kelten iſt zu erinnern — weder einfach nach den Staatsgebieten noch nach den Sprachen zu vollziehen. Die Nordfranzoſen ſind ein Gemiſch von Kelten, Romanen und Germanen, die Norditaliener von den beiden letzteren, die Süditalieuer haben einen griechiſchen, normannſchen und in Sizilien auch einen arabiſchen Einſchlag; die Bewohner des nordöſtlichen Deutſchland ſind ein Gemiſch von Slaven und Germanen, die des ſüdöſtlichen Deutſchland von Kelten, Germanen und Romanen uſw. Dieſe Tatſachen ſind jedermann bekannt; wer vermag über die Grade der Miſchung etwas haltbares zu ſagen, von dem zu ſchwelgen, was noch hinter dieſen Miſchungen ruhen mag und ſicher ruht? Unter ſolchen Umſtänden beſtimmte Eigenſchaften dieſes oder jenes europäiſchen Kulturvolkes ausſchließlich oder auch nur zum größten Teil auf die keltiſche oder romaniſche oder ſlaviſche oder germaniſche Raſſe mit Zuverſicht zurückzuführen oder gar einen einzelnen als reinen Romanen uſw. in Anſpruch zu nehmen — körperliche Merkmale täuſchen oft ſehr — iſt die pure Willkür. Das einzige, was ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten läßt, iſt, daß Miſchungen innerhalb der indo-germaniſchen Raſſe für die fortſchreitende Entwicklung nicht nur nicht ſchädlich, ſondern nützlich geweſen ſind. Aber die Semiten? Die Juden? Gewiß haben ſie einen beſonderen, aus-

geprägten Typus, aber ob ſie dieſen ausſchließlich oder auch nur zum größten Teil ihrer Raſſe verdanken, das iſt ſehr fraglich; denn erſtens iſt er nur für den oberflächlichen Blick eindeutig — wie verſchiedene und welch große Individualitäten hat dieſes Volk hervorgebracht! — ſondern lehrt die Geſchichte des Judentums in den fünfhundert Jahren zwiſchen Alexander dem Großen und dem Ende des zweiten Jahrhunderts, daß dieſes Volk einſt eine ſehr bedeutende Propaganda gemacht und überall fremdes Blut in ſich aufgenommen hat. Die Juden der römiſchen Kaiſerzeit waren vielleicht in höherem Maße eine geſchloſſene Religionsgemeinde, als ein Volk, und Übertritte ganzer Familien, ja Geſchlechter haben auch ſpäter noch in Aſien und Europa ſtattgefunden.

Zweitens — das, was wir Volks- und nationalen Typus nennen, iſt mindeſtens ebenſo ſehr durch die gemeinſam durchlebte Geſchichte wie durch die Raſſe hervorgebracht worden. Hier liegt der Hauptpunkt der ganzen Frage. In der Biologie ſtreiten ſich die Gelehrten über die Vererbungsmöglichkeit und Übertragbarkeit erworbener Eigenſchaften; im geiſtigen Leben kann darüber kein Streit ſein. An ein paar großen geſchichtlichen Beiſpielen kann man das illuſtrieren. Das, was uns als chineſiſcher Typus erſcheint und an ein paar hundert Millionen von Menſchen entgegentritt, iſt nicht Raſſeeigentümlichkeit, ſondern ein geſchichtlicher Erwerb, übertragen auf Völker von ſehr verſchiedenen Raſſen. Dieſe Stabilität und Gleichartigkeit, dieſe ſcheinbare Paſſivität, dieſer ſchweigende Gehorſam, dieſes völlige Zurücktreten des einzelnen hinter die Familie, dieſe Arbeitſamkeit, Reſignation und Aufopferung des Individuums — ſie ſind aus der Religion, der geſellſchaftlichen Gruppierung und Erziehung entſtanden und wirken doch wie eine Naturkraft! Aber eben weil ſie erworbene Eigenſchaften ſind, ſind ſie übertragbar und konnten auf ſo viele Völker übergehen. — Ein anderes Beiſpiel, das uns näher liegt: es hat ſich unzweifelhaft in den letzten zwei Jahrhunderten ein ruſſiſcher Typus gebildet, und es iſt nicht ſchwer, ſeine weſentlichen Merkmale anzugeben. Sicher iſt er kein Raſſetypus; ſind doch ſchon die Ruſſen ſelbſt ſtark mit mongoliſchen Elementen durchſetzt. Er iſt vielmehr ein geſchichtlicher Typus, entſtanden aus dem Zuſammenwirken der griechiſch-ruſſiſchen Religion, der ruſſiſchen Sprache

und des ruſſiſchen Staates. Wir ſehen, daß er in hohem Maße übertragbar iſt. Nach wenigen Generationen, ja manchmal bereits nach einigen Jahrzehnten ſtempelt er die Raſſen, die er erfaßt, um und unterwirft ſie ſeiner Eigenart. Aber wir haben in unſrer weſteuropäiſchen Geſchichte ein Beiſpiel, das uns ganz beſonders nahe liegt. Bald nach dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ging aus dem romaniſchen Genf eine religiöſe und politiſche Bewegung aus, die um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts faſt gleichzeitig nach Frankreich, England, Schottland und in die Niederlande drang. Dieſe Bewegung, der Calvinismus, ſchuf in kürzeſter Zeit nicht nur einen neuen religiös-ſittlichen, ſondern, mit ihm aufs engſte verbunden, auch einen neuen politiſchen, ſozialen und ökonomiſchen Typus von ausgeprägteſter Eigenart. In ihm verſchwanden die Unterſchiede des Südfranzoſen, des Nordfranzoſen, des Holländers, des Engländers und des Schotten; denn er erwies ſich ſtärker als ſie. Der weſteuropäiſche und mit ihm der amerikaniſche Calviniſt zeigt überall denſelben Stempel, und die, welche dieſen Stempel tragen, erſcheinen wie Glieder einer und derſelben Raſſe, mögen ſie nun Pfarrer in den Sevennen oder Bankiers in Wallſtreet ſein; denn auch nach Abſtreifung des ſpezifiſch religiöſen Elements bleibt der Typus weſentlich unverändert beſtehen. So gewaltig hat ein Individuum, hat Calvin gewirkt! Man kann geneigt ſein, ihn, was die Kraft und den Umfang ſeiner Wirkſamkeit betrifft, mit Confuzius zu vergleichen.

Dieſe entſcheidenden Beobachtungen legen die Annahme ſehr nahe, daß auch der jüdiſche Typus, wie er unter uns beſteht, viel weniger ein Raſſetypus iſt, als ein erworbener. Die Geſchichte, welche die Juden erlebt haben, dieſe größte Tragödie eines Volkes, hat in erſter Linie ihre Eigenart geſtaltet. Jedenfalls fehlt jedes Mittel, um zu unterſcheiden, was der Raſſe gebührt und was den geſchichtlichen Mächten.

Aber — und das war das dritte — ſelbſt wenn ſich eine ſolche Unterſcheidung vollziehen ließe, ſei es hier, ſei es in Bezug auf die Verſchiedenheiten von Deutſchen, Czechen, Polen, Italienern uſw., wäre es unverſtändig und unſittlich, den Wettkampf zwiſchen den Völkern als Raſſenkampf zu führen. Ich muß bemerken, daß ſchon das Wort „Raſſe“ in den Verbindungen, in denen es heute

vielfach gebraucht wird, inhuman und beleidigend lautet, als hätten wir es mit dem Tierreich zu tun. Was die „Raſſe“ bewirkt, das können wir weder ergründen noch durch zornige Worte verändern; darum dürfen wir in dem Wettkampfe wie der Geiſter ſo der Völker nur unſeren geſchichtlichen Erwerb einſetzen. Ihn ſollen wir mit allen loyalen Mitteln bewahren, ausbilden und verteidigen. Für ihn müſſen und dürfen wir ſtreiten, und wenn wir ihn über unſere eigenen Grenzen hinaus zur Anerkennung und zum Siege bringen, ſo iſt es ein rechtſchaffener Sieg und eine rechtſchaffene Eroberung; denn alles, was geſchichtlich erworben iſt, kann übertragen werden, und es ſoll ſich mit dem Erwerbe andrer meſſen, damit das Stärkſte und Beſte allmählich zu immer ausgebreiteter Herrſchaft kommt. Mag es ſich dann nach der unergründlichen Eigenart der verſchiedenen Völker aufs neue wieder modifizieren — das geiſtig Gemeinſame wird ſich ſtärker erweiſen, als alle durch die „Raſſe“ herbeigeführten Modifikationen, und allein in dieſer Gewißheit wurzelt die Hoffnung auf den Fortſchritt und die zunehmende geiſtige Einheit des Menſchengeſchlechts. Dieſe Hoffnung wird dagegen durch nichts anderes ſo ſicher niedergehalten, wie durch den Appell an die „Raſſeninſtinkte“ und die „Raſſenkämpfe“. Doppelt verwerflich aber ſind dieſe Kämpfe, wenn ſie zugleich im Namen der chriſtlichen Religion geführt werden ſollen; denn es iſt ein Hohn auf dieſe Religion, die von der Einheit des Menſchengeſchlechts ausgeht und ſich die Verbrüderung der Menſchheit zum Zweck geſetzt hat, ſie für Raſſenkämpfe zu mißbrauchen. Die Herabwürdigung, die ſie dadurch erfährt, kann durch nichts entſchuldigt werden — am wenigſten durch die Sorge für die Aufrechterhaltung der Religion, als bedürfe ſie eines ſolchen Schutzes. Ich geſtehe, daß es für mich auf dem ganzen ſozialpolitiſchen Gebiet keine widerwärtigere und empörendere Erſcheinung gibt, als den Fanatismus und die Heuchelei, welche die egoiſtiſchen Anſprüche auf Macht und Herrſchaft mit dem doppelten Tuch der Raſſe und der Religion zu decken ſucht. Das iſt noch viel ſchlimmer als ein Rückfall auf geſchichtliche Stufen, die längſt überwunden ſein ſollten; denn es geſchieht mit befleckten Gewiſſen und in der Regel wider beſſeres Wiſſen.

Unleugbar — die Geschichte hat mehr als einem der großen Staatsgebilde, die sie hervorgebracht, durch die Zusammenführung verschiedener Völker schwere Aufgaben des inneren Lebens gestellt; aber unlösbar und hoffnungslos sind sie nicht. Vor allem kann und soll der Staat selbst Gegenstand einer so freudigen und hohen Wertschätzung werden, daß sich ihm gegenüber die verschiedenen Stämme und Völker als eine Einheit fühlen und in der gemeinsamen Arbeit für ihn sich immer näher rücken. Unter dieser Voraussetzung mag sich der Wettbewerb, welches Volk dem Staate das geistige Gepräge in höherem Maße aufprägen soll, frei entfalten. Es nützt nichts, ihn niederzuhalten. Wenn jedes Volk wirklich nur seinen geschichtlichen Erwerb einsetzt und in diesem Sinne die Geister aufeinanderplatzen, so ist nichts einzuwenden. Dabei mag sich jeder Teil daran erinnern, daß sein Erwerb übertragbar ist und daß das Stärkere und Bessere sich sicher durchsetzen muß, wenn man nur Geduld übt und nicht durch Ungeduld die Erfolge in Frage stellt. Vor allem gilt es überall die Religion und die Sprache des Schwächeren zu respektieren und sich vor der Illusion zu hüten, als könne man durch Aufzwingung einer Sprache den nationalen Sinn ändern. Stets hat der Stärkere die Pflicht, der Schwächere das Recht, die fremde Sprache zu lernen — nicht umgekehrt, wie es so häufig aufgefaßt wird. Der Stärkere hat diese Pflicht, damit er der Stärkere bleibt, und der Schwächere hat das Recht, damit er nicht durch Zwang noch schwächer werde. Weiter, das Konnubium der verschiedenen Völker in einem Staate ist nicht nur nicht zu erschweren, sondern zu befördern. Wird dadurch die Bilanz des einen Volkes gegenüber dem andern ungünstiger, so geschieht das von Rechts wegen — auch auf diesem Wege soll das Stärkere sich durchsetzen und das Schwächere verschwinden. Endlich, der schlimmste Fall, es kann kommen, daß in der Geschichte eines großen Staates eines seiner Völker zeitweise sich dem Staatszwecke widersetzt oder als Gefahr für den Staat erscheint und also ungefüge wird. Auch dann ist nicht das Volk als Volk und ist nicht die „Rasse" zu stigmatisieren und anzugreifen, sondern die Repressalien haben sich lediglich gegen die tatsächlichen Erscheinungen zu richten, nicht weiter. Beschränkungen auch gewisser staatsbürgerlicher Rechte können in schwerer Notlage die Folge sein; denn höher als jede Verfassungsbestimmung steht

das, was der Staat zu ſeiner Exiſtenz und zu ſeinem Wohle bedarf; aber die Repreſſalien haben doch eine ſehr beſtimmte Grenze. Sie dürfen die ſittliche Kultur niemals verletzen, die in dieſem Staate bereits gewonnen iſt; denn jeder Rückſchritt hier iſt die ſchlimmſte Einbuße und rächt ſich an dem ganzen Staate.

Die großen Probleme, welche die Völkerpolitik ſtellt, kann man durch kein Zaubermittel beſeitigen; aber es iſt ſchon viel geſchehen, wenn ſie geklärt und vor Vergiftung geſchützt werden. Vergiftet aber werden ſie, wenn man dort mit dem Schlagwort der Raſſe operiert, wo es gilt, die Unterlegenheit durch ſittliche Kräfte zu erweiſen.

Leben.

Von

Eugenie Hirſchberg-Pucher.

Seht, das Leben winkt an allen Enden,
Grüßt uns froh und heiß aus Sonnenſtrahlen;
Grollend mahnt es uns aus Schikſalsqualen,
Lohnt und ſtraft mit nimmermüden Händen.

Die da licht und frei auf Höhen wohnen
Und ſich Herren aller Schätze wähnen —
Reich macht Freude, reicher machen Tränen,
Um die Trauer ranken noch ſich Kronen.

Wer ſich bückt, dem wird der Schatz zu eigen,
Nur wer furchtlos Leid wie Glück durchmeſſen,
Hat das All in ſeiner Bruſt beſeſſen.
Leben heißt, aus Tiefen aufwärts ſteigen.

Die Ihr jung ſeid, fürchtet nicht das Ende,
Werft Euch in den Kampf, der Sieg iſt Euer;
Achtet Euer Herzblut nicht zu teuer,
Schwenkt mit Stolz des Lebens Fackelbrände.

Was dahingeht, werd' in Nacht begraben,
Jeder Morgen bringt ein neu Beginnen,
Und dies Leben, ſelbſt in dem Zerrinnen,
War doch wert, es ganz gelebt zu haben.

Die Verwertung onomaſtiſchen Materials für die Kulturgeſchichte unſeres Landes*.

Von

H. Grüner, Paſtor zu Salgaln.

Der archimediſche Satz δός μοι πού στῶ καὶ κινῶ τὴν γῆν findet ſeine Wahrheit auch auf dem Gebiet der Flurnamenforſchung, der ſich mit immer regerem, zunehmendem Intereſſe Ethnographen, Linguiſten und Kulturhiſtoriker zuwenden, weil ſie Perſpektiven eröffnet, die uns bisher zum Teil verſchloſſen waren. Man begnügte ſich mit archivaliſchem Quellenmaterial, ſchriftlich fixierten Urkunden, archäologiſchen Funden, die neues Licht in die dunkle Vergangenheit brachten. Wo es aber an ſolchen Altſachen fehlte, die noch im Schoß der Erde verborgen, dem Forſcher keine Kunde boten von der Kulturentwicklung des Landes und wo archivaliſches oder chronikaliſches Material verſagte, da konnte der forſchende Geiſt nicht Halt machen als vor einer unüberbrückbaren Kluft. Nein, der Wiſſensdrang führte auf ein neues Forſchungsgebiet, er ſuchte neue Anhaltspunkte für die Geſchichte des Landes und Volkes und fand ſie in den Ortsnamen. — Das Gebiet der Flurnamenforſchung, vor einigen Jahrzehnten faſt noch eine völlige terra incognita für die Altertumskunde, gewinnt neuerdings ein immer größeres Intereſſe, denn die alten Flurnamen geben Aufſchluß über Geſchichte, Kultur, ja zum Teil über die Religion eines Volkes; es ſind oft die letzten Reſte geſchichtlicher Denkmäler aus der grauen Vorzeit, gleichſam das

*) Vortrag, gehalten in der Lettiſch-literariſchen Geſellſchaft.

eiserne Inventar eines Landes, das sich durch die Jahrhunderte, ja über ein Jahrtausend erhalten hat. Das Bild der Vergangenheit vervollständigt sich, es gestaltet sich vor unsrem Geistesauge lebensvoller und reichhaltiger. — Die siedelnden wie eingesessenen Geschlechter und wandernden Völker haben in den Ortsnamen ihre Spuren dem Grund und Boden aufgedrückt. Wir können daher diesen Namen nicht achtlos vorübergehen, weil wir auf Schritt und Tritt auf sie stoßen und Laute an unser Ohr dringen, die uns weit über die historischen Grenzen auf die uns ohne Annalen bisher verschlossene Vorzeit weisen.

Wie der Linguist mit Eifer die ältesten Sprachreste sammelt, um sie der Nachwelt zu übergeben, so sucht der Ethnograph und Kulturhistoriker die alten Flurnamen, die auch dem Wandel der Zeiten unterworfen sind, beim materialistischen Sinn und der Nivellierungssucht eines kurzlebigen Geschlechts ungesäumt zu sammeln, da sie von Jahr zu Jahr mehr verstümmelt, durch neue Namen ersetzt werden und so immer mehr dem Gedächtnis entschwinden. In Erwägung dessen, wie wichtig und wertvoll diese Flurnamenforschung ist und daß hier Eile not tut, hat im August des Jahres 1907 der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine sich an alle Vereinsvorstände in Deutschland und Österreich gewandt und die ungesäumte Inangriffnahme dieser Arbeit aufs dringendste empfohlen mit Hinweis auf die Erfahrungen, die man bereits gemacht. In Deutschland haben sich als Sammler namentlich Volksschullehrer bewährt, die von Kreisschulinspektoren durch Zirkularvorschriften zu dieser Arbeit angeleitet wurden. Der Lehrer, welcher die Anweisung erhielt, die Flurnamen seiner Gemarkung zu sammeln, hatte sie in ein Verzeichnis einzutragen und gleichzeitig in eine von ihm zu zeichnende Gemeindekarte. Er erhielt dazu ein gedrucktes Formular und ein z. T. ausgefülltes Musterformular für Anfertigung des Verzeichnisses, wie Anweisung für die zu zeichnende Karte; dann noch gedruckte Inhaltsangaben zweier Vorträge von Prof. Wibgand über „Verwendung des Gemeindearchivs zu Ortsgeschichtlichem und Ratschläge für die Ortsgeschichtsforschung", wie über „Anlage und Ordnung des Gemeinde-Archivs". Binnen Jahresfrist ging eine große Anzahl sorgfältig bearbeiteter Flurnamenverzeichnisse ein, von gelungenen Gemarkungskarten begleitet.

Im Flurnamenverzeichnis finden sich diverse Rubriken:

1) für heutige Namen und deren Quellen (etwa neuestes Kataster); 2) ältere Namensformen, auch die von der Landbevölkerung nicht gebrauchten und nur wenig bekannten; dazu Quellenangabe, etwa alte Karten, Weistümer, Erbbücher, Baunbuch, Amtsbücher, Rodeln usw. in den staatlichen Archiven, Gemeinderügen, Grenzbeschreibungen, Kauf- und Schenkungsurkunden, Kirchenarchive; 3) die volkstümlichen Formen sind buchstabengetreu einzutragen; die Ortslage ist mit Angabe der Himmelsrichtung, vom Gemarkungsort ausgerechnet, zu bezeichnen; 5) der Charakter des Flurstückes (einzelne Gebäude oder Gruppen von solchen, Feld, Wiese, Busch, Waldparzelle, Teich, Moorgrund, Bodenerhebung und -senkung 2c.); 6) verschiedene Bemerkungen, geschichtliche, legendarische, also Flursagen, urkundliche Aufschlüsse über Bedeutung der Namen, charakteristische Bezeichnungen angrenzender Gewannen (Abteilungen der Gemarkung), frühere Allmenden (meist Wald und Wiese, die der Gemeinde gehören, deren Nutznießung einzelnen zusteht) 2c.

Wir sehen, es sind eine Reihe von ergibigen Quellen namhaft gemacht, wodurch der scheinbar spröde Stoff, systematisch geordnet, mit Erfolg sich verwerten läße. Die intensive Bearbeitung der Flurnamen zieht in Deutschland immer weitere Kreise und tritt in allen Geschichtsvereinen in den Vordergrund. Der Gesamtverein hat nun seine Aufforderung zur Mitarbeit über die heimatlichen Grenzen auch an unsere historischen Vereine ergehen lassen, um in gleicher Weise hier zur Bereicherung der Heimatskunde onomastische Forschungen anzuregen. Die gelehrte estnische Gesellschaft in Dorpat will dieser Anregung Folge leisten und wir in Lettland sollten um so eher Hand ans Werk legen, als man bei uns vor Jahr und Tag den ersten Schritt bereits getan hat durch die onomastischen Vorarbeiten, die unser heimgegangener Dr. Bielenstein bereits 1892 auf der Jahresversammlung der lettischen literarischen Gesellschaft anregte und im Auftrage derselben den Pastoren der lettischen Gemeinden in Kurland und Livland je zwei Formulare zum Sammeln der Flurnamen übersandte, die meines Wissens fast von allen ausgefüllt wurden. — Das reiche, wertvolle Material liegt aber brach und harrt bisher vergeblich der fachmännischen Bearbeitung. Doch auch die Vor-

arbeit bedarf noch der Ergänzung. Die Sache, die damals dem Initiator so sehr am Herzen lag, war manchen seiner Mitarbeiter doch noch zu neu, so daß viele bei der Sammlung nicht ganz den Intentionen des bewährten Sprachforschers gefolgt sind, indem sie die Arbeit ohne genügende Anleitung den Schullehrern überließen und es diese an der peinlichsten Sorgfalt oft mangeln ließen, wodurch das Quellenmaterial nicht ganz den wissenschaftlichen Anforderungen entsprach und zum Teil an Wert einbüßte.

Diese Bedenken treten uns nahe, wenn wir unser onomastisches Material vergleichen mit der oben geschilderten Flurnamensammlung in Deutschland, die ja mutatis mutandis für uns vorbildlich sein müßte. Für den Fachmann besteht zunächst ein fühlbarer Mangel darin, daß bei unsrer Vorarbeit die Quellenangabe unterlassen ist, wodurch manche nicht von Pastoren selbst, sondern Lehrern ausgefüllte Rubriken einen illusorischen Wert haben. Und doch sind wir auf die Mitarbeit der Lehrer angewiesen, die uns schätzenswerte Dienste leisten können, wenn wir ihnen mit Richtlinien zur Hand gehen, indem wir selbstverständlich auf Zirkularvorschriften von Schulinspektoren verzichten müssen, da es utopistische Hoffnungen wären, daß sie durch ihre untergebenen Lehrer baltische Heimatskunde fördern würden!

Die Quellenangabe ist bei einer Enquete, die als Unterlage dem zünftigen Forscher dienen soll, unumgänglich gerade bei den älteren Namensformen, um daraus zu ersehen, welche Wandlungen sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. — Welche Quellen haben wir?* Wenn dieselben auch keinen Vergleich aushalten mit dem reichen Material deutscher Archive aus ältester Zeit, so sind doch auch unsere vorhandenen Quellen nicht ganz gering. Da sind in erster Reihe die ältesten Kirchenbücher, die weit mehr Namen und zum Teil in andrer Form enthalten, als die neuesten Metrikbücher. Sie sind bekanntlich sowohl in Livland als auch seit $2^1/_2$ Jahren in Kurland nicht mehr in den Pfarrarchiven, sondern auf Anordnung unsrer Kirchenbehörde im Landesarchiv, wohin sie vor der sinnlosen, blinden Zerstörungswut der Revolutionäre gerettet wurden, nachdem eine Reihe von ihnen bereits zerstört war.

*) Vgl. H. Grüner, Kirchenarchiv und Kirchenchronik 1904.

Wir haben ferner gleichfalls im Landesarchiv die alten Akten des Kameralhofs, die Hofinventarien aus herzoglicher Zeit enthalten, und die Briefladen der Privatgüter. Ferner enthält das hiſtoriſche Archiv des Konſiſtoriums die älteſten Kircheninventarien und Rezeſſe, Viſitationsprotokolle von 1600 an. Alte Karten beſitzt die Domänenverwaltung im Algaſchen Schloß, Kopien davon z. T. in der Gemeindeverwaltung; desgleichen Gehorchsliſten, Grenzregulierungsakten, alte Kaufkontrakte und Belehnungsurkunden, Akten der Fideikommiſſe im Ritterſchaftshauſe und anderes.

Gerade für uns iſt außer den ſchriftlichen Urkunden von eminenter Bedeutung für die Namenforſchung alles, was wir von alten Flurnamen dem Volksmunde ablauſchen können. Während bei einem Volk mit ſo alter Kultur, wie beim deutſchen, die Sprachentwicklung Schritt gehalten hat mit den Kulturfortſchritten im Laufe der Jahrhunderte und der rieſige Völkerverkehr mitgeholfen hat, daß Spracheigentümlichkeiten beim niederen Volk immer mehr ausgemerzt werden durch zunehmende ausgleichende Bildung, was ja für alte Sprach- und Namenformen eine Gefahr bedeutet, ſo verdankt die Jahrhunderte dauernde relative Weltabgeſchloſſenheit des lettiſchen Volkes, das iſoliert blieb vom großen Weltverkehr, — es verdankt dieſem Umſtande die Konſervierung ſeiner Sprache in einem verhältnismäßig kulturarmen Lande; es verdankt dieſer Tatſache auch die Erhaltung ſo vieler alter Flurnamen im Volksbewußtſein, die freilich manche Modifikationen erfahren haben, dennoch vom Sprachforſcher auf ihre Echtheit und Urſprünglichkeit geprüft, von außerordentlichem Intereſſe ſind. — Auf Feſtſtellung dieſer Namen haben wir beſonderen Nachdruck zu legen. Während bei den noch erhaltenen Namen die Wiedergabe geringere Schwierigkeiten bietet und unſre Enquete ſie durch die Lokativform wohl korrekt angegeben hat, ſo erfordert die Wiedergabe der alten Namen viel größere Präziſion und Akribie, da die volkstümliche Ausſprache in derjenigen Schreibweiſe wiederzugeben iſt, die dem ſprachlichen Klange am meiſten entſpricht. — Wenn ſich unſere Namenverzeichniſſe ergänzen ließen, ſo wären beigefügte Karten etwa der Pfarrbezirke oder wenigſtens der politiſchen Gebiete eine dankenswerte Zugabe, die ſich jedoch ſchwer bewerkſtelligen

ließe; dagegen ist die Bezeichnung der Lage, der Charakter des Flurstückes nicht schwierig und oft der Schlüssel zur Deutung des Namens. Endlich auch Angaben geschichtlicher oder legendarischer Überlieferungen, wie ja Flursagen vielfach dem Landvolk noch bekannt sind. Ich erinnere auch an den reichen Volksliederschatz, der oft lokale Färbung trägt und der in Verbindung mit dem Ortsnamen zu weitgehenden Kombinationen Anlaß bietet. — Es darf eben keine vorhandene Quelle bei dieser schwierigen Materie als belanglos zurückgesetzt, verschwiegen werden, weil auch eine scheinbar unwesentliche Notiz dem Forscher ein Pfadfinder werden kann. — Alle Vorarbeiten sollen aber nur Körnerdienste sein und Bausteine zusammentragen für den Meister, der mit kundiger Hand Fundamentales schafft.

Auch nur als eine Vorarbeit zu diesem Zweck habe ich den bescheidenen Versuch unternommen, unter Benutzung der namhaft gemachten und mir zugänglichen Quellen ca. 1000 Flurnamen meiner Parochie, von denen etwa 200 Namen auf keiner Karte existieren, zu sammeln und die gedeuteten zu einem prähistorischen Zeitbilde zusammenzufassen, das ich soeben unter dem Titel* „Land und Leute an der Semgaler Aa" der nachsichtigen Beurteilung derer übergeben habe, die nicht den Stab brechen wollen über diesen kleinen Beitrag zur Heimatskunde, der hervorgegangen ist aus Heimatsliebe.

Neben der unumgänglichen Ortskenntnis kommt es auf etymologische Deutung an, die bei uns zu Lande oft erschwert wird, weil wir nicht bei jedem Namen wissen, wo wir den Ursprung zu suchen haben, denn nicht ein Volk, sondern verschiedene Völker haben hier gelebt. Bei dem Bilde, das ich zu entwerfen suchte, kam es zunächst darauf an, mittelst der Namen nachzuspüren, wer hier gelebt und dann gleichfalls durch Namendeutung festzustellen, was sich über Kultur und Kultus jener Völker sagen ließ, wobei natürlich Irrtümer mitunterlaufen, die sich erst durch Fachleute bei Benutzung viel umfangreicheren Materials zurechtstellen lassen werden.

Der Raum verbietet es hier Details zu rekapitulieren. Ich will nur in Umrissen auf eines hinweisen, was sich als Resultat bei

*) im Jahrbuch für Kunst und Literatur 1907.

Erforſchung der Flurnamen ergab. — Zunächſt über die Volksſtämme, die hier gelebt. Wir finden hier *finniſch-ugriſche* und *indogermaniſche*.

Unter erſteren ſind es vor allem *Liven*. Der hier oft wiederkehrende Name „*Lihbeeſchi*“ weiſt nicht auf *Koloniſten*, ſondern wenn wir damit im Zuſammenhang alle andern liviſchen Flurnamen berückſichtigen, auf eine kompakte, zahlreiche Bevölkerungsgruppe, welche die Letten zeitweilig ganz verdrängt haben mag, bis mit Hilfe der Deutſchen vor 700 Jahren eine rückläufige Bewegung begann. Bei dieſen Namen iſt zweierlei zu beobachten: 1) daß ſie *ausnahmslos am Waſſer* vorkommen, 2) daß ſie vorzugsweiſe *in Gruppen* ſich nachweiſen laſſen. — Die erſtere Beobachtung weiſt darauf, daß die Liven als ſeefahrendes Volk in das Flußgebiet der Semgaler Aa eingedrungen ſind; die zweite zeigt, daß die liviſche Dorfſiedelung der charakteriſtiſche Unterſchied iſt von der lettiſchen Einzelſiedelung in Geſinden.

Hier nur ein paar Namen: Kuikul, Keikul (Birkendorf und Steindorf), Kahrum (Karauſchenland) oder Buneer und Kaneer (buna — Schilf, kana — Feldhuhn, eer = jerw, See), Sihſar und Keiſar (ſig — Fiſch, kiw — Stein, ſar — Inſel), Junal und Kunrat, verſtümmelt aus kurat (Gott und Teufel), Gauja aus d. liv. Koiw, Rumal aus d. lett. Rumla. — Dann ein paar Hofsnamen: *Randata*, das jetzige Außhof (randa — Ufer), *Kihſchumuiſcha* (kihs — Kaulbars), zeemalde, Zuſammenſetzung des lett. zeems und liv. wolde, beides Dorf; oder Salgal, was lett. wie liv. faſt dieſelbe Bedeutung hat: lett. Inſelende, liv. ſalkal — Inſelrand, daneben Schikal (ſikal — Fiſchufer). — Dann der Geſindename Wezmoiſe (1750), moiſe liv. Hof. Dieſer Name iſt inſofern beachtenswert, als die Liven noch die Hofgründungen der Deutſchen an der Semgaler Aa erlebt haben müſſen, mithin ihr Vorhandenſein weit in die Ordenszeit reichen muß.

Außer 175 liviſchen Flurnamen, beziehungsweiſe 15 % ſämtlicher Namen, haben wir noch Spuren andrer finniſch-ugriſcher Stämme. Finnen nennen ſich Suomi; ich vermute dieſen Volksnamen in dem Geſinde Schomi. Dann haben wir 2 Pini, wie die Letten die Finnen nennen. Auf Oeſel weiſt Sauſanga (1770), ſams — Oeſulaner, ſang — dick; dieſes Geſinde wohl identiſch mit dem jetzigen Beeſajs, lett. dick. — Dann 2 Igauni, lett. Eſten.

Dieſe wohl angeſiedelt, als der Orden im Bunde mit den Letten gegen Eſten und Düna-Liven kämpfte und die kriegsgefangenen Eſten hierher brachte, die ſich unter den ſtammverwandten Liven niederließen. — Neben denſelben haben wir Kreewini an der Heerſtraße Mitau-Bauske. Die Kreewinger ſind finniſche Woten aus Ingermannland, die der Ordensmeiſter Vinck 1445 im Kriege gegen Nowgorod als Gefangene mitbrachte und beim Bau der Bauskenburg verwandte. — Endlich 3 eingegangene Geſinde Kuras (1720). Dieſer finniſch-ugriſche Stamm iſt alſo neben den Liven, Eſten, Oeſulanern, Woten, Finnen vertreten, abgeſehen von liviſchen Koloniſten aus Livland, wie etwa Pehruawas und Ganja. Doch ſind die letzteren alle nur in wenigen Namen vertreten im Gegenſatz zu den Liven, wo der Prozentſatz dieſer Namen jetzt noch ein außerordentlich großer iſt. Jahrhunderte hindurch mögen dieſe fremden Eroberer die Letten an der Aa bedrängt haben und durch Siedelung am Flußgebiet die Letten von den völkerverbindenden Waſſerſtraßen abgeſchnitten haben, um ſich den Zugang zum Meer offen zu halten und auf dieſem Wege Verſtärkung durch ſtammverwandte finniſche Völker zu erhalten. Auf dem Waſſer waren ſie zu Hauſe, wie namentlich die liviſchen Bezeichnungen für Schiffahrt und Fiſcherei dartun. — Gegen die bisherigen Machthaber, die durch die Berührung mit den Skandinaviern kulturell höher ſtanden als die Letten, fanden letztere Unterſtützung bei den Deutſchen, mit deren Hilfe ſie die finniſchen Eindringlinge verdrängten bezw. abſorbierten. —

Ich übergehe die vielumſtrittene Frage über die Priorität der Letten und Liven an der baltiſchen Küſte, da ich mich nicht für kompetent halte ein Urteil abzugeben, umſoweniger als die Sache noch lange nicht ſpruchreif iſt und die Gründe für das eine und das andere mich nicht überzeugen. Was meines Erachtens für die lettiſche Priorität ſpräche, iſt, daß die Waſſernamen faſt ausſchließlich lettiſche ſind, worauf merkwürdigerweiſe bisher nicht hingewieſen worden iſt.

Ich komme nun zu Flurnamen indogermaniſcher Volksſtämme: Rotſchi, liv. rnotſi iſt die liviſche Bezeichnung für Schweden, welche nach Rimbert um 853 die Kurenſtadt Apulia eroberten, die man bei Schaden beim Geſinde Apali vermutet. — Aus denſelben Gründen, die für Schoden ſprechen, könnte ſie beim Kr. Garoſenſchen

Apali sein, nicht weit von einem Pilnskalns. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, da nach einer isländischen Sage ein Ingwar als Besieger der Semgaler 945 genannt wird, welche den Schweden Tribut zahlten. — Späteren Ursprungs ist das Schwehdru-Gesinde und Kirchhof aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, auch Schwihder (1705), livische Bezeichnung für Schweden, wohl viel älter als Schwedri.

Dann der Gesindesname Guhte, nicht zu verwechseln mit dem in Unterkurland vielfach vorkommenden Gudi. Diese sind litauische Flößer, während die 3 Guhte (außer drei eingegangenen Gesinden gleichen Namens) wohl die letzten Spuren der Goten an der Aa sind. Die Goten haben den Völkern am baltischen Meer, neben und unter denen sie lebten und später den Platz räumten, Erzeugnisse höherer Kultur übermittelt, wie Münzen, Schmuck, Geräte, Waffen, die z. T. importiert, dann aber durch Nachahmung als einheimische Produkte hergestellt wurden, wie sich das aus den zahlreichen Gräberfunden in Zeemalden nachweisen läßt, wo nicht bloß eine Kufische Münze (aus dem J. 903 n. Chr.) auf die Verbindung mit den Goten im Süden weist, sondern auch die zahlreichen Kreuzornamente auf Berührung mit christlichen Skandinaviern weisen. — Daß das Kreuz schon vor 1000 Jahren ein Bekenntniszeichen an der Aa gewesen sein könnte, ist nicht ausgeschlossen, wenn man die Anwesenheit christlicher Kaufleute berücksichtigt, die bei der Belagerung Apulias 853 erwähnt werden.

Unter den den Semgalern stammverwandten Völkern sind hier die Litauer zahlreich vertreten, was nicht bloß der Volksname Leischi, Leitischi, oder in Zusammensetzungen: Tiltaleit, Kambarleit, sondern eine Reihe andrer Flurnamen, wie Medis (Baum), aus dem auch Mediote (Mesothen) entstanden ist, oder Dsirneek (aus dem lit. gire — Wald), Sunel und daneben das lett. Drukit (nach Bielenstein wohl aus dem lit. Dukryt verstümmelt, Sunel und Dukryt — Gottes Söhne und Töchter), Sodas, lit. Baumgarten, fruchtbare Erde, Gaidul, von dem das lett. gailis eine bloße Entstellung ist. Dann aber zahlreiche Flurnamen aus der patronymischen Endung un, wie Pahtschun, Jahtschun, Butkun, Nahrun, Seilun, oder mit der Derivationsendung ischki, wie Robischki, Wahwerischki ꝛc.

Was die Semgaler geweſen ſind, iſt noch nicht entſchieden. Gegenüber Bielenſteln, der ſie für Letten hält, rechnet Diederichs ſie zu den Litauern, denen ſie näher verwandt ſein ſollen, als den Letten, da ſie nach der Schilderung der Reimchronik in Bezug auf ihre Charaktereigenſchaften und Kampfesweiſe ganz übereinſtimmen mit den Litauern, ganz anders als die Letten, die ſich ſofort den Deutſchen unterwarfen, während die mutigen Semgaler nicht die kriechende Unterwürfigkeit, die ſchwächliche Nachgibigkeit der damaligen Letten haben. Auch wenden ſich die Semgaler, beſiegt von den Deutſchen, zu den Litauern, wo ſie Zuflucht finden. —

Zwei lettiſche Volksſtämme finden ſich nur noch in ein paar Namen vertreten: Rehbes und Sehleet. Sehleets, vom lett. ſehls, Balken, iſt Hochlette aus dem kuriſchen Oberlande, der als Balkenflößer auf der Eckau aus dem Tauerkalnſchen Walde hergekommen ſein mag. Rehbe iſt ein lettiſcher Koloniſt von der Düna. — Die Rehdinger wohnten nach Paul Einhorn 1649 zu beiden Seiten der Düna von Wallhof bis zur reußiſchen Grenze (Rehdin Karſch 1771).

Auf die Ordenszeit weiſt, nicht weit vom Kr. Garoſenſchen Pilskalns, der Name Meſter (Hochmeiſter), wo das Ordensheer geſtanden haben mag beim Vordringen gegen die lettiſche Burg. Dumpo iſt Beſitz eines Freibauern, eines ſogen. kuriſchen Königs, welcher 1450 vom Ordensvogt in Bauske belehnt wurde. Gleichfalls auf die Ordenszeit, und zwar auf die Zeit der Chriſtianiſierung, weiſen eine Anzahl von Namen katholiſcher Heiliger, mit denen Neugründungen benannt wurden, oder Namen, welche einſt zu ſehr an heidniſchen Aberglauben und Kult erinnerten und deshalb chriſtliche Namen erhielten, etwa Tomen, Lihbart, Bertol, Bille, Klahwa (Thomas, Liborius, Bartholomäus, Sybilla, Nicolaus). Schließlich aus herzoglicher Zeit ſtammen die Beinamen Turks, die manche Geſinde haben. Sie erinnern uns an die 1738 in Meſothen getauften 106 Tataren- und Türkenkinder, welche als Kriegsbeuten aus dem Feldzug in der Krim vom Zaren dem Herzog Biron geſchenkt waren und in lettiſchen Bauerhöfen verteilt wurden.

Wir erſehen aus den Namen, von denen nur einzelne genannt ſind, welch eine Menge von Völkerſtämmen hier ſiedelnd oder wandernd dem Lande ihre Namen hinterlaſſen haben. Da

Waſſerſtraßen die Wanderſtraßen ſiedelnder Volksſtämme waren, ſo haben die Letten, welche die finniſch-ugriſchen Stämme abſorbierten und dauernd ſeßhaft wurden, den meiſten Gewäſſern ihre Namen gegeben, mit Ausnahme des germaniſchen Namens Aa, was Waſſer bedeutet (vgl. altſächſiſch aha, lat. aqua, lett. awa), und einzelner liviſcher Waſſernamen, wie z. B. Kaneer (kana und jerw), Runa, liv. Wallach (ein Moraſt), oder Puikulis vom liv. puik — Drache, Pehrnaweet von pern — Linde, Weiſchi, liv. weis — wäſſerig; oder litauiſcher Namen wie Rinki vom lit. ringuti — kräuſeln und krümmen, wovon Riga abgeleitet wird. — Viel zahlreicher ſind lettiſche Bezeichnungen. Garoſe, wohl von roſe, einer Waſſerblume, was dieſelbe Bedeutung hätte wie das liviſche Lilawa, ein Ort am ſelben Fluß. Schwitts wohl = Swihta und Swihtra — Streifen. Eckau, lett. Ezawa aus Ekawa (Fiſchgruben). Drikſna von drihkſnat, eine Linie ziehen, Butrumb und Ikſtrum von bute = Butte und ihkſts = ihß, kur. und rumba, raſch fließendes Waſſer, woraus der Live Rumul gemacht hat. Der häufige Name Wilkin, nicht von Wilks (Wolf), ſondern Dem. von walka, Regenbach.

Der Waſſerreichtum diente zum Verkehr, der Fiſchreichtum zur Nahrung. Wie viele Namen weiſen darauf! — Walma, liv. Landro (Böte landen), waluma oder Druhbider liv., ein längliches Kielbrett, oder lett. gihna udſit — Schiffstau, Spihle — Holznagel bei der Schiffswand, Peelen — Boden eines Boots; Stihwer — kleines Boot ꝛc. — Ich übergehe die unzähligen Namen aller Fiſchgattungen, die auf großen Fiſchreichtum weiſen, wie Kaulbars, Stint, Strömling, Lachs, Steinbutte, Quappe, Wemgale, Neunauge, Weißfiſch u. a., wobei zu bemerken iſt, daß auch der Name Bulis, Buleni, der immer am Waſſer ſich findet, nicht etwa Bolle, ſondern bei den Letten und Liven Kaulbars bedeutet, während der Name Wagel ſoviel wie Wara — uagra — Oger — Aal iſt.

Die ſiedelnden Völker fanden an den Ufern und zahlreichen Nebenflüſſen der Semgaler Aa eine undurchdringliche Wildnis, wo Wald und Wieſe der Nutzung aller Volksgenoſſen diente. Die reiche Fauna und Flora im kuriſchen Urwalde an der Aa, wo jetzt kaum ein Baum noch Strauch zu ſehen iſt, wird uns jetzt nur noch durch Namen in Erinnerung gebracht bei total verändertem

Flurcharakter. Wie war der Wald belebt von Schiberi (Wiesel), Jauna (Marder), Alypschut von alypsis (Dachs), Lapsa (Fuchs), Stirna (Reh), Brujchi (Elen), Lusik von lusis (Luchs), Subren (Auerochs), Lahtschi und Wilki (Bären und Wölfe), Tschunsna (Schlangen). Gahrsneek und Sauka (Waldbruch) zeigen, wie der Siedler weiter drang, noch lange bevor in der jetzt waldlosen Gegend die Baumriesen fielen, welche der Herzog Jakob zu seinem Schiffsbau im großen Stil verwandt. Uralte Namen sind in den einstigen Waldrevieren enthalten und zeigen uns die fortschreitende Kultur eines Fischervolkes und der nomadisierenden Stämme, welche zum Ackerbau übergehen und sich dadurch an die Scholle binden. Sie werden durch Volksvermehrung gezwungen zur Urbarmachung des Landes. In der Urwildnis robet der Siedler und schafft den Gegensatz von Feld und Wald. Diese Rodung geschah in primitivster Art. Feuer war Mittel zum Zweck, wie der Stamm d e g in so vielen Fällen beweist: Brihdag, Padega, Jaundedsi, Degpuris; oder Burga = birga (Qualm), Swili ꝛc. Der Holzreichtum bot das nötige Material zum K ü t t i s brennnen; daran erinnern Namen wie Kuten, Schautel, Krautschi. Aber auch der Litauer rodete in derselben Weise: Ruki, lit. rukis (Rodung); ebenso der Live Palschi, liv. pal (Rodung) und die livischen Namen Areud (Ackerpfleger) und Mauk, liv. manika (Landmann). — Dann noch der lettische Gutsname für Bergfried — Swirlauka von swirgt, (prasseln beim Brande), und lauks, urspr. Waldblöße, Lichtung, niederdeutsch lohe, lat. lucus, Hain. — Auf eine andre Art der Rodung viel späterer Zeit weist Plehsajs. Plehsums, Ausreißen der Stobben, im Gegensatz zum lihdums, das längst der Erde hinschleichende Feuer. Wo durch Rodung ein lauks entsteht, da arbeitet der Pflüger. Dsilraj, nicht von dsiliart — tief pflügen, sondern aus Silaarajs — Waldpflüger; dies die ältere Namensform (1770).

Der Besitz, nunmehr abgegrenzt durch Eschas, Feldrain, und durch Starpen, Gabalin, liv. Luga, oder lett. Pesken, Fetzen, langer Landstreifen, liv. Jahgman, joguma (abgeteiltes Land). — Ehe diese Schnurländereien bei Abschaffung der Frohne 1840 wichen, geschah Landausteilung in Streifen durchs Los. An diese uralte Sitte erinnert der Name S c h i r b e n u l a u s k, schirbinus mest, losen vermittelst eines zugeworfenen Stockes, an den man

mit den Händen greift; ebenſo der Name Schiberi (= ſcheberi meſt). Bandeni von bandas (Einkommen) weiſt auf Ablohnung des Knechts, dem ein Stück Feld zur Nutznießung übergeben wurde, im Unterſchiede von kalps (vgl. Sem. Kalp, helfen), der als maiſes behrns am Tiſche des Wirten aß.

Wenn bei Zuwachs der Familie der Beſitz nicht alle ernähren konnte, dann war die Folge Ausſiedelung. Daran erinnern Namen mit der Derivationsendung ani und eni, welche an den Namen des heimatlichen Geſindes oder an den Vatersnamen angehängt wurden, z. B. Burka — Burkani, Bule — Buleni, Toms — Tomeni, Inte — Inteni. Nach dieſen Namen läßt ſich auch die Weiterſiedlung verfolgen. Doppelgeſinde, ja 3 und 4 neben einander haben in Kurland, falls ſich litauiſche oder liviſche Spuren nicht nachweiſen laſſen, nicht ihren Urſprung in einer Dorfſiedelung, ſondern einfach in der Vergrößerung der Familie. Die herangewachſenen Söhne, welche ihren eigenen Hausſtand gründen wollten, ſiedelten nicht fern von der alten Heimat aus, ſie blieben in nächſter Nähe und waren zunächſt Familiengenoſſen. Erſt durch Ausſterben des alten Stammes und Hineinheiraten ins Geſinde kamen neue Familien in dasſelbe. Das Familienhaupt ſiedelte wie die Söhne ſo auch die verheirateten Töchter mit Vorliebe in der Nähe an, wie uns der häufige Name Suotin zeigt, der im 19. Jahrh. verſchwindet und durch neugewählte Familiennamen* vertauſcht wird, da für die ſpätere Generation der Name Suotin keine Bedeutung mehr hatte. An die Ausſiedelung der Schwiegerſöhne erinnern noch die alten Namen: lett. Puhrin, liviſch Ande — Mitgift.

War kein männlicher Erbe im Geſinde, ſo übernahm der Schwiegerſohn die volle Wirtſchaft. Das Geſinde erhielt den Beinamen Uſkur. Ein tiefer Sinn liegt in dieſem Namen. Uſkurs iſt zugelegtes Holz, um das Feuer zu unterhalten, in übertragener Bedeutung: um das Geſchlecht fortzupflanzen, das Erhalten weiterzupflegen. (In Livland eegahtue.)

Im 18. Jahrh. findet ſich noch der Uſtup, Haſurni, ebenſo liviſch uſtub, lit. uztupis, — der dritte Mann einer Frau. Der Schimpf durch den Ehebruch wird durch die Bezeichnung, die der

*) Vgl. Grüner, Die lettiſchen Familiennamen. Beitrag zur Erklärung derſelben. 1905.

Volksmund diesen Orten beilegte, festgenagelt für kommende Zeiten. Wohl an dieselbe Unsitte erinnert der Name Negoscha (Ehrvergessener) 1756; 1800 ist der Name in Neganscha (unersättlich) umgewandelt und verschwindet 50 Jahre später.

War der Ackerbau später die wichtigste Erwerbsquelle, so erklärt sich's, daß in den Flurnamen sowohl Getreidearten als Speisen vertreten sind. Es waren zunächst die Getreidearten, welche der Lette auf seiner Wanderung aus der Urheimat an die baltische Küste mitgenommen hatte. — Meeschu sars (Gerstenzweig, ein Flüßchen), dann Weizen, Wahrkweeschi (wahrit kochen und kweesis Weizen). Erst später kommt Rudsi, Roggen hinzu; der Name vielfach bei später entstandenen Krügen. Dann Hafer und Buchweizen sind vertreten: Ausin, lit. Waltin (Haferrispe), Griki (Buchweizen); Hanf (Pakul); Planka (Faser des Flachses). — Dann Speisen, z. B. Saldputra, Putrini (Grütze), Putrelle, lit. Buttermilch, Gelzep, Glite, halbgar, Sideni (Fastnachtsspeise aus Gerste und Weizen), Puhtel aus Hafermehl; Klintschi, Mehlklöße; Student, Verstümmelung aus dem estn. studing — Sülz; Stalgene, lit. stalgis, ein Mann, der Leckerbissen liebt.

Interessant sind 2 Beinamen, die der Hof Salgaln hat. Der eine Name ist Kihselmuischa, an den sich die Sage knüpft, daß von diesem Ort im Laufe eines Tages per Boot ein Kessel mit heißem Brei nach Riga gebracht sei, — vielleicht eine Übertragung der deutschen Sage von Fischarts Glückhaftem Schiff, 1588. Diese Sage will auf Handelsbeziehungen Rigas mit dieser reichen Kornkammer an der Aa hinweisen. Der zweite Beiname ist „Rihgas muischa", welcher an das Alter der Hoflage erinnert, weil hier die Grenze des einstigen bischöflichen Bezirks war.

Wir haben bereits bei den Flurnamen hingewiesen auf Fischerei, Jagd, Ackerbau. Die Namenforschung weist uns an manche Kulturerzeugnisse, — wie Bienenzucht, Schmiedekunst, Töpferei, Holzgeräte, Hausbau und Kleidung.

Bischu muischa und Bitani sind Niederlassungen, wo Imker tätig waren; ihre Bienenzucht weist eine Entwicklung auf. Zu den ältesten Namen in diesem Gewerbe müssen wir Doris

Dorman zählen. Hier werden wir an die primitivste Bienenkultur erinnert, wo der ausgehöhlte Waldbaum dazu benutzt wurde. Doris, Nebenform von drawa, lit. drawis, russ. дерево, griechisch δρῦς, deutsch Hollunder — Höhlenbaum; der häufig vorkommende Holländer Krug verdankt seinen Namen wohl nicht allein dem Kornhandel vermittelnden Holländer, sondern den Honigbäumen, um die oft heiße Kämpfe entbrannten. Auch das Werkzeug zum Aushöhlen des Baumes finden wir in dem Flurnamen Duhre, auch kuplis genannt. Die Celte in den Zeemaldenschen Gräberfunden mögen solche Duhre gewesen sein. Prauli ist das faule Mark des Baumes, das der Imker herausschält. Auf eine zweite Stufe der Entwicklung der Bienenpflege führt uns der Name Bose, ein in Form einer Keule bekappter Baum, auf den der Bienenstock hinaufgezogen wurde. Krahtin ist Käfig für die Bienenkönigin, Kozis ein Bienenkorb. Der Honig wurde als Speise, Arznei, aber auch als Zusatz zum Hopfenbier verwandt und Hopfenbau kultiviert, wie die Namen Wihtel, Kosel (Hopfenranke), Kekar (Hopfentraube) beweisen. Namen wie Bruhsis, Wihndedsi sind Jahrhunderte spätern Ursprungs. — Dann die Schmiedekunst. Nicht bloß Schlackenhaufen in Waldrevieren, auch Namen weisen auf uralte Waldschmieden, wie Oglumais (ogles maisit), Ogleine, und vor allem die häufigen Ortsnamen Kalej. — Die alten Waldschmiede übten ihre Kunst beim Hufbeschlag, aber auch in Anfertigung von Werkzeugen, Kriegsgerät und Schmuck. Dahin gehören Namen wie Greetschi = rihki, Zirpin Sichel, Dauschi Radumlauf, Skripsten (Hohleisen zum Löffelschneiden), Stehgul Spieß, Leel osta (Dorn an der Schnalle), Rotkaln, (rota, Schmuck für Männer und und Frauen). Das Vorhandensein dieses Namens entspricht den Altsachen aus Eisen und Bronce in den Zeemaldenschen Gräberfunden.

Neben der Benutzung des Metalls, das die Semgaler durch Vermittlung der seefahrenden finnisch-ugrischen Stämme von den Skandinaviern gelernt (tahrauds, Stahl, ist kein lettisches Wort), waren sie noch früher auf Verwertung des Holzes angewiesen, worin sie große Fertigkeit entwickelten, wie wir unzählige Holzarbeiten in Namen finden, die auf Geräte für Fischerei und Schiffbau weisen, ebenso auf Acker- und Hausgeräte, z. B. Rateneek, Romba (Radbüchse), livisch Kader, Bunga Holz-

hammer; Lehzik, liv. let, Holzbeil; Tauken, Jute aus Baumrinde; Duhde, aus Borken gewundenes Horn für Hirten; Balsen, Stützenverband am Pflug; Sprigul, Dreschflegel; Rekschte, Riegensieb; Wischker, liv. Wurfschaufel; der Name Muzeneek, Böttcher, ist viel jüngeren Ursprungs. — Dann der Hausbau. Autschi aus der Wurzel uk, lit. ukis, Bauerhof; Dalus, talu estn. Bauerhof; dala liv. Anteil, der zum Bauerhof gehört. Namik ursprünglich Hausgott. Der nams, die älteste Bezeichnung des lett. Hauses, ursprünglich die Mitte desselben, der Hausflur ohne Oberlage, wo man nur Streckbalken und das Dach sah. An der Innenwand ist die in den Boden gesenkte Feuerstelle, unmittelbar hinter derselben der Backofen. Rower, liv. rowa, Stein, Klippe, lit. rowis, Gewölbe über dem Feuerherd. (Sprüchwort: rowelihst speki greest.) — Über den Rowis zieht sich der Rauch ohne besondere Züge durch einen Spalt in den nams lett., Spelti Lubeneek weist auf das Lubbendach aus Tannenrinde, das mit Kempi, Klötzen und Nahri, Klammern, gestützt wurde. Da die geteilte Tür mit einem Holzriegel von innen geschlossen wurde, so bediente sich der Fremde von außen eines Kladata oder eines Pauzuls, Klopfers. Gleich dem nams mit der später angebauten istaba, Stube, diente auch die entferntere Riege als Wohnstätte. Nihjeneek ist Riegenbewohner, namentlich bei Feuerschäden, wo der nams eingeäschert wurde. Sie bot die nötige Wärme durch den Hitzofen in der Dreschtenne. Vgl. Reikal, Gustname, vom estn. reii kael, Raum zwischen der geheizten Riege und der Außenwand, der bewohnt wurde. Reikal ist eine estnische Niederlassung, weil Riege liv. re, estn. rei heißt. — Mit der Riege verbunden als peeleekamais, kambaris, oder auch abseits stehend, ist Peluhde, Kammer für Kaff. — Der Name Butka, lit. Butkus (russisch budka) ist eine kleine Strohhütte für Wiesenwächter. — Fanden in nams oft Kleinvieh und Geflügel Raum, so wurde das Großvieh in den laidars, die Palliſadenumfriedung, getrieben, um die sich später kuhtis, Ställe, schlossen.

Mit allen indogermanischen Völkern kennt der Lette gemeinsam die Haustiere: Rind, Schaf, Ziege, Pferd, Schwein, Hund, zu denen später Hahn und Katze kamen. Alle diese Tiere haben zahlreichen Ortschaften Namen gegeben, die ich hier übergehe. Namentlich für das edle Roß sind die Namen häufig, liv. Iben,

Pferd; Runa Wallach; lett. Sirmant, Grauſchimmel; Dahrga Schecke; Kehwat Stute; Tſchuka, Zuruf an Füllen; Krepes Mähne des Pferdes = Sereni; Putaſch Schaum. Die übrigen Tiernamen übergehe ich, um nach dieſer kurzen Abſchweifung nochmals auf Gewerbearten zurückzukommen.

Kalkeneek und Muhrneek ſind als Ortsnamen nach der deutſchen Koloniſation entſtanden, weil d' Liven und Letten den Gebrauch des Kalks erſt von Deutſchen lernten. Erſ' recht ſind Glahſneek und Slakter jüngern Urſprungs. Älter iſt aber das Gewerbe der Gerberei, wie der liviſche Name German, Gerber, zeigt, und die Töpferei, wozu der reiche Lehm- und Tonboden das Material bot. Podumuiſcha (Extrem), Zuſammenſetzungen wie Intelpodin und Reipod (Intel — Heinrich, Rein — Reinhold); lit. Puda — Topf. Benutzte der Semgale Flachs und Hanf für wirtſchaftliche Geräte, wie Rekſtele, Riegenſieb, Gihna Schiffstau, Maiſchel Säckchen, ſo Wolle und Felle für Kleidung. Lamſchi — Kleiderkamſol, Runka — Falte am Mannesrock, Wampa, liv. wamb — Rock. Adatin, die Schulternadel aus Bronce, welche das Obergewand aus brauner Wolle zuſammenhielt, wie die Stoffreſte in den Zeemaldenſchen Gräbern beweiſen. Verwendung des Leders fand ſich bei der Kopfbedeckung, Kappen mit Broncespiralen. Als Fußbekleidung benutzte man Wihſes, Paſteln aus Birkenrinde. Namen wie Sabak und Kaſchozin kommen wiederholt vor; aber auch die liviſchen Namen für Schuhe und Handſchuhe, Gena und Kindul, liv. kindas, woraus das lett. zimds gebildet iſt. Mit der Bezeichnung haben ſie auch den Gegenſtand von Liven angenommen, wie die Liven wieder wohl den Rock, wamp, Wams von den Deutſchen übernommen haben.

Die verſchiedenſtämmigen Völker, die teils gleichzeitig, teils nacheinander hier gelebt, haben ihre Stammeshäuptlinge gehabt. So iſt in dem einſtigen Livendorf an der Garoſe Peilis, liv. peil, Oberhaupt, in Bergfried iſt ein Silkord, lett. ſilt — wald, liviſch knord — hoch, vornehm. Der Name Wait iſt das lit. woita — Dorfſchulze. Pahtſchun, pats lit., Herr. Das lett. Godin ſteht im Gegenſatz zu Negoſcha.

Die Stämme, die in blutiger Fehde lebten, waren im ſteten Kampf und Streit (Geſindesbeiname Karawihr, Krieger) gerüſtet. Zur Waffenrüſtung gehörten Tihla, liv. Tiila, Keule; Lehtſchi,

liv. lez, Beil; Klibſin, lett. Meſſer; Stehgs Spieß, Boſe Keule. — Dunkel iſt der Urſprung der Wieſenbezeichnung Dimba. Die Nähe des lett. Tihla läßt vermuten, daß es identiſch iſt mit dem liv. timba, Kampfplatz.

Nicht bloß für Arbeit und Kampf, auch für Scherz und Frohſinn hatte der Semgale Sinn: Skater, munter; Naik, flink; Beika, ein loſer Bube; Dimſchun, der kein Sitzfleiſch hat; Danzeneek, jetzt Dantſchuk, Tänzer; Bahſcha, Schwätzer; Plepen, Plapperer; Buhbalis, ein Unbekannter, ein Schreckgeſpenſt.

Für Arbeit und Muße beſtimmte er, ehe er von den Deutſchen die Stundeneinteilung lernte, ſeine Zeit, ob Tag oder Nacht, nach den Erſcheinungen in der Natur, nach Sonne, Mond und Sternen. Salgoſis iſt wohl entſtanden aus Saulgoſis, Zeit der größten Sonnenhitze; Greeſchi ſind periodiſche Mondphaſen; Awite halber Mond; dann 3 Geſtirne: 1) der Planet Venus als Auſeklis, Morgenſtern und Wakarit, Abendſternchen. 2) die Plejaden: Seetueek, früher Seetiņ — Siebchen. 3) der große Bär oder gr. Wagen, ſchkihbji wahgi. Daran erinnert das liv. Kader wie das lett. Rati, jetzt Ratenu. — Zum Schluß noch ein eigentümlicher Name: Schirwe, das eſtn. ſirwe, Runenkalender. Die Skandinavier, welche die Runenzeichen ſchon im 5. Jahrh. hatten, haben dieſe Kunſt den finniſchen Völkern vermittelt, ſo auch an der Semgaler Aa. Welcher Art dieſe finniſchen Runen waren, läßt ſich natürlich nicht beſtimmen, vielleicht waren es Holztäfelchen mit geheimnisvoll eingekerbten Zeichen in Anlaß von Familienereigniſſen, wie ſich ſolche jetzt noch, ſehr ſelten, finden und wie ein Heiligtum verehrt werden.

Ich breche hier ab, obſchon die Flurnamen noch ein weites, reiches Feld der Forſchung uns bieten in Bezug auf Mythologie. Die Deutung dieſes reichen Namenſchatzes belebt das Bild der dunklen Vorzeit. Es bietet uns Lichtblicke in das tiefſte Seelenleben des Volkes, führt uns ſeine verſchloſſene Gedankenwelt, ſein Glaubensleben vor Augen, ſo daß aus den toten Namen Leben hervorgeht und Geſtaltung gewinnt vor unſern ſtaunenden Blicken und des Dichters Wort ſich auch hier bewahrheitet:

Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
Und wo ihr's packt, da iſt es intereſſant. —

Aufzeichnungen Kaiser Nikolai I. über den Dekabristenaufstand.

(Aus dem Russischen.)

Im J. 1855 und 1836 schrieb Kaiser Nikolai I. eigenhändig Erinnerungen an den 14. Dezember 1825 nieder. Diese Aufzeichnungen sind zwar bereits von Baron M. A. Korff und N. K. Schilder in ihren Werken zur Geschichte dieses Kaisers benutzt worden. In ihrem vollen Wortlaut aber sind sie erst kürzlich in der russischen historischen Zeitschrift „Bylosje" (Vergangenes) veröffentlicht worden (Oktoberheft 1907). Wir geben hier eine vollständige und wörtliche Übersetzung dieses interessanten und wichtigen Memoirenbruchstücks wieder, wobei wir, nach sorgfältiger Revision und Korrektur, die Übersetzung jener Auszüge davon benutzt haben, die im „Petersb. Herold" (vom 8. und 10. Dez. 1907) abgedruckt waren.

* * *

„Ich mußte mich entschließen, entweder in völliger Untätigkeit zu verbleiben, indem ich mich von allen Geschäften fern hielt, die mich im strengsten Sinne des Dienstes, wie man sagt, nichts angingen, oder mich daran beteiligen und die Menschen, in deren Händen ihrem Amte gemäß die Macht lag, beinahe zu lenken: im ersten Falle hätte ich zwar die Form gewahrt, doch dem Gewissen nach gesündigt, indem ich zugab, daß die Geschäfte vielleicht unwiederbringlich verdorben wurden, und dann hätte ich in vollem Maße den Namen eines Egoisten verdient; im zweiten Falle hätte ich mich selbst geopfert in der Überzeugung, dem Vater-

lande und dem, dem ich gehuldigt, zu dienen. Ich schwankte nicht und die innere Stimme entschied mein Verhalten. Eines war schwer: ich mußte die wirkliche Sachlage vor dem Mißtrauen der Mutter, vor den Augen der Umgebung, deren Neugierde die Wahrheit herausfand, verbergen. Aber in der festen Hoffnung auf die Gnade Gottes beschloß ich zu handeln, wie ich konnte. Die Stadt schien ruhig: so versicherte mir wenigstens Miloradowitsch und jene wenigen, die zu mir kamen, denn mir schien es nicht angemessen mich zu zeigen und ich verließ das Zimmer beinahe garnicht.

In dieser Zeit jedoch waren die Aufrührer bereits in starker Bewegung und es ist unbegreiflich, wie niemand das sah. Obolenski, der damals Adjutant bei Bistram, dem Kommandeur der ganzen Gardeinfanterie, war, einer der schlimmsten Verschwörer, weilte täglich im Schloß, wo man sich damals nach der Wachtparade im sogen. Garde-zu-Pferde-Zimmer zu versammeln pflegte. Hier im Lärm der Versammlung verschiedener Offiziere und anderer Personen, die täglich ins Schloß kamen, um sich nach der Gesundheit der Mutter zu erkundigen, noch mehr aber um Neuigkeiten zu erfahren, griff Obolenski begierig alles auf, was für den Erfolg der Verschwörung nützlich sein konnte, und teilte, was er erfahren, den Gesinnungsgenossen mit. Ihre Versammlungen fanden bei Rylejew statt. Dem nichtsnutzigen Menschen Jakubowski [richtig muß es heißen: Jakubowitsch], einem Auswurf im eigentlichen Sinne des Wortes, gelang es zu gleicher Zeit durch seine Schlauheit und einen gewissen äußeren Anschein der Keckheit sich in das Haus Miloradowitschs einzudrängen und, indem er das gute Herz des Grafen für sich einnahm, sogar einigermaßen dessen Zutrauen zu gewinnen. Was Obolenski nicht im Schlosse erfahren konnte, das erfuhr Jakubowski (l. Jakubowitsch) vom Grafen, der, wie man öfters sagte, das Herz auf der Zunge hatte.

Wir erwarteten die Antwort von Konstantin Pawlowitsch auf die Huldigung, und man erwartete sie mit Schrecken, andere — und ich rechne mich dreist zu den letzteren — was er befehlen würde. Zu dieser Zeit traf Michail Pawlowitsch ein. Ihm hatte Konstantin Pawlowitsch seine Antwort in einem Brief an die Mutter und einige Worte an mich übergeben. Die erste Regung aller — und die berechtigte Ungeduld entschuldigte das — war

ins Schloß zu stürzen, jeder fragte, ob Michail Pawlowitsch gehuldigt habe. Nein, antworteten die, die mit ihm hergereist waren. Die Mutter schloß sich mit Michail Pawl. ein, ich wartete in einem anderen Zimmer, wartete auf die Entscheidung meines Geschicks — eine unauslöschliche Minute. Endlich ging die Tür auf und die Mutter sagte mir: „Bien, Nicolas, prosternez vous devant votre frère, me il est respectable et sublime dans son inaltérable determination de vous abandoner le trône."

Ich gestehe, es war mir schwer diese Worte zu hören und ich klagte mich deshalb an; aber ich fragte mich, wer von uns beiden das größere Opfer brachte? Derjenige, der die väterliche Erbschaft ablehnte unter dem Vorwand der Untauglichkeit, und der, nachdem er sich einmal dazu entschlossen, nur seinen unabänderlichen Willen wiederholt und in der Lage bleibt, die er sich allen seinen Wünschen gemäß selbst geschaffen hat; — oder derjenige, der sich für den Beruf garnicht vorbereitet hatte, auf welchen ihm nach der Ordnung der Natur keinerlei Recht zustand; dem der Wille des Bruders immer ein Geheimnis war und der unerwartet in der schwersten Zeit und unter den schrecklichsten Umständen alles opfern mußte, was ihm teuer war, um sich dem Willen eines anderen zu unterwerfen! Ein schreckliches Schicksal! und ich wage auch jetzt noch, nach zehn Jahren, zu denken, daß mein Opfer in moralischem, in gerechtem Sinne ein viel schwereres war. — Ich antwortete der Mutter: „Avant de me prosterner, Maman, veuillez me permettre savoir pourquoi je devrais le faire, car je ne sais lequel de sacrifices est le plus grand, de celui qui refuse, ou de celui qui accept dans de pareilles circonstances."

Die Ungeduld aller wuchs und stieg aufs äußerste, als man aus der langen Dauer unsres Verweilens bei der Mutter erriet, daß die Frage noch nicht entschieden sei. Wenn auch tatsächlich der Bruder Konstantin Pawlowitsch die Antwort auf das Schreiben der Mutter offiziell gesandt hatte, so war doch keine Antwort da auf die ihm geleistete Huldigung, kein Manifest, mit einem Wort nichts, was in den Augen des Volkes als ein Akt der Bestätigung dienen konnte, daß sein Wille unabänderlich und daß die Entsagung, die bei Lebzeiten Kaiser Alexanders für alle ein Geheimnis geblieben war, auch jetzt sein unabänderlich sei. Man mußte sich

entschließen, was zu tun sei und wie man aus dieser in ihren Folgen sehr gefährlichen Schwierigkeit herauskäme, deren sich die Verschwörer, wie wir weiter sehen werden, äußerst schlau bedienten.

Nach langem Disput blieb ich bei der Meinung, daß der Bruder durch ein Manifest hätte erklären müssen, daß er unbeugsam bei dem Beschluß verharre, den er bereits durch seine durch das Testament Kaiser Alexanders bestätigte Entsagung sanktioniert habe, ihn wiederhole und jetzt die ihm geleistete Huldigung nicht annehme. Dadurch, schien es mir, wäre sein Wille feierlich bestätigt und jede Möglichkeit zu Zweifeln beseitigt worden. Aber der Bruder hatte einen anderen Weg gewählt; er hatte einen offiziellen Brief an die Mutter gesandt, einen zweiten an mich und endlich eine Art Tadel an Lopuchin als den Präses des Reichsrats. Der Inhalt der beiden ersten Schriftstücke ist bekannt: in Kürze enthielten sie die Versicherung seines unabänderlichen Beschlusses und im Briefe an die Mutter war erwähnt, daß sein Beschluß seinerzeit die Zustimmung der Mutter erhalten habe. In dem Schreiben an mich, das als an den Kaiser gerichtet war, war im Besonderen nur dessen erwähnt, daß S. Hoheit bäte, ihn bei dem bisher von ihm bekleideten Posten und Rang zu belassen. — Indessen gelang es mir die Mutter zu überzeugen, daß man diese Schriftstücke allein nicht ohne offenbare Gefahr publizieren könne und daß man den Bruder unbedingt wiederholt bereden müsse, dazu noch eines in Form eines Manifestes hinzuzufügen mit solch einer Erklärung, die von der ihm geleisteten Huldigung befreite. Die Mutter und ich, wir schrieben dem Bruder eindringlich darüber; und ein Feldjäger, der Offizier Bjelousſow, wurde damit abgefertigt.

Wir beschlossen inzwischen diese Schriftstücke bei uns geheim zu halten — wie aber sollten wir das Schweigen vor dem Publikum erklären! Die Ungeduld und die Unzufriedenheit waren groß und sehr entschuldbar. Man riet hin und her und besonders der Umstand, daß Michail Pawlowitsch [weiterhin immer mit M. P. bezeichnet] *nicht gehuldigt hatte*, rief bei allen den Verdacht hervor, daß die Entsagung Konstantin Pawlowitsch's verheimlicht werde. Die Verschwörer beschlossen auch eben dies als Waffe für ihre Anschläge zu benutzen. Man kann die Zeit dieses Wartens mit einem Interregnum vergleichen, denn nach Berechnung

der Zeit mußte man Befehle vom Kaiser, dem man gehuldigt hatte, erhalten haben, es waren aber noch keine eingetroffen; die Geschäfte gerieten vollkommen ins Stocken; alles war zweifelhaft und zum Überfluß war bekannt, daß M. P. aus Warschau abgereist war, als der Tod Kaiser Alexanders und die Huldigung für Konstantin Pawlowitsch dort bereits bekannt waren. Jeder schloß daraus, daß irgend ein besonders wichtiger Umstand in der Frage des gesetzmäßigen Geschäftsganges eingegriffen habe, aber niemand erriet die wirkliche Ursache.

Allein die weitere Anwesenheit M. P.'s wurde sowohl für ihn wie für uns alle drückend und deshalb wurde beschlossen, daß er, unter dem Vorwand den Bruder K. P. über die Gesundheit der Mutter zu beruhigen, angeblich nach Warschau abreisen, jedoch auf der Station Nennal bleiben solle, weiter entfernt von dem unaufhörlichen Zwang und zugleich, um alle, die aus Warschau zurückkehrend, in Petersburg über die wahre Lage der Dinge berichten konnten, unterwegs anzuhalten. Die gleiche Vorsicht veranlaßte alle aus Warschau anlangenden Briefe anzuhalten und die Estafette, die täglich mit Papieren aus der Kanzlei K. P.'s ankam, wurde zu mir geschickt. Die Papiere, die keinen Aufschub duldeten, mußte ich persönlich an mich nehmen für diejenigen, an die sie adressiert waren, und bat sie, sie in meiner Anwesenheit zu öffnen.

So vergingen acht oder neun Tage. Eines Morgens, ungefähr um 6 Uhr, wurde ich durch das plötzliche Eintreffen des Obersten des Ismailowschen Leibgarderegiments B. Freedericksz aus Taganrog mit einem höchsteiligen Paket von Dibitsch, Chef des Generalstabes, das „in eigene Hände des Kaisers" adressiert war, geweckt. Ich fragte B. Freedericksz, ob er den Inhalt des Pakets kenne und erhielt zur Antwort, daß ihm nichts bekannt sei, daß aber ein ebensolches Paket nach Warschau gesandt worden sei, da in Taganrog nicht bekannt war, wo der Kaiser sich aufhalte. Daraus schließend, daß das Paket etwas besonders wichtiges enthielt, war ich in großem Zweifel, was ich tun sollte. Ein Paket auf den Namen des Kaisers zu öffnen war ein solches Wagnis, daß mir ein solcher Entschluß als das Äußerste erschien, zu dem die Notwendigkeit einen Menschen in der schwierigsten Lage zwingen konnte, und — das Paket wurde geöffnet!

Man möge sich vorstellen, was damals in mir vorgehen mußte, als ich, einen Blick auf den beigelegten Brief von Dibitsch werfend, erfuhr, daß es sich um eine geplante und eben entdeckte verbrecherische Verschwörung handelte, deren Zweige sich über das ganze Reich, von Petersburg über Moskau und bis zur zweiten Armee in Bessarabien erstreckten!

Erst da fühlte ich in vollem Maße die ganze Schwere meines Geschicks und erinnerte mich mit Entsetzen der Lage, in welcher ich mich befand. Man mußte handeln ohne eine Minute Zeit zu verlieren, mit voller Macht, mit Erfahrung, mit Entschlossenheit — ich besaß weder Macht noch Recht; gegebenenfalls konnte ich nur durch einen anderen handeln, der sich lediglich aus Vertrauen an mich wandte, ohne die Gewißheit, daß man meinem Rate folgen werde; und dabei fühlte ich, daß das Geheimnis eines solchen Vertrauens auf das sorgfältigste vor allen gewahrt werden mußte, sogar vor der Mutter, um sie nicht zu erschrecken, und um die Verschwörer nicht vorzeitig merken zu lassen, daß ihre Anschläge der Regierung nicht mehr verborgen seien. An wen sollte ich mich wenden, allein, ganz allein ohne Beratung!

Miloradowitsch schien mir seinem Amte nach der erste zu sein, zu dessen Kenntnis der Inhalt dieser Nachrichten gebracht werden mußte; Fürst Golizyn, als Chef des Postwesens und Vertrauensperson Kaiser Alexanders, schien mir der Zweite. Ich lud sie beide zu mir ein und alle drei machten wir uns an die Lektüre der Beilagen des Briefes. Des großen Geheimnisses wegen vom Generaladjutanten Tschernyschew eigenhändig geschrieben, enthielten sie die Beschreibung der durch zwei verschiedene Quellen entdeckten umfassenden Verschwörung: durch Angaben des Junkers Schirwud, der in der Tschugujewschen Militäransiedlung diente, und die Aufdeckung des Kapitäns Maiboroda, der im damaligen 3. Infanteriekorps diente.

Es war bekannt, daß die Verschwörung viele Personen in Petersburg betraf und meistens im Chevalier-Garde-Regiment, namentlich aber in Moskau und im Hauptquartier der 2. Armee und den zu ihm gehörenden Heeresteilen, und auch im 3. Korps. Die Angaben waren sehr unklar, unbestimmt; aber noch einige Tage vor seinem Tode hatte der verstorbene Kaiser Dibitsch befohlen, auf die Angaben Schirwuds hin den Obersten des Kasanschen Leib-

garderegiments Nikonow zu ſchicken, um den bekannten Wadkowſki, der vor einem Jahre aus den Liſten des Chevalier-Garderegiments geſtrichen war, zu verhaften. Noch weniger klar waren die Verdächtigungen des Hauptquartiers der 2. Armee, und Dibitſch berichtete, daß er ſich daraufhin entſchloſſen, Tſchernyſchew nach Tultſchin zu ſchicken, um Wittgenſtein von dem Geſchehenen zu benachrichtigen und den Fürſten S. Wolkonſki, der eine Brigade kommandierte, und P. Peſtel, der in dieſer Brigade das Wjatkaſche Regiment kommandierte, zu verhaften.

Eine ſolche Nachricht in einer ſo ſchwierigen und wichtigen Zeit erforderte die größte Aufmerkſamkeit, und man mußte erfahren, wer von den genannten Perſonen in Petersburg anweſend war und ſie unverzüglich arretieren; da aber von Kapitän Maiboroda nichts erwähnt war, man jedoch annehmen mußte, daß man von ihm noch ſehr wichtige Nachrichten erhalten würde, ſo entſchloß ſich Miloradowitſch ſeinen Adjutanten Gf. Manteuffel zu General Roth zu ſchicken, um Maiboroda nach Petersburg zu bringen. Von den Petersburger Verſchwörern war keiner anweſend, wie ſich durch die Recherche erwies; alle waren beurlaubt, nämlich Swiſtunow, Gf. Sſachar Tſchernyſchew und Nikita Murawjew, was die Richtigkeit des Verdachts noch mehr begründete, daß ſie zum Zweck einer Zuſammenkunft abweſend waren, wie das in dem Berichte ausgeſprochen war. Miloradowitſch mußte ſo deutlichen Beweiſen für die Exiſtenz einer Verſchwörung und für die Beteiligung daran auch anderer Perſonen, obgleich ſie nicht genannt waren, glauben; er verſprach die ganze Aufmerkſamkeit der Polizei darauf zu lenken, allein es blieb alles in der früheren Unklarheit.

Endlich kam der für mich verhängnisvolle Tag. Wie gewöhnlich ſpeiſte ich mit meiner Frau allein, als Bjelouſſow kam. Den Brief des Bruders öffnend, überzeugte ich mich gleich nach den erſten Zeilen, daß mein Schickſal entſchieden war, daß aber Gott allein weiß, wie der Wille Konſtantin Pawlowitſch's erfüllt werden ſoll, denn trotz aller unſerer Argumente verweigerte er entſchieden einen neuen Akt, ſich darauf ſtützend, daß er ſich nicht für den Kaiſer hielt, den Eid, der ihm irrtümlich geleiſtet wurde, ablehne, ſich nicht im Rechte halte und keinen andern Ausdruck ſeines unbeugſamen Willens wolle, als die Veröffentlichung eines ſolchen des Kaiſers Alexander und ſeiner Thronverzichtleiſtung.

Ich fühlte voraus, daß, dem Bruderwillen folgend, ich zugrunde gehe, aber anders war es nicht möglich und die Pflicht befahl ausschließlich zu überlegen, wie alles ohne direkte Gefahr von Mißverständnissen und falschen Verleumdungen zu erfüllen wäre. Ich ging zur Mutter und fand sie in derselben Überzeugung, aber zufrieden, daß die Unentschlossenheit ein Ende hatte. Ich entwarf alsbald das Projekt des Manifestes, ließ M. M. Speranski zu mir rufen und beauftragte ihn aufzusetzen, sich an meine Gedanken haltend; es wurde dabei beschlossen, das Testament Kaiser Alexanders, den Brief Konstantin Pawlowitsch's an ihn, die Thronverzichtleistung betreffend, und seine zwei Briefe an die Mutter und mich, als den Kaiser, zu veröffentlichen.

In dieser Beschäftigung verging der Abend des 12. Dezembers. Es wurde nach M. P. geschickt, um ihn zurückzubringen, und es war Hoffnung, daß er wahrscheinlich am nächsten Tage, d. h. den 13., komme. Inzwischen verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von dem angekommenen Feldjäger und jeder war überzeugt, daß die Vermutungen Wahrheit geworden seien.

Gardekommandeur war General Woinow, ein geehrter und tapferer Mann, aber von beschränkten Fähigkeiten, der in seinem Korps keine Bedeutung zu erlangen vermocht hatte. Ich ließ ihn zu mir kommen, setzte ihn von dem Willen Konstantin Pawlowitsch's in Kenntnis und verabredete, daß er am folgenden Tage, d. h. am Montag alle kommandierenden Generäle und Obersten der Garde bei mir versammeln sollte, damit ich ihnen persönlich den ganzen Gang der Ereignisse in unsrer Familie auseinandersetzen und sie beauftragen könnte, alles in klarer Weise ihren Untergebenen zu erklären, um jeden Vorwand zu Unordnungen zu beseitigen. Auch der Metropolit Seraphim wurde zu mir berufen zwecks nötiger Informationen, endlich auch Lopuchin, mit dem verabredet wurde, den [Reichs-]Rat zu 8 Uhr abends einzuberufen, wo ich mich zusammen mit meinem Bruder M. P., als dem persönlichen Zeugen und Ankündiger des Willens meines Bruders, einzufinden gedachte. Allein, Gottes Ratschluß lenkte es anders.

Wir warteten auf M. P. bis ½11 Uhr nachts und er war noch immer nicht da. Die ganze Stadt wußte indessen, daß der Reichsrat versammelt war und jeder vermutete, daß der entschei-

bende Augenblick gekommen sei, wo die quälende Ungewißheit ein Ende haben werde. Es war nichts zu machen und ich mußte allein gehen. Der Reichsrat versammelte sich damals im großen Gemach, das gegenwärtig als Empfangszimmer meiner jüngeren Töchter dient. An den Tisch tretend, setzte ich mich auf den ersten Platz und sagte: „Ich erfülle den Willen meines Bruders Konstantin Pawlowitsch“ und begann darauf das Manifest über meine Thronbesteigung zu verlesen; alle erhoben sich, und ich auch; alle hörten in tiefem Schweigen zu und verbeugten sich tief vor mir, nachdem ich geendet, wobei N. S. Mordwinow, der gegen mich war, sich auszeichnete, indem er zu allererst aufsprang und sich tiefer als die anderen verbeugte, so daß es mir sonderbar vorkam.

Hierauf mußte ich das Schreiben Konstantin Pawlowitschs an Lopuchin verlesen, in dem er ihn in schärfster Weise dafür tadelte, daß er angeblich dem Willen des verstorbenen Kaisers Alexander nicht gehorcht und ihm das Testament und die Entsagungsakte übersandt, sowie ihm gehuldigt habe, während niemand das Recht dazu hatte. Nachdem die Verlesung beendet war, kehrte ich in meine Gemächer zurück, wo die Mutter und meine Frau mich erwarteten. Es war 1 Uhr und Montag, was viele für einen schlimmen Anfang hielten. Wir führten die Mutter in ihre Gemächer und obgleich meine Thronbesteigung noch nicht publiziert war, so beglückwünschten uns doch die Leute vom Hofstaat meiner Mutter mit deren Bewilligung.

Auf der inneren Wache stand zurzeit Odojewski, der stärkste Verschwörer, aber niemand wußte das; erst später erinnerte man sich, daß er fortwährend die Hofbediensteten über das Geschehene ausgefragt hatte. — Wir legten uns schlafen und schliefen ruhig, denn unser Gewissen war rein und wir haben uns mit ganzer Seele Gott anvertraut.

Endlich brach der 14. Dezember an, der verhängnisvolle Tag. Ich stand früh auf und empfing Woinow; dann ging ich in den Saal der jetzigen Gemächer Alexander Nikolajewitsch's, wo alle Generäle und Regimentskommandanten der Garde versammelt waren; ich erklärte ihnen, wieso ich nach dem unabänderlichen Willen Konstantin Pawlowitschs, dem ich zusammen mit ihnen vor kurzem geschworen, gegenwärtig gezwungen sei, seinem Willen zu

gehorchen und den Thron anzunehmen, auf den ich, nach seiner Verzichtleistung, die nächsten Anrechte in der Familie habe; darauf verlas ich ihnen das Testament des verstorbenen Kaisers Alexander und den Akt der Thronverzichtleistung Konstantin Pawlowitschs; nachdem ich von jedem die Versicherung, in Ergebenheit und Bereitwilligkeit sich zu opfern, erhalten, befahl ich ihnen, sich zu ihren Kommandos zu begeben und den Eid abzunehmen. — Vom Hof wurde allen, die Zutritt zum Hof hatten, bekannt gegeben, sich im Palais um 11 Uhr zu versammeln.

Zu gleicher Zeit versammelte sich der Synod und der Senat zur Eidablegung. Bald darauf kam zu mir Miloradowitsch mit neuen Versicherungen vollständiger Ruhe. Darauf war ich bei der Mutter, wo ich ihn wieder sah und ging dann auf mein Zimmer. Es kam Orlow, der die Garde zu Pferde kommandierte, mit der Nachricht, daß das Regiment den Eid abgelegt; nachdem ich ziemlich lange mit ihm gesprochen, entließ ich ihn. Bald darauf erschien bei mir der Kommandierende der Garde-Artillerie Generalmajor Suchosanet mit der Nachricht, daß die Artillerie geschworen hatte, daß aber in der reitenden Garde-Artillerie die Offiziere Zweifel an der Richtigkeit des Eides geäußert und vorher die Bestätigung von M. P., den sie für aus Petersburg entfernt hielten, weil er angeblich mit meiner Thronbesteigung nicht einverstanden gewesen, zu hören verlangten. Viele der Offiziere haben soweit den Gehorsam verweigert, daß Suchosanet sie alle verhaften mußte.

Aber fast zu gleicher Zeit kam endlich M. P. an, den ich bat, sich sofort zu der Artillerie zu begeben, um die Irregewordenen zur Ordnung zu bringen; einige Minuten darauf kam zu mir Generalmajor Neidhart, Stabschef des Gardekorps, und bei mir vollständig in Verwirrung eintretend, sagte er: „Sire, le régiment de Moscou est en pleine insurrection. Chenchin et Frédericks (der damalige Brigade- und der Regimentskommandant) sont grièvement blessés et les mutins marchent vers le Sénat; j'ai à peine pu les devancer pour vous le dire, ordonnez de grâce au régiment de Préobrajensky et à la garde à cheval de marcher contre."

Mich traf diese Nachricht wie ein Donnerschlag; denn im ersten Augenblick sah ich in diesem Ungehorsam nicht die Folge des Zweifels, der immer befürchtet wird, sondern erkannte in ihm,

die Verschwörung kennend, ihren ersten Beweis. Ich erlaubte dem 1. Bataillon der Preobraschenzy vorzurücken, ließ die Garde zu Pferde satteln und schickte zu ihnen Neidhart; zugleich schickte ich Generalmajor Strekalow, der bei mir dejourierte, zur Beschleunigung des Befehls ins Preobraschenski-Bataillon. Allein geblieben, fragte ich mich: was soll ich tun? — und mich bekreuzigend vertraute ich mich Gott an und beschloß dorthin zu gehen, wo Gefahr drohte. —

Es mußte vor allem unsere wirkliche Lage verborgen werden, namentlich aber vor der Mutter, und bei meiner Frau eintretend, sagte ich: il y aller de bruit au régiment Moscou, je veux y aller und ging auf meine Treppe; im Vorzimmer fand ich den Kommandanten des Chevalier-Garde-Regiments Grafen Apraxin und befahl ihm, ins Regiment zu fahren und es sofort zu mir zu führen. Auf der Treppe begegnete ich Woinow völlig aufgeregt und erinnerte ihn streng daran, daß sein Platz nicht hier sei, sondern dort, wo die ihm anvertrauten Regimenter den Gehorsam verweigert hatten. Mir ging der Generaladjutant Kutusow nach; mit ihm kam ich auf die Palaishauptwache, welche eben von der 9. Schützenkompagnie des Finnländischen Leibgarderegiments unter dem Kommando des Kapitäns Pribytkow besetzt wurde; der letztere stand in meiner Division. Den Posten unter das Gewehr rufend, ließ ich salutieren, ging die Front ab und fragte die Mannschaft, ob sie mir schon geschworen habe und ob sie wisse, weshalb das so gekommen und daß dies genau nach dem Willen des Bruders Konstantin Pawlowitsch geschehen sei, und erhielt zur Antwort, daß sie es wüßten und den Eid abgelegt hätten. Darauf sagte ich ihnen: Kinder, die Moskauer machen Unsinn, das soll aber nicht nachgeahmt werden und sie sollten ihre Sache wie tüchtige Kerls machen, — und befahl die Gewehre zu laden; dann kommandierte ich selbst: Division vorwärts, Schnellschritt, Marsch! Um diese Zeit wurden noch Wachen aufgestellt, es blieb nur noch ein Teil zurück. Die Cour bei Hofe begann schon und der Platz war von Volk und sich kreuzenden Equipagen überschwemmt. Viele Neugierige blickten in den Hof und einige von ihnen traten ein und verbeugten sich vor mir bis zur Erde. Die Wache quer durch das Tor postierend, wandte ich mich an das Volk, das mich erblickend, zu mir lief und Hurra schrie. Mit der Hand winkend,

bat ich, mich reden zu laſſen. Zugleich kam zu mir Miloradowitſch und mit den Worten: „Cela va mal. ils marchent au Sénat, mais je veux leur parler“ ging er wieder und ich ſah ihn erſt wieder, als ich ihm die letzten Ehren erwies.

Ich mußte Zeit gewinnen, damit ſich die Regimenter verſammeln konnten, es mußte die Aufmerkſamkeit des Volkes durch etwas Ungewöhnliches abgelenkt werden — alle dieſe Gedanken kamen mir wie durch Eingebung und ich begann zum Volk zu reden, fragend, ob ſie mein Manifeſt geleſen hätten; alle ſagten nein — und mir kam es in den Kopf, es ſelbſt vorzuleſen. Bei irgend jemand in der Menge fand ſich ein Exemplar, ich nahm es und begann zu leſen, langſam, jedes Wort erklärend. Aber aufrichtig geſtanden, zitterte mir das Herz und nur Gott allein hielt mich aufrecht.

Endlich benachrichtigte mich Strekalow, daß das 1. Preobraſhenſki-Bataillon bereit ſei; nachdem ich dem Kommandanten Generalleutnant Batuzki den Befehl bei der Hauptwache zu bleiben und ſich ohne meinen Befehl nicht zu entfernen, erteilt, ging ich durch die Menſchenmenge direkt zum Bataillon, das mit dem Rücken zur Kommandanten-Anfahrt, die linke Flanke zum Exerzierhaus, ſtand; das Bataillon kommandierte Oberſt Mikulin und der Regimentskommandant Oberſt Iſſlenjew war bei dem Bataillon; das Bataillon ſalutierte; ich ging die Front entlang und fragte ſie, ob ſie bereit ſeien, mit mir zu gehen, wohin ich befehle, und bekam zur Antwort ein lautes frohes „zu Befehl“ — einzigartige Augenblicke meines Lebens; kein Pinſel kann das ſtramme, Achtung gebietende und ruhige Ausſehen dieſes tatſächlich erſten Bataillons der Welt wiedergeben. Ich kommandierte zur Attacke den erſten und achten Zug in Kolonne mit einer halben Wendung nach links und nach rechts und führte das Bataillon längs den Zäunen der damals im Bau begriffenen Häuſer der Miniſterien des Äußern und der Finanzen an die Ecke des Admiralitäts-Boulevards. Hier erfuhr ich, daß die Gewehre nicht geladen ſeien, befahl zu halten und die Gewehre zu laden. Hier wurde mir auch ein Pferd gebracht, die übrigen aber waren alle unberitten; da bemerkte ich in der Nähe des Generalſtabes den Oberſt Fürſten Trubezkoi — wir werden weiterhin ſehen, was er dort für eine Rolle ſpielte. Die Gewehre geladen, gingen wir vorwärts; es waren da General-

admiral Kutusow, F.-Adj. Durnow, Strekalow und mein Adjutant Perowski und Adlerberg. Meinen Adjutanten Kawelin schickte ich ins Anitschkow-Palais, um die Kinder nach dem Winterpalais zu bringen. Perowski schickte ich zur Garde zu Pferde mit dem Befehl, zu mir auf den Platz zu reiten.

Gerade um diese Zeit hörten wir Schüsse und gleich darauf kam Flügeladjutant Fürst Golizyn vom Generalstab mit der Meldung zu mir gelaufen, daß Miloradowitsch tödlich verwundet sei.

Das Volk strömte von allen Seiten herzu; ich kommandierte die Schützen auf die Flanken des Bataillons und gelangte auf diese Weise an die Ecke des Wosnessenski Prospekts; die Garde zu Pferde noch nicht erblickend machte ich Halt und schickte einen alten Reitknecht aus der Garde Londyrew mit dem Befehl ab, das Regiment solle sich beeilen. Da hörten wir auch „Hurra, Konstantin!" auf dem Platz vor dem Senat, und es war eine Schützenlinie sichtbar, die niemand in die Nähe ließ. In diesem Augenblick bemerkte ich links mir gegenüber einen Offizier des Nishni-Nowgoroder Dragonerregiments, dessen mit etwas schwarzem verbundener Kopf, große schwarze Augen und Schnurrbart und dessen ganzes Äußere etwas ganz besonders Abstoßendes an sich hatte; ich rief ihn zu mir und erfuhr, daß er Jakubowski heiße; nicht wissend, zu welchem Zweck er hier sei, fragte ich ihn, was er wünsche, worauf er mir dreist erwiderte: ich war mit ihnen, da ich aber hörte, daß sie für Konstantin sind, verließ ich sie und kam zu Ihnen. Ich nahm ihn bei der Hand und sagte: „Danke, Sie kennen Ihre Pflicht."

Von ihm erfuhren wir, daß fast das ganze Moskauer Regiment sich am Aufstand beteilige und daß er mit ihnen durch die Gorochowaja gegangen sei, wo er sie verlassen. Erst später wurde bekannt, daß seine wirkliche Absicht war, unter dieser Maske zu erfahren, was unter uns vorgeht und darnach zu handeln. — In dieser Zeit führte Generaladjutant Orlow die Garde zu Pferde heran, indem er um die Isaaks-Kathedrale ritt und sich auf dem Platz zwischen dieser und dem Hause des Kriegsministers, welches damals dem Fürsten Lobanow gehörte, mit dem Rücken zu diesem Hause aufstellte. Ich ritt sofort zu ihm, begrüßte die Mannschaft, sagte ihnen, daß wenn sie mir aufrichtig geschworen hätten, nun die Zeit gekommen sei, dies durch die Tat zu beweisen. Ich befahl

Orlow, auf den Senatsplatz zu reiten und sich so aufzustellen, um, wenn möglich, den Meuterern die Verbindung abzuschneiden, wo sie umringt werden konnten.

Der Platz war damals durch Zäune von der Seite der Kathedrale sehr eingeengt, welche bis zur Ecke des jetzigen Synodsgebäudes reichten; die Ecke, durch den Boulevard und den Newakai gebildet, diente als Lagerplatz für abgeladene Steine für die Kathedrale, und zwischen diesen Materialien und dem Denkmal Peters d. Gr. blieben nicht mehr als 50 Schritt übrig.

Auf diesem engen Raum, je sechs Mann in der Reihe reitend, postierte ich das Regiment in zwei Linien, mit der rechten Flanke an das Denkmal, mit der linken fast an die Zäune reichend. Die Meuterer waren in dichter, unregelmäßiger Kolonne mit dem Rücken zum alten Senat aufgestellt. Damals war nur das Moskauer Regiment allein da. Um diese Zeit fielen einige Schüsse; es wurde auf den Woinow geschossen, ohne ihn zu verwunden, als er die Mannschaft überreden wollte. Flügeladjutant Bibikow, Kanzleidirektor des Generalstabes, war von ihnen gefangen und unbarmherzig geprügelt worden, entkam ihnen aber und kam zu mir; von ihm erfuhren wir, daß Obolenski die Menge anführe.

Da schickte ich eine Kompagnie des Probraschenski-Regiments mit Oberst Ilienjew und dem jüngeren Oberst Titow unter dem Kommando des Kapitäns Ignatjew über den Boulevard, die Isaaksbrücke einzunehmen, um von dieser Seite die Verbindung mit Wassili-Ostrow abzuschneiden und die Front der Garde zu Pferde zu decken. Selbst aber ritt ich mit dem angekommenen Generaladjutanten Benckendorff auf den Platz, um die Lage der Meuterer zu beurteilen; ich wurde mit Schüssen empfangen. Zugleich schickte ich allen Regimentern den Befehl, sich bei mir auf dem Admiralitätsplatz zu versammeln, und dorthin zurückgekehrt, fand ich den übrigen kleinen Teil des Moskauer Regiments mit den meisten Offizieren, die M. P. zu mir brachte, bereits vor. Die Offiziere stürzten auf mich zu, mir die Hände und Füße zu küssen. Als Beweis meines Vertrauens zu ihnen stellte ich sie an der Ecke am Zaun, den Meuterern gegenüber, auf.

Das Chevaliergarde-Regiment und das 2. Bataillon des Probraschenskischen Regiments standen schon auf dem Platz; dies Bataillon schickte ich zusammen mit dem ersten in Reihen nach

rechts, um Anschluß an die Garde zu Pferde zu nehmen. Die Chevaliergardisten ließ ich in Reserve beim Hause Lobanows stehen. Dem Semenowschen Regiment wurde Befehl erteilt, gerade um die Isaaks-Kathedrale herum zur Manege der Garde zu Pferde zu marschieren und die Brücke zu besetzen. Das Kommando auf dieser Seite übertrug ich M. P. — Mannschaften des Pawlowskschen Regiments, die von der Wache zurückkehrten und die ein kleines Bataillon ausmachten, wurden auf der Poststraße und an den Kasernen der Garde zu Pferde vorbei auf die Brücke am Krjukowkanal und in die Galernaja Str. geschickt.

Um diese Zeit erfuhr ich, daß in dem Ismailowschen Regiment Unordnungen ausgebrochen seien und man unentschlossen sei den Eid zu leisten. Wie sehr mich dies auch schmerzte, aber ich hielt es nicht für wahr und zählte es zu den Verschwörungsabsichten und befahl daher Generaladjutant Lewaschow, der bei mir erschien, in das Regiment zu fahren und es, wenn nur irgend möglich, sei es auch gegen mich, aus den Kasernen zu bringen. Inzwischen sah ich, daß die Sache ernst werde, und nicht voraussehend, wie dies endet, schickte ich Adlerberg mit dem Befehl an Stallmeister Fürst Dolgoruki, Reiseequipagen für Mutter und Frau vorzubereiten und beabsichtigte sie im äußersten Falle samt den Kindern unter Deckung der Chevaliergarde nach Zarskoje Sselo zu expedieren.

Selbst aber begab ich mich, nachdem ich nach der Artillerie geschickt, auf den Winterpalaisplatz, um das Palais zu sichern, wohin direkt die beiden Sappeurbataillone, das Garde- und das Lehrbataillon zu gehen befohlen waren. — Noch nicht bis zum Gebäude des Generalstabes gelangt, sah ich das Leibgarderegiment in völliger Unordnung mit Fahnen und ohne Offiziere im Haufen gehen. Ohne etwas zu argwöhnen, ritt ich zu ihnen, um sie zum Stehen zu bringen und zu ordnen; aber auf mein „Halt" antwortete man mir: „wir sind für Konstantin"; ich wies ihnen auf den Senatsplatz und sagte: „wenn es so ist, da ist der Weg" — und die ganze Menge ging an mir durch das Militär vorbei und vereinigte sich ohne Hindernis mit ihren ebenso irregeführten Kameraden.

Ein Glück, daß es so geschah, denn sonst würde das Blutvergießen unter den Fenstern des Palais begonnen haben und unser Schicksal wäre mehr als zweifelhaft gewesen; aber solche

Erwägungen werden immer nachträglich gemacht. Damals hat mir aber Gott allein diesen Gedanken eingegeben.

Die Gnade Gottes zeigte sich noch offenbarer, als eine Menge Leibgrenadiere, vom Offizier Panow angeführt, zum Palais marschierten mit der Absicht es zu besetzen und im Falle von Widerstand unsere ganze Familie zu vernichten. Sie gelangten zum Haupttor in einer gewissen Ordnung, so daß der Kommandant sie für die von mir geschickte Abteilung zur Besetzung des Palais hielt.

Plötzlich aber bemerkte Panow, der an der Spitze ging, das Leibgarde-Sappeurbataillon, das eben erst herbeigeeilt war und sich um das Palais in Kolonnen aufgestellt hatte, und mit dem Ruf: „das sind ja nicht unsere" befahl er umzukehren und lief mit ihnen zurück auf den Platz. Wenn das Sappeurbataillon sich nur um einige Minuten verspätet hätte, wäre das Palais und unsere ganze Familie in den Händen der Meuterer gewesen, während ich, mit den Vorgängen auf dem Senatsplatz beschäftigt und ganz okkupiert von der im Rücken drohenden anderen großen Gefahr, jeder Möglichkeit beraubt war, dies zu verhindern. Hieraus ist am deutlichsten ersichtlich, daß weder ich noch jemand anders die Sache glücklich zu Ende hätte führen können, wenn die Gnade Gottes nicht alles zum bessern gelenkt hätte.

Hier muß ich einer herrlichen Tat des Fürsten Meschtscherski vom Leibgarde-Grenadierregiment erwähnen; er kommandierte damals die Kompagnie Sr. Maj., und als das durch die Gewandheit Panows und anderer Übeltäter in den Aufruhr hineingezogene Regiment seinem Obersten Stürler den Gehorsam verweigerte, aus Furcht seinem rechtmäßigen Herrscher Konstantin Pawlowitsch den Treueid zu verletzen, holte Meschtscherski seine Kompagnie unterwegs ein und es gelang seiner Überredung und dem Zutrauen, das er unter den Mannschaften genoß, den größten Teil seiner Kompagnie sowie einige andere [Mannschaften] anzuhalten und mir zuzuführen. Ich stellte ihn mit den Sapeuren auf einen ehrenvollen Platz, zum Schutze des Palais.

Nachdem ich zu den Truppen zurückgekehrt war, schickte ich zu der Artillerie, die jedoch zum Unglück ohne Schießmunition, die im Laboratorium aufbewahrt wurde, eingetroffen war. Während diese herbeigeholt wurde, nahm der Aufruhr zu; zur traurigen

Masse des Moskauer Regiments war, von der Seite der Galernaja heranrückend, die Gardeequipage gestoßen; die Masse der Grenadiere stand auf der anderen Seite; der Lärm und das Geschrei wird andauernd und ihre Schüsse gehen [uns] über den Kopf hinweg. Endlich fing auch das Volk an zu schwanken und viele liefen zu den Aufrührern über, vor welchen Zivilpersonen sichtbar waren. Mit einem Wort es wurde klar, daß nicht Zweifel an dem Eid der wahre Grund der Revolte war: das Vorhandensein einer andern wichtigeren Verschwörung lag auf der Hand. Das Hurra auf die Konstitution wurde von der Volksmenge für Hurra zu Ehren der Gattin Konstantin Pawlowitschs gehalten.

Generaladjutant Lewaschow kehrte mit der Nachricht zurück, daß das Ismailowsche Regiment in Ordnung angelangt sei und mich bei der Blauen Brücke erwarte; ich eilte dorthin, das Regiment salutierte und empfing mich mit freudigen Gesichtern, die bei mir jeden Verdacht zerstreuten; ich sagte ihnen, daß man sie betrügen wollte, daß ich daran nicht glaube, wenn es aber unter ihnen solche gebe, die gegen mich gehen wollen, so hindere ich sie nicht, sich mit den Meuterern zu vereinigen. Ein donnerndes Hurra war die Antwort. Ich befahl vor mir die Gewehre zu laden und schickte sie mit L. M. Martynow, dem Brigadekommandanten, auf den Platz, wo sie als Reserve mit dem Rücken zu Lobanows Hause zu postieren waren; selbst ritt ich zum Sjemenowschen Regiment, das bereits an seinem Platze stand. Das Regiment kam unter dem Kommando des Obersten Schipow in größter Ordnung und stand dicht bei der Brücke am Kanal, ein Bataillon hinter dem andern.

M. P. war schon da. Von hier aus sah man besser, daß mit der Gardeequipage, die an der rechten Flanke der Meuterer stand, viele Offiziere dieser und andrer Equipagen waren; es waren auch andere an der Front, zwischen den Soldaten umhergehend und sie zum Ausharren überredend.

In der Zeit, wo ich zum Ismailowschen Regiment ritt, langte der von mir gerufene Metropolit Seraphim aus dem Winterpalais in vollem Ornat und mit dem Kreuz an; der ehrwürdige Hirte trat mit einem Subdiakon aus der Kirche, und das Kreuz auf den Kopf gelegt, schritt er zur Menge; er wollte sprechen, aber Obolenski und andere aus der Bande verhinderten

dies, mit Schüssen drohend, wenn er sich nicht entferne. M. P. erbot sich zu der Menschenmenge zu reiten in der Hoffnung, durch seine Anwesenheit die Irregeführten und die der Meinung waren Konstantin Pawlowitsch treu zu sein, zu überzeugen, denn die Anhänglichkeit M. P.'s an den Bruder war allen bekannt. Obwohl ich auch für den Bruder eine verräterische Hand befürchtete, da zu sehen war, daß die Revolte immer mehr zunahm, aber um alle Mittel zu versuchen, willigte ich ein und entließ den Bruder, indem ich ihm den Generaladjutanten Lewaschow mitgab; aber auch seine Überredungen halfen nichts, obwohl die Matrosen auf ihn zu hören begannen, aber die Meuterer verhinderten sie daran. Küchelbecker spannte den Hahn des Revolvers und begann auf den Bruder zu zielen, drei Matrosen ließen es ihn aber nicht ausführen. Der Bruder kehrte auf seinen Platz zurück und ich, die Kathedrale umreitend, gelangte wiederum zu dem Militär auf der anderen Seite und fand dort das Leibgarde-Jägerregiment, das ich auf dem Platze gegenüber der Gorochowaja hinter der Fußartillerie-Brigade ließ.

Das Wetter wurde aus einem ziemlich frischen ein kaltes, es war sehr wenig Schnee und daher sehr glatt; es begann zu dämmern, da es schon 3 Uhr nachmittags war. Der Lärm und das Geschrei wurden immer intensiver und die Gewehrschüsse vieler aus der Garde zu Pferde häufig, sie gingen über die Köpfe, die meisten Soldaten auf der Seite der Meuterer schossen in die Luft. Auf den Platz reitend, wollte ich sehen, ob es nicht möglich wäre, die Menge zu umzingeln und zur Ergebung ohne Blutvergießen zu zwingen.

In diesem Augenblick wurde nach mir eine Salve abgegeben, die Kugeln pfiffen mir über den Kopf und verwundeten zum Glück keinen von uns; die Arbeiter der Isaaks-Kathedrale begannen hinter dem Zaun nach uns mit Holzscheiten zu werfen; man mußte sich entschließen, dem rasch ein Ende zu machen, denn sonst konnte die Revolte auch unter dem Volk ausbrechen und dann wäre das von ihm umringte Militär in einer sehr schweren Lage gewesen.

Ich ging darauf ein zu versuchen, mit Kavallerie zu attackieren; die Garde zu Pferde attackierte zuerst eskadronweise, konnte aber nichts machen infolge der Dunkelheit und des Glatteises, namentlich aber, weil sie keine geschärften Pallasche hatte; die

Gegner in geschlossener Kolonne hatten allen Vorteil auf ihrer Seite und verwundeten viele schwer, darunter büßte der Rittmeister W. den Arm ein. Das Chevaliergarde-Regiment unternahm ebenfalls eine Attacke, aber ohne großen Erfolg.

Da sagte Generaladjutant Wassiltschikow, sich an mich wendend: „Sire, il n'y a pas un moment à perdre, l'on n'y peut rien maintenant, il faut de la mitraille." Ich fühlte diese Notwendigkeit voraus, aber aufrichtig gestanden konnte ich mich, als die Zeit kam, zu dieser Maßnahme nicht entschließen und Entsetzen befiel mich: Vous voulez que je vers le sang de mes sujets le premier jour de mon règne! antworte ich Wassiltschikow. Pour sauver Votre Empire erwiderte er. Diese Worte brachten mich wieder zu mir; mich besinnend, sah ich ein, daß ich entweder das Blut einiger vergießen müßte und so sicher fast alles retten, oder mich schonend, das Reich ernstlich riskieren würde.

Nachdem ich ein Geschütz der 1. leichten Batterie zu Fuß zu M. P. geschickt, um diese Seite zu verstärken, als den einzigen Rückzug der Meuterer, stellte ich drei andere Geschütze vor dem Preobraschenski-Regiment auf und befahl sie mit Kartätschen zu laden; die Geschütze kommandierte M. [?] K. Bakunin. Meine ganze Hoffnung war, daß die Meuterer vor solchen Vorbereitungen erschrecken und keine andere Rettung sehend, sich ergeben würden. Aber sie blieben fest, das Geschrei ward noch hartnäckiger. Endlich schickte ich den Generalmajor Suchosanet, ihnen mitzuteilen, daß wenn sie nicht sofort die Waffen niederlegen, ich schießen lasse. Hurra und die früheren Ausrufe waren die Antwort und gleich darauf eine Salve.

Da sah ich kein anderes Mittel und kommandierte „Feuer!" Der erste Schuß traf hoch in das Senatsgebäude und die Meuterer antworteten mit rasendem Geschrei und unregelmäßigem Feuer; ein zweiter und dritter Schuß von uns und von der andern Seite aus dem Geschütz bei dem Sfemenowschen Regiment schlugen mitten in die Masse ein und im Augenblick zerstreute sich alles, sich auf den Englischen Kai rettend, auf die Newa, die Galernaja und sogar direkt den Schüssen aus dem Geschütz bei dem Sfemenowschen Regiment entgegen, um den Kai des Krjukow-Kanals zu erreichen. Die Artillerie an die Tête befehlend, dirigierten wir das Preobraschenski- und das Ismailowsche Regiment über den

Platz, während die Garde Kavallerieeskadron [?] und ein Teil der Garde zu Pferde die Flüchtenden auf dem Englischen Kai verfolgten. Ein Haufe begann sich auf der Newa anzusammeln, aber zwei Kartätschenschüsse zerstreuten ihn und es blieb nur noch übrig die Versteckten und Geflüchteten zu suchen, was Generaladjutant Benckendorff mit vier Eskadronen der Garde zu Pferde und der beritteneu Pionier Eskadron unter dem Kommando des Generaladjutanten Orlow auf Wassili-Ostrow und zwei Eskadronen der Garde zu Pferde auf dieser Seite der Newa übertragen wurde.

Hierauf übertrug ich das Kommando in diesem Stadtteil dem Generaladjutanten Wassiltschikow, indem ich ihn anwies beim Senat zu bleiben und ihm das Sjemenowsche Regiment, 2 Bataillone des Ismailowschen und ein kombiniertes Bataillon des Moskauschen und Pawlowskischen Regiments, 2 Eskadronen der Garde zu Pferde und 4 Geschütze der reitenden Artillerie unterstellte. — Wassili-Ostrow übergab ich dem Kommando des Generaladjutanten Benckendorff, dem die 6 Eskadronen verblieben und ein Bataillon des Finnländischen Leibgarderegiments, sowie 4 Geschütze der reitenden Artillerie dazugegeben wurden.

Selbst begab ich mich zum Palais. Bei der Gorochowaja ließ ich als Avantgarde auf dem Admiralitätsplatz 2 Bataillone des Leibgarde-Jägerregiments und hinter ihnen die 4. Eskadron des Chevaliergarde-Regiments. Das übrige Bataillon der Leibgarde-Jäger stellte Piketts aus bei der Kleinen und Großen Millionnaja bei den Kasernen des 1. Batallions des Preobrashens.ischen Regiments und am Großen Kai beim Theater. Diesen Posten wurden je 2 Geschütze von der Fußartillerie beigegeben. Eine Batterie von 8 Geschützen wurde bei der Eremitagenanfahrt an der Newa postiert, eine andere von 4 Geschützen gegenüber der Ecke des Winterpalais zur Newa hin. Ein Bataillon der Ismailower stand am Kai bei der Paradeanfahrt, 2 Eskadronen der Chevaliergarde weiter nach links gegenüber der Ecke des Palais. Das Preobrashenskische Regiment mit 4 Geschützen von der Kompagnie Sr. Maj. stand auf dem Schloßplatz mit dem Rücken zum Palais bei der Hauptpforte; in Reserve auf dem Hof verblieben die beiden Sapeurbataillone und 1 Kompagnie des Leibgarde-Grenadierregiments.

Das Ostseekomitee.

Von

Alexander Tobien.

Je mehr ungestümes Begehren unsere geschichtlich gewordenen Lebensformen angreift, um so höheren Wert gewinnen die Schöpfungen früherer Epochen im Urteil derjenigen, die den Sinn für das Historische bewahrt haben.

Unter den bewährten Institutionen, die im 19. Jahrhundert baltische Eigenart schützten und entwickelten, ragt das Ostseekomitee hervor. Seine Entstehung und Wirksamkeit sind noch niemals behandelt worden und daher mag der nachfolgende Beitrag zur Geschichte dieser denkwürdigen Schöpfung Nikolai I. hier einen Platz finden.

Das Ostseekomitee hat sich aus einem zur Lösung baltischer Agrarfragen Kaiserlich niedergesetzten Komitee nach und nach entwickelt.

Als in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts die Agrargesetzgebung Livlands gesetzlicher Neuregelung bedurfte und es namentlich galt, die zur Ergänzung der livländischen Bauernverordnung von 1819 im Jahre 1845 emanierten, unvollkommenen, sogenannten 77 §§[1] erneuter Prüfung zu unterziehen, setzte der Kaiser im Januar 1846 ein Komitee nieder[2], das die Grundsätze

[1]) „Allerhöchst bestätigte ergänzende Bestimmungen zur livländischen Bauernverordnung von 1819, betreffend die auf den Privatgütern wohnenden Bauern"; offiziell niemals publiziert.

[2]) Schreiben des Ministers des Innern an den Generalgouverneur vom 18. Januar 1846 Nr. 297; siehe Schreiben des livländ. Gouverneurs G. von Fölkersahm an den residierenden Landrat A. J. L. von Samson-Himmelstjerna vom 22. Januar 1846 Nr. 1393 in der Akte des Ritterschaftsarchivs Nr. 14, Lit. B, „Verbesserung des Bauernzustandes", Vol. IV, S. 1.

zur Reform zu entwerfen beauftragt wurde. Dieses Komitee, zu dem der Minister des Innern, der Minister der Domänen, der Gehilfe des Ministers des Innern, 4 Reichsratsmitglieder, 2 vom Generalgouverneur ernannte Glieder der Ritterschaft, der Landmarschall und zwei vom Adelskonvent gewählte Delegierte gehörten[1], führte den Titel: „Комитетъ для устройства быта Лифляндскихъ крестьянъ“[2], wurde aber kurzweg das „Petersburger Hauptkomitee“ genannt, im Gegensatz zum kleinen oder vorbereitenden Komitee, das unter dem Präsidium des Gehilfen des Ministers des Innern, aus den 5 ritterschaftlichen Gliedern des Hauptkomitees, sowie 2 Regierungsbeamten bestand und die Verhandlungen des Hauptkomitees vorzubereiten hatte[3]. Das Petersburger Hauptkomitee, das am 24. Mai 1846 seine erste Sitzung abhielt, wurde alsbald „Höheres Ostseekomitee“ genannt[4], oder einfach als Ostseekomitee bezeichnet[5], weil ihm im Jahre 1846 auch die Entwürfe für die Estländische Bauernverordnung überwiesen worden waren[6]. Das Archiv des Ostseekomitees, dessen 36 Akten den Titel führen: Дѣла по остзейскому Комитету, gibt Aufschluß über das Tätigkeitsgebiet dieser kommissarisch wirkenden Institution.

Vor allem war es die Aufgabe des Ostseekomitees: die Rechtsverhältnisse des baltischen Bauernstandes gemeinsam mit den 4 Ritterschaften, Livlands, Oesels, Estlands und Kurlands, auf legislativem Wege zu regeln. Alle anderen Tätigkeitsgebiete treten hinter diese Aufgabe weit zurück.

Den größten Einfluß hat das Ostseekomitee (materiell und formell) bei dem Zustandekommen der livländischen Agrar- und Bauernverordnung vom 9. Juli 1849 ausgeübt. Während bis

---

[1]) Schreiben des Ministers des Innern vom 18. Januar 1846 Nr. 297 a. a. O. und Protokoll des Ostseekomitees vom 24. Mai 1846, in derselben Akte S. 28 ff. u. 60 ff. — Siehe Näheres bei A. Baron Staël von Holstein: „Baron Hamilkar von Fölkersahm“, Riga 1907, S. 133 ff.

[2]) 1. Protokoll des Ostseekomitees vom 24. Mai 1846 a. a. O.

[3]) Schreiben des livl. Zivilgouverneurs G. v. Fölkersahm an das Landratskollegium vom 8. Febr. 1846 Nr. 2284 in derselben Akte S. 5.

[4]) Schreiben des Ministers des Innern Perowski vom 12. Juni 1846 Nr. 3443 an den livl. Landmarschall C. v. Lilienfeld in derselben Akte S. 50.

[5]) Befehl des Senats vom 9. November 1849 Nr. 42,696 betreff. Publizierung der Agrar- und Bauernverordnung vom 9. Juli 1849, der Bauernverordnung (Vollständ. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 23,385) vorgedruckt.

[6]) Näheres bei A. v. Gernet: „Geschichte und System des bäuerlichen Agrarrechts in Estland.“ Reval 1901, S. 201 ff.

zum Jahre 1846 die Staatsregierung dann, wenn es ſich um die Neugeſtaltung der Agrargeſetze Livlands handelte, ſtets den Landtag aufgefordert hatte Vorſchläge zu machen, beauftragte der Kaiſer zu Beginn des Jahres 1846 das Oſtſeekomitee: die Grundſätze der Reform zu entwerfen, die alsdann eine ritterſchaftliche Kommiſſion, deren Glieder, teils durch die Staatsregierung, aus der Zahl der Landtagsglieder berufen, teils vom Adelskonvent erwählt wurden, für den Landtag zu einem Geſetzentwurf auszuarbeiten hatte [1]. Der vom Landtag geprüfte und abgeänderte Kommiſſionsentwurf gedieh alsdann an das Oſtſeekomitee, das nach Durchſicht und Ergänzung des Entwurfs ſeine Beſchlüſſe Kaiſerlicher Majeſtät zur Beſtätigung unterbreitete. Das Kaiſerlich beſtätigte Projekt wurde vom Reichsrat nicht weiter behandelt, ſondern einfach als Geſetz promulgiert, mit alleiniger Ausnahme des Reglements über die Bauernrentenbank, das auf Kaiſerlichen Befehl vom Reichsrat beprüft werden mußte [2].

Als die eſtländiſche Bauernverordnung den Gegenſtand ſtaatlicher Behandlung bildete, wurde ebenſo, wie anläßlich der Agrargeſetzgebung Livlands in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, das Oſtſeekomitee kaiſerlich dazu berufen, gemeinſam mit dem eſtländiſchen Landtage den Geſetzentwurf vorzubereiten [3]. Nachdem das Projekt im Oſtſeekomitee geprüft und ergänzt worden war, wurde es zur Erfüllung des am 5. März 1856 erfolgten Allerhöchſten Befehls durch den Miniſter des Innern dem Reichsrat zur Durchſicht überwieſen, deſſen Gutachten am 5. Juli 1856 die Allerhöchſte Beſtätigung fand. Alsdann wurde das Geſetz durch den Senat veröffentlicht [4].

---

[1]) „Vorſchläge der auf Allerhöchſten Befehl zur Durchſicht der bäuerlichen Verhältniſſe in Livland niedergeſetzten Kommiſſion.“ Gedruckt bei W. P. Häcker, Riga 1847.

[2]) Befehl des Senats vom 9. November 1849 Nr. 42,696 a. a. O. und Allerhöchſt beſtätigtes Reichsratsgutachten vom 9. Juli 1849, der Agrar- und Bauernverordnung von demſelben Datum vorgedruckt; Vollſtändige Sammlung der Reichsgeſetze Nr. 23,385.

[3]) Gernet a. a. O. S. 204 ff.

[4]) Reichsratsgutachten vom 5. Juli 1856 und Allerhöchſter Ukas an den Dirigierenden Senat vom 15. September 1856, Einleitung zur eſtländiſchen Bauernverordnung vom 5. Juli 1856, II. vollſtändige Sammlung der Geſetze Nr. 30,693, abgedruckt bei E. v. Bodisco: „Die eſtländiſche Bauer-Verordnung vom 5. Juli 1856 und die die Bauerverordnung abändernden und ergänzenden Geſetze und Verordnungen.“ Reval 1904, S. 6 ff.

Die am 23. Januar 1859 Allerhöchst bestätigten Ergänzungen zur estländischen Bauernverordnung vom Jahre 1856 haben den Reichsrat nicht passiert, sondern sind vom Ostseekomitee direkt dem Kaiser zur Bestätigung unterbreitet und als Allerhöchst bestätigtes Journal des Ostseekomitees publiziert worden [1].

Ein anderes Schicksal wurde dagegen der livländischen Bauernverordnung vom 13. November 1860 zuteil. Nachdem die Vorschläge des Landtags von einer „vorbereitenden Kommission", die aus ritterschaftlichen Delegierten und Staatsbeamten bestand, verhandelt worden waren, prüfte das Ostseekomitee eingehend die Vorschläge und unterbreitete seine einzelnen Journale kaiserlicher Bestätigung. Wiewohl alle Beschlüsse des Ostseekomitees die kaiserliche Genehmigung erlangt hatten [2], wurde dennoch die ganze Materie in den vereinigten Departements der Gesetze und der Reichsökonomie des Reichsrats unter Hinzuziehung der ständigen Glieder des Ostseekomitees einer genauen formellen und materiellen Prüfung in 7 Sitzungen unterzogen, alsdann noch vom Plenum des Reichsrats in Verhandlung genommen [3], und erst als das alles geschehen war, vom Kaiser bestätigt und vom Senat publiziert.

Ähnlich wie die ergänzenden Bestimmungen zur estländischen Bauernverordnung vom 23. Januar 1859 lediglich vom Ostseekomitee, nicht aber auch vom Reichsrat legislativ behandelt worden sind, so haben auch andere Gesetze, die gewissermaßen als Ergänzungen zu Hauptgesetzen aufgefaßt werden können, einen Läuterungsprozeß im Reichsrat nicht erlitten, sondern sind vom Ostseekomitee direkt dem Kaiser unterbreitet worden, der die betreffenden Journale des Ostseekomitees bestätigte, worauf der Senat die Publikation besorgte.

Zu solchen, vom Ostseekomitee allein, ohne Teilnahme des Reichsrats dem Kaiser unterbreiteten Gesetzen gehören:

[1]) II. vollst. Sammlung der Gesetze Nr. 31,081 a, als Ergänzung zum XXXIV. und XXXVII. Bande II. Teil vom J. 1862 publiziert; siehe auch Bodisco a. a. O. S. 309.

[2]) Schreiben des Generalgouverneurs Fürsten Suwarow an das livländ. Landratskollegium vom 16. April 1858. Akte betreffend die Revision der Agrar- und Bauernverordnung von 1849. Vol. II, S. 164. Akte Nr. 8 des Ostseekomitees.

[3]) Alex. Tobien, „Beiträge zur Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung", Baltische Monatsschr. 29. Bd. 1882, S. 395. Senatsukas vom 10. Juni 1861 der Bauernverordnung vom 13. November 1860 (vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 36,312) vorgedruckt.

I. Alle drei Provinzen betreffend:

1) Gesetz vom 4. Juni 1865: Aufhebung der Körperstrafe. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 42,162.
2) Die Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,034 [1].
3) Die Regeln vom 11. Juni 1866, betreffend die Einrichtungen der allgemeinen Wohlfahrt in den Landgemeinden der Ostseegouvernements. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,383 [2].
4) Gesetz vom 11. Juni 1866, betreffend die Vertretung der Bauern durch Advokaten bei Gerichts- und Administrativ-Behörden. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,385.
5) Gesetz vom 26. Februar 1871, betreffend die Aufhebung des Vorrechts der Rittergutsbesitzer, Mühlen anzulegen. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 49,290.
6) Gesetz vom 26. April 1874, betreffend die Aufhebung des Rechts unentgeltlicher Hergabe von Holz aus den Domänenwäldern zu allgemeinen Zwecken. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 53,256.

Livland allein betreffend:

1) Gesetz vom 9. Juni 1846, betreffend die Verpflichtung der Bauern, für Kommunalbauten nur Material anzuführen und Arbeiter zu stellen. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 20,110.
2) Gesetz vom 12. Februar 1865, betreffend das veränderte Verfahren bei der Bestätigung von Kaufkontrakten über Bauerngesinde. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 41,803.
3) Gesetz vom 22. Mai 1865, betreffend die Entschädigung der fortziehenden Pächter im Falle des Verkaufs oder der Verpachtung des Gesindes. In der vollst. Sammlung der Reichsgesetze nicht enthalten.
4) Gesetz vom 4. Juni 1864, betreffend die Gemeindeschulen in Livland und die Expropriation der für sie notwendigen Ländereien. Nicht veröffentlicht.

---

[1]) Vgl. Senatsukas vom 18. März 1866 bei Bodisco a. a. O. S. 363.
[2]) Bodisco a. a. O. S. 431.

5) Gesetz vom 5. November 1866, betreffend die Freigabe des Güterbesitzrechts in Livland. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,817.
6) Gesetz vom 26. Februar 1871, betreffend die Rechte der Landsassen im Landtage und die Ausdehnung des passiven Wahlrechts zu Ämtern auf Personen aller Stände. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 49,291.
7) Gesetz vom 4. April 1875, betreffend das Recht der Rittergutsbesitzer aller Stände zur Teilnahme an den Kreisversammlungen. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 54,558.

Estland allein betreffend:

1) Gesetz vom 23. Januar 1859, betreffend die Ergänzung der estländischen Bauernverordnung vom J. 1856. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 34,081 a.
2) Gesetz vom 16. Dezember 1860, betreffend den Verkauf des Bauernlandes auf den Gütern der estländischen Ritterschaft. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 36,406.
3) Gesetz vom 6. April 1862, betreffend die Agrarverhältnisse der schwedischen Bauern auf der Insel Worms. Nicht veröffentlicht. Vgl. Gernet a. a. O. S. 292.
4) Gesetz vom 7. April 1862, betreffend die Prolongation der Agrarregeln vom 23. Januar 1859 auf weitere 6 Jahre. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 38,142.
5) Gesetz vom 28. Februar 1864, betreffend die schwedischen Bauern auf der Insel Worms. Nicht veröffentlicht. Vgl. Gernet a. a. O. S. 293.
6) Gesetz vom 12. Februar 1865, betreffend die Milderung der den estländischen Bauern aufzuerlegenden Polizeistrafen. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 41,083.
7) Gesetz vom 4. Juni 1865, betreffend die Umwandlung der Frohnpacht in Geldpacht. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 42,163. Bodisco a. a. O. S. 10.
8) Gesetz vom 18. Februar 1866, betreffend die Regeln, nach denen Pächter, die wegen Erhöhung der Pachtzahlung oder des Verkaufs ihrer Pachtstellen aus diesen entfernt werden, von den Gutsbesitzern zu entschädigen sind. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,024. Bodisco a. a. O. S. 329 ff.

9) Gesetz vom 18. Februar 1866, betreffend das Stimmrecht der Landsassen auf dem estländischen Landtage. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,030.
10) Gesetz vom 4. April 1875, betreffend die Ausdehnung des Forstschutzgesetzes vom 15. Mai 1867 auf Estland. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 54,557.

Oesel allein betreffend:

1) Gesetz vom 6. Februar 1859, betreffend die Entlassung der Bauern Oesels aus den Grenzen ihres Gemeindebezirks oder ihrer Insel zur Arbeit. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 34,132.
2) Gesetz vom 9. Oktober 1864, betreffend die Korroboration von Gesindeskontrakten. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 41,340.
3) Gesetz vom 19. Februar 1865, betreffend die Agrarregeln für die Bauern der Insel Oesel. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 41,820. — B. E. Рейтернъ, Сборникъ узаконеній о крестьянахъ Прибалтійскихъ губерній. С.-Петербургъ 1898, Bd. I, Teil 2, S. 197 ff.

Kurland allein betreffend:

1) Gesetz vom 29. November 1857, betreffend die strenge Einhaltung der Gesindespachtkontrakte bei Übergabe eines Rittergutes aus einer Hand in die andere. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 32,495.
2) Gesetz vom 6. September 1863, betreffend den Verkauf und die Verpachtung von Bauernlandgesinden. (Kurländ. Agrarregeln.) Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 40,034 a. — Рейтернъ a. a. O. Bd. I, Teil 1, S. 225 ff.
3) Gesetz vom 18. Februar 1866, betreffend die ergänzenden Regeln für den Abschluß von Pachtkontrakten. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,029.
4) Gesetz vom 18. Februar 1866, betreffend das Recht aller Stände christlichen Glaubens, in Kurland Rittergüter zu erwerben. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,031.
5) Gesetz vom 27. Mai 1870, betreffend den Verkauf von Bauernpachtgesinden auf den Fideikommißgütern. Vollständige Sammlung der Reichsgesetze Nr. 48,423.

6) Gesetz vom 27. Mai 1870, betreffend die Rechte der nichtadeligen Rittergutsbesitzer. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 48,424.
7) Gesetz vom 15. März 1874, betreffend die Ausdehnung des Forstschutzgesetzes vom 15. Mai 1867 auf die Privatwälder. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 53,256.

Livland und Kurland betreffend:

Gesetz vom 5. November 1866, betreffend den Verkauf von Bauernland auf Pfandgütern. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 43,818.

Estland und Kurland betreffend:

Gesetz vom 25. April 1875, betreffend die evang.-lutherischen Volksschulen und die Lehrerseminare in Estland und Kurland. Vollst. Sammlung der Reichsgesetze Nr. 54,623.

Unter allen angeführten 36 Gesetzen, die das Ostseekomitee direkt dem Kaiser unterbreitet hat, mögen die Agrarregeln für Oesel vom 19. Februar 1865 und die für Kurland vom 6. Sept. 1863 auffallen. Diese sind jedoch als Ergänzung zu der livländischen Bauernverordnung vom Jahre 1819 und zur kurländischen Bauernverordnung vom Jahre 1817 aufgefaßt worden. Auch die Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 hat offenbar nur als eine Abänderung der Bauernverordnungen aller 4 Provinzen gegolten, weshalb das Ostseekomitee ohne Zutun des Reichsrats zur Legislative befugt erachtet wurde. Mithin hat das Ostseekomitee nur ein einziges Mal ein Gesetzbuch emanlert, — die livländische Agrar- und Bauernverordnung vom 9. Juli 1849, — im übrigen aber nur Gesetze, die als Ergänzungen bereits vorhandener angesehen wurden.

Soll das Wesen des Ostseekomitees kurz charakterisiert werden, so war es nicht etwa eine durch Gesetz in das Gefüge der Reichsorgane eingegliederte ständige Behörde, sondern eine auf kaiserlichen Befehl ad hoc konstituierte kommissarisch wirkende Institution, deren Tätigkeit freilich nach und nach einen permanenten Charakter gewann, sich aber fast ausschließlich auf die Regelung der Agrarverhältnisse Liv-, Est-, Kurlands und Oesels erstreckte und nur in

Ausnahmefällen auf andere Gebiete (Berechtigung der Landsassen im Landtage)[1] ausgedehnt wurde. Die 30 Jahre währende Permanenz des Ostseekomitees findet wohl darin ihre Erklärung, daß die baltischen Agrarverhältnisse sich in den Jahren 1846—1875 in ihrer Entwicklung befanden.

Das Verhältnis des Ostseekomitees zum Reichsrat war ein koordiniertes, kein subordiniertes, da das Ostseekomitee, ebenso wie der Reichsrat, dem Kaiser direkt Gesetzentwürfe unterbreitete.

Nachdem das baltische Generalgouvernement durch den kaiserlichen Befehl vom 26. Januar 1876 beseitigt worden war, hatte das Ostseekomitee seine Wurzel eingebüßt und zessierte einfach, ohne daß ein Gesetz seine Aufhebung auszusprechen brauchte.

Wiewohl sonach das Ostseekomitee der bureaukratischen Eingliederung in den Reichsorganismus entbehrte, war seine Bedeutung für die baltischen Provinzen doch eine sehr große. Hervorgegangen aus der Einsicht der Monarchen Nikolai I. und Alexander II., daß die eigenartigen Verhältnisse der baltischen Provinzen besondere Sachkenntnis erheischen und der Prüfung einer vom bureaukratischen Organismus abgesonderten Institution bedürfen, wurde das Ostseekomitee aus sachverständigen und unabhängigen Würdenträgern zusammengesetzt, die das kaiserliche Vertrauen in besonderem Maße genossen. Und diese, direkt für den Kaiser oder für den Reichsrat arbeitende Institution hat denn auch Liv-, Est- und Kurland mehr als einmal davor bewahrt, mit Gesetzen beglückt zu werden, die, für das Innere des Reiches ersonnen, den baltischen Provinzen, wenn auf sie ausgedehnt, nur zum Unheil gereicht hätten. —

Wie sehr das Ostseekomitee durch seine Zusammensetzung, Unabhängigkeit und Sachkenntnis verbürgte, lehrt der Einblick in die Präsenz des Komitees, die aus den Journalen zu entnehmen ist. Danach präsidierte in den Jahren 1846—1859 Generaladjutant und Reichsratsmitglied Graf Peter Pahlen[2]. Später (1859) war

[1]) Diese Frage stand übrigens im Zusammenhang mit dem erweiterten Gülerbesitzrecht, das zum Gebiet der Agrarverhältnisse gerechnet werden muß.

[2]) Geb. 1778, gest. 1864, war bereits mit 15 Jahren, also unter der Kaiserin Katharina II., Rittmeister eines Dragonerregiments, 1798 Oberstleutnant der Leibgarde zu Pferde, 1800 Generalmajor, 1812 Generalleutnant, 1827 General der Kavallerie und Generaladjutant, wurde 1834 Glied des Reichs- und Kriegsrats, 1835 außerordentlicher Gesandter am französischen Hof, 1845 Generalinspekteur der Kavallerie.

Generaladjutant Moritz von Grünewaldt Präſident[1]. Mitglieder waren: der jeweilige Miniſter des Innern, der jeweilige Miniſter der Reichsdomänen und, wenn Finanzfragen (Rentenbank) auf der Tagesordnung ſtanden, auch der Finanzminiſter; ferner gehörten dem Oſtſeekomitee als Glieder die geweſenen Generalgouverneure (ſo Magnus Baron Pahlen, Fürſt Suworow, Graf Peter Schuwalow, Graf Baranow) und die zur Zeit fungierenden Generalgouverneure an; endlich war diejenige Ritterſchaft, deren Angelegenheit verhandelt wurde, mindeſtens durch 3 Delegierte, den Landmarſchall (bezw. Ritterſchaftshauptmann oder Landesbevollmächtigten) und 2 vom Landtage oder vom Adelskonvent gewählte Bevollmächtigte vertreten. Galt es eine alle drei Provinzen betreffende Frage zu erledigen, ſo waren die 3 Spitzen der Ritterſchaften zugegen. Ein Geſchäftsführer leitete die Kanzlei und verfaßte die Journale[2].

Die letzte Sitzung des Oſtſeekomitees fand am 11. April 1875 ſtatt und behandelte den Erlaß einer Verordnung für die Volksſchulen Eſt- und Kurlands. An ihr nahmen teil[3]: als Präſident: Generaladjutant Moritz von Grünewaldt[4]; als Glieder: der Miniſter des Innern Alexander Timaſchew[5], Miniſter der Domänen Graf Peter Walujew[6], Miniſter der Volksaufklärung

---

[1]) Dr. O. von Grünewaldt-Haackhof, „Vier Söhne eines Hauſes. Zeit- und Lebensbilder aus Eſtlands Vergangenheit." 1. Band, Leipzig 1900, S. 252.

[2]) Im Jahre 1846 war Geſchäftsführer des Oſtſeekomitees der in der Geſchichte Rigas unrühmlich bekannte Staatsrat Chanikow (Julius Eckardt, „Bürgertum und Bureaukratie", Leipzig 1870, S. 184 ff.; A. Buchholtz, „Deutſch-proteſtantiſche Kämpfe in den Baltiſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands", Leipzig 1888, S. 273 ff.). Chanikows Gehülfe war damals Juri Samarin, der bekannte Slawophile und leidenſchaftliche Bekämpfer baltiſcher Lebensformen. „Сочиненія Ю. О. Самарина", 7. Band, Moskau 1889. Vorwort des Herausgebers, S. XVIII ff.

[3]) Vgl. hierüber Grünewaldt a. a. O. S. 257; dort iſt als Teilnehmer auch der ehemalige baltiſche Generalgouverneur Fürſt Suworow bezeichnet, der jedoch im Journal vom 11. April 1875 nicht genannt iſt.

[4]) Oberdirigierender des Reichsgeſtütweſens, geb. zu Koik in Eſtland am 12. Mai 1797, geſt. in Petersburg am 24. Dezember 1877.

[5]) Geb. 1818, geſt. 1893, war Dirigierender der Eignen Kanzlei des Kaiſers, ſukzeſſive Gouverneur von Kaſan, Perm und Wjatka, wurde 1867 Miniſter der Poſt und Telegraphen, 1868 Miniſter des Innern, welchen hohen Poſten er bis 1877 inne hatte.

[6]) Geb. 1815, war zur Zeit des Generalgouverneurs Golowin (1845 bis 1848) Beamter zu beſonderen Aufträgen in der Kanzlei des baltiſchen Generalgouverneurs in Riga, von 1861–65 Miniſter des Innern, wurde 1872 Domänenminiſter, 1879 Präſident des Miniſterkomitees. Vgl. „Erinnerungen an Graf P. A. Walujew", Balt. Monatsſchr. 37. Band 1890, S. 229 ff., und

Graf Dmitri Tolſtoj[1], Graf Peter Schuwalow[2], Alexander Potapow[3], Fürſt Peter Bagration[4], Landesbevollmächtigter von Kurland Hugo Graf Keyſerling[5] und Ritterſchaftshauptmann von Eſtland Baron Maydell[6]. Geſchäftsführer war der Geheimrat Arnold von Tideböhl[7].

Die Kanzlei des Oſtſeekomitees wurde aus Mitteln unterhalten, die von den 4 baltiſchen Ritterſchaften im Geſamtbetrage von 1900 Rbl. jährlich dem Miniſterium des Innern gezahlt wurden, und zwar trugen bei:

Die livländiſche Ritterſchaft — 800 Rbl. (ſeit 1856)
„ eſtländiſche „ — 500 „ „ 1856)
„ Oeſelſche „ — 100 „ „ 1858)
„ kurländiſche „ — 500 „ „ 1863)[8]

Vor mehr als 30 Jahren bureaukratiſcher Gleichmacherei zum Opfer gefallen, iſt das Oſtſeekomitee heute dem Gedächtnis der meiſten unter uns entfallen. Es wäre anders gekommen, wenn der Plan des Generalgouverneurs Fürſten Suworow: aus dem Oſtſeekomitee eine feſte und dauernde Inſtitution zu machen, Erfolg gehabt hätte. Er ließ einen genauen Entwurf zur Reorga-

„Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew", ebenda, 39. Band, 1892, S. 1 ff.

[1]) Geb. 1823, geſt. 1889, war ſeit 1848 im Departement der geiſtlichen Angelegenheiten fremder Konfeſſionen angeſtellt, wurde 1853 Kanzleidirektor des Marineminiſteriums, 1865 Oberprokureur des heiligen Synods und 1866 zugleich Miniſter der Volksaufklärung (bis 1880), 1882 Miniſter des Innern.

[2]) Geb. 1827, geſt. 1889, war von 1862—66 baltiſcher Generalgouverneur, 1866—74 Chef der Gendarmerie, dann Botſchafter in London.

[3]) Geb. 1818, geſt. 1886, war 1860 Oberpolizeimeiſter von Moskau, 1861—64 Chef der 3. Abteilung der Eigenen Kanzlei des Kaiſers (Geheimpolizei), wurde 1868 Generalgouverneur des Nordweſtgebiets, war 1874—76 Chef der Gendarmerie.

[4]) Geb. 1818, geſt. 1876, war 1854 Kommandant des Kaiſerlichen Hauptquartiers, 1862 Gouverneur von Twer, 1868 Gehilfe des Wilnaſchen Generalgouverneurs Potapow, wurde am 22. Sept. 1870 baltiſcher Generalgouverneur und ſtarb als ſolcher 1876 in Petersburg.

[5]) Geb. am 8. Sept. 1833, ſtudierte von 1851—55 in Dorpat, war 1873—79 Landesbevollmächtigter von Kurland.

[6]) Album acad. Nr. 5787.

[7]) Geb. am 16. Februar 1818 zu Reval, geſt. am 30. Auguſt 1881 zu München, war 1848—53 Kanzleidirektor des livl. Gouverneurs, 1853—75 livl. Regierungsrat, 1857—68 Beamter und dann Kanzleidirektor des baltiſchen Generalgouverneurs, ſeit Mai 1868 Glied der 2. Abteilung der Kaiſ. Kanzlei in Petersburg und Geſchäftsführer des Oſtſeekomitees. Album acad. Nr. 3431. A. v. Miaskowski, „Arnold von Tideböhl" in der „Balt. Monatsſchrift" 30. Band, 1883, S. 685 ff.

[8]) Akte Nr. 24 des Oſtſeekamitees.

niſation des Oſtſeekomitees ausarbeiten, der auf eine Verſtärkung des Beſtandes durch Hinzuziehung ſtändiſcher Vertreter, der Fachminiſter und des Generalgouverneurs, ſowie auf die Beteiligung ſämtlicher baltiſcher Stände abzielte. Dieſer Plan, kurz vor dem Scheiden des Fürſten aus ſeiner hohen Stellung in den Oſtſeeprovinzen erſonnen, gelangte nicht an den Kaiſer, weil Suworow, im November 1861 zum Generalgouverneur von St. Petersburg ernannt, baltiſche Intereſſen zu vertreten nicht mehr befugt war[1]. So iſt dieſe vielverſprechende Maßnahme unterblieben, die den Oſtſeeprovinzen in keinem Zeitraum wichtigere Dienſte geleiſtet hätte, als in der ſogenannten „Reformaera" Alexander III.

[1]) A. v. Tideböhl, „Fürſt Alexander Suworow, Generalgouverneur von Liv-, Eſt- und Kurland, 2. Abſchnitt „Die Provinzen", Riga 1863, S. 143.

Eine russische Stimme zur Frage der Gewissensfreiheit.*

(In Anlaß des Gutachtens des h. Synods über das Gesetzprojekt des Ministeriums.

Demnächst steht in der Reichsduma die Verhandlung über eine ganze Reihe von Gesetzprojekten bevor, die vom Ministerium des Innern ausgearbeitet sind, um die bestehenden Gesetze über religiöse und Glaubensfragen mit dem Prinzip der Gewissensfreiheit in Einklang zu bringen, das von der Höhe des Thrones durch das Manifest vom 17. Oktober 1905 verkündet worden ist. Der Auffassung dieses Prinzips in den ministeriellen Gesetzprojekten kann durchaus nicht der Vorwurf eines übermäßigen Liberalismus und der Nichtbeachtung jener Grundgesetze gemacht werden, kraft deren „der christliche Glaube der rechtgläubig-katholisch-orientalischen Konfession" und die ihn bekennende Kirche als „prävalierende" und „herrschende" im Russischen Reiche anerkannt werden.

Nichtsdestoweniger haben auf die offiziellen Vertreter dieser Kirche die Gesetzvorschläge des Ministeriums, die auf die Erweiterung einiger Rechte der Andersgläubigen und Dissidenten (einschließlich der Altgläubigen und der Anhänger nichtfanatischer Sekten) abzielen, bei weitem keinen günstigen Eindruck gemacht und sie veranlaßt, mit einem, wie eine Zeitung sich ausdrückt, „gesetzlichen und würdigen Protest gegen die liberalen Tendenzen der weltlichen Regierung" hervorzutreten, in der Form eines besonderen Synods-Gutachtens (Zerkown. Westn. Nr. 1).

*) Dieser, von J. Gromoglassow geschriebene Artikel ist im „Golos Moskwy" vom 30. Januar d. J. erschienen, und verdient seiner Gesamtauffassung wegen gelesen zu werden.

Von der praktischen Wichtigkeit dieses Schrittes zu reden liegt kaum eine Notwendigkeit vor. Niemand wird ableugnen, daß die Stimme der höchsten geistlichen Behörde bei ihr so nahe stehenden Fragen die ernsteste Aufmerksamkeit verdient. Ohne Zweifel verhalten sich ebenso zu ihr auch die Volksvertreter bei der Beratung der ministeriellen Projekte. Aber die Quelle, aus der im gegebenen Falle der „Protest" entspringt, schließt durchaus nicht die Möglichkeit einer fundamentalen Nichtübereinstimmung mit ihm in einigen Punkten aus, wovon man sich leicht bei einer sorgfältigen Analyse jenes Synodalgutachtens überzeugen kann.

Das umfangreiche Dokument, das in dem offiziellen Organ der Kirchenregierung abgedruckt ist, enthält außer speziellen Bemerkungen über das eine oder andere Gesetzprojekt einen besonderen einleitenden Abschnitt, wo der h. Synod seine Anschauung hinsichtlich jener „allgemeinen Prinzipien" darlegt, die den ministeriellen Vorschlägen zugrunde liegen. Ohne einstweilen Einzelheiten zu berühren, bleiben wir bei diesem wichtigsten Abschnitt des Synodsgutachtens stehen, der die prinzipielle Anschauung der höchsten Kirchenbehörde über die Grenzen wiederspiegelt, in denen die Gewissensfreiheit hinsichtlich der Bekenner aller (außer der orthodoxen) Religionen, Konfessionen und Sekten zu verwirklichen wäre.

In kurzen Worten bestehen die hier entwickelten Grundanschauungen in folgendem:

Der rechtgläubigen Kirche muß, in Anbetracht ihrer historischen Verdienste um die Schöpfung des russischen Staatswesens und in Übereinstimmung mit den Grundgesetzen, jetzt in demselben Maße wie früher der „Vorrang" oder die „Herrschaft" gehören. Die Ausdehnung einiger Rechte, die bisher nur dieser herrschenden Kirche zustanden, auf andere Religionen und Konfessionen ist unmöglich ohne Schaden für die Orthodoxie und ohne offenkundiges Ärgernis für ihre Bekenner. In Anbetracht dessen hält der heil. Synod „es für seine heilige Pflicht darauf zu bestehen, daß alle gegenwärtig im Russischen Reich bestehenden Vorrechte der rechtgläubigen Kirche unverändert ihr auch in Zukunft erhalten bleiben." Im besonderen hält er für notwendig: erstens daß „das Recht der freien Propaganda seiner Lehre lediglich der orthodoxen Konfession zustehe, allen übrigen Konfessionen und Glaubenslehren aber nur gestattet werde solche Personen in ihren Schoß aufzu-

nehmen, die aus eigenem Antrieb zu ihnen kommen; zweitens, daß zwecks „größeren Schutzes der Würde der rechtgläubigen Kirche und ihrer Diener vor Angriffen, Beleidigungen und Schmähungen" in unsere Gesetzgebung „klare und deutliche Bestimmungen aufgenommen werden, die solche Handlungen strafen, sowohl die mündlich oder in Schrift und Druck, als auch solche, die durch Theater- und andere Vorstellungen begangen werden"; drittens, daß „das Eindringen irgendwelcher andersgläubiger oder dissidentischer Orden vom Ausland her oder die Gründung neuer Glaubensgemeinschaften in den Grenzen Rußlands nicht anders zugelassen werde, als nach vorhergehender Relation mit der höchsten geistlichen Gewalt."

Das also ist notwendig nach Ansicht des h. Synods zur Wahrung und Stärkung der „prävalierenden" und „herrschenden" Stellung der rechtgläubigen Kirche im Reiche. Wie schon bemerkt, hat das Ministerium des Innern auch garnicht daran gedacht, diese Stellung zu bestreiten, als es seine Gesetzprojekte einbrachte. Durch letztere werden bei weitem nicht alle die Vorrechte, als der Abänderung unterliegend, erschöpft, die bisher die Rechtgläubigkeit genoß und noch weiter genießt im Vergleich zu den andern Konfessionen und Religionen. Davon zu reden, daß sie von einem „großen historischen Piedestal" auf das Niveau „nicht nur dissidentischer Kirchen, sondern auch einer beliebigen sektiererischen Gemeinschaft oder andersgläubigen Konfession" (vgl. „Kolokol" Nr. 568) herabgedrückt wird, ist sogar in dem Falle zum mindesten verfrüht, wenn sämtliche ministerielle Anträge von der Duma angenommen werden.

Das Wesen der Sache besteht folglich nicht in einer prinzipiellen Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Organen der Zentralregierung, dem geistlichen und dem weltlichen, sondern nur in einer verschiedenen Auffassung dessen, wieweit die Verwirklichung des Prinzips der Gewissensfreiheit gehen kann, ohne sich in Widerspruch damit zu setzen, daß die Staatsgewalt eine von den Konfessionen als „herrschende" anerkennt. Der ganze Unterschied zwischen dem Synod und dem Ministerium besteht nur darin, daß letzteres keine Notwendigkeit sieht, für die Zukunft einige Rechtsbeschränkungen aufrechtzuerhalten, denen nach den jetzt geltenden Gesetzen religiöse Gemeinschaften und Personen unterliegen, die

nicht zur orthodoxen Kirche gehören, während ersterer darauf besteht, daß die bestehenden Privilegien der Orthodoxie nicht nur gewahrt, sondern sogar in einiger Hinsicht erweitert werden, indem er in der Aufhebung sei es auch nur einiger von ihnen eine unzweifelhafte Einbuße in der Würde der „prävalierenden" Konfession und ein offenkundiges Ärgernis für ihre Bekenner sieht.

Wieweit sind solche Anschauungen begründet, und liegt eine wirkliche Notwendigkeit vor, für die Zukunft jene Vorrechte der rechtgläubigen Kirche gesetzlich festzulegen, von denen der h. Synod in seinem Gutachten redet?

Es ist kaum nötig ausführlich zu beweisen, daß die wahre Würde der Kirche und die Kraft ihrer geistlichen Autorität am wenigsten von dem Grade der Begünstigung abhängt, die sie von seiten der Staatsgewalt genießt. Die am meisten von Äußerungen innerer Kraft erfüllte Periode ihres Bestehens fällt mit jener Zeit zusammen, wo das noch junge Christentum nicht nur keinen Vorzugsschutz des Staates genoß, sondern als eine religio illicita fast unaufhörlicher Verfolgung ausgesetzt war. Es versteht sich, daß das Vorhandensein scharfer Verfolgungen die günstigste Vorbedingung für die Verwirklichung des irdischen Berufes der Kirche bildet. Noch wunderlicher und falscher aber wäre es zu behaupten, daß die Kirche ihren ganzen vielseitigen Einfluß im christlichen Osten und Westen in den folgenden Zeiten vor allem und hauptsächlich den ihr hier gewährten äußeren Vorrechten und der Mitwirkung der weltlichen Gewalt verdanke. Solche Vorrechte — wenn man nicht an eigenmächtige Aneignungen, in der Art z. B. der rein äußerlichen Privilegien des mittelalterlichen Papsttums denken will — ergaben sich als ein für ihre Zeit natürlicher Tribut der schon früher und unabhängig von ihnen entstandenen Achtung vor der Kirche als der Trägerin der höchsten Wahrheit und Verkünderin der idealen Grundlagen des privaten und öffentlichen Lebens. Man muß dabei nicht vergessen, daß bei weitem nicht jede Form des Protektorats und der Mitwirkung des Staates, die es in der geschichtlichen Vergangenheit gegeben hat, in Wirklichkeit sich für die Hebung und Kräftigung der moralischen Autorität der Kirche als nützlich erwiesen haben. Niemand wird behaupten, daß der Eifer für den Ruhm der katholischen Kirche, der einst die westeuropäischen Herrscher bewog der „heiligen Inquisition" eifrig zu

helfen, oder, im XVII. Jahrhundert bei uns, die grausamen Verfolgungen der „kirchlichen Gegner", die sich nicht mit drei Fingern bekreuzigen wollten, auch in unseren Tagen erwünscht wären um des Triumphes und Ruhmes der „herrschenden" Kirche willen.

Die Schlußfolgerung daraus ist die, daß man auch bei der unerschütterlichsten Überzeugung von der Notwendigkeit, der „im Reiche herrschenden Konfession" einige äußere Vorrechte einzuräumen, nicht den Grad der Anhänglichkeit an diese Konfession durch die Anzahl der ihr eingeräumten Privilegien ermessen kann. Es ist notwendig den Charakter dieser letzteren selbst im Auge zu behalten bei der Entscheidung der Frage, ob ihre Erhaltung in Zukunft wünschenswert ist, und seinen Glaubenseifer mit der Stimme der Vernunft und des Gewissens in Einklang zu bringen.

Wenn man von diesem Gesichtspunkt aus die einschränkenden Normen betrachtet, auf deren Folgerichtigkeit der h. Synod besteht, kann man sich des Gedankens schwer entschlagen, daß die Grenzen einer Verwirklichung der Gewissensfreiheit dadurch enger gesteckt werden, als es durch die Interessen und die Würde der rechtgläubigen Kirche, als „prävalierender" und „herrschender", erfordert wird.

Die größte Aufmerksamkeit wird im „Protest" des Synods dem Antrag des Ministers gewidmet, daß „man allen Konfessionen und Glaubenslehren, sowohl den jetzt in Rußland bestehenden, als auch denen, die künftig anerkannt werden, das Recht der freien Propaganda ihrer Lehren einräumen möge." Gegen diesen Antrag hauptsächlich sind sowohl die historischen Exkurse über die staatlichen Verdienste der orthodoxen Kirche, als auch die warnenden Hinweise darauf gerichtet, daß durch solch eine Änderung ein Ärgernis zu erwarten sei „für viele glaubens- und willensschwache, die, wenn sie den Einwirkungen der Verführer ausgesetzt sind, für eine Rettung verloren sein können." Die Schlußfolgerung daraus, wie wir schon gesehen haben, ist die, daß das Recht der freien Propaganda ihrer Lehre nur der „herrschenden" Kirche zustehen solle.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, in welchem Maße die Erinnerung des Staates an die historischen Verdienste der Kirche ihm die Verpflichtung auferlegt, lediglich der Orthodoxie dankbare Aufmerksamkeit zu widmen, und die Möglichkeit ausschließt, sei es auch nur einige Rechte auf solche Aufmerksamkeit

der Altgläubigen Kirche einzuräumen, die sich als direkte Fortsetzung jener vorsynodalen Kirche ansieht, die hauptsächlich eben unsere „staatliche Macht und Stärke" geschaffen hat (vgl. die Zeitschrift „Zerkowj" Nr. 4 S. 109). Geben wir zu, daß diese Verdienste im Wege der Erbfolge voll auf die jetzt „herrschende" Kirche übergegangen sind. Wollen wir auch jene von einigen gehegte Bedenken nicht erörtern, ob der Vorbehalt eines so wesentlichen Rechts zu gunsten einer Konfession, zum Nachteil aller anderen, in unsren Tagen zur Festigung der staatlichen Einheit beitragen werde. Nehmen wir an, daß die „freie", d. h. offene Propaganda aller andersgläubigen und dissidentischen Lehren dem Synodalgutachten gemäß auch künftig verboten bleibt, wie sie es bisher gewesen ist.

Nach der formalen Seite bleibt so allerdings der Kirche ihr altes Vorrecht erhalten; wird ihr das aber dem Wesen nach nützlich sein und muß man es nicht umgekehrt für wünschenswert erachten, daß dieses Privilegium auf gesetzgeberischem Wege aufgehoben werde? Vor allem muß man fest im Auge behalten, daß die weltliche Gewalt zum Schutze dieses Privilegiums gegen mögliche Verletzungen keine anderen Mittel hat und haben kann, als Zwangs- und Strafmaßregeln, die durch die Artikel des Strafgesetzbuches bestimmt werden. Indem die Kirche sich wie früher unter deren Schutz stellt, wird sie sich folglich die schon längst gegen sie erhobenen Vorwürfe zuziehen, daß sie selbst keinen festen Glauben an den Triumph der von ihr verkündeten Wahrheit ohne Unterstützung durch äußere Macht habe; ist das aber notwendig zur Erhöhung ihrer moralischen Autorität und Würde?

Anderseits kann auch die allerstrengste Repression in dieser Richtung im besten Falle kein anderes Resultat haben, als das, daß anstatt einer *offenen* andersgläubigen und Sektierer-Propaganda eine *geheime* Propaganda nichtorthodoxer Lehren stattfinden wird. Es hat noch kein Beispiel dafür in der Geschichte gegeben, daß die Kenntnis irgend einer religiösen Doktrin nur aus dem Grunde auf den Kreis ihrer Bekenner beschränkt geblieben wäre, weil die äußere Gewalt das Siegel erzwungenen Schweigens auf die Lippen der Leute gelegt, die von tiefster Überzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens erfüllt waren. Man kann die Propagandisten und „Verführer" zwingen, sich mit ihrer Tätigkeit

sorgfältig vor den Blicken der strafenden Gewalt zu verbergen; aber kann man denn nicht im Privathause, in stillen Winkeln und Katakomben das predigen, wovon offen auf Plätzen und in öffentlichen Versammlungen zu reden verboten ist? Und gewinnt schließlich die Kirche viel, wenn sie ihren Gegnern mit der Hand der bürgerlichen Gewalt den Mund zuhält und auf diese Weise die Möglichkeit einer offenen und freien Erörterung ihrer Meinungsverschiedenheiten mit ihnen beseitigt? Es ist ja doch, scheint es, schon hinreichend durch die lange Erfahrung der Vergangenheit anerkannt, daß eine Lehre, die der Möglichkeit beraubt ist sich offen zu verteidigen, gewöhnlich mit dem besonderen Nymbus der verfolgten Wahrheit umgeben wird, die eine unwillkürliche Sympathie für sich sogar außerhalb des Kreises ihrer treuen Adepten erweckt.

Diese letztere Erwägung wiegt nach unsrer Ansicht entschieden schwerer, als jene aus dem bestehenden Verbot der offenen andersgläubigen und diffidentischen Predigt erwachsenden Vorteile, wie sie die Beseitigung der Verführung für die „glaubens- und willensschwachen" Glieder der rechtgläubigen Kirche darbietet. Die Sorge für ihre Rettung ist freilich über alles achtenswert und am Platze von seiten der geistlichen Hirten. Aber man soll die Bedeutung der äußeren und formellen Zugehörigkeit derer zur Herde nicht übertreiben, deren faule und blinde Religiosität an die völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem Schatze des wahren Glaubens grenzt. Nicht groß ist der Nutzen davon für sie und für die Kirche selbst, daß solche Leute in ihrer Einfriedigung künstlich festgehalten werden, die „nicht kalt und nicht heiß sind" (vgl. das gerechte Urteil über sie Apostelgesch. 3, 16), die auf den ersten Ruf hin bereit sind wegzugehen. Sie für den Herrn bewahren soll und kann man; aber dazu bedarf man keiner polizeilichen Mauer, die denen, die sich hinter ihr befinden — den Herden und den Hirten — gestattet, sich einer ungestörten Lethargie hinzugeben. Es ist längst Zeit, daß diejenigen, die dafür zu sorgen berufen sind, einsehen, daß nur der lebendige Glaube Gott wohlgefällig ist und daß der Sieg im Kampfe der Ideen nur durch die Kraft der Überzeugung gewonnen wird, nicht aber durch äußeren Zwang und Strafrepressionen.

Die von uns angeführten Erwägungen gegen die Unzulässigkeit, von kirchlichem Standpunkt aus, der freien Propaganda der

andersgläubigen und dissidentischen Lehren sind völlig anwendbar auf den Punkt des synodalen Gutachtens, in dem auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, „das Eindringen andersgläubiger und dissidentischer Orden vom Auslande her" und „die Gründung neuer konfessioneller Gemeinschaften" von der Einwilligung der höchsten geistlichen Gewalt abhängig zu machen. Zu dem, was eben gesagt wurde über den zweifelhaften Nutzen der Versuche, sich mit einer Art „chinesischer Mauer" gegen feindliche Angriffe auf die Feste des christlichen Glaubens zu schützen, kann man nur den Ausdruck des Zweifels bezüglich dessen hinzufügen, wodurch sich die geistliche Gewalt leiten lassen wird, indem sie die erwähnte Einwilligung gibt oder versagt. — Dem Wesen der Sache nach ist doch jede andersgläubige oder dissidentische Organisation in einem gewissen Maße der rechtgläubigen Kirche feindlich und kann für deren Glieder eine Anfechtung bilden. Der ganze Unterschied besteht nur in der Stärke der Anfechtung und in der Schwierigkeit des Kampfes mit ihr mit rein kirchlichen Mitteln. Rechnet die geistliche Gewalt etwa darauf, sich im voraus durch die projektierte Maßregel der Notwendigkeit zu überheben, dort einen solchen Kampf zu führen, wo sein Ausgang zweifelhaft sein kann, und das Feld für leichte Siege offen zu halten? Oder ist das nur — eine äußerlich unscheinbare Formel, unter der sich das pium desiderium birgt, es möchten keinerlei neue religiöse „Orden" und Gemeinschaften in den Grenzen unsres Vaterlandes zugelassen werden?

Was die Notwendigkeit „bestimmter und deutlicher Gesetzbestimmungen" anlangt, welche „Angriffe, Beleidigungen und Schmähungen" der rechtgläubigen Kirche und ihrer Diener bestrafen, so hätten wir dagegen absolut nichts einzuwenden, wenn ihre Formulierung im Synodalgutachten nicht Anlaß gäbe, zu denken, daß der Schutz gegen grobe Beleidigungen hier als ein ausschließliches Privilegium der orthodoxen geistlichen Personen aufgefaßt werde, auf das die Vertreter der andern Konfessionen und Kulte keinen Anspruch erheben können. Wenn dies die wirkliche Tendenz des synodalen Antrages ist, dann kann man damit schwerlich einverstanden sein. Die herrschende Stellung der rechtgläubigen Kirche würde natürlich eine *verstärkte* Repression für Schmähungen und Beleidigungen, die ihren Geistlichen zugefügt werden,

vollständig rechtfertigen. Aber der Staat, der das Recht des religiösen Gewissens verkündet hat, kann in der Unterscheidung der „herrschenden“ und der von ihm nur „anerkannten“ Konfessionen nicht so weit gehen, daß er den Vertretern der andersgläubigen und dissidentischen Kulte besondere Rechte auf Schutz ihrer Ehre und Würde versagt im Vergleich zu den gewöhnlichen Anhängern irgend einer Ausnahme.

Wir glauben, daß dies zunächst genügt, um den allgemeinen Charakter der Anschauungen des h. Synods in der Frage zu beleuchten, in welchen Grenzen die Freiheit des religiösen Gewissens verwirklicht werden soll.

Der Gegenſatz von Mann und Weib in Hebbels Dramen.*

Von

Georg Caspersohn.

Es gibt große Geiſter, die ſo hoch die Zeitgenoſſen überragen, daß ſie gleichſam herauswachſen aus ihrer Zeit und weit in die Zukunft weiſen. Einſam müſſen ſie kämpfen und ringen von der Mitwelt verkannt, anfangs vielleicht bewundert, aber niemals verſtanden und erfaßt und deshalb bald vergeſſen. Erſt die Geſchichte, die gerechte Richterin, zeigt ſie der Nachwelt in ihrer wahren Größe. Die hat dann das Verdienſt, aber auch die Pflicht die Geiſtesheroen mit dem verdienten Lorbeerkranz zu ſchmücken. Zu ſolchen großen Geiſtern gehört auch Fr. Hebbel.

Er iſt unzweifelhaft einer der größten Künſtler und Kunſtverſtändigen des 19. Jahrhunderts. Ihm war die Kunſt das Schönſte und Höchſte, um deren willen er auch vor einem ungeheuerlichen Kampfe mit den äußeren Verhältniſſen und den Dämonen der eigenen Bruſt nicht zurückſchreckte, ſondern mit den letzten Kräften rang, und endlich doch als Sieger hervorging. Hohe Forderungen hat Hebbel an die Kunſt geſtellt, aber er war auch der Mann, der ſie zu erfüllen ſuchte.

„Deutſchland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter wie ich bin gehabt", ſagt Hebbel, „aber in einem Punkte bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernſte und der ſittlichen Strenge, womit ich meine Kunſt ausübe, weiche ich keinem."

---

*) Vortrag, gehalten am 13. Februar 1908 im Verein Bethabara.

Aber nicht nur im Streben, in der Kunstauffassung, nein, auch in seiner geleisteten Schöpfung, in seinen Dramen kommt er den größten der Dichter nahe, und würdig reicht er seinem genialen Vorgänger Kleist die Rechte und weist mit der andern in die Zukunft. Denn Hebbel ist der Ausgangspunkt des modernen Dramas, „so es ist wahrscheinlich", sagt Bartels, „daß er wirklich der Johannes des künftigen Messias ist, sind doch Ibsen und die deutschen Naturalisten schon auf seinen Nebenpfaden gegangen; ersterer unfähig den großen Stil, den Hebbel hat, festzuhalten, letztere leider nicht imstande die wahrhaft tragische Form zu erringen." — Ist somit auch die große Bedeutung Hebbels in der Entwicklung des Dramas nicht zu leugnen, der einzelne wird immer wieder fremd der Hebbelschen Muse gegenüberstehen, wenn er nicht in die Tiefe geht und sich in Hebbel einlebt. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Dieses Goethische Wort gilt in ganz besonderem Maße von Hebbel. Man kann den Dramatiker Hebbel nicht verstehen, ohne den Menschen Hebbel verstanden zu haben; so wenig jemand je Shakespeare verstehen wird ohne die Zeit, in der er lebte, mit der er verwachsen war. Ein Verständnis aber für einen Dichter läßt sich nur durch liebevolles Studium seiner Werke erlangen, nicht durch einen gedrängten Vortrag. Der kann nur die Tore öffnen, einführen und anregen, und längst nicht die ganze Tiefe der Welt eines Künstlers erschöpfen.

Nur auf einige wesentliche Momente Hebbelscher Weltanschauung lassen Sie mich hinweisen, weil sie das Fundament bilden für jedes seiner Dramen.

Schon das äußere Gewand der Tragödie zeigt uns einen ganz eigenartigen, aus eigener Kraft schöpfenden Dramatiker. Nichts von der breitmalenden Rhetorik Schillers, nichts von der prächtigen Szenenfülle eines Shakespeare — und doch ist auch sein Drama wahrhaft größten Stils. Hebbel geht eben in die Tiefe, und je gewaltiger und unüberwindlicher der Stoff, desto knapper und formvollendeter das Drama. Mit welch genialem Griff faßt er die Stoffe der Geschichte an! In der einfachsten Erzählung erblickt er sofort den tragischen Punkt und schafft eine Tragödie, die weit über das gewöhnliche Maß hinauswächst, und mit dem althergebrachten Prinzip völlig bricht. Denn die Aufgabe des

Dramas sah H. darin, „die Menschennatur, in welcher Gestalt und Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf ewige und unveränderliche Grundsätze zurückzuführen.“ Der Dramatiker, der „den Gedanken schildert, der Tat werden will“, muß uns zeigen, daß die Tat notwendig war, daß sie dem Wesen des einzelnen entsprang, daß sie psychologisch begründet ist. Schuld und Versöhnung im Sinne Schillers erkennt H. nicht an. „Es ist töricht“, sagt er, „vom Dichter das zu verlangen, was Gott selbst nicht darbietet: Versöhnung und Ausgleichung der Differenzen. Aber allerdings kann man verlangen, daß er Differenzen selbst gebe und nicht in der Mitte zwischen dem Zufälligen und dem Notwendigen stehen bleibe. So darf er jeden Charakter zugrunde gehen lassen, aber er muß uns zugleich zeigen, daß der Untergang unvermeidlich, daß er, wie der Tod, mit der Geburt selbst gesetzt ist. Dämmert noch die leiseste Möglichkeit auf, so ist der Poet ein Pfuscher!“

Wahrlich, in der psychologischen Motivierung, die bisweilen nicht frei von Übertreibungen und abstrakter Gedankenarbeit ist, und in der strengen Folgerichtigkeit kommt er den größten Dichtern gleich, und in dem straffen dramatischen Aufbau übertrifft er fast alle.

Aber nicht nur das Leben vergegenwärtigen soll das Drama, seine höchste Aufgabe ist — und das erkannte H. sofort — den tiefsten Gehalt des Lebens darstellen. In den einzelnen, mit einander im Kampfe begriffenen Individuen müssen wir Repräsentanten der ewig-gültigen höchsten Ideen erblicken, — also Typen. In ihnen soll der Sinn und das Wesen des Menschenlebens hervortreten. Jedes einzelne Individuum ist frei und soll sich frei fühlen, und sein ganzes Streben geht dahin, sich seinem inneren Wesen nach auszuleben. Anderseits muß sich jeder einzelne den Forderungen der Familie, der Gesellschaft, des Staates zu fügen, die jede Individualität in einen bestimmten Kreis bannen und dem Streben jedes einzelnen nach freier Selbstbetätigung seines „Ich“ eherne Schranken entgegensetzen. So ist von Anfang an ein Widerspruch im Leben sebst gegeben. Der einzelne fühlt sich im Recht, und er hat auch recht, und kann doch der Gesamtheit gegenüber unrecht haben. Wir sehen auf Erden einen Kampf der Menschen untereinander, weil jedes Individuum doch ein Leben für sich lebt, und ein Etwas hat, das auch der liebste Mensch

nicht ergründen und erfassen kann, — das ist die furchtbare, aber doch wahre Tragik im Menschenleben. Aber das Individuum liegt auch im Kampfe mit den ewigen Gesetzen, und muß sich denen beugen oder zugrunde gehen, — dies ist die wieder wuchtende viel größere Tragik, die schreckliche Gebundenheit und Unfreiheit.

Das wäre in großen Zügen H.'s tragische Theorie, der Kern seiner Weltanschauung. Diesen Kampf der Individuen untereinander und anderseits mit der Gesamtheit, mit den ewigen Gesetzen, wie er sich in seinen mannigfaltigen Formen immer wieder auf Erden zeigt, stellt H. in seinen Dramen dar. Ihn zog in ganz besonderem Maße das ursprünglichste von allen Problemen und Rätseln des Menschendaseins an: der Dualismus zwischen Mann und Weib. Dieser Gegensatz der Geschlechter beschäftigte ihn Zeit seines Lebens, und in 4 großen Tragödien: „Judith", „Genoveva", „Herodes und Marianne", „Gyges und sein Ring" führt uns H. dieses Problem in seinen verschiedenen Modulationen, jedesmal von einer andern Seite beleuchtet, am klarsten vor. — Und diese 4 Tragödien wollen wir auch in den Mittelpunkt unsrer Betrachtung stellen und an ihnen die Entwicklung dieses Grundproblems verfolgen.

Die ersten Spuren entdecken wir schon in der ganz kleinen Erzählung „Anna" vom J. 1836, seine erste aus eigener Kraft geschöpfte Erzählung. Hier liegt der Anfang Hebbelscher Dramatik, der sich allmählich in fortschreitender Entwicklung zu einem gesunden Organismus entfalten sollte. „Durch Leiden tun", diese Idee vom Weibe tritt schon hier hervor. Aber Hebbel war geborener Dramatiker, und nur im Drama konnte er seine Kräfte voll entfalten. In größter äußerer Not und physischer Erschlaffung bildete er sich während seiner Münchener Studienzeit zu einer selbständigen und unabhängigen Persönlichkeit aus, und reifte zum Dramatiker heran. Gewaltige dramatische Pläne und Bilder tauchten vor seinem geistigen Auge empor, Gestalten rangen nach Ausdruck. Eines fehlte ihm nur: das Vertrauen auf seine Kraft, ein großes Werk zustande zu bringen. Dieses Zweifeln an seinem Können ist charakteristisch für Hebbel; es widerholte sich beim Schaffen jeder großen Tragödie. Er mußte gleichsam erst einen Damm seiner Innenwelt durchstechen, damit der glühende Strom ins rechte

Flußbett geleitet würde; war aber ein Ausfluß gefunden, dann ging's in fieberhafter Eile fort, bis das Drama vollendet war.

Am fürchterlichsten waren die Qualen bei der Schöpfung seiner „Judith". Längst schon lag der Stoff gegliedert, das Drama konzipiert seinem Geiste vor. Ein Bild der Münchner Pinakothek und eine „gar köstliche Oper a. D. 1615 der wütende Holofernes" wiesen ihn auf die Erzählung von der jüdischen Jungfrau von Orleans. Aber H. zweifelte, er verzweifelte, ja dachte an Selbstmord. Da plötzlich am 2. Oktober 1839 klingt's wie ein Freudenschrei zum Himmel: „Gott, wenn das ginge! Ich wäre glücklich." Und sein Selbstbewußtsein wächst. Einige Tage später lesen wir in seinem Tagebuch: „Ich bin selig, ich fühle mich auf dem Wege zu einem neuen Leben; Gott verhüte, daß nicht alles plötzlich wieder ins Stocken gerate!" Wohl hatte er noch äußere Drangsale zu überwinden, aber er fand den Weg zur Judith zurück und arbeitete fieberhaft weiter. Am 28. Januar lag die Tragödie abgeschlossen da. Mit dem 5. Akt war sie begonnen. Während der Arbeit kamen ihm Bedenken, ob er die Tat Judiths psychologisch begründen werde, ob alles nicht zu theatralisch werden würde, denn davor schreckte er zurück. Doch der Genius fand seinen Weg auch allein und lieferte der Welt in seinem Erstlingswerk staunenswertes. Seine Furcht war unbegründet gewesen: die Motivierung der Tat Judiths und die große Folgerichtigkeit des dramatischen Aufbaus gelangen ihm besonders. Und das war hier die Hauptsache; denn die biblische Judith konnte H. nicht brauchen, die den Feldherrn Holofernes durch ihre Schönheit gefangen nimmt, durch List ihm den Kopf abschlägt und darob samt dem ganzen Israel drei Monde lang jauchzt. Hebbel erst erhob diese Erzählung in die Sphäre des Tragischen.

Wir sehen uns sofort in die damalige orientalische Welt versetzt, die mit großen, markigen Strichen gezeichnet ist. In der Mitte, alle überragend, steht die grandiose Gestalt eines Barbaren und Despoten, „der sich mit dem All fast noch als Eins fühlte, weil die Zivilisation die Nabelschnur, wodurch er mit der Natur zusammenhing, noch nicht durchschnitten hatte", wie H. sich ausdrückt. Gigantisch und grotesk, aber doch wahr. Er schwelgt in dem überschäumenden Gefühl seiner Körperkräfte, doch Menschenwert und Würde kennt er nicht. Dieser ungeheuerliche Titane,

der nur ſeinen eigenen Willen kennt und ſich als Gott betrachtet, er iſt der ärgſte Kontraſt zu Judith, die ſich der Macht Jehovas beugt und die Individualität als etwas Unantaſtbares anſieht. Das Volk nennt ſie fromm und gottesfürchtig, aber ſie betet nur, weil ſie ſich vor ihren eigenen Gedanken nicht zu retten weiß, denn ſie iſt ſich ſelbſt ein Rätſel. In der herrlichen Schilderung der Hochzeitsnacht im 2. Akt erfahren wir, daß Judith ſchon drei Jahre Witwe iſt, daß ihre Ehe eine unglückliche war, weil ſich ein rätſelhaftes Geheimnis zwiſchen Mann und Weib gedrängt hat, den Manaſſe von jeder Berührung mit Judith zurückſchaudern ließ, und daß er ſein Geheimnis mit ſich ins Grab nahm und ſein Weib unbefriedigt zurückließ. „Doppelt unſelig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib!“ ruft ſie aus. Da kommt Ephraim mit der Botſchaft, Holofernes ſtehe vor der Stadt, und in den abſchreckendſten Farben ſchildert er den Barbaren, um ſie einzuſchüchtern. Jetzt gerade, meint er, bedürfe ein Weib den Schutz des Mannes, und er hofft, daß ſie nun ihre Einwilligung endlich geben und ſein Weib werden würde. Aber er erfährt das Gegenteil. Wie ein Freudenſtrahl durchzuckt es Judith: „Ich möchte ihn ſehen!“ ruft ſie. Eine ungeheuerliche Tat ſchwebt ihr vor, ſie will Holofernes töten, um Iſrael zu befreien, zugleich aber regt ſich in ihr die unbefriedigte Sinnlichkeit. Bevor ſie aber die Tat ſelbſt vollbringt, fordert ſie dieſelbe von Ephraim. Erſt als der vor dem Wagnis zurückſchaudert, meint ſie ſelbſt das Unmögliche vollbringen zu müſſen. „Sehen alle Männer in der Gefahr nichts, als die Warnung ſie zu vermeiden, dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große Tat!“ In einem heißen Gebet ringt ſie zu Gott, und da wird ihr klar, daß der Herr ſie auserwählt hat Iſrael zu retten, indem ſie ihre Jungfräulichkeit aufopfert. „Der Weg zu meiner Tat geht durch die Sünde“, und da Jehova niemand erweckt, zieht ſie im Vertrauen auf ihn und im Bewußtſein ſein Werkzeug zu ſein ins Lager des Feindes.

Da aber erlebt ſie einen Aufruhr im eigenen Herzen. Die Roheit des Heiden, mit der er ſie als gemeine Sache behandelt, um ſeine Lüſte zu befriedigen, empört ſie in ihrem tiefſten Innern. Sie weiß nur eines: der Mann hat ihre Ehre geſchändet, und um die Schmach zu retten, tötet ſie den Holofernes. Aber nun der Rückſchlag, die ergreifende Szene, in der es ihr zum Bewußt-

sein kommt, daß sie nicht Jehova zu Ehren, nicht der übernommenen Mission eingedenk die Tat vollbrachte, sondern aus rein egoistischen Motiven. Das vernichtet sie innerlich, sie bricht zusammen. Ist auch im Drama das Schicksal Judith offen gelassen, wir fühlen, das Urteil ist gefällt: sie muß sterben. Der Tod nur kann sie mit Jehova versöhnen, gegen den sie sich durch ihr eigensüchtiges Handeln aufgelehnt hatte, und die von Gott gesetzte Schranke durchbrach. Die Idee aber sah Hebbel darin: „Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr Männer töten." —

Doch Judith und Holofernes zeigen uns nicht nur eine gewisse Seite im Kampf der beiden Geschlechter, sie sind auch Repräsentanten eines welthistorischen Gegensatzes: des Judentums und des Heidentums, und die Tat Judiths hat noch eine symbolische Bedeutung: sie bildet eine Etappe in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit — der Jehovaglaube trägt den Sieg davon über das Heidentum. Überhaupt liebt es H. in seinen Dramen ein historisches Moment darzustellen (noch deutlicher werden wir das in seinen späteren Tragödien sehen) und die Vergangenheit in lebendigen Bildern heraufzubeschwören. Auch in der Judith stehen die Gruppen der Nebenpersonen scharf umrissen da, und in den Volksszenen schuf H. wirklich Gewaltiges. Hier finden wir die Glut der alttestamentlichen Propheten, die aufflammende Wut der alten Juden wieder, mit ihrer Wankelmütigkeit, ihrem Trotz, ihrer Verzweiflung und Auflehnung gegen Jehova. Mit wenigen, aber großen Pinselstrichen ein naturgetreues Bild altjüdischer Zeit. Ist auch alles noch kolossal, wie aus einem Stück gehauen, eckig und scharf, weil nicht gemeißelt, eine geniale Talentprobe bleibt die leidenschaftliche „Judith" doch, und in ihrer Totalität wirkt sie überwältigend.

Sie erregte auch sofort großes Aufsehen, aber man verstand den Dichter nicht. Dieser feurige, kühn vorwärts dringende Geist war doch etwas Ungewöhnliches in der dekadenten Zeit, wo eine unheimliche Stille sich des Theaters bemächtigt hatte und nur gefühlvolle, flache, formlose Stücke das Repertoir beherrschten. Aber H. schritt kämpfend weiter. „Ich bin entschlossen", schreibt er an Elise Lensing, „zehnmal lieber mich selbst als die Wahrheit zu opfern; dies ist mir kein Verdienst, denn das Gegenteil ist mir völlig unmöglich."

„Judith" war die eine Frucht vom knorrigen Baume des Dithmarschers. Unbewußt war auch die zweite gereift und wartete nur noch auf den Windstoß, der sie vom Stamme lösen sollte. Und der kam bald.

Schon in seiner Jugend hatte Hebbel den Stoff der Genovevasage fürs Theater umgebildet und für spätere Zeiten aufgespeichert. Jetzt kam ihm Tiecks „Genoveva" in die Hände. Sie befriedigte ihn keineswegs, und er schafft eine neue Tragödie. In 12 Tagen war der 1. Akt vollendet. Wohl kein Drama fürs Theater, sagte er sich gleich zu Beginn. Und doch mußte er es schaffen, weil es zum Gefäß seiner eigenen Gemütszustände geworden war.

Leidenschaftliche Liebe bannte ihn an die schöne Patriziertochter Emma Schröder, aber nebenan stand die alternde Elise, mit der er durch das Geschick zusammengekettet war und die er doch niemals von ganzem Herzen lieben konnte. Ein tiefes Schuldbewußtsein drückte ihn schwer. So stieg aus allen Tiefen seiner Seele die Genoveva herauf. Zu einer Gestalt verschmolzen war die opfernde, duldende Elise und die blühende schöne Emma. Die Tragödie aber wurde zu einem der ergreifendsten Bekenntnisse eines Dichters. Nur schade, daß die Gemütsdarstellungen Golos einen so großen Raum einnehmen, daß die äußeren Begebenheiten, so mannigfaltig und reich sie gerade in diesem Drama sind, zurücktreten.

Siegfried zieht in den Heidenkrieg und läßt zum Schutze seines lieben Weibes den in seiner Treue erprobten, edlen, jugendkräftigen, nach Taten drängenden, aber ungestümen Jüngling Golo zurück. Beim Abschied des Grafen offenbart Genoveva die verhaltene Leidenschaft einer glühenden Liebe, und Golo, der bisher in ihr nur die Heilige, Unnahbare verehrt hat, erblickt nun in ihr zum ersten Mal das Ideal eines irdischen Weibes. Mit einem Schlage ist er ein anderer. Die entfachte Leidenschaft macht ihn blind. Wenn Siegfried solch ein Weib verlassen kann, meint Golo, so hat er sie nie wahrhaft geliebt. Und als sie in Ohnmacht sinkt, küßt er sie in höchstem Entzücken. Doch er besinnt sich sofort, als der Diener die Abschiedsworte des Grafen überbringt. Er sieht in seiner Tat einen Frevel und Gott selbst ruft er zum Richter an, indem er sich in Lebensgefahr begibt und den höchsten Burgturm erklimmt. Aber er bleibt am Leben, und das

verwirrt ihn noch mehr. Er meint, der Herr verschmähte sein Opfer, damit der Schurke in ihm reifen könne. Auf die Warnungen der Menschen hört er nicht mehr, aber das Gute in ihm hält noch dem Bösen das Gleichgewicht. Er fleht zu Gott, daß er Genoveva zu sich nehme. „Dieses Weib, wenn Du nicht schnell sie unserm Blick entziehst, ruft Sünd ins Dasein außerordentlich, wie ihre Schönheit, einzig, wie sie selbst." Seine Schuld war bisher nur Gedankensünde gewesen, aber sie wird nun zur Tatsünde. Da Gott Genoveva nicht zu sich nahm, will er von ihr die Erlaubnis fordern, sich selbst mit seinem Schwert zu töten. Mit feurigen Worten bekennt er seine grenzenlose Liebe zu ihr und verlangt den Todesspruch aus ihrem Munde. Standhaft weigert sie sich. Er aber sieht darin ein Einverständnis und reißt die sich mit allen Kräften Sträubende in höchster Leidenschaft an sich. Der erste Schritt ist getan, ein Zurück gibt es nicht mehr, blindlings stürzt er sich tiefer ins Verderben.

Ein Mittel bleibt ihm noch: sie durch Leiden zu zwingen, dem Siegfried die Ehe zu brechen. Das Eingreifen der Hexe Margarete beschleunigt noch seine teuflischen Pläne. Genoveva wird von den Leuten verleumdet, des Ehebruchs bezüchtigt und in den Kerker geworfen. Geduldig erträgt sie diese Schmach, und auch als sie im Burgverließ Siegfried ein Kind gebiert und Golo sie den schrecklichsten Qualen aussetzt, wankt sie nicht einen Augenblick. Auf Siegfried setzt sie ihr Vertrauen und hofft auf seine treue Liebe zu ihr. Aber sie täuscht sich. Wohl kehrt Siegfried zurück, aber nicht um die unschuldig leidende aus den Klauen eines Dämons zu reißen.

Als Golo ihm nach Straßburg entgegeneilt und Genoveva mit den grellsten Farben als Buhlerin stempelt, da glaubt er den Worten eines Mannes, von dessen Treue er überzeugt war, und zweifelt an der Liebe seines Weibes. Hat er auch einen Blick in ihre tiefste Seele getan, verstanden und wahrhaft geliebt hat er sie niemals. Da zeigt ihm Margarete den Hexenspiegel, und durch dessen Trugbild noch mehr betört, gibt er in seinem Zorn Golo den Befehl, Genoveva und den vermeintlichen Bastard zu töten. Noch einmal versucht Golo Genoveva. Er gibt ihr einen Brief an Siegfried mit dem Geständnis seiner Schuld und verlangt den Tod durch den Giftbecher von ihrer Hand.

Allein auch jetzt bleibt ſie feſt. So will er ſie wenigſtens ſterben ſehen im Walde, wo die Henker den Todesbefehl ausführen ſollen. Aber man überbringt ihm nur die Nachricht von ihrem Tode. In Wahrheit hatten die feigen Knechte ſie in die Wildnis entfliehen laſſen. Da vollzieht Golo an ſich das grauſige Urteil, indem er ſich blendet und ſeinen Körper den Tieren zum Fraße an einen Baumſtamm binden läßt. So ſtellt er durch die ſich ſelbſt auferlegten Qualen die urſprüngliche Harmonie wieder her, die er durch ſeine leidvolle Tat zerſtört hatte.

Erſt 10 Jahre ſpäter, als der Dichter ſich durchgerungen hatte und es ruhiger und abgeklärter in und um ihn war, dichtete er das verſöhnende Nachſpiel, Der innerlich geläuterte Siegfried findet im Walde Genoveva und den kleinen Schmerzenreich wieder.

Nicht das handelnde Weib, wie in der „Judith", das leidende, duldende wollte Hebbel zeigen. Freilich iſt nicht zu leugnen, daß Genoveva wie in einer andern Welt ſchwebt und uns Menſchen fremd anmutet, und daß der Träger der Handlung nicht ſie, ſondern Golo iſt. Aber einzelne Partien ſind von packender Schönheit, und die kleinen Zwiſchenſzenen, die hier die Räderchen im Organismus darſtellen, zeigen uns die große Charakteriſierungskunſt Hebbels. Aber wenn uns auch nur die nackte Seelenſtudie bliebe, erſchütternd und ergreifend wirkt der Entwicklungsgang dieſer Goloſeele immer, weil er doch trotz ſeines exzentriſchen Weſens menſchlich wahr iſt. Wieder blicken wir in den Dualismus hinein, wie er ſich von Anbeginn in dieſer Welt zeigt — in den Dualismus zwiſchen Gut und Böſe.

Golo und Genoveva gehen von einer Wurzel aus, in beiden lag ein guter Keim, ſie erfahren nur eine entgegengeſetzte Entwicklung. Golo wird unaufhaltſam auf die abſchüſſige Bahn gedrängt und vollendet ſich im Böſen; Genoveva wird durch Leiden zur Vollenduug im Guten geführt und ſtellt die Idee der Menſchheit wieder her. Sehr treffend hat ein Hebbelkenner (Specht) „Genoveva" und „Judith" charakteriſiert mit den Worten: „Wie ein gotiſcher Bau neben einer Synagoge im mauriſchen Stil ſteht die „Genoveva" neben der „Judith". Und die Geſänge, die aus beiden erſchallen, verhalten ſich wie die vielſtimmigen, kunſtvollen Motivkreuzungen der chriſtlichen Kirchenmuſik zu monophonen, einfach gegliederten Pſalmengeſängen."

„Judith" und „Genoveva" sind die Jugenddramen Hebbels, die uns noch den um die Krone ringenden Dichter zeigen. 1843 schuf H. das erste Meisterwerk, seine herbschöne „Maria Magdalene". Wie dieses Drama, so war auch die Lebensperiode des Dichters, aus der diese Tragödie herausgeboren wurde, schwarz und quälend. Nirgends einen Ausweg mehr findend, spricht H. das herzerschütternde Gebet:

Die du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh', ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach, sie weint dir süßeren Dank,
Als die andern alle, die du glücklich und reich gemacht.
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Aber er hatte schon zu viel gelitten, um vor einem weiteren Kampfe zurückzuschrecken. Gerade aus dieser Zeit stammt der für den Menschen wie für den Dramatiker Hebbel zu charakteristische Satz: „Jedenfalls ist es besser ein eckiges Etwas zu sein, als ein rundes Nichts!" Selbstbewußt und trotzig bahnte er sich seinen Weg weiter und landete endlich im Hafen, als er nach 33jähriger Wander- und Leidenszeit sich in Wien niederließ. Jetzt, wo in und um ihn der Friede einzog, erwachte auch seine poetische Kraft zu einem neuen Leben. Er kehrte zurück auf den Weg, den er mit seinen Jugenddramen betreten hatte und spann die abgerissenen Fäden der „Judith" und „Genoveva" weiter, indem er sie verband und zu einem Faden verwirkte. In diese Zeit des Überganges vom Leiden zur Freude, vom Sturm und Drang der Jugendproduktion zur herrlichen Blüte des gereiften Künstlers fällt das großstilige historische Drama „Herodes und Mariamne".

Ganz geklärt konnte auch diese Tragödie noch nicht sein. Zu tief waren die Eindrücke der unglücklichen Lebens- und Dichterzeit gewesen, als daß sie sofort ausgelöscht werden konnten. —

„Demnach ist gerade dieses Werk ein geschichtliches Drama par excellence." Den Überfluß des Stoffes, vor dem Hebbel anfangs zurückschreckte, zwang er in eine eiserne Form und leistete mit unerhörter Kraft einen dramatischen Aufbau, wie er ihn kaum in seinen späteren Werken erlangt hat. Dazu kommt noch die gewaltig packende Darstellung des historischen Moments und die mächtige, meisterhafte Charakterisierung.

„In „Herodes und Mariamne" wollte Hebbel zeigen, wie sich eine Ehe zwischen Holofernes und Judith gestaltet hätte", bemerkte sehr treffend sein Biograph Emil Kuh.

Wenn auch Hebbel hier keine Judith und keinen Holofernes dargestellt hat, auf eine nahe Beziehung zur „Judith" und auch zur „Genoveva" weist doch diese Tragödie hin.

König Herodes ist geistesverwandt mit Holofernes, nur steht er höher. Auch er ist noch Despot, das Naturwüchsige, die niedere Menschenwertung schlummern noch in ihm: der Mantel der römischen Zivilisation hält sie nur verborgen. Ist er auch zum Herrschen wie geschaffen, eines fehlt ihm nur: die Sicherheit des Handelns. Immer bleibt in seiner Seele ein leiser Zweifel zurück. Aus politischen Gründen hat er Mariamne, die letzte aus dem Makkabäergeschlecht geheiratet, aber bald war in beiden eine leidenschaftliche Liebe erwacht, zugleich aber in ihm die Furcht, diese Liebe wieder zu verlieren, — und das war sein Unglück. Seine Bestrebungen sind durchaus redlich gemeint: alles Knöcherne des jüdischen Volkes will er ausrotten und Israel zu einem neuen blühenden Leben verhelfen. Aber die Frucht seiner Bestrebungen reift nicht. Heiden und Juden in Parteien gespalten bekämpfen sich unter einander und treten beständig in Opposition gegen ihn, ja bedrohen sogar sein Leben. Selbst Alexandra die Königin-Mutter zettelt einen Aufstand an, um ihrem Sohn, dem Hohenpriester Aristobulus zum Königsthron zu verhelfen. — Um den Thron zu wahren, läßt Herodes diesen im geheimen aus der Welt schaffen. Mariamne ist überzeugt von ihres Gatten Schuld, überwindet aber dies Gefühl, und eine noch innigere, wenn auch verborgene Liebe kettet sie an Herodes. Bei dem König aber stellt sich der Zweifel ein: kann die Schwester den Brudermörder wie früher lieben? — Alexandra aber blieb nicht untätig. Sie verklagte Herodes bei

Antonius und schickte diesem ein Bildnis ihres Sohnes Aristobul, das wohl einen Begriff von der Schönheit der Schwester geben konnte. — Herodes muß sich verantworten.

Da erwacht in ihm die höchste Liebe zu Mariamne, zugleich aber auch ein arger Zweifel an ihrer Liebe. Er fordert ihr das Versprechen ab, sich zu töten, wenn er stirbt. Dagegen aber bäumt sich der Stolz der Makkabäerin auf: „Das kann man tun, erleiden kann man's nicht!" Ihr Weigern schärft sein Mißtrauen. Auch über den Tod hinaus will nur er sie besitzen, deshalb stellt er sie unters Schwert.

Mariamne kommt dahinter, erblickt darin nicht seine tiefste Liebe, sondern sieht sich erniedrigt als Mensch, als Weib. Gleich Holofernes hat Herodes sie als Sache betrachtet. Wohl nicht durch rohe Gewalt und brutale Sinnlichkeit erniedrigt, aber viel verletzender, weil eben tiefer. Wie Siegfried verstand auch Herodes sein Weib nicht, weil ihm die Feinheit des Gefühls fehlte und er blind ihrer Liebe gegenüber war. Aber kein Golo und kein Zauberspiegel brauchte ihn zu verwirren, denn aus seiner eigenen Brust stiegen die Zweifel herauf, die sein Mißtrauen erhöhten und den Glauben an die felsenfeste Liebe seines Weibes zu ihm erschütterten.

Hier sehen wir deutlich den Faden, der sich von „Judith" und „Genoveva" zu „Herodes und Mariamne" hinzieht. Nur ist „alles innerlicher geworden, alles sublimierter, als in den früheren Dramen. Darin zeigt sich der Fortschritt des Dichters" (Werner).

Kaum zurückgekehrt, muß Herodes in den Weltkrieg gegen Oktavian. Das flößt Mariamne neue Hoffnung ein: „Jetzt werde ich's sehen, ob's bloß ein Fieber war, das Fieber der gereizten Leidenschaft, das ihn verwirrte, oder ob sich in klarer Tat sein Innerstes verriet." Herodes aber mißversteht ihre Freude und hinterläßt zum zweiten Mal den Blutbefehl, sie zu töten. Diesmal ist es aber eine wesentlich andere Situation. Hat Herodes zuerst sein Weib geprüft, so will sein Weib nun ihn prüfen. Der Galiläer Soemus aber, dem Herodes das Geheimnis anvertraut, offenbart den Blutbefehl der Mariamne, denn auch er sah sich als Ding behandelt und in seiner Menschenwürde erniedrigt.

Mariamne aber ist innerlich vernichtet. Sie kann nicht mehr leben, aber sie will sich noch grausam an Herodes rächen. So

legt sie die Larve der Verstellung an und richtet ein Tanzfest auf den Tod ihres Gatten aus. In dieser Ballszene erreicht wohl Hebbel den Höhepunkt. Nicht Mariamne tanzt, die ist innerlich schon tot, nur ihre Larve; und die erregt einen allgemeinen Abscheu von seiten der Gäste. Da erscheint der totgeglaubte Herodes — ein niederwuchtender Donnerschlag! — Aber Mariamne ist nicht umsonst eine Enkelin des großen Judas! Mit eiserner Konsequenz führt sie ihre Rolle zu Ende und täuscht den König. Erst auf dem Todesgang offenbart sie dem unparteiischen Römer Titus ihre Unschuld, und zu spät erfährt der König, daß er ein reines Weib, das ihn bis zuletzt heiß geliebt, hingemordet. Mit ihr hat er alles verloren, nur die nackte Krone blieb ihm noch, und die soll ihm jetzt an Weibes statt gelten. Da hebt sich der Wolkenschleier und eine neue Zeit steigt dämmernd empor: die Könige aus dem Morgenlande verkünden die Geburt des Judenkönigs. Und ein Zittern fährt durch alle Glieder des Herodes. Ein Knabe will nach seiner Krone greifen? Nein! lieber alle Kinder töten, nur die Krone nicht aus den Händen geben. —

So wird Herodes auch zum Golo. Auch ihn treibt übergroße Liebe zu einem Weibe in Haß und Sünde. Wild schleudert er den Deckmantel der Zivilisation von sich und wird nun erst zum Tyrannen. Doch er steht auf vulkanischem Boden. Unter seinen Füßen bricht der Weltzustand zusammen. Das monotheistische Judäa, das einst das Heidentum bezwang, ist entartet und hat sich selbst überlebt. Fanatismus und Indifferentismus, pharisäischer Formalismus und Reformbestrebungen stehen mit einander in hartem Kampfe. Und aus den sich lösenden Zuständen geht das Christentum hervor, ein grüner Zweig, voll neuen Lebens. Und schauen wir tiefer hinein, so erblicken wir weit im Hintergrunde, in der Perspektive einen Kampf um die Weltherrschaft, ausgefochten von einem weibischen Lüstling Antonius und einem kühlen, aber zielbewußten Oktavian. Überall die ärgste Willkür, ein Wuchern mit Menschenleben, ein Egoismus, der keine Rücksicht gegen andere kennt.

So zeigt uns Hebbel in der Ferne die ganze damalige Welt zu Beginn einer neuen Zeit. Im Proszenium aber ein getreues Abbild dieser Welt bis in die kleinsten Details hinein, wo sich die Tragödie des Mißtrauens abspielt.

Welch gewaltiges Relief bildet doch dieses Drama! Aber nichts mehr von dem Ungehobelten und Naturwüchsig-bizarren der „Judith", und doch eine glühende, wenn auch verhaltene Leidenschaft. „Ein Feuer, das unter dem Eise brütet" (Grillparzer). — Aber unzweifelhaft bedeutet „Herodes und Mariamne" den Höhepunkt der dramatischen Spannung in Hebbels Schaffen, wenn auch nicht den Höhepunkt seiner Poesie, den hat Hebbel ganz wohl erst in „Gyges und sein Ring" erreicht.

Endlich war das Glück auch diesem Streiter beschieden. Ein treues Weib, liebe Kinder, ja ein eigenes Grundstück konnte er sein eigen nennen. Bescheiden und still freute der Dichter sich nun des reichen Segens. „Götter! öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken; denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!" — So betete jetzt Hebbel. Auch im Drama hatte er die völlige Abgeklärtheit, Reinheit und Ruhe erlangt. Wir finden nichts mehr von dem sprühenden Feuer der Jugendwerke, auch nicht ein großartiges Mosaikdrama wie „Herodes und Mariamne", — wie ein reiner, klarer Krystall funkelt und glänzt „Gyges und sein Ring". „Iphigenie", „Sappho", „Des Meeres und der Liebe Wellen", dann folgt die Hebbelsche Tragödie, — das sind die eigenartigen, echt klassischen Dramen im Sinne der Alten, die wir Deutsche besitzen. Und doch hat Hebbel mit diesem Drama keinen neuen Weg betreten. „Gyges" bildet nur ein Glied in Hebbels Schaffen und steht in organischem Zusammenhang mit seinen früheren Werken. Trotz der Klassizität fühlen wir doch: es ist Hebbel, derselbe alte Hebbel, nur gereift, geklärt. Schon das Arbeiten an dieser Tragödie zeigt uns den Dichter in der Zeit seiner Vollendung. Ein Zufall führte ihn im Dezember 1853 der Geschichte von Kandaules und Rhodope im Herodot zu. „Sie zündete", schreibt H., „und noch an demselben Abend entstand eine der Hauptszenen zwischen Gyges und Kandaules im 2. Akt."

Keine Aufstellung mehr, von welcher aus Hebbel mit eiserner Notwendigkeit in wenigen, aber sicher geführten Zügen seine Partie zu Ende spielt. Eine freudige Stimmung ergreift ihn, Gedanken und Handlungen sprudeln in reicher Fülle hervor, ungemein leicht reiht sich eins ans andere, fast unbewußt läßt er seine Gestalten handeln — und mitten in seiner Arbeit muß er freudig überrascht gestehen, daß auch ohne sein gewohntes Grübeln und absichtliches

Verketten des Themas mit den ewigen Gesetzen, er in Rhodope eine tiefe Idee verkörpert hat: die Idee der Sitte, die alles zusammenhält und nicht verletzt werden kann ohne bedeutsame Folgen.

Wieder ein Orientale, wie Holofernes, wie Herodes einer war, den eine heiße Liebe an das schöne Weib Rhodope bindet. Ein kraftvoller, vom höchsten Streben beseelter Fürst, der sein Land reformieren will, aber unbarmherzig und blind gegen alles, was andern heilig und teuer ist, drängt er allen sein Ideal auf. (Hier sehen wir das Nebenmotiv in „Herodes und Mariamne" zum Hauptmotiv erhoben.) — Steht Kandaules auch höher als Herodes, in einem Punkte ist auch er noch Barbar: sein „Ich" geht ihm über alles, und sein Weib, die keusche Indierin, versteht er ebensowenig wie Siegfried Genoveva, wie Herodes seine Mariamne. Im letzten Grunde genommen ist auch sie für ihn nur Sache, wenn auch die herrlichste auf Erden. Wie er als König alles nur nach seinem Willen einrichten möchte, so will er auch sein Weib in seine Welt hinüberziehen. Und als ein Fest gegeben wird, an dem auch sein Günstling, der jugendfrische Grieche Gyges teilnimmt, kann er nicht umhin, den köstlichen Schatz seinem Freunde zu zeigen. Er benutzt sogleich den von Gyges erhaltenen Wunderring und zwingt förmlich den zögernden Griechen, Rhodope in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, geschützt von dem unsichtbar machenden Ring. Gyges, berauscht von ihrem Anblick, raubt ihr einen Diamanten vom Halse und ist ganz verwandelt. Liebe, bisher ihm fremd, packt ihn gewaltig.

Wieder ein Golo, aber seine Liebe zeugt nicht Haß, sondern Ergebung. Nicht blind ins Verderben stürzt er sich, sondern sucht sich aus der drohenden Gefahr zu retten. Er nimmt alle Schuld auf sich, und um weiteren Versuchungen zu entgehen, verlangt er von Kandaules den Tod, den dieser ihm weigert, weil er in der Tat keinen Frevel erblickt. Rhodope aber merkte die Anwesenheit eines Dritten im Schlafgemach und ist vernichtet, weil in ihrer Frauenwürde ruchlos geschändet. Sie ist eben Indierin! Die sie verhüllenden Gewänder sind ein Teil ihrer Selbst. Wunschlos, träumerisch lebt sie in der Stille fort, und nur der Vater und der Gatte haben ein Recht sie unverschleiert zu sehen. Kandaules aber hat es gewagt, sie den Blicken eines Fremden preiszugeben!

Die Unantastbarkeit des Individuums ist ein Eckstein in Hebbels Weltanschauung. „Hab' Achtung vor dem Menschenbild" — dies scheint ihm das höchste Gebot. Das trat uns schon in der „Judith" und in „Herodes und Mariamne" entgegen, und in seiner klarsten Form im „Gyges". —

Das Verhältnis zwischen dem König und Rhodope ist nun gestört. Aber zu zart und feinfühlend ist die Indierin, um in der Rache an ihrem Gemahl und König eine Genugtuung ihres „Ich" zu finden. Sie will nicht eine grausame äußerliche Tat wie Judith vollbringen, sich auch nicht an einem herzzerreißenden Triumph wie Mariamne weiden, — nur eine notwendige Sühne fortdert sie: den Tod ihres Gatten von Gyges. Aber ebensowenig wie der König sich entschließen konnte Gyges zu töten, kann es jetzt dieser. Da schwört Rhodope sich selbst den Tod zu geben, wenn er noch zögert.

So werden Kandaules und Gyges gezwungen, um Rhodopes willen, die beide innig lieben, einen Zweikampf einzugehen, weil beide vor einem offenen Morde zurückschrecken. Der König fällt, aber freudig, innerlich geläutert geht er in den Tod. Zu spät erkennt er seine Verblendung, mit der er sein lebelang gegen Sitte und Individualität gewütet, deshalb sein Weib verletzt, deshalb aber auch dem Staate durch seine Reformen nur geschadet. Die Gedanken spricht er in dem wunderbaren, tiefsinnigen Monologe über den Weltschlaf aus, der mit den Worten schließt: „Nur rühre nimmer an dem Schlaf der Welt!"

Hier sehen wir deutlich einen Einfluß der politischen Ereignisse von 1848. Man hat dieses Drama wohl mit vollem Recht ein politisches genannt, denn der Zweikampf hat noch einen geschichtlichen Hintergrund. Zwei Regierungssysteme bekriegen sich, und aus dem despotischen System wächst als neuer Lebenszweig ein freiheitliches hervor. Dem Gyges jauchzt das Volk zu. In ihm erkannte es schon bei den Spielen den rechten König und bringt ihm nun freudig die Krone dar.

Rhodope aber kann nicht sein Weib werden; sie gehört auch jetzt noch einzig dem Kandaules an, und nur ihn allein darf sie lieben; und da die Welt ihr durch die Freveltat ihres Gatten verleidet ist, gibt sie sich am Altar der Hestia den Tod. — Auch hier eine tiefe Tragik! Aber wie unendlich fein und geschmeidig

der Bau des Dramas, wie ungezwungen und licht löst sich hier der tragische Knoten! Auch die Gestalten werden nicht wie früher durch ihre Reden charakterisiert, sondern einzig durch ihr Tun. Sehr treffend bemerkt Grillparzer: „Was in ihm lag als Eigentümliches, Persönliches, das erscheint nun filtriert.“ Und weil filtriert, erscheinen die Menschen wohl wie wunderbar gemeißelte griechische Statuen, aber ohne Leben in marmorner Blässe.

Nun hatte Hebbel die Harmonie in seinem Wesen und in seinen Dramen erreicht; die Höhe, zu der er hinanstrebte, erklommen. Aber Hebbels dramatische Kraft war mit diesen Werken nicht erschöpft. Die schöne „Agnes Bernauer“, sein gewaltiges Meisterwerk „Die Nibelungen“ und sein Demetrius-Fragment zeigen, daß seine Kraft noch im Wachsen war.

Und solch ein Wachsen konnten wir ja schon während seiner ganzen Schaffenszeit wahrnehmen. Judith, Genoveva, Mariamne, Rhodope — immer ein Weib, das in Konflikt mit einem Manne gerät, einem Holofernes, Herodes oder Kandaules. Im Grunde immer wieder der Gegensatz von Mann und Weib. Aber unter welch verschiedenen Verhältnissen erfolgt der Zusammenstoß! Wie ganz spezifisch und individuell sind doch alle Personen für sich, wenn auch die Blutsverwandtschaft unter den einzelnen sofort in die Augen springt. Hebbels Menschen machen eben einen Entwicklungsprozeß durch, ja sie reifen mit dem Dichter, verinnerlichen sich und nehmen mit ihm eine abgeklärte, klassisch-ruhige Gestalt an. So sind Hebbels Dramen jedes ein abgerundetes Ganzes, aber alle stehen in einem engen Zusammenhang und geben in ihrer Gesamtheit ein vollständiges Bild der Welt dieses mit Selbstverleugnung um die Höhen der Kunst ringenden Dichters. Und diese Welt ist schier unergründlich tief und unermeßlich weit.

Hebbel schöpft aus dem Urgrund alles Seins, er stellt nur allgemein-menschliche und ewige Probleme und Rätsel dar und zeigt uns die furchtbare Tragik des Lebens in seinem Dualismus. Und sollten wir zurückschaudern vor der Wahrheit, weil sie so ernst ist? Wollte Hebbel uns niederdrücken und verzweifeln lassen am Leben, weil es so tief tragisch ist? Nein, er wollte uns nur aufrichten!! Denn gerade er predigt so eindringlich den Wert des Individuums! Und sind seine Menschen nicht kraftvolle, kernige,

selbstbewußte Individualitäten? Und seine Frauen nicht edle, seelisch-schöne, reine und wahre Gestalten?

Hell leuchtend in den prächtigsten Farben spielt sich das individuelle Leben in seinem ganzen Reichtum, seiner ganzen Schönheit und Fülle vor uns ab. Nein, Hebbels Trägödien wirken nur erhebend, weil erhaben; sie wollen „nicht Abwendung, sondern Hinwendung zum Leben, dem gewaltigen, dem großen, dem schönen Leben." Und der Kern seiner tragischen Weltanschauung, der im Grunde jedes Dramas liegt, ist die Wahrheit. Freilich nicht Wahrheit im Sinne der Naturalisten, die nur in die Breite gehen, und einseitig nur die Nachtseiten des Lebens in den grellsten Farben malen, und nur an der Oberfläche kleben bleiben. Auch nicht Wahrheit der Schönseligen, die nur die glanzvolle, schimmernde Außenseite zeigen. Es ist die ewige Wahrheit des Lebens, und die ist freilich bitter. Aber gerade sie stählt unsere Kraft und hebt unsern Mut; denn „erst die volle Erkenntnis von der ganzen Tragik des Lebens gibt auf der einen Seite die ruhige, durch nichts zu beirrende Sicherheit des Handelns, und auf der andern die Pietät, diejenige Pietät, die das mit jedem Individuum gesetzte Geheimnis anerkennt und achtet."

Daß Hebbel aber, weil er ein großer Wahrheitsmensch war, die Gunst der kleinlichen Alltagswelt nur schwer erringen würde, erkannte er selbst: „Ich bin im Literaturmeer eine einsame Insel mit großer und seltsamer Vegetation; doch man wird anlegen müssen, um diese Seltsamkeit zu betrachten!" —

Aus dem Leben der Deutschen Vereine.*

Es bestehehen gegenwärtig folgende Deutsche Vereine:

1. Der Deutsche Verein in Livland,
mit den Ortsgruppen: Riga, Dorpat, Pernau, Fellin, Wenden, Wolmar, Walk, Werro, Arensburg, Schlock, Lemsal, Hirschenhof, Seßwegen, Rujen, Marienburg, Oberpahlen, Römershof-Stockmannshof.

   Der Gesamtverein zählte im August 1907 — 22,442 Mitglieder. Die Gesamteinnahmen betrugen im J. 1907 etwa 160,000 Rbl. — Präses: M. v. Sivers-Römershof.

2. Der Verein der Deutschen in Kurland,
mit den Ortsgruppen: Mitau, Libau, Goldingen, Bauske, Kandau, Doblen, Durben, Frauenburg, Grima, Grobin-Polangen, Hasenpoth, Jakobstadt, Neuenburg, Neuhausen, Preekuln, Talien, Tuckum, Windau, Zabeln.

   Die Zahl der Mitglieder betrug Ende 1907 — 7001 Personen. Das Budget des Vereins balancierte 1906/7 mit 24,307 Rbl. — Präses: K. Baron Manteuffel-Katzdangen.

3. Der Deutsche Schulverein in Estland,
mit den Ortsgruppen: Reval, Wesenberg, Weißenstein, Hapsal, Leal, Jewe, Ampel, Baltischport.

   Die Zahl der Mitglieder betrug Mitte 1907 — 4494 Personen. Die Einnahmen durch Mitgliedsbeiträge beliefen sich zum 20. Mai 1907 auf 24,921 Rbl.

   Präses: Eduard Baron Stackelberg.

4. Der Deutsche Bildungs- und Hilfsverein in St. Petersburg. — Präses: Mag. phil. A. Brock.

5. Der Deutsche Verein in Moskau.
   Präses: Oberlehrer Arthur Luther.

---

*) Wir gedenken monatlich oder in größeren Zwischenräumen, je nach dem Umfang des angesammelten Materials, an dieser Stelle Nachrichten aus dem Leben der verschiedenen „Deutschen Vereine", die im Russischen Reiche in letzter Zeit entstanden sind, mitzuteilen. Auf diese Weise, scheint uns, wird ein wünschenswerter Ueberblick über das Ganze ermöglicht, während die einzelnen Notizen in den Zeitungen sich verzetteln und die Rechenschaftsberichte der Vereine selbst meist doch nur den einzelnen Mitgliedern leicht zugänglich werden. Im Interesse der Sache richten wir an die Vereine die Bitte, wenn es möglich ist, uns auch direkt Nachrichten, die das Leben des betr. Vereins angehen, zugehen zu lassen. Die Red. der B. M.

6. Südrussischer Deutscher Verein in Odessa.
   Präses: Dr. med. O. Walter.
7. Südruss. Deutscher Bildungsverein in Odessa.
   Präses: Direktor E. Mittelsteiner.
8. Südwestlicher Deutscher Verein in Kijew, umfaßt die Gouv. Kijew, Wolhynien, Podolien, Poltawa und Tschernigow. — Präses: Professor Knauer.
   Besondere Ortsgruppe in Lutzk.
9. Deutscher Verein in Wilna.
   Präses: Stadtarzt Dr. Bürger.
10. Deutscher Verein in Saratow.
    Präses: Dr. Buchholtz.
11. Deutscher Verein im Zartum Polen in Warschau.
    Präses: Pastor Palsa.
12. Der Deutsche Verein in Alexandrowsk.
    Präses: Rechtsanwalt Jakob Siemens.
13. Verein der Deutschen im Kaukasus und Tiflis mit der Ortsgruppe Jekaterinodar.
14. Eugenfelder Schulverein in Eugenfeld (Gouv. Taurien). — Präses: Pastor Stach.
15. Selzer Deutscher Bildungsverein in Selz, (Gouv. Taurien), kathol. — Präses: Pater Nolt.

* * *

Livland.

Riga. Die Mitgliederzahl der Ortsgruppe Riga betrug am 17. Januar 1908 — 14,639 Personen. Die Gesamteinnahmen im J. 1907 nach dem kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht betrugen 102,000 Rbl. Davon sind für Unterrichtszwecke 38,490 Rbl. aufgewandt worden, wodurch 1669 Schulkindern deutschsprachiger Unterricht ermöglicht wurde. Die dem Verein gehörigen Anstalten — Albert-, Herder-, Meinhard- und Hollanderschule und Schülerwerkstätte — wurden von 1014 Schülern besucht. Außerdem subventionierte der Verein noch 4 andere Schulen.

Der vom Verein ins Leben gerufene Kinderchorgesang findet in diesem Semester an 7 verschiedenen Stellen statt und wird von Damen geleitet; 6—700 Kinder nehmen bereits daran teil. — In der Lesehalle des Vereins liegen alle in deutscher Sprache in Rußland erscheinenden, sowie 13 ausländische Zeitungen aus, ferner auch 25 verschiedene Zeitschriften. Im Januar wurde sie von ca. 250 Personen benutzt. — Die Bibliothek des Vereins umfaßt jetzt ca. 3000 Bände und wurde im Januar von ca. 1000 Personen benutzt. Aus den doppelten Exemplaren sind

4 Wanderbibliotheken von etwa je 100 Bänden zusammengestellt worden, die nunmehr in den Umtrieb gelangen.

Anfang Februar wurde dem Verein von einem ungenannten Gönner eine Spende von 3000 Rbl. für Schulzwecke zugewandt.

An Veranstaltungen des Vereins haben am 3. Febr. ein Vortrag des Architekten R. Baron Engelhardt „Ueber die neue finnische Baukunst", und am 12. Februar eine billige Volksvorstellung im Stadttheater (Oper „Die weiße Dame") stattgefunden.

Dorpat. Die Mitgliederzahl betrug nach dem am 11. Febr. abgestatteten Rechenschaftsbericht pro 1907 zum Schluß des Jahres 2848 Personen (gegen 2591 im August). Die Einnahmen ergaben einen Ueberschuß von 1328 Rbl. — Die 2klassige Bürgerschule des Vereins wurde im II. Sem. von 45, die Elementarschule von 64 Schülern besucht. — Die Bibliothek umfaßt jetzt 2212 Bde. und außerdem eine Abteilung Baltica von 479 Bänden. In der Lesehalle liegen 128 Zeitungen und Zeitschriften aus; sie wurde im v. J. von 16,742 Personen benutzt. — Auf Initiative des Vereins sind deutsche Lehrlinge, meist aus Wolhynien, bei deutschen Handwerksmeistern in Dorpat untergebracht, und außerdem 10 andere Kolonisten zur Ansiedlung in Dorpat veranlaßt worden. — Die Zweigstelle für Arbeitsnachweis hat 60 Stellenbesetzungen vermittelt. — Seit dem September werden Fortbildungskurse für deutsche Lehrlinge abgehalten. — Eine Leih- und Sparkasse für Mitglieder wird wohl in nächster Zeit ins Leben treten können.

Wolmar. Zum 1. Januar betrug die Zahl der Mitglieder 340. Das Budget des J. 1907 balanciert mit rund 6013 Rbl. Darunter zur Erwerbung eines eigenen Hauses 3528 Rbl. — Die Elementarschule des Vereins wird von 27 Kindern besucht. Einmal monatlich finden Schülerabende statt, die durch Gesang, Deklamation und Spiele ausgefüllt werden. — An den Chorgesangstunden nehmen 40 Kinder teil. Auch Singabende für Erwachsene werden vom Verein veranstaltet. — Die Bibliothek des Vereins umfaßt 585 Bände. — Das Stellenvermittlungs-Bureau wird noch wenig in Anspruch genommen. — Das Vermögen des Vereins beträgt 8780 Rbl., denen 4000 Rbl. Schulden gegenüberstehen. — Die Kosten des notwendig gewordenen Umbaues des Vereinshauses im Betrage von 2200 Rbl. sind bis auf wenige hundert Rubel gedeckt, was durch die Opferwilligkeit der deutschen Gesellschaft in Wolmar, sowie mehrerer benachbarter Gutsbesitzer (Schloß Burtneek, Neu-Wrangelshof, Kokenhof und Muremois), die Baumaterial ꝛc. darbrachten, ermöglicht wurde.

Pernau. Das Budget der Ortsgruppe für 1907 balancierte mit 27,401 Rbl. Auf einer Versammlung des Vereins im Januar wurde die Gründung einer Oberrealschule mit vollem Kursus beschlossen; durch eine Gabelung bis zur Quarta soll diese Schule auch für ein klassisches Gymnasium vorbereiten. Ins Leben gerufen soll sie in der Weise werden, daß im Anschluß an das bereits bestehende Progymnasium jährlich eine neue Klasse bis zur obersten eröffnet wird. — Auch das Mädchen-Gymnasium soll bis zum Schlußexamen fortgeführt werden. Zur Bestreitung der Kosten brachte die Versammlung bereits eine jährliche Garantiezeichnung von 2300 Rbl. zusammen.

Fellin. Die Zahl der Mitglieder betrug zum Schluß des v. J. 627. Das Budget balancierte mit 4332 Rbl. (mit einem Saldo pro 1908 von 1218 Rbl.). Die vom Verein unterhaltene kleine Elementarschule wurde von 9 Kindern besucht. Im August d. J. soll vom Besitzer des Gutes Eidaperre eine Elementarschule für seine deutschen Fabrikarbeiter eröffnet werden, die der Verein unterstützen wird. Der Verein subventioniert außerdem das Felliner Progymnasium und die Töchterschule von Frau Knüpffer. — Die Bibliothek der Ortsgruppe besteht aus 1211 Bänden. Auch eine Lesehalle ist bereits eröffnet worden. — Die Zweiganstalt für Arbeitsnachweis hat erst eine geringe Tätigkeit entfalten können. (Jahresbericht vom 3. Febr. „Fell. Anz." Nr. 7.)

Lemsal. Am 30. Januar veranstaltete die Ortsgruppe einen geselligen Abend, auf dem Pastor P. Baerent-Arrasch einen Vortrag über die geschichtliche Vergangenheit Lemsals hielt. Daran schlossen sich musikalische Darbietungen.

Arensburg. Am 15. Januar veranstaltete der Verein einen Rezitationsabend, auf dem Baron C. Buxhoewden K. v. Freymanns „Nach dem 9. Thermidore" vortrug. (Auch am 12. Dezember hatte das Stadthaupt Baron Nolcken einen Vortrag über „Talleyrand bis zum Wiener Kongreß" gehalten und am 19. Dezember hatte ein musikalischer Abend stattgefunden.)

Römershof. Die Ortsgruppe veranstaltete am 2. Februar einen Familienabend mit musikalischen und dramatischen Darbietungen.

Estland.

Reval. Die vom Verein unterstützten 19 deutschen Schulen in Estland (darunter 13 in Reval) wurden im Schuljahr 1906/7 von 1462 Schülern und Schülerinnen besucht. Das Budget des Vereins für 1907/8 wird im kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht für das vorige Geschäftsjahr (1906/7) auf 30,000 Rbl. berechnet, wovon 17,350 Rbl. für Schulzwecke in Reval (einschließlich

der Ferienkurse und des Seminars in Mitau) und 3950 Rbl. zur Subvention der Schulen in den Ortsgruppen vorgesehen sind.

Der Deutsche Verein hat kürzlich von Herrn von Glehn-Jelgimäggi ein Grundstück mit Haus in Nömme zur Einrichtung eines Ferienheims zum Geschenk erhalten. Ferner hat die Familie v. Samson-Himmelstjerna eine Spende von 1000 Rbl. dargebracht, womit der Verein ein Stipendium für arme Schulkinder begründen will. Der Vorstand beabsichtigt überhaupt ein besonderes Kapital zu Stipendienzwecken zu sammeln. Eine Gönnerin des Vereins, Frl. H. Siedmann, hat dem Verein zu diesem Zwecke eine Spende von 4000 Rbl. dargebracht.

Weißenstein. Die Ortsgruppe hat bereits ein Kapital von 5400 Rbl. gesammelt zur Erbauung eines Vereins-Schulhauses. Der durch Obligationen sicherzustellende Teil des Baukapitals soll darlehensweise aufgenommen werden, so daß der Bau des Hauses demnächst in Angriff genommen werden kann.

Kurland.

Das Budget des Vereins der Deutschen rechnet für das Jahr 1907/8 nach dem kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht über das vorhergehende Jahr mit einer Einnahme von 37,273 Rbl., von denen bei weitem der größte Teil für die Unterhaltung der etwa 27 verschiedenen deutschen Schulen in Mitau und bei den Ortsgruppen verwandt wird.

Die Zahl der die Schulen besuchenden Kinder geht aus dem Rechenschaftsbericht nicht hervor. Für den Libauschen Schulbezirk finden sich jetzt in Tagesblättern folgende Angaben: Hier bestanden zum 1. Januar 1908 — 8 deutsche Schulen: in Libau ein Mädchengymnasium I. Ordnung mit 101 Schülerinnen, eine Knabenschule II. Ordnung mit 201 Schülern, eine Knabenelementarschule mit 81 Schülern, und eine Mädchenelementarschule mit 87 Schülerinnen; in Preekuln eine Elementarschule mit 3 Schülern und 11 Schülerinnen; in Durben eine Elementarschule mit 6 Schülern und 1 Schülerin; in Polangen eine Elementarschule mit 11 Schülern und 7 Schülerinnen, und in Grobin eine Elementarschule mit 25 Schülern und 13 Schülerinnen. — Alle diese Schulen, mit Ausnahme der Libauer (Bielensteinschen) Knabenschule und der Mädchen-Elementarschule des Libauer Frauenbundes, verdanken ihre Gründung und Unterhaltung dem Verein der Deutschen in Kurland.

Im Innern des Reiches.

Odessa. Der Südrussische deutsche Bildungsverein, der schon 1905 auf Anregung des Pastors Stach und des Paters K. Keller entstand und hauptsächlich die deutschen Kolonien im Auge hat, ließ schon sehr bald, wie der kürzlich

erschienene Rechenschaftsbericht ausführt, Spuren inneren Zerfalls erkennen; ein tiefer Riß drohte ihn zu spalten: die konfessionelle Frage. An den Folgen kränkelt der Verein, trotz aller Bemühungen des Vorstandes, leider noch heute. Die Zahl der Mitglieder beträgt nur 272, die Einnahmen bloß 1212 Rbl. Auf dem Lande macht sich die Tendenz geltend, eigene lokale Schulvereine zu gründen. Um wenigstens den Kolonien dabei behülflich zu sein, hat der Vorstand des S. D. V. V. Musterstatuten ausgearbeitet. — Im Sommer wollte der Verein Ferienkurse für Lehrer veranstalten und dazu einen pädagogisch bewährten Lehrer aus dem Ausland einladen. Unfaßlicher Weise wurde das vom Kurator nicht gestattet. Doch konnten 5 Lehrer eine Subsidie zum Besuch der Revaler Ferienkurse erhalten, und 2 Lehrern je 240 Rbl. zu einer pädagogischen Ausbildung im Ausland gewährt werden.

Am 6. Dezember hat der Verein eine Generalversammlung abgehalten, auf der über drei Aufgaben des Vereins beraten wurde: Ferienkurse für deutsche Lehrer, Einrichtung von Wanderbibliotheken und Unterstützung armer Gemeinden bei der Anstellung von Lehrern. Man nahm die Abhaltung von Ferienkursen für den nächsten Sommer in Aussicht. Bei der Schaffung von Wanderbibliotheken soll die Konfession der Lehrer berücksichtigt werden, so daß nicht Protestanten katholische Bücher und umgekehrt Katholiken protestantische zugemutet werden. Mit am wichtigsten erscheint die dritte Aufgabe, die Unterstützung armer Gemeinden, vor allem der zahlreichen Pacht- und Zehntnerdörfer, bei der Anstellung von Lehrern. „Hier, sagt die „Odess. Ztg.", sind zahlreiche deutsche Familien in der größten Gefahr, geistig und wirtschaftlich zu verkommen. Ja, man kann mit Sicherheit behaupten, daß in diesen Dörfern das Deutschtum die allergrößten Verluste erleidet. Und diese Verluste steigern sich je länger, je mehr. Die jetzigen Familienväter und Mütter haben in ihrer Jugend meist noch geordneten Schulunterricht genossen und empfinden den Mangel eines regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienstes noch lebhaft. Ihre Kinder aber wachsen meist ohne regelmäßige, wenn nicht ganz ohne Schule und Gottesdienst auf; sie fühlen schon nicht mehr den Verlust dieser Güter, denn sie haben sie nie besessen. Mit diesen Gütern geht ihnen aber auch die Muttersprache und damit die Nationalität verloren. Hier helfend einzugreifen ist eine wahre Missionsarbeit, und der S. D. V.-V. erwirbt sich ein großes Verdienst um das Deutschtum, wenn er diese Arbeit in Angriff nimmt."

Odessa. Der Südrussische Deutsche Verein zählte zum Schluß des v. J. 291 Mitglieder, eine außerordentlich kleine Zahl, wenn man daran denkt, daß in Odessa etwa 10,000 Deutsche leben; sie zeigt, daß für die deutsche Sache dort ein sehr

geringes Interesse vorhanden ist. Es ist freilich möglich, daß hierbei der Umstand mitgewirkt hat, daß der Verein anfangs auch politische Diskussionen nach seinen Statuten zuließ. Jetzt jedoch sind die betr. Paragraphen von der Generalversammlung am 23. September ausgemerzt worden, so daß der Verein sich fortan lediglich seinen Kulturaufgaben widmen wird. Seine Einnahmen sind noch sehr gering; sie beliefen sich nach dem kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht 1907 auf 1935 Rbl., wovon für 1908 ein Saldo von 1713 Rbl. übriggeblieben ist. Die Ausgaben waren mithin noch sehr gering. Der Verein steht erst ganz am Anfang seiner Wirksamkeit. Doch ist zu berücksichtigen, daß er auf große Schwierigkeiten bureaukratischen Charakters gestoßen ist. Er wollte eine Elementarschule gründen; er erhielt dazu nicht die Erlaubnis. Er wollte eine höhere Mädchenschule gründen; er erhielt dazu nicht die Erlaubnis. Doch hofft man, daß bald sich die Hindernisse werden beseitigen lassen.

Inzwischen hat der Verein wenigstens Sonntags-Unterhaltungen für deutsche Kinder ins Leben gerufen, an denen bereits über 200 Kinder teilnehmen. Zu Weihnachten erhielten die Kinder u. a. die vom Deutschen Verein in Livland herausgegebene Liedersammlung geschenkt. — Ferner sind deutsche Wanderbibliotheken im Entstehen begriffen und in Odessa soll eine deutsche Leihbibliothek mit Lesezimmer eingerichtet werden. — Endlich hatte der Verein auch die Gründung einer Spar- und Leihkasse geplant, das Unternehmen aber „als zu gefährlich" wieder fallen gelassen. Worin die „Gefahr" bestand, geht aus dem Rechenschaftsbericht nicht hervor.

Lodz. Nach dem Erlaß des neuen Vereingesetzes sind in Lodz eine ganze Reihe deutscher Vereine entstanden. Es gibt dort jetzt etwa 12 deutsche Gesangvereine, 4 Turnvereine, 3 deutsche Radfahrervereine, 1 deutschen Kommisverein, 1 deutschen Textilarbeiterverband, 1 Verband deutscher Arbeiter und Meister, den großen deutschen Schulverein, den reichsdeutschen Hilfsverein, den Verein der österreichisch-ungarischen Reichsangehörigen und viele andere Vereine, in denen alle Verhandlungen in deutscher Sprache geführt werden.

„Alle diese Vereine bestehen aber, wie die „Schles. Ztg." berichtet, für sich allein und kümmern sich um die andern deutschen Vereine so gut wie garnicht. Wo ein Zusammenhang zwischen den einzelnen deutschen Vereinen besteht, da beschränkt er sich fast ausschließlich auf gegenseitige Besuche der Vereinsvorstände bei Stiftungsfesten oder anderen besonderen Gelegenheiten. So sind denn die hiesigen Vereine beinahe das Gegenteil von dem geworden, was sie sein sollten; sie einigen nicht das Deutschtum, sondern zersplittern es, weil jeder Verein seine eigenen Wege geht, unbe-

kümmert um die andern, unbekümmert um das Deutschtum in Lodz im allgemeinen. Als der deutsche Arbeiter- und Meisterverein die Frage der deutschen Volksschulen in Lodz anschnitt und die Teilung der Schulklassen durchsetzte, da war er ganz allein auf sich und seine Mitglieder angewiesen. Kein einziger der wohl zahlreichen deutschen Vereine trat ihm offiziell bei, obgleich sie alle im Grunde des Herzens das Vorgehen der deutschen Arbeiter und Meister billigten. Noch mehr, der deutsche Schulverein, dessen Aufgabe es in erster Linie gewesen wäre, für deutsche Volksschulen zu sorgen, verhielt sich völlig passiv, und die Männer, die an der Schultrennung arbeiteten, waren sehr zufrieden, als sie die offizielle Versicherung erhielten, daß der Schulverein ihre Arbeit wenigstens nicht hindern werde."

Jetzt aber haben endlich die Gesangvereine die Initiative ergriffen, um einen engeren Zusammenhang der verschiedenen deutschen Gesangvereine zu schaffen. Das wäre dann der erste Anfang zu einem größeren Zusammenschluß der deutschen Vereine überhaupt.

Warschau. Nach dem Vorbilde der Deutschen in den baltischen und innerrussischen Gouvernements hat sich auch in Warschau im Herbst 1907 ein Deutscher Verein gebildet, der sich zur Aufgabe gestellt hat, deutsche Gesittung, Bildung und Sprache unter den Stammesgenossen zu pflegen und zu fördern, ohne aber damit irgendwelche politische Ziele zu verbinden. Laut den Statuten darf die Tätigkeit des Vereins sich über 10 Gouvernements des Weichsel-Gebiets erstrecken und soll dem drohenden Untergang des Deutschtums in Polen gesteuert werden. — Eine sonderbare und auffallende Erscheinung ist dabei (wie dem „Pet. Herold" berichtet wird), daß die evangelischen Pastoren vielfach an der Entnationalisierung der Gemeindeglieder arbeiten. Dem Deutschen Verein gegenüber verhalten sie sich mindestens indifferent. (Uebrigens ist der Präses des Warschauer Deutschen Vereins der Pastor Patsa.)

Um der so vielfach vorhandenen Gefahr der Polonisierung entgegenzuarbeiten, hat der Verein beschlossen, in Warschau eine deutsche Bibliothek zu begründen und für die Provinz Wanderbibliotheken zu schaffen. Auch sollen nach Möglichkeit in den Städten Fröbel- und Elementarschulen mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet werden. — Um eine engere geistige Verbindung zwischen Warschau und der Provinz herzustellen, sollen in den Ortschaften und Ansiedlungen, wo Deutsche zahlreicher vertreten sind, Zweigvereine gegründet werden in Gestalt von Gesang-, Turn- und Jugendvereinen, wie dies bereits in ein paar Ortschaften geschehen ist.

Eine Auflösung hat der Verein schwerlich zu befürchten, da er sich grundsätzlich von jeglicher politischen Einmischung sowie auch von kirchlichen Umtrieben fern hält.

Memoiren eines Wendenſers aus der Zeit des Nordiſchen Krieges (Daniel Heintz).

Es ſind ſchlichte, einfache Aufzeichnungen des Wendenſchen Bürgermeiſters Daniel Heintz, die hier zur Mitteilung gelangen ſollen. Trotz ihrer Anſpruchsloſigkeit ſind ſie für uns nicht ohne Intereſſe, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal haben wir ja für die neueren Epochen unſerer heimatlichen Geſchichte ſo überaus wenige perſönliche Aufzeichnungen oder Memoiren einzelner Perſonen; es fehlt uns alſo leider oft gar zu ſehr jenes intime hiſtoriſche Material, das uns Einblick in die perſönlichen Stimmungen und Meinungen der Menſchen gewährt und deſſen Verwertung jeder geſchichtlichen Darſtellung einen beſonderen Reiz verleiht. Daher darf man wohl ſagen, daß uns jede derartige perſönliche Aufzeichnung willkommen ſein wird, ob ſie nun bedeutenderer Art iſt oder beſcheidenen Charakters wie dieſe, die der Bürgermeiſter Heintz ſchlecht und recht niedergeſchrieben. — Und dann: die Memoiren berichten uns über Zuſtände des Städtchens Wenden während der ſchweren Zeit des Nordiſchen Krieges; ſie reichen von 1704 bis 1721 und laſſen uns manchen Blick tun in die recht troſtloſen und kümmerlichen Verhältniſſe der kleinen Landſtadt, erſt in die Nöte des Krieges, dann, als nach der ruſſiſchen Okkupation die eigentlichen kriegeriſchen Operationen, die Plünderungen und Verwüſtungen aufhören, in die Jahre, wo es wie Totenſtille über der zerſtörten Stadt lag, die nun aus Trümmern eigentlich von neuem erſt wiedererſtehen mußte. Zählte ſie doch nach Heintz' Erinnerung nach der Peſtſtzeit im J. 1711, alſo nachdem ſie ſich bereits zwei Jahre vollkommener Ruhe erfreut hatte, bloß 17 Bürger, einſchließlich der Magiſtratsperſonen, und

noch zwei bis drei Jahre ſpäter, 1713, war die Bürgerſchaft nur um 6 Perſonen gewachſen. Mancherlei erfahren wir auch über die kirchlichen und die Schulverhältniſſe Wendens in jenen Jahren. Recht deutlich tritt uns das Bildungsniveau des Bürgermeiſters vor Augen und damit eben wohl auch ſo vieler andrer Zeitgenoſſen ſeiner Sphäre.

Das Originalmanuſkript der Aufzeichnungen befindet ſich in den Sammlungen der Rigaer Geſellſchaft für Geſchichte und Altertumskunde (Mſk. 99). Es iſt in früherer Zeit einmal von dem Wendenſchen Propſt Heinr. Baumann († 1790) benutzt worden. Ihm hat er die bezüglichen Nachrichten in ſeiner handſchriftlichen Chronik von Wenden (vgl. über dieſe Sitzungsberichte der Geſ. für Geſch. und Altt. für 1894 S. 11) entnommen, ſo daß alſo dafür Heintz ſeine einzige Quelle iſt. Wir laſſen nun den Text der mitunter in recht kurioſem Deutſch, das oft an die auch noch heutzutage bei manchen einfacheren Leuten übliche Ausdrucksweiſe erinnert (z. B. könnte ſtatt konnte, hetten ſtatt hatten, müßte ſtatt mußte, wie Leutnant ſtatt als Lieutenant uſw.), geſchriebenen Aufzeichnungen folgen und begleiten ihn bloß mit einigen wenigen Perſonalnotizen, die meiſt der genannten Chronik oder den ebenfalls vom Propſt Baumann ſtammenden Aufzeichnungen über verſchiedene, während ſeiner Zeit von 1760—1782 in Wenden verſtorbene Perſonen, den Diptycha Wendensia (Mſk. der Geſ. f. Geſch. u. Altt. 20) entnommen ſind. Vgl. auch E. Seuberlich, Notizen über Wendens Bürger bis z. J. 1773 (O. O. 1906), die übrigens aus den vorliegenden Memoiren vielfach ergänzt werden können.

* * *

J. N. J.

Lebensbeſchreibung Bürgermeiſters Daniel Heintz.

In dem Jahre Chriſti 1704 d. 24. Martii bin ich, Bürgermeiſter Daniel Heintz, alhie in Wenden gebohren[1] und den 27. dito von dem dazumahlen hier geweſenen H. Paſtor Mihlen[2] getauft worden. Da nun in dieſe Zeit Rußland mit Schweden in einen

[1]) Sein Vater hieß Andreas H., ſeine Mutter war die Tochter eines Marienburgſchen Inſpektors, Maria Oehren. Diptycha Wendensia ad a. 1778.

[2]) Mag. Joh. de la Myle oder Mühlen 1684–1700 Paſtor in Dickeln, dann bis 1707 in Wenden.

beſtändigen fortdaurenden Kriege ſtunden, ſo geſchahe es, daß in denen fohlgehenden Jahren nach meiner Gebuhrt durch oftmahlige ſtarke Einfälle von den Ruſſen, balde [an] einen und nach einiger Zeit wieder an einen andern Orte mit Plündern, Sengen und Brennen und Gefangennehmung der Menſchen fortgefahren wurde, bis das gantze Liefland faſt gantz verheret, alle Höfe und Krüge abgebrant und von Bauergeſinden nur hin und wieder einige nachgeblieben waren. So geſchahe es, daß wir oftermahls flüchten müſſen, da dieſes Ohrt dan auch öfters ausgeplündert und viele Leuthe in der Gefangenſchaft mitvortgeführet wurden. Einesmahls, da es ſchiene etwas ruhig zu ſein und man vom Feinde nicht hörte, überraſcheten uns die Ruſſen gar zu ſchleunig ums Mittagszeit. Unſer Haus ſtund am Markt recht gegen dem Schimbach oder Waſſerbrunnen recht gegenüber. Ich möchte etwa ein Kind von 3 a 4 Jahren alt geweſen ſein und ich ſtund an der Straße vor der Hausthüre, mein elteſter Bruder Chriſtofer komt mit einer Stofkanne Waſſer zu holen; wie er das Geräuſche vom Ruſſen obenſtraße hörte und das Klingen der Fenſtergläſer, komt er den Augenblick zurück mit der ledigen Stofkanne, gantz beſtürtzt ſchrie er: „Ach Ruſſen, Ruſſen, obenſtraße plündern ſie ſchon.“ In unſeren Geheſte ſtunden dazumahlen noch einige alt Mauren[1] und da war in einer Ecken ein gantz kleiner gewelbter Keller, wie ein Backofen ſo groß und hatte ein Loch ſo groß, daß ein Menſch auf dem Bauche darein kriehen könte; in dieſen kleinen Keller verbarg ſich nu meine ſeel. Mutter mit ihren Kindern und noch andere Leuht, daß auf 14 Perſonen einer auf den andern lagen und machten von einwerts das Kellerloch mit Steine zu, da dann von außen nichts zu ſehen noch zu merken war, daß was darunter ſein ſolte und wir konten alles das Geräuſche und Getümmel, auch wie zuweilen die Ruſſen über uns weggingen hören. Die Ruſſen hatten die Ordre nur einige Stunden (ſich aufzuhalten). Wie ſie nun mit ihren Plündern fertig waren und abgezogen und es in der Stadt gantz ſtille war, krochen wir aus dem kleinen Keller heraus und funden, wie jämmerlich und elend es in der Stadt ausſahe: alle Fenſter, ſamt Kiſten, Laden, Tiſchen, Stühle, Bänken, Tonnen und alles Holtzgeſchirr, Braugeräthe, war alles zerhauen und alles was ſie in die Kaſten und Laden gefunden mitgenommen,

[1]) D. h. einzelne Teile von der alten Stadtmauer.

vom Betzeuge hatten ſie das Bührenzeuch mitgenommen und die Fedeın auf der Straßen ausgeſchüt. Viele Menſchen hatten ſie in der Gefangenſchaft mit ſich vortgeführet, als nemlich den jungen Götz[1] und Bruns ſein Sohn und noch verſchiedene ander Leuhte mehr. Den ſeel. Trübenſel hatten ſie erſtochen und hatte er wohl über die 15 Wunden; meinen ſeel. Vater, welcher ſich in der Eile in einen anderen gewelbten Keller verborgen mit einer kleinen Lade, worin er einige Barſchaft und Silberzeuch gehabt, hatten die Ruſſen gefunden, die Lade wie auch die Kleider, ſo er angehabt, glat ausgezogen und mitgenommen. Majeſtradtsperſohnen waren in dieſer Zeit vor der Peſt der H. Bürgermeiſter Giging[2], der H. Rathsverwandter Gellen[3], der H. Ratsverw. Büttner[4], der H. Secretarius Nauman[5].

Als nun 1710 die gewiße Nachricht hier einlief, daß die gantze ruſche Arme in Anmarſch were, ſo war das Flüchten im gantzen Lande allgemein; alles retirirte ſich nach die feſten Stäter. Mein ſeel. Vater machte ſich auch auf mit ſeine 3 Kinder, nemlich 2 Söhne und eine Tochter, und zwei meiner Mutter Schweſter Kinder, nemlich ein Sohn und eine Tochter, alſo zuſammen 5 Kinder, und nahm dazu auch 7 Fuhren mit Proſiant mit, als ein paar Tonnen voll von gebeutelt als auch von grob Roggen ſchlechten Mehl gebackene Zwiebacken und auch ſchlecht Mehl, item Grütz, Erbſen, Butter, Kohl und trucken Fleiſch. Denn in Riga wurden keine, die nicht auf ½ Jahr Proſiant hatten, eingelaſſen; ja, weil man ſich in der Stadt eine Belagerung befürchtete, ſo müſten auch die leuthe, ſo unvermögend und kein Brodt in Vorraht hatten, die Stadt räumen. Mein Vater ſetzte nun mit die bei ſich habende 5 Kinder und Proſiantfuhren ſeine Reiſe nach Riga fort. Wie elend und wüſte ſahe das nicht aus, den von Wenden bis Riga zu waren gahr ſelten wo ein alte Bauerrige zu ſehen und am Wege gahr keine Krüge und müſten wir wohl über eine halbe Meile aus dem Wege fahren, da wir dan bei einem kleinen Bauergeſinde Nachtlager krigten. Meine Mutter aber blieb zurück und wolte den fohlgenden Tag auch nachkommen.

---

[1]) Vgl. unten zu 1713.

[2]) Johann Gieging. Nach Baumanns Chronik, wie auch die folgenden Ergänzungen. — [3]) Johan Gellen † 1726.

[4]) Wolfgang Büllner, ſchon 1689 Bürgerm.?

[5]) Jacob Raumann, ſeit 1699.

So wie wir nun zu der Sandpforte in Riga einzogen, so waren gleich hinter uns die ruſchen Vortroppen da und wurde die Stadt berant, da dann gleich alle Stadtspforten zugemacht wurden, ſo daß keiner mehr ein- noch ausgelaſſen wurde. Mein ſeel. Vater bat den Platzmajor, daß die Fuhrleuhte, welche kein Unterhalt, weder vor ſich noch vor ihre Pferde hatten, möchten ausgelaſſen werden, da dann zu ihrer Ausfahrt die Jacobspforte geöffnet wurde.

Die Stadt Riga wurde nun förmlich belagert und ſtark bommardirt[1]; es geſchahen aus der Stadt oftmahlige Ausfälle und die eingeworfene Bommen und Feuerkugeln tahten viel Schaden. Jedennoch hielt die ſchwediſche Garniſon ſich tapfer.

Meine Mutter aber, welche in Wenden geblieben war, hatte ſich auch fertig gemacht, den fohlgenden Tag nach unſerer Abreiſe auch nach Riga zu uns zu kommen; alleine ſie wurde daran verhindert, weilen die gantze ruſiſche Kriegesmacht in vollem Marſche nach Riga marſchirte und der Obriſter Freimann mit ſeinem Regiment an denſelben Tag in Wenden ankahm. Er nahm ſein Qartir in Gellen Hans. Der Majetradt, die Bürgersleuhte waren faſt alle nach Riga geflücht und einige Menſchen, welche noch hie nachgeblieben waren, hatten ſich alle vor Angſt verkrochen, da ſie hörten, daß die moskowitiſche Troppen hie angekommen. Der Obriſter ſchickte ſeine Leuthe aus, umb nach denen hier in Wenden wohnhaften Leuhten aufzuſuchen, und welche ſie finden, zu ihm zu führen. Da hatten ſie dann in einen alten Keller einen wendſchen großgüldiſchen Bürger, Nahmens Jacob Peitſch[2], gefunden, welchen ſie dann herauszogen und zu ihrem Obriſten hinführten. Wie der Obriſter ihm anſahe und ſeinem Habit betrachtete, [daß] der Peitſch ein alt geflückten kurtzen Schafpeltzchen und eine alte zerriſſene Mütze auf dem Kopf und alte geflickte Hoſen und Strümfe anhatte, wuſte [er] nicht, was er aus ihm machen ſolte, ja dennoch ſo redete der Obriſter auf teutſch ihm an und ſagte: „Was biſt du vor einer, kannſt du teutſch!“ Der Peitſch antwortete und ſagte: „Ich bin ein Teutſcher und ein hieſiger großgüldiſcher Bürger.“ Der Obriſter ſagte aber: „Wie elendig ſiehſt Du aus, man ſolte Dir wohl vor keinen teutſchen Menſchen anſehen; kanſt Du ſchreiben?“

[1]) Im Oktober rückten die Ruſſen vor Riga, am 15. Nov. begann das Bombardement.

[2]) Schon 1660 Aelteſter der Gr. Gilde.

Er antwortete und ſagte: „Ja, ich kan ſchreiben und bin in meiner Jugend ſelber in hollandiſchen Krigsdienſten wie Leutnant geweſen und auch meinen Abſcheid wie Leutnant erhalten und weil ich ein hieſiges Kind bin, habe mir nachdehm hier geſetzet. Durch die oftmahlige Ausplünderung von den Ruſſen bin in der größten Armuht gerahten, ſo elend, wie ich jetzt hier ausſehe, daß nichts mehr, als das Leben nachbehalten.“ Der Obriſter frug: „Wo iſt euer Bürgermeiſter und euer Majeſtradt und Bürgerſchaft?“ Peitſch ſagte: Hier weren gantz wenige Menſchen; den viele von der Bürgerſchaft, ſowohl Männer als Frauens und Kinder wären von den Ruſſen gefangen vortgeführt. Der Majeſtradt und Bürgerſchaft, ſo annoch ſich hier befindet, wären faſt alle nach Riga geflüchtet und die Menſchen, ſo hier noch möchten ſein, haben aus Furcht vor denen angekommenen Ruſſen ſich verſteckt und verkrochen. Hierauf nun ſagte der Obriſter Freimann: Er hätte nunmehro J. Maj. Peter d. erſten, ſeines allergn. Kaiſer und Herrn, hohe Gnade anzukündigen, welches auch im gantzen Lande publicirt wird, daß auf deſſen Order von nun an alle Feindſelichkeiten im gantzen Lande aufhören ſollen und keinen Menſchen, ſowohl auch an Hab und [Gut] nicht den geringſten Leid wiederfahren ſoll, ſondern ſoll ein jeder in ſeiner Wohnung bleiben und ſeine Gewerbe und Hantihrung ſicher treiben, wobei ihnen J. Maj. Schutz und Gnade verſichert wird. Da aber anjetzo hier kein Bürgermeiſter, auch kein Majeſtradt wäre, ſo wolte er ihm, Peitſch, nun zum Bürgermeiſter erklähren und ihm auch zu einen Commiſſarius ſetzen, der die im Laude ausgeſchriebene Lieferungen hier nach Wenden ſowohl von Fictualien und Furaſe empfangen ſoll und ſolte er Peitſch denen hier befindlichen Einwohnern kundthun, daß ſie ein jeder in ſeiner Wohnung ſein Gewerbe ſicher treiben, Bir brauen und Brandwein verſchenken, wie auch allerlei Brodt zum Verkauf backen und vor Bezahlung an denen Ruſſen und anderen Leuhten ſicher verkaufen ſollen, ohne zu befürchten, daß ihnen nicht den geringſtin Schaden noch Leid wiederfahren ſoll[1].

Bei meiner Mutter, welche nun in Wenden geblieben war, hatten ſie den Regimentsfeldſcher, welcher ein Teutſcher war, einquartirt. Derſelbige ſagte zu ihr: Es iſt nunmehro die Ordre

[1]) Vgl. Nordberg, Leben Karl XII. 2, 185 ff.

ausgegangen, daß alle Feindſeligkeiten im gantzen Laude aufhören und daß ein jeder in ſeiner Wohnung ſicher leben und ſein Gewerbe treiben könne; ſo wohlte er ihr rathen, daß ſie dan etwas anfange, Bir und Brantwein zu verſchenken, auch allerlei Brodt zum Verkauf zu backen. Sie erwiederte und ſagte, daß ſie durch das oftmahlige Ausplündern gantz ruinirt weren, das wenige Vorraht von Lebensmitteln, ſo ſie gehabt, hette ihr Mann, welcher mit 5 Kindern nach Riga geflüchtet, alles mitgenommen; ſie hette nicht ein Handvoll Mehl, auch von Hausgereht gahrnichts, auch gahr keinen Grapen noch Keſſel, auch kein Backtroch, könte alſo nichtes anfangen, wenn ſie gleichwohl auch was vornehmen wolte. Der Regimentsfeldſcher ſagte: „Liebe Frau Wirthin, ich will ihr zum Anfang mit etwas helfen; ich habe hier 2 Säcke Mehl, da kann ſie den gröſten, in welchen über 4 Lof Mehl iſt, nehmen und das zum Verkauf verbacken und dan will ich ihr auch einen guten Grapen und ein Backtroch ſchenken.“ Meine [Mutter] bedankte ſich dafür auf das beſte und fing auch gleich an zu backen, weil nun der Hunger und Brodtmangel groß war, ſo daß ein Lof Roggen 3 Rthlr. Alb. und ein Liespfund Saltz ½ Rthlr. koſtete. Weilen nun in der Zeit Riga belagert war, ſo müſte man das Saltz in Curland aus Libau holen.

Mein Vater hatte nun bei denen Bauern 7 Gruben Gerſten, jede Grube zu 8 Lof, in die Erde zu verwahren gegeben. Meine Mutter wolte nun eine Grube davon ausnehmen und meltzen laſſen, ſo ſagten die Bauren, daß 5 Gruben wären ausgeſtohlen und alſo nur 2 Gruben mit Gerſte nachgeblieben. Meine Mutter ließ alſo die 2 Gruben Gerſte ausnehmen und vermeltzen. Sie hatte ſich neu Braugeſchir angeſchafft und liß brauen. Das Brodt wurde ſo heiß, wie es aus den Ofen kam, weggenommen und das Bir kam nicht in die Tonnen und fielen die Leuhte wie Mücken zu und wurde ſo friſch, wie es da jährte, aus den Küwen alles verſchonken. Durch des Herren Segen und ihren Fleiß hatte ihre Nahrung einen geſegneten Vortgang, ob ſie wohl gahr kein Knecht noch Magd zu Hülfe hatte, und hatte ſie dan auch durch des Allerhöchſten Segen das nohtwendiges in ihrer Wirthſchaft an Hausgeräthte ꝛc., als auch ein paar Kühe und ein paar Schweine ſich angeſchafft, lebte alſo in Wenden in Sicherheit.

Dagegen aber hat mein Vater mit denen bei ſich habende

5 Kinder in Riga viel Angſt und Schrecken ausgeſtanden. Viele Häuſer wurden von denen eingeworfenen Bommen und Feurkugeln zerſchmettert, Pulfer- und Kirchenthürme ſehr beſchädigt. Einsmahls viel eine Bomme in dem nechſtanliegenden Hauſe, wo wir loſirten; es ſchlug alle Boden durch und im Keller crepirte er und wurden die Menſchen, ſo in demſelben Hauſe waren, mit al ihr Habſeeligkeit in die Luft geſprenget, auch eine Ecke von unſern Hauſe, wo wir loſirten, beſchädiget. Daher nahm mein Vater ein ander Dartir und zwar nahe am Wall, da es vor denen eingeworfenen Bommen etwas ſicherer war, wo wir denn ſo lange blieben, bis daß die Stadt wegen Mangel an Lebensmitteln und da die Hungersnoht groß wurde und dan auch noch dazu weilen kein Succurs zu hoffen war, ſich mit Accord ergeben muſte. Die ſchwediſche Garniſon bekam einen freien Abzug und Transport nach Stockholm.

Wie nun die Stadt mit Ruſſen beſetzt und alſo offen war, ſo reiſete mein Vater mit ſeine Kinder auch nach Hauſe. Mein ältſter Bruder Chriſtofer aber ſtarb auf dem Wege etwa eine halbe Meile von Wenden an der Peſt. Wir hatten in der gantzen Belagerungszeit gahr keine Nachricht von meiner Mutter erhalten und dachten, daß, wo ſie nicht an der Peſt geſtorben, ſie dennoch in ruſche Gefangenſchaft würde gerahten ſein. Alleine wie wir zu Hauſe ankamen, funden wir meine Mutter dem Höchſten zu danken geſund und hatte ſich ſchon wieder einige nohtwendige Stücke an Hausgeräht angeſchafft und hatte ſie in der Zeit, da wir in der Belagerung in der Stadt Riga viel Angſt und Schrecken ausgeſtanden, alhie in Wenden in Friede und guter Sicherheit gelebet. Mein Vater aber lebte nicht lange; den etwa umb 3 Wochen nach unſerer Zuhauſekunft ſtarb er auch an der Peſt. Und ich war ein Knabe von ungefähr 6 Jahren alt, da ich auch gleich nach meines Vaters Tod mit der Peſt befiehl und einige Wochen niederlag und hatte eine große Peſtbeule auf dem Rücken. So ſchwer und gefehrlich ich auch darniederlag, ſo frieſtete der Höchſte doch mein Leben und half mir wieder zu meiner vorigen Geſundheit.

Gleich nach der Peſt als 1711 war dieſe Stadt Wenden von Bürgern und Einwohnern faſt gantz entblöſt, viele waren in die ruſche Gefangenſchaft gerahten, die meiſten aber waren in der

Peſt geſtorben und beſtund nun der Majeſtradt und Bürgerſchaft aus ſohlgende Perſohnen: H. Bürgermeiſter Ruffius[1], H. Rahtsverwanter Bruns[2], H. Rahtsverw. Runge[3], H. Ratsverw. Peitſch[4]. Großgüldiſche[5]: Aeltermann Polmann, Eltſter Valtin Meyer; Bürger: Hahn, Frieſing, Winter, Schmertz, Henning. Kleingüldiſche: Baltzer Schultz ein Schneider, Hockons ein Schuſter, Gerhard ein Weißgerber, Settler ein Weißgerber, König ein Grobſchmidt, Brachholtz ein Handſchumacher.

Wir hatten nun in dieſe Zeit alhie in Wenden einen Prediger, Neuhauſen[6]. Und weilen im Lande viel Prediger an der Peſt verſtorben, auch viele von denen Ruſſen gefangen fortgefürt, ſo war der Mangel ſo groß, daß im Lande ein Prediger zwei bis drei Gemeinden vorſtehen müſte und alſo war es auch hier, daß der H. Paſtor Neuhauſen die Wendenſche und Arraſche Gemeine vorzuſtehen hatte. Dieſer aber wurde umb etwa 2 Jahren nachdehme nach Wolmar hin focirt und bekamen wir, da Neuhauſen abgegangen, an deſſen Stelle einen Prediger, der hieß Sternberg[7], welcher ehedeſſen als Feldprediger unter die Schweden geweſen war. Es war aber nun hier in Wenden, nachdehm der hieſige Cantor Nemſon in der Peſt verſtorben war, bei des H. Paſtor Neuhauſen zeit kein Cantor noch Schulinformator zu bekommen, dahero gleich nach der Peſt ein hieſiger Bürger und alter Handſchumacher Nahmens Brachholtz[8] Kinder zu informiren anfing. Bei dieſem alten Mann wurde ich auch ſogleich nach der Peſt in die Schule gegeben. Zu des H. Paſtor Sternberg Zeit aber bekamen wir einen jungen Cantor Lindemann. Dieſer hatte als Unterofficir unter die Schweden gedient; er war jung, möchte etwas über 20 Jahren alt geweſen ſein; er hatte eine guhte Länge und ſchrieb eine recht ſaubere Hand und hatte dabei eine ſtarke Stimme zu ſingen. Weilen er aber einsmahls mit den H. Paſtor Sternberg ſich erzürnete, ſo kam der Cantor Lindemann ab und

[1]) Johann Friedr. Ruvius.
[2]) Chriſtian Bruns † 1725.
[3]) Andreas Runge † 1726.
[4]) Fehlt in Baumann's Verzeichnis.
[5]) Von ſämtlichen hier genannten Bürgern hat Baumanns Verzeichnis nur die Namen: Meyer, Winter, Schmertz, Henning, Gerhard, König und Brachholtz.
[6]) Chriſtian Gotthold N., Jan. 1711 bis Jan. 1713 Paſtor in Wenden.
[7]) Immanuel Sternberg, Jan. 1713 bis † 20. Nov. 1717.
[8]) Johann Brachholtz † 1720.

bekamen wir an deſſen Stelle einen alten Rector, der zwar ein Leuteratus war, Nahmens Kesler. Der war ein melancoliſcher, ſehr tiefſinniger Mann; er ſpatzirte beſtändig in der Stuben auf und nider und redete ſo ſachte mit ſich ſelber und machte mit den Händen allerlei Figuren. Indeſſen ſo betrieben die Kinder in der Schule unter ſich in der Stille allerlei Poſſenwerk und konte dan keiner ſein Lection rein auffagen. Dabei hatte dieſer alte Rector die Manier, daß die Kinder, welche nicht ihr Lection konten, ſich ſelber ſtrafen müſten. Wenn ſie aus den Viſtibel oder Vocabel[1] ihre Lection auffagten, zeichnete er die Nahmen derſelben auf ein Tafel; ſoviel Wörter nun als einem fehlten, ſoviel Striche machte er bei deſſen Nahmen. Nachdehme ſie nun alle aufgeſagt, ſo wurden allemahl zwei aufgeſtelt, die ſich einander ſoviel Hübe, als Wörter ihnen gefehlt hatten, geben müſten. Unter denen Knaben war ein abgedankter ſchwediſcher Leutnants-Sohn Jacob Toll; er war der elteſte in der Schule, auch ein paar Jahren elter wie ich, ein unartiger böſer Menſch, welcher denen Kindern viel Unartigkeiten lernete und einen und den andern, wenn es ihm gefiehl, bei denen Haaren zauſete. Weil ich nun ſeine Poſſenwerke nicht mitmachen wolte, war er mir beſtändig feind; wenn er nur ankommen könte, ſo packte er mich an die Haar und gab mir einige Schlege mit der Fauſt. Ich, und auch andere Kinder, klagte ſolches öfters den Rector. Der Rector war ein frommer Mann, der keinen Kinde mit ſeiner Hand beſtrafte, ſondern er gab dieſen Tol nur guhte Vermahnung, er ſolte mir und auch alle Kinder in künftige zufrieden laſſen. Das wolte aber bei dieſen Toll nicht fruchten, ſondern er blieb noch ärger und weil er 2 Jahr älter war wie ich, ſo war er mir überlegen und muſte ich alles böſes, womit er mir zuſetzte, gedultig tragen. Einsmahl geſchahe es im Sommer, daß ich an der Straße vor unſere Hausthür ſaß, komt dieſer Toll auf mich zugeloffen, krigt mir ſeiner Gewohnheit nach ſogleich bei die Haare und wolte mir niederziehen. Ich ſetzte mich zur Gegenwehr und war glücklich, daß ich ihm herunterwarf. Er probirte nachdehm noch öfters, allein er fand, daß ich allemahl ſein Uebermann war. Da war ich froh und dankte Gott, daß meine Kräfte ſoweit zugenommen, dieſen meinen obgedachten Feinde zu überwinden und dergeſtalt (los zu werden).

[1]) Im Manuſkript hier ausgeſtrichen: welche Bücher dazumahl . . .

Weilen der Bürgermeiſter Ruffius mit Tode abgegangen war, ſo wurde 1713 H. Johann Götz zum Bürgermeiſter erwehlet, welcher aus der ruſiſchen Gefangenſchaft zu Hauſe angelanget war. In dieſe Zeit beſtand der Majeſtradt aus fohlgende Rahtsperſohnen: H. Bürgermeiſter Götz, H. Bürgermeiſter Winter[1], H. Rahtsverw. Bruns, H. Rahtsv. Runge, H. Rahtsv. Valtin Meyer[2], H. Sekretarius Bade[3]. Weilen nun nach der Peſt ſich ſchon wieder einige Leuhte geſetzet, ſo beſtand, ſoviel mir zu erinnern weiß, dazumahl die Bürgerſchaft in folgende Perſonen: Großgüldiſche: Aeltermann Hanſch, Elſter Hahn; Bürger: Werninck, Henſchkin, Schmertz, Bruns junior; Kleingüldiſche: Aeltermann Baltaſar Schultz ein Schneider, Hokons ein Schuſter, Schwartz ein Schuſter, Brachholtz ein Handſchumacher, Gerhard ein Weißgerber, Setler ein Weißgerber, Fiſcher ein Meſſerſchmidt, Fäht ein Sattler, Mus ein Kleinſchmidt, Henning ein Grobſchmidt, Michel Meyer ein Schneider.

Der alte Rector Kesler war nun abgegangen; an deſſen Stelle bekamen wir einen geweſenen Feldprediger Paſtor Müller[4]. Der hieſige Paſtor Sternberg möchte ungefer etwa 3 Jahren hier geweſen ſein, ſo ſtarb er. An deſſen Stelle bekamen wir den Paſtor Paul Mey[5] von Wolfart. Der Paſtor Müller möchte ungefer ein Jahr hier in Wenden Rektor geweſen ſein, ſo ging er ab und waren wir hier eine lange Zeit ohne einen Schulinformator. Da dann in der Zeit der geweſene Cantor Lindemann und der alte Handſchumacher Brachholtz einige Kinder informirten, bis daß wir 1718 einen Candidaten Teologiam [!] Nahmens Wippert[6] zum Rector bekamen. Er war ein gelarter und guhter Prediger, welcher auch ofte hier predigte, und ein fleißiger Mann in Informiren der Kinder. Dahero auch verſchiedene fremde Kinder vom Lande bei ihm in die Schule gegeben wurden, als 1. von Trikaten H. Probſt Wisner[7] ſein Sohn, 2. der in ruſche Dienſten ſtehender

---

[1]) Später Bürgerm. Joh. Friedr. Winter, † 1727.
[2]) Dankte ab als Bürgerm. ca. 1727.
[3]) Bernhard B. 1714—24.
[4]) Chriſtian Müller, früher Adjunkt des Propſtes Glück in Marienburg. † 1432 als Propſt des Wendenſchen Kreiſes. Napiersky, Beiträge 2, 84. Die Identität geht aus der Anm. daſelbſt hervor.
[5]) Seit 1719. Mey † 1739.
[6]) Michael Wippert. Baumanns Chronik. Iſt wohl der Vater des ſpäteren Paſtors zu Audern Joh. Heinr. Wippert.
[7]) Joh. Chriſt. Wisner 1688—1721 Paſtor in Trikaten.

Major v. Müller ſein Sohn, 3. des Inſpector Meyer von Groß Rop ſein Sohn, 4. Sect. Meder[1] ſein Sohn, 5. Captein Meybohm ſein Sohn, 6. Leut. Köhn ſein Sohn, 7. der Schulmeiſter von Trikaten ſein Sohn Carl Kauger, 8. der Waidſche Müller Bitterling ſein Sohn Chriſtian Bitterling. — Hieſige Kinder waren: Bürgermeiſter Götz ſein Stiffsohn Carl Fried. Sievers[2] und ich Daniel Heintz; wir beide waren nun die elteſten in der Schule. Andere jüngere Kinder, ſo hier nach der Peſt gebohren waren, fohlgende: Chriſtian Stritzel, Baltaſar Schultz, Peter Setler; kleine Medchens waren: Helene Peiſch, Juliana Schultz, Maricken König.

Der Rector Wippert heirahtete 1720 auf Jürgenshof nach des Landgerichtsſecretaire Meders ſeiner Frauen Schweſter[3], welche er auch bekam und reiſete gleich nach der Hochzeit mit ſeiner jungen Frauen nach Pernau.

Die vorigen Informatores informirten gahr nichts im Rechen. Bei dieſen Rector Wippert lernete ich rechen und auch eine ziemliche Hand zu ſchreiben. Nachdehm ging ich nicht mehr in die Schule.

Nachdehm bekamen ſie hier einen alten Mann Nahmens Gabriel Miſſler zum Rektor; er hatte eine blinde Frau, die gahr nichts ſehen könte. Er hat viel Jahre als Rector hier die Schule vorgeſtanden.

1721 d. 15. Octob. kahm ich auf Lodiger bei H. Paſtor Buchholtz[4] an, umb die Muſicke zu lernen, weilen der Paſtor Buchholtz ein perfecter Muſikus war. Er ſpilte auf alle muſikaliſche Inſtrumenten, wie er den ſolche Inſtrumenten ſelbſt hatte, als nemlich: ein Clawir, ein guhte neue Poſitiv von 6 Stimmen, ein paar Waldhörner, ein paar Trompeten, ein paar Baſons, 3

---

[1]) Landgerichtsſekr. Erhard Nikol. Meder.

[2]) Sohn des ſchwediſchen Kornets Jakob v. Sievers; ſeine Mutter, geb. Winter, aus Wenden, wohl Tochter des Wendenſchen Bürgermeiſters Johann Friedr. W., war in 2. Ehe dem Bürgermeiſter Joh. Götz vermählt. — Karl Fr. Sievers war vermählt mit Luiſa Juliana v. Grolthus, Tochter des ſchwed. Lieutenants Heinr. v. G. aus Kurland, der bei Karl XII. Schatzmeiſter in Bender war. Er erwarb das Gut Duckern. Außer den in den Geſchlechtstafeln im liol. Ritterhauſe genannten 2 Söhnen und einer Tochter hatte er noch einen Sohn Karl Jakob, geb. Auguſt 1740, † als ruſſ. Major 12. Jan. 1781. Karl Fr. S. wurde Bürgermeiſter von Wenden und † 1777. Seine Linie iſt ausgeſtorben. Die meiſten der hier mitgeteilten Daten fehlen in den Geſchlechtstafeln. Vgl. Dipt. Wend. zum J. 1781.

[3]) Tochter des Regierungsſekr. Joh. Fr. Bormann. Ebenda z. J. 1769.

[4]) Mag. Paul Joh. Buchholtz 1712—23 Paſtor in Loddiger; 1725 bis vor 1733 Paſtor zu Zeimel in Samogitien.

Violins, ein große [und] ein kleinere Baßgeige, ein Violin Amur, ein Fleitrowe, 2 Hoboien. Der Paſtor Buchholtz hatte Kinder, als 2 Söhne und 2 Töchter; der eltſte Sohn möchte ungefehr 8 Jahren alt geweſen ſein und hatte eine ſchwere Sprache und außrede. Dieſe Kinder informirte ich vor und nach Mittage 3 Stunden. Die übrige Zeit übte mir in der Muſicke; dabei hatte die Klete abzuwarten und nach die[1] Arbeiter zu ſehen. Indeſſen ſo brachte ich es doch ſo weit, daß ich in demſelben Jahre die Weihnachts...[2] in der Loddigerſchen Kirchen auf der Poſitiv ſpilte, auch ſo nachdehme alle Sontage auf der Poſitiv in der Kirchen ſpilte.

* * *

Über Daniel Heintz' weitere Schickſale läßt ſich nur wenig ſagen. Er muß[3] bald nach 1721 wieder nach Wenden zurückgekommen ſein. Hier verheiratete er ſich dann und es ging ihm anfangs ſehr gut. Er beſaß ein eigenes Haus, beſchäftigte ſich mit Brauerei und Brennerei, hatte mehrere Gärten und auch Stadtländereien in Pacht. — Später, nachdem die Kaiſerin Eliſabeth Schloß Wenden 1747 ihrem Großkanzler, dem Grafen Beſtuſchew, geſchenkt hatte, wurde er Bürgermeiſter. Als ſolcher wird er gewiß keine ſehr angenehme Stellung gehabt haben; denn dieſe Zeit, in der Wenden wieder einmal eine gräfliche Stadt war, brachte dem Orte eine ganze Fülle von allerlei Mißhelligkeiten und Kalamitäten. Vieles hat er in dieſer Zeit für die Reparatur der Wendenſchen Johanniskirche getan. Etwa ſeit dem J. 1760 begann in Heintz' Verhältniſſen ein Umſchwung einzutreten, — es ging mit Allem langſam bergab. Das war nicht ſeine eigene Schuld; er war ein durchaus ordentlicher, nüchterner Mann, dem man höchſtens nachſagen konnte, daß er allzu eigenſinnig an ſeiner einmal gefaßten Meinung feſthielt. Die Schuld an dem hereinbrechenden Ruin trugen wohl hauptſächlich ſeine Söhne. Heintz verlor allmählich alles, was er beſaß, ſo daß er zuletzt ganz kümmerlich bei einem Sattler Hagebeck leben mußte. Am 23. September 1778 iſt er, 74 Jahre alt, geſtorben.

---

[1]) Im Manuſkript ausgeſtrichen: die Hofspferde.
[2]) Folgt im Manuſkript ein ganz unleſerliches Wort.
[3]) Dipt. Wend. z. J. 1778.

Zur Geschichte der Einführung der russischen Geschäftssprache in der Universität Dorpat.

Zwölf Aktenstücke aus den J. 1869—70.

1. Zirkular des Dirigierenden des Lehrbezirks J. Nikolitsch an den Rektor der Dorpater Universität.

Übersetzung. Riga, 21. November 1869.

In Erfüllung des 3. Pkt. der Allerhöchst am 1. Juni 1867 bestätigten Verordnung des Ministerkomitees und mit Berücksichtigung des Inhalts des Berichts des gewesenen Kurators des Dorpater Lehrbezirks vom 7. Dezember 1868 sub Nr. 2198, sowie nach Verhandlung mit dem Herrn Generalgouverneur des baltischen Landes, ist das Ministerium der Volksaufklärung beim Ministerkomitee mit einer Vorstellung eingekommen, die Wirksamkeit jenes Allerhöchsten Befehls vom 1. Juni 1867, betreffend Führung der Geschäftsverhandlungen in den Kronsbehörden des baltischen Landes in russischer Sprache, auf die Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks auszudehnen.

Nachdem der Komitee die in der Vorstellung enthaltenen Anträge des Ministeriums der Volksaufklärung, betreffs Verpflichtung der Lehranstalten des Dorpater Bezirks die ganze äußere Korrespondenz in russischer Sprache zu führen, erwogen und dabei ins Auge gefaßt, daß der am 16. Dezember 1836 erfolgte Allerhöchste Befehl des in Gott ruhenden Durchlauchtigsten Erzeugers Sr. Kais. Majestät, dahin lautend, daß zu Vorgesetzten der Lehranstalten nur Personen, die die russische Sprache gründlich kennen, zu ernennen sind, seinerzeit nicht öffentlich publiziert worden sei, so hat er verordnet:

1) allen Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks, die ganz oder teilweise auf Kosten der Krone unterhalten werden, zur Pflicht

zu machen, ihre Korrespondenz sowohl mit den Kronsbehörden und -Institutionen der baltischen Gouvernements, als auch außerhalb derselben mit den höchsten und allgemeinen Reichsbehörden und überhaupt mit den Gouvernementsbehörden, ausschließlich in russischer Sprache zu führen;

2) zu bestätigen die Wirksamkeit des Allerhöchsten Befehls vom 16. Dezember 1836, dahin lautend, daß zum Amte von Direktoren und Inspektoren der Gymnasien, Progymnasien, und gleichfalls zu Aufsehern der Kreisschulen, Personen ernannt werden sollen, welche bei den dazu erforderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten gründlich die russische Sprache kennen, unter Veröffentlichung dieses Allerhöchsten Befehls zu allgemeiner Kenntnis.

Der Herr und Kaiser hat am 31. Oktober 1869 die Verordnung des Komitees Allerhöchst zu bestätigen geruht.

Solchen Allerhöchsten Befehl, der dem Herrn Minister zur Erfüllung mitgeteilt worden ist, durch Auszug aus den Journalen des Ministerkomitees vom 21. Oktober und 4. November d. J., mir aber vorgeschrieben worden ist, durch Antrag des Herrn Ministers der Volksaufklärung vom 8. November sub Nr. 10,361, habe ich die Ehre Ew. Hochgeboren mitzuteilen zur Anleitung und Erfüllung.

2. Bericht der Konseilskommission an das Universitätskonseil.

Die durch Verfügung des Konseils in der Sitzung vom 26. November d. J. Nr. 267 ernannte Kommission beehrt sich das Resultat ihrer Beratungen, betreffend das an den Rektor gelangte Zirkularschreiben des Dirigierenden des Lehrbezirks vom 21. Nov. d. J. Nr. 600, in Nachstehendem dem Konseil vorzulegen.

Die Kommission glaubte in erster Stelle erwägen zu sollen, in wie weit sich der in jenem Zirkularschreiben auch dem Rektor der Dorpater Universität zur Anleitung und Erfüllung mitgeteilte, am 31. Oktober Allerhöchst bestätigte Ministerkomitee-Beschluß auf die Universität beziehe.

Der betreffende Beschluß macht es 1. allen, ganz oder teilweise auf Kosten der Krone unterhaltenen Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks zur Pflicht, ihre Korrespondenz sowohl mit den Kronsbehörden und -Institutionen der baltischen Gouvernements, als auch außerhalb derselben mit den höchsten und allgemeinen Reichsstellen und überhaupt mit den Gouvernements-

behörden ausschließlich in russischer Sprache zu führen, und ordnet 2. an, daß der seinerzeit nicht publizierte Ukas vom 16. Dezember 1836 nunmehr zu allgemeiner Kenntnis zu bringen und in Wirksamkeit zu setzen sei, wonach fortan nur solche Personen zu den Ämtern von Direktoren oder Inspektoren der Gymnasien und Progymnasien oder zu Aufsehern der Kreisschulen ernannt werden sollen, die neben den für diese Ämter erforderlichen Eigenschaften und Befähigungen eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache besitzen.

Darnach konnte es keinem Zweifel unterworfen sein, daß sich Pkt. 2 des Ministerkomitee-Beschlusses auf die Universität überhaupt nicht beziehe; denn er macht die Beamten namhaft, von denen bei der Anstellung eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache gefordert werden solle und tut weder des Rektors noch eines andern Verwaltungsbeamten der Universität Erwähnung.

Dagegen scheint der Ministerkomitee-Beschluß in seinem ersten Punkte, trotz der nahen Beziehung, in welchem beide Punkte zu einander stehen, auf die Universität Anwendung finden zu sollen, so daß nach demselben auch die Universität fortan ihre Korrespondenz mit den im Zirkularschreiben bezeichneten Behörden ausschließlich in russischer Sprache zu führen hätte.

Wenn nun auch mit dieser Anordnung ein bedeutender Teil der Korrespondenz, welche der Rektor und die Universitätsverwaltung zu führen hat, namentlich die Korrespondenz mit dem Kurator und mit einer nicht geringen Zahl von Behörden und Verwaltungen in den baltischen Gouvernements in dem früheren Stande und beim Gebrauch der deutschen Sprache belassen wird, so ergab sich doch bei genauerer Prüfung des Umfanges, den die Korrespondenz in russischer Sprache nach Maßgabe des Ministerkomitee-Beschlusses annehmen müßte, und des Inhalts der Schreiben, für welche in Zukunft die russische Sprache in Anwendung käme: daß die Universitätsverwaltung, wie sie durch das Allerhöchst bestätigte Statut von 1865 organisiert ist, außer stande sein dürfte, den Verpflichtungen, welche ihr der Ministerkomitee-Beschluß aufzuerlegen scheint, in gewissenhafter Weise nachzukommen. Denn

1. bestimmt jenes Statut, daß die Verwaltung der Universität von Gliedern des Lehrkörpers geführt werde, also von Personen, bei deren Berufung nach Vorschrift desselben Statuts lediglich wissenschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sind. Eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache, wie sie nach Pkt. 2 des betreffenden Schreibens zur Führung der Korrespondenz erforderlich ist,

kann also bei den Verwaltungsbeamten der Universität statutenmäßig nicht vorausgesetzt werden;

2. bestimmt das Statut, daß die Verwaltung der Universität kollegialisch von Behörden geführt werden soll, deren Glieder nur selten und zufälligerweise der russischen Sprache kundig sind. Es würden sich also Schreiben, welche der Rektor im Namen des Konseils, Direktoriums und Universitätsgerichts auszufertigen hat, der Kenntnisnahme von seiten dieser Behörden entziehen, wenn sie in russischer Sprache abgefaßt wären.

Wenn bei dieser Organisation der Verwaltung dennoch schon bisher einige Schreiben der Universität in russischer Sprache ausgefertigt wurden, so geschah es mit Hülfsmitteln, die sich für die Zukunft als unzureichend und unzulässig ausweisen müssen. Denn der Rektor korrespondierte entweder mittelst gedruckter Schemata, oder unter Anschluß eines Translats, oder er nahm für Schreiben in russischem Original die Hülfe und Gefälligkeit des Professors der russischen Sprache in Anspruch. Die Vorschrift des ausschließlichen Gebrauchs der russischen Sprache in der Korrespondenz mit den Pkt. 1 bezeichneten Behörden ändert die Sachlage vollkommen.

Unter solchen Umständen hält es die Kommission für geboten, den hohen Oberen zur geneigten Erwägung vorzustellen, daß die Eigentümlichkeit der Universitätsverwaltung eine unbedingte Durchführung des Ministerkomitee-Beschlusses nicht wohl zulasse, und daß es sich empfehle, der Universität, in Berücksichtigung ihres besonderen Charakters als wissenschaftlicher Lehranstalt, diejenigen Erleichterungen in der Korrespondenz zu gewähren, die mit der Organisation der Behörden, zu denen die Universität in Beziehung steht, sich sehr wohl vereinigen lassen.

Allen Anforderungen an einen möglichst einfachen und zweckmäßigen Geschäftsgang wäre Genüge geleistet, wenn die Universität, wie bisher, mit den allgemeinen Reichsbehörden und den Behörden der nicht baltischen Gouvernements ausschließlich in russischer Sprache; mit den Militärbehörden, dem Kontrollhof und den Zollbehörden in den baltischen Gouvernements mittelst gedruckter Schemata in russischer Sprache oder mit beigefügtem russischen Translat korrespondierte; mit allen sonstigen Behörden und Autoritäten in den baltischen Gouvernements aber, welche, weil sie mit bestimmten Behörden in deutscher Sprache zu korrespondieren verpflichtet sind, nach den gesetzlichen Anordnungen Schreiben in deutscher Sprache zu empfangen und auszufertigen im stande sein müssen, nach wie vor die Korrespondenz in deutscher Sprache führte.

Die Kommission beauftragt das Resultat ihrer Beratung dem Konseil vorzulegen, faßt dasselbe in den Antrag zusammen:

„das hochverordnete Konseil wolle beschließen, den Rektor „zu beauftragen, in Anlaß des Zirkularschreibens vom „21. November c. Nr. 600 im Sinne des Kommissions„berichts eine Vorstellung an den Herrn Kurator zu richten."

G. v. Oettingen, C. v. Rummel, J. Engelmann, M. v. Engelhardt, Th. Harnack.

3. Separatvotum des Professors Weyrich.

An das Konseil der Universität Dorpat.

Es sei mir gestattet meine Anschauungsweise über die Erfüllung des Allerhöchst bestätigten Ministerkomitee-Beschlusses, betreffend die Einführung des Russischen als ausschließliche Geschäftssprache für die äußere und auswärtige Korrespondenz der Anstalten des Dörptschen Lehrbezirks, soweit diese Erfüllung die Universität Dorpat betrifft, dem hohen Konseil zu geneigter Berücksichtigung vorzulegen.

1. Aus dem Umstande, daß das, jenen Beschluß dem Rektor notifizierende Schreiben des Dirigierenden des Dörptschen Lehrbezirks vom 21. Mai a. c. sub Nr. 600 ein Zirkularschreiben, also ein solches ist, welches in gleicher Weise an sämtliche, unter einander sehr verschiedenartige Anstalten des Lehrbezirks gerichtet ist, wird es leicht verständlich, warum nicht der ganze Inhalt der in jenem Schreiben enthaltenen Vorschriften sich auf die Universität zu beziehen braucht, wenngleich das Schreiben an letztere adressiert sein mag; und in der Tat findet von den beiden, die Zirkularvorschrift zusammensetzenden Punkten auf die Universität nur der erste eine, der zweite gar keine Anwendung.

2. Wie aus der Einleitung des angeführten Schreibens zu ersehen, bezieht sich die Vorlage des Ministers der Volksaufklärung „auf die Verpflichtung der Lehranstalten des hiesigen Bezirks, ihre äußere oder auswärtige Korrespondenz ausschließlich in russischer Sprache zu führen." Der erste Punkt der hier in Betracht kommenden Vorschrift bestätigt diese Verpflichtung und führt zugleich diejenigen Kategorien von Behörden und öffentlichen Stellen auf, mit welchen die Korrespondenz in russischer Sprache stattzufinden habe, ohne jedoch alle zu nennen, mit welchen eine solche tatsächlich stattfindet. — Doch welcher Art diese Behörden und öffentlichen Institutionen auch sein mögen, ob Zentralbehörden des Reichs oder provinzielle Institute, ob diesem oder jenem Ministerium angehörig, ob innerhalb oder außerhalb des baltischen Landes sich

befindend, — für den hier in Betracht kommenden Geſichtspunkt laſſen ſie ſich ſämtlich in zwei Kategorien unterbringen, und zwar in eine, welche ſich ausſchließlich, in der äußeren ſowohl als inneren Geſchäftsführung, der ruſſiſchen Sprache bedient, und in eine andere, welche ſich zur Zeit noch der deutſchen Sprache bedient, ſei's ausſchließlich oder neben der ruſſiſchen Sprache. — Meiner Anſicht nach hat die Univerſität weder Rechtsmittel noch Rechtsvorwand, ſich der ausſchließlich ruſſiſchen Korreſpondenz mit den in die erſte Kategorie hineingehörigen Behörden und Inſtitutionen zu entziehen; ſie könnte eine ſolche Verpflichtung, meine ich, um ſo weniger ablehnen, da derſelben bisher tatſächlich ſchon Rechnung getragen worden iſt, nur bliebe zu konſtatieren, daß ſie durch dieſe neue Vorſchrift eine namhafte Erweiterung erleidet. — Was dagegen die andern Kategorien betrifft, deren Behörden und Inſtitute wohl den größten Beitrag zur äußeren Korreſpondenz der Univerſität liefern, ſo ſcheint mir kein geſetzliches Hindernis dem im Wege zu ſtehen, daß die Univerſität einer hohen Obrigkeit die Bitte unterbreite: geſtatten zu wollen, daß ihre äußere Korreſpondenz mit ſolchen Behörden, die ſich der deutſchen Sprache (ausſchließlich oder mit) bedienen, nach wie vor in deutſcher Sprache geführt werde. Als Hauptmotiv für eine ſolche Bitte ſehe ich die übergroße Belaſtung an, welche ihr wiſſenſchaftliches Leben nach der eigentümlichen, ihr von ihrem erhabenen Gründer und deſſen Nachfolgern gewährten Einrichtung das Hauptprinzip ihrer Exiſtenz, notwendig und unabwendbar, durch die Einführung einer neuen Geſchäftsſprache treffen würde. Da ſtatutenmäßig die Verwaltungsbehörden der Univerſität von Männern der Wiſſenſchaft gebildet werden, von denen die meiſten der ruſſiſchen Sprache nicht mächtig ſind, ſo würde die ſchon gegenwärtig beim teilweiſen Gebrauch der ruſſiſchen Sprache in der äußeren Korreſpondenz ſehr erhebliche Schwierigkeit ſich bis zur Unüberwindlichkeit ſteigern müſſen, falls die ganze äußere Korreſpondenz der Univerſität ruſſiſch würde.

3. Jenes oben erwähnte Zirkularſchreiben des Dirigierenden des Lehrbezirks an den Rektor kann aber, meine ich, nach Form und Inhalt garnicht als eine Aufforderung zu ſofortiger Ausführung des betreffenden Miniſterkomitee-Beſchluſſes angeſehen werden, es trägt vielmehr, wie ſo viele Zirkularſchreiben ähnlicher Art, den Charakter einer vorläufigen Mitteilung, einer Bekanntmachung, als Vorbereitung auf zu gewärtigende Maßnahmen, an ſich. Dies erhellt am deutlichſten aus einem wichtigen negativen Merkmal, nämlich aus der Abweſenheit eines für peremtoriſche

Erlaſſe der Art notwendigen Requiſits, d. h. einer detaillierten Auseinanderſetzung, einer unzweideutigen Belehrung der betreffenden Inſtanzen über Zeit, Form und Mittel der Inſzenierung ſolcher Neuerungen. — In jenem Schreiben an den Rektor iſt nirgends etwas über den Termin geſagt, von dem ab die ruſſiſche Korreſpondenz zu beginnen habe; und wenn etwa der Zeitpunkt des Empfangs der Zirkularvorſchrift zugleich den Beginn der neuen Ordnung bezeichnen ſollte, ſo hätte das ebenfalls in üblicher Form ausgedrückt ſein müſſen. — Anlangend die Form, ſcheint es zweifellos, daß eine neue, bisher nicht geübte Geſchäftsſprache gewiſſe Abweichungen von den bisherigen Einrichtungen nötig machen würde, deren Umfang und Tragweite ſich vorläufig der Berechnung entzieht. — Hinſichtlich der Mittel endlich iſt es klar, daß die Univerſität dergleichen zur Durchführung der Maßregel in ihrem ganzen angekündigten Umfange nicht beſitzt — alles Gründe, welche es der Univerſität zur Pflicht machen, die Initiative in dieſer Sache von ſich fern zu halten.

Nachdem ich in Vorſtehendem meine Anſchauungnen in dieſer Angelegenheit aufrichtig dargelegt, erlaube ich mir, mit Rückweis auf dieſelben, die folgenden Anträge zu ſtellen:

1. Das hohe Konſeil wolle beſchließen: die Angelegenheit wegen Einführung des Ruſſiſchen als Geſchäftsſprache in die äußere Korreſpondenz der Univerſität zwar in weitere Überlegung zu nehmen, entſcheidende Schritte in derſelben aber erſt nach Empfang eines neuen Erlaſſes der Oberbehörde über Zeit, Form und Mittel der Ausführung dieſer Maßregel zu verfügen.
2. Nach Maßgabe eines ſolchen Erlaſſes eine Vorſtellung an die hohe Obrigkeit mit der Bitte zu richten, daß es der Univerſität bei aller Willigkeit zur Erfüllung des Übrigen, in Berückſichtigung ihrer eigentümlichen Einrichtung geſtattet ſein möge, mit denjenigen Behörden nach wie vor deutſch zu korreſpondieren, welche berechtigt ſind, ſich in ihrer Korreſpondenz ganz oder teilweiſe der deutſchen Sprache zu bedienen.

Dorpat, d. 11. Dez. 1869. Prof. Weyrich.

4. Schreiben des Konſeils an den Kurator des Dorpater Lehrbezirks.

24. Januar 1870.

Der am 31. Oktober 1869 Allerhöchſt beſtätigte, auf Grund eines miniſteriellen Befehls vom 8. November Nr. 10,361 durch

den Herrn Dirigierenden des Lehrbezirks mittelst Zirkularschreibens vom 21. Nov. Nr. 600 auch dem Rektor der Dorpater Universität eröffnete Beschluß des Ministerkomitees macht es

1) allen, ganz oder teilweise auf Kosten der Krone unterhaltenen Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks zur Pflicht, ihre Korrespondenz sowohl mit den Kronsbehörden und -Institutionen der baltischen Gouvernements, als auch außerhalb derselben mit den höchsten und allgemeinen Reichsstellen und überhaupt mit den Gouvernementsbehörden ausschließlich in russischer Sprache zu führen, und ordnet an,

2) daß der seinerzeit nicht publizierte Ukas vom 16. Dezember 1836 nunmehr zu allgemeiner Kenntnis zu bringen und in Wirksamkeit zu setzen sei, wonach fortan nur solche Personen zu den Ämtern von Direktoren und Inspektoren der Gymnasien und Progymnasien oder zu Aufsehern der Kreisschulen ernannt werden sollen, die neben den für diese Ämter erforderlichen Eigenschaften und Befähigungen eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache besitzen.

Nachdem das Konseil der Universität Dorpat von diesem Beschlusse des Ministerkomitees in Kenntnis gesetzt worden war, hat es zunächst in Beratung gezogen, in wie weit derselbe auf die Universität Anwendung finden solle und könne.

Es konnte keinem Zweifel unterworfen sein, daß sich Pkt. 2 jenes Beschlusses auf die Universität überhaupt nicht beziehe; denn er macht die Beamten namhaft, von denen bei der Anstellung eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache gefordert werden solle und tut weder des Rektors noch eines andern Verwaltungsbeamten der Universität Erwähnung.

Wenn nun auch die in Pkt. 1 enthaltene Anordnung eines ausgedehnteren Gebrauchs der russischen Sprache in der äußeren Korrespondenz der Lehranstalten mit der in Pkt. 2 enthaltenen Vorschrift im engsten Zusammenhange steht und nur dort in ihrem ganzen Umfange ausgeführt werden kann, wo die Anstellung der Beamten nach den in Pkt. 2 enthaltenen Regeln erfolgt, so hat es doch nach dem Wortlaut des Pkt. 1 und in Berücksichtigung dessen, daß der Ministerkomitee-Beschluß auch dem Rektor „zur Erfüllung" mitgeteilt worden ist, den Anschein, als solle dieser Beschluß wenigstens teilweise für die Korrespondenz der Universitätsverwaltung maßgebend sein, so daß auch diese Lehranstalt in Zukunft ihre Korrespondenz mit den im Zirkularschreiben bezeichneten Behörden ausschließlich in russischer Sprache zu führen hätte.

Das Konseil der Universität hat dabei keineswegs übersehen, daß es sich im Ministerkomitee-Beschluß nicht um die Korrespondenz der Universitätsverwaltung mit dem Kurator dieses Lehrbezirks handelt. Aber wenn auch dieser wichtigste Teil der Korrespondenz dem Universitätsstatut entsprechend in dem früheren Stande belassen ist, wenn ebenso auch für die Korrespondenz mit einem bedeutenden Teil der baltischen Behörden die deutsche Sprache in Anwendung kommt, so ergab sich doch bei genauerer Prüfung des Umfanges, den die Korrespondenz in russischer Sprache nach Maßgabe des Ministerkomitee-Beschlusses annehmen müßte, sowie des Inhalts der Schreiben, für welche in Zukunft die russische Sprache in Anwendung käme: daß die Universitätsverwaltung, wie sie durch das Allerhöchst bestätigte Statut vom J. 1865 organisiert ist, außer stande sein dürfte, den Verpflichtungen, welche ihr der Ministerkomitee-Beschluß aufzuerlegen scheint, in gewissenhafter Weise nachzukommen.

Das Statut der Universität bestimmt nämlich,

1) daß die Verwaltung der Universität von Gliedern des Lehrkörpers geführt werde (§§ 3, 4, 20, 21), also von Personen, bei deren Berufung nach Vorschrift desselben Statuts lediglich wissenschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sind (§ 46). — Eine gründliche Kenntnis der russischen Sprache, welche Pkt. 2 des Zirkularschreibens zur Ermöglichung der russischen Korrespondenz als Bedingung zur Anstellung der Vorstände bestimmter Schulen vorschreibt, kann somit bei den Verwaltungsbeamten der Universität nicht vorausgesetzt und ebenso wenig ohne Schädigung des wissenschaftlichen Charakters dieser Lehranstalten zur Pflicht gemacht werden.

2) Das Statut bestimmt außerdem, daß die Verwaltung der Universität kollegialisch (§§ 7, 10, 27, 34; Allerhöchst bestätigtes Statut vom J. 1820, §§ 162, 175, 194) von Behörden geführt werden soll, deren Glieder entweder garnicht oder nur zufälligerweise der russischen Sprache kundig sind. Es würden sich also Schreiben, welche z. B. der Rektor für den Fall, daß er zufällig einige Kenntnis der russischen Sprache besäße, im Namen des Konseils, Direktoriums, Universitätsgerichts in russischer Sprache ausfertigte, der Kenntnisnahme von seiten der Glieder dieser Behörden entziehen.

Bei dieser Organisation hat die Universitätsverwaltung bisher, ohne durch eine gesetzliche Vorschrift genötigt zu sein, alles, was in ihren Kräften stand, getan, um anderen Behörden durch den

besonderen Charakter der Universitätsverwaltung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Sie hat zu den verschiedensten, aber dem Zwecke vollkommen entsprechenden Auskunftsmitteln gegriffen. — Wo es galt, mit Behörden zu korrespondieren, die in der Tat der deutschen Sprache völlig unkundig waren, bediente sich die Universität bei Mitteilungen einfacheren Inhalts (Empfangsbescheinigungen u. dgl. m.) gedruckter Schemata, deren Inhalt dem Unterzeichnenden ein für allemal bekannt war; bei wichtigeren und umfangreicheren Schreiben wurde ein russisches Translat beigefügt und für Schreiben in russischem Original die Hülfe und Gefälligkeit des Professors der russischen Sprache in Anspruch genommen. Die Vorschrift des ausschließlichen Gebrauchs der russischen Sprache mit den im Pkt. 1 bezeichneten Behörden ändert die Sachlage vollkommen. Die Universitätsverwaltung könnte sich der bisherigen Auskunftsmittel nur in den seltensten Fällen bedienen und müßte auf Schwierigkeiten stoßen, deren Beseitigung im Interesse der Universität und ihrer Hauptaufgaben im höchsten Grade wünschenswert ist.

Wenn unter diesen Umständen das Konseil sich genötigt sieht, mit Berufung auf das Allerhöchst bestätigte Statut der Universität vom J. 1865 Ew. Exzellenz zur geneigten Ergänzung vorzustellen, daß die Eigentümlichkeit der Universitätsverwaltung eine unbedingte Durchführung des Ministerkomitee-Beschlusses nicht wohl zulasse, so meint es diese Vorstellung um so zuversichtlicher wagen zu dürfen, je deutlicher seiner Meinung nach durch die Sachlage der Weg vorgezeichnet zu sein scheint, auf dem sich die Korrespondenz der Universität, dem Zwecke derselben vollkommen entsprechend, ohne jede Beeinträchtigung der Hauptaufgaben dieser Lehranstalt und ohne jede Belastung anderer Behörden regeln ließe.

Allen Anforderungen an einen möglichst einfachen und zweckmäßigen Geschäftsgang wäre Genüge geleistet, wenn die Universität, wie bisher, mit den allgemeinen Reichsbehörden und den Behörden der nicht baltischen Gouvernements ausschließlich in russischer Sprache, mit den Militärbehörden, dem Kontrollhof und den Zollbehörden in den baltischen Gouvernements mit beigefügtem Translat oder, wo es tunlich, mittelst gedruckter Schemata in russischer Sprache korrespondierte, in deutscher Sprache aber mit allen sonstigen Behörden und Autoritäten in den baltischen Gouvernements, als mit solchen, welche ohnehin verpflichtet und darum auch zweifellos imstande sind, die Korrespondenz in deutscher Sprache zu führen.

Das Konseil glaubt der Hoffnung sich hingeben zu dürfen,

daß Ew. Exzellenz, die wissenschaftlichen Aufgaben der Universität als die bedeutsamsten anerkennend, bereit sein werden, die Vorstellung der Universität zu befürworten, um ihr diejenige Form der Verwaltung zu sichern, die ebenso ihrem Wesen wie der gesetzlichen Grundlage entspricht, auf welche ihr Erhabener Stifter wie Seine Majestät der gegenwätig regierende Herr und Kaiser durch das Statut vom Jahre 1865 sie gestellt hat.

Gez.: Rektor G. v. Oettingen.

5. Schreiben des Rektors an den Kurator des Dorpater Lehrbezirks.

4. Februar 1870.

Auf Ew. Exz. Mitteilung von der Übernahme der Verwaltung des Dorpater Lehrbezirks beehre ich mich im Namen der Universität Ew. Exz. mit dem ergebensten Wunsche zu begrüßen, Ihre Tätigkeit möge eine gesegnete sein in der Ausübung des hohen Amtes, zu dem Seine Majestät, unser Allergnädigster Herr und Kaiser Ew. Exz. zu berufen geruht haben, und es möge Ihnen gelingen, das Gedeihen des Ihnen anvertrauten Lehrbezirks in erfolgreicher Weise zu fördern.

Die Universität wird nach wie vor ihr Streben dahin richten, sowohl ihrer wissenschaftlichen Aufgabe, als auch den Lehrzwecken mit regem Eifer und ganzer Hingebung nachzukommen.

Bei dem hohen Werte, den die Universität auf ihre Beziehungen zum Chef des Lehrbezirks legt, kann ich aber nicht umhin, in Übereinstimmung mit dem Konseil, dem ich von Ew. Exzellenz Ernennung pflichtschuldigst Mitteilung machte, des Umstandes Erwähnung zu tun, daß Ew. Exz. Schreiben an den Rektor in russischer Sprache abgefaßt war.

Exzellenz! So lange die Dorpater Universität besteht, haben die Kuratoren derselben mit ihr in deutscher Sprache verkehrt, — in der Sprache, welche seit fast siebenzig Jahren die offizielle Sprache der Universitätsverwaltung gewesen ist und — deren Zusammensetzung nach — allein sein konnte. Besteht doch keinerlei gesetzliche Bestimmung, welche den Rektor und die übrigen Glieder der Universitätsverwaltung zur Kenntnis der russischen Sprache verpflichtet.

Auch ist der Universität keinerlei Mitteilung darüber geworden, daß Seine Majestät, unser Allergnädigster Herr und Kaiser eine solche Abänderung der bisher in Betreff der Verwaltungs-

sprache herrschenden und in den Institutionen der Universität tief begründeten Bestimmungen anbefohlen hätten.

Namentlich wird durch den Allerhöchst bestätigten Ministerkomitee-Beschluß vom 31. Oktober 1869 der Modus des amtlichen Verkehrs zwischen Universität und dem Kuratorium keineswegs abgeändert.

Ich erlaube mir zum Schluß mich auf die eingehende Erörterung in der an Ew. Exz. gerichteten Vorstellung des Konseils vom 24. Januar d. J. Nr. 17, betreffend den angeführten Ministerkomitee-Beschluß, zu beziehen und die Hoffnung auszusprechen, daß Ew. Exz. aus den Darlegungen der Universität die Überzeugung gewinnen werden, daß das Gesetz und der Allerhöchste Wille Sr. Maj. der Universität die Möglichkeit gewähren, darauf rechnen zu dürfen, daß in dem so überaus wichtigen Verkehr mit dem Kurator des Lehrbezirks nach wie vor die Sprache in Gebrauch bleibe, die der Universitätsverwaltung in allen ihren Teilen verständlich ist.

Gez.: Rektor G. v. Oettingen.

6. Schreiben des Kurators Gervais an den Rektor.

Übersetzung. 8. Februar 1870.

Geehrter Herr Georg Alexandrowitsch!

In Veranlassung meiner Mitteilung über den Eintritt in die Verwaltung des mir Allerhöchst anvertrauten Dorpatschen Lehrbezirks haben Ew. Exz. in der Erwiderung vom 15. d. M. Nr. 22, mich im Namen der Universität bewillkommnend und der mir bevorstehenden Wirksamkeit Erfolg wünschend, unter anderem die Hoffnung geäußert, daß ich nach dem Beispiel der früheren Jahre die offizielle Korrespondenz mit dem Vorstande (начальство) der Universität in deutscher, als der allein in der Verwaltung dieser Anstalt dienenden verständlichen Sprache führen werde.

Indem ich Ew. Exz., als dem Vertreter der Universität für die von Ihnen geäußerten guten Wünsche meine aufrichtige Erkenntlichkeit darbringe, habe ich die Ehre, Ihnen, geehrter Herr, zu melden, daß ich, die Wichtigkeit der von dem hohen Vertrauen des Herrn und Kaisers mir auferlegten Verpflichtungen erkennend, es für meine heilige Pflicht halte, in Erfüllung derselben [Verpflichtungen] fest und unabweichlich den Anweisungen der Regierung zu folgen, wobei ich in heißem Mitgefühl für die wahren Interessen und Erfordernisse der Universität, wie auch aller übrigen Lehranstalten des baltischen Gebiets, die meiner Aufsicht übergeben sind, es mir zur besonderen Ehre anrechnen werde, nach Maßgabe

der mir anheimgegebenen Macht, bei dem wirklichen Gedeihen dieſer Anſtalt in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Hinſicht beſtändig mitzuwirken.

Von dieſen Prinzipien geleitet und im Hinblick auf den Willen des Kaiſers, der in dem Allerhöchſt beſtätigten Beſchluß des Komitees der Herren Miniſter ausgedrückt iſt, welcher Beſchluß Ew. Exz. in dem Zirkularſchreiben des Herrn Dirigierenden des Lehrbezirks vom 21. November des vorigen Jahres sub Nr. 600 zur Erfüllung mitgeteilt iſt, halte ich mich nicht für berechtigt, von der durch den erwähnten Beſchluß feſtgeſetzten Ordnung ſchriftlicher Verhandlungen irgend welche Abweichungen zu machen.

Schließlich halte ich es für nötig hinzuzufügen, daß infolge der in der Vorſtellung des Konſeils der Univerſität vom 24. vorigen (Januar) Monats sub Nr. 17 über dieſen Gegenſtand angeregten Fragen und Bedenken von mir entſprechende Erwägungen Seiner Erlaucht dem Herrn Miniſter der Volksaufklärung werden vorgeſtellt werden, von deſſen Ermeſſen die definitive Klärung der aufgeſtoßenen Zweifel abhängt.

Empfangen Sie, geehrter Herr, die Verſicherung meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit.

P. Gervais.

* * *

Dieſes Schreiben wurde im Univerſitätskonſeil am 12. Febr. 1870 verleſen, und daraufhin beſchloſſen, auf dieſes erſte, in ruſſiſcher Sprache an das Konſeil gerichtete Schreiben des Kurators eine nochmalige Vorſtellung an den Kurator zu richten.

7. Schreiben des Konſeils an den Kurator des Lehrbezirks.

14. Februar 1870.

Das Konſeil der Univerſität Dorpat hat es für ſeine Pflicht gehalten, in Anlaß des Zirkularſchreibens des Herrn Dirigierenden des Lehrbezirks vom 21. November v. J. Nr. 600 eine Vorſtellung an Ew. Exz. zu richten und den Nachweis zu führen, daß die ſtatutenmäßigen Rechte und Inſtitutionen der Univerſität die Ausdehnung des im Zirkularſchreiben eröffneten Allerhöchſt beſtätigten Miniſterkomitee-Beſchluſſes auf die Univerſität im höchſten Grade erſchweren, ja unmöglich machen.

Das Konſeil iſt dabei von der Vorausſetzung ausgegangen, daß es ſich in jenem Miniſterkomitee-Beſchluß dem Wortlaute nach

um die äußere Korrespondenz der Lehranstalten mit den Krons-behörden und -Institutionen handele, nicht aber um die Korrespondenz der verschiedenen Verwaltungen der Lehranstalten und der verschiedenen Instanzen derselben innerhalb des Lehrbezirks unter einander. Handelt doch das Kap. III des Allerhöchst bestätigten Universitätsstatuts ausdrücklich von dem Kurator, dem nach § 2 desselben Statuts die Universität anvertraut ist. Das Konseil hat deshalb den Ministerkomitee-Beschluß nur dahin auffassen können, daß die Korrespondenz, innerhalb eines bestimmten Verwaltungsressorts sich bewegend, als innere Korrespondenz, im Gegensatz zur äußeren, beim Gebrauch der deutschen Sprache belassen werden solle. Insbesondere hat das Konseil im Ministerkomitee-Beschluß keine Hindeutuug, geschweige denn eine ausdrückliche Hinweisung darauf erkennen können, daß die Korrespondenz zwischen dem Kurator und den Verwaltungen der Lehranstalten fortan in russischer Sprache geführt werden solle. Es ist nicht vorauszusetzen, daß ein so tiefer Eingriff in die bestehende Organisation der Universität ohne ausdrückliche Anordnung beabsichtigt sei.

Aus dem Umstande, daß sämtliche von Ew. Exz. an den Rektor, an das Direktorium und das Konseil gerichtete Schreiben in russischer Sprache abgefaßt sind, ersieht das Konseil, daß Ew. Exz. den Ministerkomitee-Beschluß in einem ganz anderen, von der Auffassung des Konseils in den allerwichtigsten Punkten abweichenden Sinne auslegen zu müssen glauben, wie es auch von Ew. Exz. in dem an den Rektor gerichteten offiziellen Schreiben vom 8. Febr. d. J. Nr. 105 angedeutet worden ist.

In diesem letzteren Schreiben erklärt sich Ew. Exz. bereit, die an diesen Gegenstand sich knüpfenden Erwägungen dem Herrn Minister der Volksaufklärung vorzustellen, von dessen Ermessen die definitive Klärung der aufgestoßenen Zweifel abhänge.

Das Konseil kann nicht umhin, Ew. Exz. für diese Bereitwilligkeit den ergebensten Dank auszusprechen, glaubt aber seiner Vorstellung vom 24. Januar d. J. Nr. 17 die dringendste und ergebenste Bitte hinzufügen zu müssen, Ew. Exz. wollten, falls Sie sich davon nicht zu überzeugen vermöchten, daß der Ministerkomitee-Beschluß seinem Wortlaute nach sich nur auf die äußere Korrespondenz und nicht auf die innere und namentlich nicht auf die Korrespondenz zwischen dem Kurator und den Lehranstalten bezieht, den hohen Oberen geneigtest darüber eine Vorstellung machen, daß die Anwendung des Ministerkomitee-Beschlusses auf den geschäftlichen Verkehr zwischen dem Kurator und der Univer-

sität nicht ausführbar und nach keiner Seite zweckentsprechend sei, daß bei der statutenmäßigen Zusammensetzung der Universitätsverwaltung dem Rektor, dem Konseil, dem Direktorium, den Universitätsgerichten, den Fakultäten das Verständnis in russischer Sprache abgefaßter Schreiben und die Abfassung der Schreiben in dieser Sprache nicht möglich seien, und daß man, wo die Abfassung einzelner Schreiben in russischer Sprache durch die Umstände unumgänglich geboten war, nur durch außerordentliche Hülfsmittel den Verhältnissen Rechnung zu tragen gesucht hat.

Wenn die Universität mit dem Kurator die wichtigsten Angelegenheiten der Verwaltung, die tiefgreifendsten Fragen, ihre wissenschaftlichen Aufgaben oder die Lehrzwecke, oder das akademische Leben, oder die judiziäre Tätigkeit der Universität betreffend, in einer ihren Organen unbekannten oder unvollkommen bekannten Sprache verhandeln soll, wenn sie die Meinung des Kurators nie mehr in unmittelbarem Gedankenaustausch, sondern nur aus mehr oder weniger verständlichen Translaten kennen lernen soll, so muß die gedeihliche Entwicklung der Lehranstalt, die sich bisher stets der besonderen Pflege seitens ihrer Kuratoren und der hohen Oberen erfreute, nach allen Seiten gehindert werden.

Die Universität glaubt ein Anrecht haben zu dürfen auf das Vertrauen ihrer Vorgesetzten. Sie hat stets darnach gestrebt, ihre Pflicht treu zu erfüllen. Sie hat sich das Wohlwollen Sr. Maj. stets zu bewahren gewußt. Was sie geleistet hat, hat sie nur auf Grund der Einrichtungen leisten können, die ihr Allerhöchst verliehen waren. Sollten diese altbewährten Einrichtungen beseitigt werden durch einen Ministerkomitee-Beschluß, in welchem der Universität nicht einmal namentlich Erwähnung geschehen und der Eigentümlichkeit ihrer Verwaltung und statutenmäßigen Einrichtungen garnicht gedacht ist?

Exzellenz! Das Konseil rechnet auf das zuverlässigste, daß Sie, als der von Sr. Majestät bestellte Vertreter und Berater der Universität, sich unschwer von der Unmöglichkeit und Unzweckmäßigkeit einer Änderung der bis jetzt unverändert herrschenden, durch das Statut von 1865 Allerhöchst aufs neue bestätigten Praxis überzeugen und sich dann auch bereit finden lassen werden, die Universität bei den hohen Oberen und, wenn erforderlich, bei Sr. Maj. dem Allergnädigsten Herr und Kaiser zu vertreten und ihr die Freiheit der Bewegung und die zweckmäßigen Einrichtungen zu erhalten, deren sie sich durch kaiserliche Gnade seit ihrem Bestehen unverändert erfreuen durfte.

Gez.: Rektor G. v. Oettingen.

8. Schreiben des Kurators Gervais an den Rektor.

Übersetzung. 27. März 1870.

Infolge meiner Vorstellung vom 25. verwichenen Februars sub Nr. 177 über die Schwierigkeiten, durch welche die Vorgesetzten der Dorpater Universität und der Gymnasien des Dorpater Lehrbezirks bei der Führung der Korrespondenz in russischer Sprache in dem durch Allerhöchst am 31. Oktober 1869 bestätigten Ministerkomitee-Beschluß bezeichneten Umfange stießen, wurde zu genauer und allseitiger Beurteilung dieser Schwierigkeiten mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Maj. eine besondere Beratung zwischen den Herren Generaladjutanten Grafen Schuwalow, den baltischen Generalgouverneuren, dem Minister des Volksaufklärung und dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks veranstaltet.

In dieser Beratung wurde, in der Absicht, den genauen Sinn des Pkt. 1 des obenerwähnten Ministerkomitee-Beschlusses festzustellen, einstimmig als unumgänglich erkanut, vor allem zu erklären, daß die in diesem Punkte enthaltene Forderung, betreffend die Führung der Korrespondenz in russischer Sprache, gleichmäßig ausgedehnt werde, wie auf die Vorgesetzten der Gymnasien, welche ganz oder teilweise auf Kosten der Krone unterhalten werden, so auch auf die Universität, ihren Rektor, den Konseil und das Direktorium, und für diese Kronsanstalten nicht nur in allen offiziellen Verhandlungen derselben unter einander, sondern auch mit dem Kurator, als ihrem nächsten und unmittelbaren Vorgesetzten, bindend ist.

Hierauf wurde, in Berücksichtigung einerseits meiner Behauptung, daß die Mehrheit der Beamten in den Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks, da sie nicht genügend mit der russischen Sprache bekannt sind, bei der Erfüllung des Ministerkomitee-Beschlusses in seinem vollen Umfange auf ein wirkliches Hindernis stoße, anderseits daß mehrfach von Sr. Kais. Maj. auf die Notwendigkeit hingewiesen sei, in ähnlichen Angelegenheiten eine gewisse Stufenfolge zu beobachten, für unumgänglich erachtet, den Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks einige Erleichterungen zu gewähren und für dieselben durch Verstärkung ihrer jetzigen Kanzleigelder die Möglichkeit, die Korrespondenz in russischer Sprache zu führen, sicherzustellen.

In solcher Absicht haben die obenerwähnten Personen unter anderem ihre Meinung dahin abgegeben:

1. Zur Erläuterung des genauen Sinnes von Pkt. 1 des Allerhöchst am 31. Oktober 1869 bestätigten Ministerkomitee-

Beſchluſſes feſtzuſtellen, daß die Geltung dieſes Punktes gleichmäßig ausgedehnt werde, wie auf die Vorgeſetzten der unteren und mittleren Lehranſtalten des Dorpater Lehrbezirks, welche ganz oder teilweiſe auf Koſten der Krone unterhalten werden, ſo auch auf die Univerſität, ihren Rektor, den Konſeil und das Direktorium. Infolgedeſſen wird es dieſen Anſtalten zur Pflicht gemacht, ihre ganze äußere Korreſpondenz, wie bei Verhandlungen mit den in dem erwähnten Allerhöchſt beſtätigten Miniſterkomitee-Beſchluß genannten Behörden, ſo auch unter einander und gleicherweiſe mit ihrem nächſten Vorgeſetzten und dem Kurator des Lehrbezirks, als dem oberſten örtlichen Vorgeſetzten, in ruſſiſcher Sprache zu führen. Wobei jedoch, zum Zweck der Erleichterung und in Beachtung deſſen, daß die Mehrheit der Beamten und Lehrer im Lehrweſen der baltiſchen Gouvernements ungenügend die ruſſiſche Sprache kennen, geſtattet wird:

a) aller Art Beilagen von Reſolutionen (справки, Belegen), Auszügen der Sitzungsprotokolle, Journalen und Separatvota der Profeſſoren der Univerſität in deutſcher Sprache abzufaſſen, nur mit Hinzufügung zu denſelben in allen Fällen eines Überſendungspapiers in ruſſiſcher Sprache, und von Überſetzungen in derſelben Sprache in den Fällen, wo die Entſcheidung der Sache von der höheren Zentralobrigkeit abhängt;

b) die Korreſpondenz mit den Fakultäten und in deren Geſchäftskreiſen in deutſcher Sprache zu führen;

c) die Abfaſſung der Protokolle der pädagogiſchen Sitzungen in den Gymnaſien in deutſcher Sprache zu führen und dem Kurator, wo nötig, in Kopie vom Original mit ruſſiſcher Überſetzung und mit Überſendungspapier in dieſer Sprache vorzuſtellen.

2. In der Abſicht, für die Vorgeſetzten der Gymnaſien die Korreſpondenz ir ruſſiſcher Sprache im oben angegebenen Umfange zu führen, ſicher zu ermöglichen, jedem der Direktoren der ſieben Gymnaſien, für welche die Geſchäftsführung in ruſſiſcher Sprache bindend iſt, aus dem Reichsſchatze zur Verſtärkung der Kanzleimittel der ruſſiſchen Korreſpondenz 800 Rbl. jährlich zu rechenſchaftsloſer Verfügung zu ſtellen.

Dieſe Vorſchläge wurden durch den Miniſter der Volksaufklärung dem Allerhöchſten Ermeſſen Sr. Maj. unterbreitet und auf die alleruntertänigſte Vorſtellung über dieſen Gegenſtand erfolgte am 13. März die Eigenhändige Reſolution Sr. Maj. des Kaiſers: Auszuführen.

Von ſolchem Allerhöchſten Befehl, der mir zur gehörigen

Erfüllung im Schreiben Sr. Erlaucht des Herrn Ministers der Volksaufklärung vom 19. März sub. Nr. 2831 mitgeteilt ist, habe ich die Ehre Ew. Exz. zur Kenntnisnahme und genauen Erfüllung zu benachrichtigen, in Ergänzung des Zirkularschreibens des Herrn Verwaltenden des Dorpater Lehrbezirks vom 21. November 1869 sub Nr. 600 und infolge der Vorstellungen des Konseils der Universität vom 24. Januar und 14. Februar a. c. sub NNr. 17 und 33.

Gez.: Kurator P. Gervais.

* * *

Dieses Schreiben wurde am 8. April 1870 im Konseil der Universität verlesen und darauf beschlossen, an den Kurator die Bitte zu richten, ein Gnadengesuch des Konseils an Se. Maj. den Kaiser zu befördern, in welchem das Konseil um Aufrechterhaltung der durch das Statut von 1865 sanktionierten Eigentümlichkeiten der Universitätsverwaltung bittet. Der Entwurf dieses Gnadengesuchs wurde einer Kommission übertragen, die aus dem Rektor, Professor Schwabe, Prof. von Engelhardt, Prof. Strümpell und Prof. Engelmann bestand.

9. Gesuch mehrerer Glieder des Lehrkörpers an den Rektor.

Die unterzeichneten Glieder des hiesigen Akademischen Lehrkörpers haben auf privatem Wege erfahren, daß an die Vertretung der Universität von seiten der kompetenten Oberinstanz ein Allerhöchst bestätigter Ministererlaß gelangt ist, der die bisherige deutsche Geschäftsordnung wesentlich alteriert.

Obwohl sich die Unterzeichneten ihrer subordinierten Stellung wohl bewußt sind und nicht vergessen haben, daß ihre amtliche Kompetenz ihnen kein Recht gibt, sich über die erörterten Maßnahmen zu äußern, so glauben dieselben doch, daß ihre Stellung als akademische Lehrer und Bürger durch Entschließungen der Universität und durch Maßnahmen gegen dieselbe, soweit sie deren Bestand als einer deutschen Lehranstalt antasten, wesentlich beeinflußt wird. Diese Voraussetzung hat daher dieselben zu der Bitte an Ew. Magnifizenz veranlaßt:

„Ew. Magn. möge dem Konseil vortragen und dasselbe veranlassen nachstehendes Gesuch ad acta zu nehmen:

„Ein Hochverordnetes Konseil wolle durch Darlegung des Widerspruchs zwischen der erwähnten Verordnung und den Allerhöchst bestätigten Statuten der Universität den Schutz der gegenwärtig zu Recht bestehenden Universitätsverwaltung erwirken."

Unterz.: Dr. G. Wilmanns, Dr. E. Bergmann, Mag. C. Erdmann, Dr. E. Rosenberg, Dr. L. Gaehtgens, Dr. G. Reyher, Mag. E. Russow, Dr. G. Seidlitz, Mag. E. Masing, W. Masing.

Fast siebenzig Jahre sind verflossen, seitdem durch Sr. Maj. des Kaisers Erlauchten Vorfahren, Alexander den Gesegneten, die Universität Dorpat zum Besten des Reiches und insbesondere der Gouvernements Liv-, Est- und Kurland gestiftet worden ist. Die Organisation derselben, zu welcher ihr Erhabener Stifter den Grund gelegt und die ihr von Anfang an eine lebenskräftige, selbständige Entwicklung sicherte, hat — geschützt und gefördert durch zahlreiche Beweise Kaiserlichen Wohlwollens und Vertrauens — endlich ihren Abschluß gefunden in dem Statut vom J. 1865, welches die Universität der Weisheit und Gnade des gegenwärtig regierenden Herrn und Kaisers verdankt. Gleich den andern Universitäten des Reiches sieht sich auch die Dorpater unter den besonderen Schutz ihres Allergnädigsten Kaisers gestellt. In der dankbarsten Würdigung dieses hohen Gnadenbeweises wagen es Rektor und Konseil der Universität, die Kaiserliche Gnade anzurufen.

Wenn die Universität auf Grund der wiederholt ihr zuteil gewordenen Beweise Allerhöchster Zufriedenheit und Gnade sich gestehen darf, daß sie die von ihrem Erhabenen Gründer ihr gestellte Aufgabe erfüllt und eine Tätigkeit entfaltet hat, die nicht ohne Frucht für das allgemeine Wohl des Reiches und besonders für die baltischen Gouvernements gewesen ist, so weiß sie dabei auf das bestimmteste, daß sie ihre Leistungsfähigkeit wesentlich der Organisation zuzuschreiben hat, mit welcher die landesväterliche Weisheit ihrer Monarchen sie ausgestattet hat. Ihr verdankt sie es, daß sie zu einer Stätte wissenschaftlicher Arbeit geworden ist, deren Namen auch im Auslande in Achtung steht, — daß ihre Zöglinge die Studienzeit nicht mit verwerflichen politischen Bestrebungen vergeuden, sondern sich in ernster Arbeit den Wissenschaften hingeben und im späteren Leben als treue und zuverlässige Beamte des Staates geschätzt werden.

Steht es doch fest, daß die Universität Dorpat in der Reihe der Universitäten Rußlands deshalb einen ehrenvollen Platz ein-

nimmt, weil sie wegen der Eigentümlichkeit ihrer Lehrsprache befähigt und die Allerhöchst verliehenen Statuten berechtigt ist, neben den inländischen Kräften auch hervorragende Gelehrte des Auslandes zur akademischen Arbeit herbeizuziehen.

Und ebenso gewiß ist es, daß die von Sr. Maj. dem Kaiser wiederholt anerkannten Erfolge in der Leitung der Jugend dem System der Selbstverwaltung zuzuschreiben sind, das seit den Zeiten der Gründung in Dorpat bestanden hat.

Se. Kais. Maj. hat unter dem 31. Oktober v. J. und dem 13. März d. J. zu befehlen geruht, daß in Zukunft, wie andere Lehranstalten des Dorpater Lehrbezirks, so auch die Universität, der Rektor, das Konseil und das Direktorium ihre ganze äußere Korrespondenz, wie bei Verhandlungen mit den im Allerhöchst bestätigten Ministerkomitee-Beschluß vom 30. Oktober v. J. genannten Behörden, so auch unter einander und gleicherweise mit ihrem nächsten Vorgesetzten, dem Kurator des Lehrbezirks, in russischer Sprache zu führen habe, und hat für die Ausführung dieses Befehls in Berücksichtigung der faktischen Verhältnisse zum Zweck der Erleichterung Allergnädigst die Erlaubnis erteilt, in allen Fällen Beilagen in deutscher Sprache, und nur in solchen Fällen, wo die Entscheidung der Sache von der hohen Zentralobrigkeit abhängt, Übersetzungen der Beilagen in russischer Sprache hinzuzufügen, sowie die Fakultäten in ihrer Korrespondenz beim Gebrauch der deutschen Sprache zu belassen.

Im Begriff, diesen Allerhöchsten Befehl als treue Diener Sr. Kais. Maj. in gewissenhaftester Weise auszuführen, fühlen sich die Glieder des Konseils in ihrem Gewissen gedrückt, weil sie befürchten müssen, die Ausführung werde das Wesen und die Aufgaben der Universität gefährden.

Die Dorpater Universität, dazu bestimmt, nach dem Willen Sr. Kais. Maj. dem Nutzen des gemeinsamen Vaterlandes durch Unterricht und Arbeit in der Wissenschaft zu dienen, kann diese ihre hohe Aufgabe erfolgreich und mit Aufwendung aller Kräfte nur erfüllen, wenn, wie es das Statut festsetzt, auch alle Organe ihrer Verwaltung ausschließlich dem Professoren-Personal der Universität entnommen werden, und wenn dieselben die Befugnis behalten, unter sich und mit ihrem nächsten Vorgesetzten über Universitätsangelegenheiten in derjenigen Sprache zu verhandeln, in welcher allein sie zu denken und ihren Gedanken einen reinen und wahren Ausdruck zu geben imstande sind. Bei aller Ergebenheit gegen den Kaiserlichen Willen müssen die Glieder der Univer-

ſität ſich ſagen, daß die Forderung, in ruſſiſcher Sprache zu korreſpondieren, mit ihrer ſprachlichen Leiſtungsfähigkeit unvereinbar iſt, und daß ſie nicht wohl wiſſen, wie ſie dieſe Forderung mit dem anvertrauten Amte, welches die ſorgfältigſte Wahrung der Intereſſen der Univerſität zur heiligen Pflicht macht, in Einklang bringen ſollen. —

Die Korreſpondenz in ruſſiſcher Sprache muß auch in dem geringen Umfange, wie ſie für jetzt angeordnet iſt, überall einer gewiſſenhaften und ſelbſtändigen Führung der Geſchäfte hemmend in den Weg treten; oder ſie wird ſofort zu einer äußeren, nach keiner Seite hin befriedigenden Formalität. Sollen in Zukunft die Angelegenheiten der Univerſität den Händen von Überſetzern anvertraut werden, ſo fühlt ſich der Rektor in ein völlig abhängiges Verhältnis zu dieſen geſetzt.

Wollte man, um dieſen Mißſtänden einigermaßen vorzubeugen, die Univerſität dazu verpflichten, das Amt des Rektors nur ſolchen Perſonen zu übertragen, die der ruſſiſchen Sprache mächtig ſind, ſo wäre damit die ſtatutenmäßige Berechtigung eines jeden ordentlichen Profeſſors, für dieſes Amt gewählt werden zu können, aufgehoben. Dieſe Berechtigung würde zu einem unſtatthaften Privilegium einer geringen Zahl von Perſonen, und die Univerſität ſähe ſich überdies in die üble Lage gebracht, das wichtigſte Verwaltungsamt nicht nach derjenigen beſonderen Befähigung, die das Amt fordert, ſondern nach der für die Bedeutung desſelben durchaus beiläufigen einer vorhandenen Sprachfertigkeit zu beſetzen. Von wie bedenklichen Folgen könnte dieſe Beſchränkung der Wahl des Rektors und Prorektors für die akademiſche Jugend ſein, welche gewohnt iſt, ſich von Männern geleitet zu ſehen, die das öffentliche Vertrauen beſitzen und imſtande ſind die Studierenden durch das Gewicht ihrer Perſönlichkeit in rechter Weiſe zu lenken.

Das Konſeil der Univerſität hat ſich durch ſeine eidlich übernommene Dienſtpflicht bewogen gefühlt, wahr und offen die Sachlage darzuſtellen. Zuverſichtlich hoffend, daß es der Wille Seiner Majeſtät ſei, die unſerer Univerſität vergönnten eigentümlichen Inſtitutionen aufrecht zu erhalten und zu ſchützen, wagen es Rektor und Konſeil der Univerſität in tiefſter Ehrerbietung und im Bewußtſein unverbrüchlicher Treue vor ihren Allergnädigſten Kaiſer und Herrn mit der untertänigſten Bitte zu treten, Se. Kaiſ. Majeſtät wolle Allergnädigſt geruhen, die Verwaltung der Univerſität Dorpat auch fernerhin auf den Grundlagen unverändert zu erhalten, welche unter dem erhabenen Schutze dreier Kaiſer ſich als nützlich und

heilbringend erwieſen und bewährt haben nicht bloß für die baltiſchen Provinzen, ſondern auch für das geſamte Vaterland!

10. Schreiben des Kurators Gervais an den Rektor der Univerſität.

Überſetzung. 19. April 1870.

Infolge des Schreibens Ew. Exz. vom 14. d. M. Nr. 124 habe ich die Ehre Sie davon zu benachrichtigen, daß ich in Berückſichtigung des am 13. v. Mts. erlaſſenen und Ihnen in meinem Schreiben vom 27. v. Mts. zur genauen Erfüllung mitgeteilten Allerhöchſten Befehls Sr. Kaiſ. Majeſtät, mich nicht für berechtigt halte, das Ihrem bezeichneten Schreiben beigelegte alleruntertänigſte Geſuch des Konſeils der Univerſität, betreffend die Konſervierung des Rechts derſelben, die offizielle Korreſpondenz mit ihrem unmittelbaren Chef in deutſcher Sprache zu führen, behufs der Vorſtellung an den höchſten Vorgeſetzten, entgegenzunehmen.

Das erwähnte Geſuch wird mit der Überſetzung hier beigelegt.

Kurator P. Gervais.

* * *

Dieſes Schreiben wurde im Konſeil am 25. April 1870 verleſen und daraufhin beſchloſſen, dem Kurator nochmals die Bitte um geneigte Weiterbeförderung des Gnadengeſuchs der Univerſität zu unterlegen [ſiehe Nr. 11].

11. Unterlegung des Konſeils an den Kurator Gervais.

Am 21. November v. J. wurde der Univerſität Dorpat durch ein Zirkularſchreiben des Herrn Verwaltenden des Lehrbezirks ein Allerhöchſt beſtätigter Miniſterkomitee-Beſchluß vom 31. Oktober zur Erfüllung eröffnet, in deſſen Pkt. 1 angeordnet wird, „alle „ganz oder teilweiſe auf Koſten der Krone erhaltenen Lehranſtalten „des Dorpater Lehrbezirks zu verpflichten, ſowohl mit den Krons„behörden und -Inſtitutionen der baltiſchen Gouvernements, als „auch außerhalb derſelben mit den höheren und allgemeinen Reichs„behörden und überhaupt mit den Gouvernementsbehörden, die „Korreſpondenz ausſchließlich in ruſſiſcher Sprache zu führen.“

Konnte es der Univerſität auch zunächſt zweifelhaft erſcheinen, ob dieſe Anordnung in der Tat auf dieſelbe ſich bezog, da in der-

selben ihrer nicht namentlich Erwähnung geschieht und da durch das Allerhöchst verliehene Statut vom J. 1865 die Selbstverwaltung der Universität so gestaltet ist, daß die Verwaltenden eine Korrespondenz in russischer Sprache zu führen nicht imstande sind, so war sie doch durch die allgemeine Fassung des Zirkularbefehls genötigt, sich für den Fall, daß der Befehl auch auf sie Anwendung finden sollte, über die Grenzen auszusprechen, in denen sie demselben nachzukommen allein berechtigt und befähigt sei.

Bei der Vorstellung, die sie in Anlaß des Befehls an den Herrn Kurator am 24. Januar richtete, ging sie *vor allem* von der Voraussetzung aus, daß von einer Korrespondenz der Universität mit dem Kurator überhaupt nicht die Rede sei. Sie stützte sich dabei auf die Tatsache, daß der Befehl nur von der äußeren Korrespondenz mit Kronsbehörden handle, also die Verhandlungen zwischen der Universität und dem nach dem Statut Kap. III zur Universität in nächster Beziehung stehenden Kuratorium, sowie die Korrespondenz der Universitätsbehörden untereinander *gar nicht berühre*. Die Vorstellung enthielt die Bitte, zu erwirken, daß der Universität gestattet werde, nach wie vor, mit Ausnahme der Schreiben an die Militär- und Zollbehörden und den Kontrollhof, denen ein russisches Translat beizulegen sei, mit allen sonstigen Behörden und Autoritäten in den baltischen Gouvernements in deutscher Sprache zu korrespondieren, als mit solchen, die ohnehin verpflichtet und darum zweifellos imstande sind die Korrespondenz in deutscher Sprache zu führen.

Als der Herr Kurator Gervais jedoch gleich beim Beginn seiner Verwaltung seine Schreiben an die Universitätsautoritäten in russischer Sprache ausfertigen ließ und in Erwiederung auf ein Schreiben des Rektors, enthaltend die Darlegung, daß der Universität keine gesetzliche Vorschrift bekannt sei, welche den Kurator zur Abfassung russischer Schreiben und die Universität zur Entgegennahme solcher Schreiben verpflichte, erklärte, daß er 1) sich durch den Ministerkomitee-Beschluß zur russischen Korrespondenz für verpflichtet halte und 2) die Vorstellung der Universität dem Herrn Minister vorlegen und eine Interpretation des Ministerkomitee-Beschlusses herbeiführen wolle, — meinte die Universität einer ihr *ganzes Wesen alterierenden* und mit *den statutenmäßigen Grundlagen ihrer Existenz in Widerspruch tretende Interpretation* des Ministerkomitee-Beschlusses vorbeugen zu müssen, und beschloß eine zweite Vorstellung zur Ergänzung der ersten vom 24. Januar. In dieser

führte sie am 14. Februar den Nachweis, daß die Anwendung des Ministerkomitee-Beschlusses auf den geschäftlichen Verkehr zwischen dem Kurator und der Universität nicht ausführbar und nach keiner Seite zweckentsprechend sei, sofern die statutenmäßige Zusammensetzung der Universitäts-Verwaltung es durchaus verbiete, dem Rektor, den Gliedern des Konseils, des Direktoriums, der Universitätsgerichte das Verständnis in russischer Sprache abgefaßter Schreiben und die Abfassung der Schreiben in dieser Sprache zur Pflicht zu machen; und daß man, wo die Abfassung einzelner Schreiben in dieser Sprache durch die Umstände unumgänglich geboten war, nur durch außerordentliche Hülfsmittel den Verhältnissen Rechnung zu tragen gesucht habe. Zugleich ersuchte das Konseil den Herrn Kurator auf das dringendste, seinerseits dahin zu wirken, daß der Universität nicht mittelst Interpretation des Ministerkomitee-Beschlusses eine Geschäftsführung zur Pflicht gemacht werde, die mit ihrer gesamten Organisation in Widerspruch stehe, daß die Universität vielmehr in jeder Beziehung im Besitz der Rechte und Institutionen belassen bleiben möge, die Se. Maj. ihr vor wenigen Jahren aufs neue verliehen in Anerkennung und gerechter Würdigung der Leistung, die sie in ihrem fast 70jährigen Bestande aufzuweisen habe und zu denen sie wesentlich durch ihre Verfassung befähigt gewesen sei.

Infolge dieser Vorstellungen des Konseils hat sich der Herr Kurator bewogen gesehen, in einem Schreiben vom 25. Februar höheren Orts zu unterlegen wegen der „Schwierigkeiten, die die „Dorpater Universität gefunden habe bei der Durchführung der „Korrespondenz in russischer Sprache in dem durch die Allerhöchst „bestätigten Verordnungen geforderten Umfange."

Das zur Beurteilung dieser Schwierigkeiten durch Allerhöchste Bestimmung zusammengesetzte Komitee (Graf Schuwalow, Generalgouverneur Albedinsky, Graf D. Tolstoj, Kurator Gervais) gab sein Gutachten unter anderem dahin ab, daß sich Punkt 1 des Allerhöchst bestätigten Ministerkomitee-Beschlusses vom 31. Oktober 1869 auch auf die Universität, deren Rektor, Konseil und Direktorium beziehe; daß diese Institutionen verpflichtet seien, „die ganze „äußere Korrespondenz in russischer Sprache zu führen, wie bei „Verhandlungen mit den in dem erwähnten Ministerkomitee-Beschluß „genannten Behörden, so auch untereinander und gleicherweise mit „ihrem nächsten Vorgesetzten und dem Kurator des Lehrbezirks."

Im Hinblick auf das Zeugnis des Herrn Kurators, daß die Mehrzahl der Beamten bei Erfüllung des Ministerkomitee-Beschlusses

in ſeinem vollen Umfange wegen ungenügender Kenntnis der ruſſiſchen Sprache auf ein wirkliches Hindernis ſtoßen, und anderſeits in Erwägung, daß mehrfach von Sr. Kaiſ. Majeſtät auf die Notwendigkeit hingewieſen ſei, in ähnlichen Angelegenheiten eine gewiſſe Stufenfolge zu beobachten, erachtet jenes Komitee es für unumgänglich, der Univerſität die Erleichterung zu gewähren, aller Art Beilagen in deutſcher Sprache abzufaſſen, mit Hinzufügung eines ruſſiſchen Translats, wenn die Entſcheidung der Sache von der höheren Zentralobrigkeit abhängt; doch ſie zu verpflichten, in allen Fällen das Überſendungspapier in ruſſiſcher Sprache auszufertigen; ferner die Korreſpondenz mit den Fakultäten und in deren Geſchäftskreiſe bei der deutſchen Sprache zu belaſſen.

Das Gutachten dieſes Komitees erhielt am 13. März die Beſtätigung Sr. Maj. des Kaiſers und die Reſolution: „Auszuführen", und war der Univerſität vom Herrn Kurator in einem Schreiben vom 27. März zur genauen Erfüllung eröffnet.

Es iſt nicht ohne Bedeutung für den Gang der Angelegenheit, daß in dieſem Schreiben zwar anerkannt iſt, daß die Verwaltungsbeamten der Univerſität keine genügende Kenntnis der ruſſiſchen Sprache beſitzen, daß aber dieſe Unkenntnis lediglich als zufällige behandelt, nicht aber, wie die Univerſität wiederholt ausgeführt hat, auf die ſtatutenmäßig feſtgeſtellte Organiſation der Univerſität zurückgeführt und als eine unabänderliche bezeichnet wird, überhaupt auf das Statut der Univerſität keine Rückſicht genommen iſt, deſſen Rechtskräftigkeit in keiner Hinſicht fraglich geworden war.

Das Konſeil hatte in ſeinen früheren Vorſtellungen nicht ermangelt hervorzuheben, daß das Statut beſtimmt,

1) daß die Verwaltung der Univerſität von Gliedern des Lehrkörpers geführt werde, alſo von Perſonen, bei deren Berufung nach Vorſchrift desſelben Statuts lediglich wiſſenſchaftliche Geſichtspunkte maßgebend ſind. Kenntnis der ruſſiſchen Sprache könnte ſomit bei den Verwaltungsbeamten der Univerſität nicht vorausgeſetzt und ebenſowenig ohne Schädigung des wiſſenſchaftlichen Charakters verlangt werden,

2) daß die Verwaltung kollegialiſch von Behörden geführt werden ſoll, deren Glieder entweder garnicht oder nur zufälligerweiſe der ruſſiſchen Sprache kundig und nicht imſtande ſind, von den in ruſſiſcher Sprache abgefaßten, eingehenden und ausgehenden Schreiben Kenntnis zu nehmen.

Im Hinblick auf dieſen Widerſpruch zwiſchen den neuen Verordnungen und den Beſtimmungen des Univerſitätsſtatuts traf das Konſeil auf die obenerwähnte kuratoriſche Mitteilung die Verfügung: „zu erfüllen und dem Herrn Kurator die Bitte zu unterlegen, ein Gnadengeſuch des Konſeils an Se. Maj. den Kaiſer zu befördern, in welchem das Konſeil darlegt, daß es die eröffneten Verordnungen, betreffend die Korreſpondenz der Univerſität in ruſſiſcher Sprache, mit der durch das Statut vom Jahre 1865 der Univerſität Allerhöchſt verliehenen Organiſation nicht in den Einklang zu bringen vermöge, der für eine gewiſſenhafte Verwaltung unerläßlich iſt, und alleruntertänigſt ſuppliziert um Aufrechterhaltung der durch jenes Statut ſanktionierten Eigentümlichkeiten der Univerſitätsverwaltung."

In dieſem Gnadengeſuch iſt neben den erwähnten Momenten beſonders hervorgehoben, wie die Univerſität Dorpat entſprechend der Abſicht ihres Erhabenen Gründers ihre Bedeutung nicht nur für die Oſtſeeprovinzen, ſondern für das geſamte Reich erlangt habe durch die Möglichkeit, bei der Eigentümlichkeit ihrer Lehrſprache hervorragende Gelehrte des Auslandes zur akademiſchen Arbeit heranzuziehen, wie die Selbſtverwaltung, unentbehrlich für den gedeihlichen Fortbeſtand der Hochſchule und für erfolgreiche Leitung der akademiſchen Jugend, geſchädigt werde durch die Korreſpondenz in ruſſiſcher Sprache, welche einer gewiſſenhaften und ſelbſtändigen Führung der Geſchäfte hemmend in den Weg trete oder ſofort zu einer äußeren, nach keiner Seite hin befriedigenden Formalität herabſinke.

Der Herr Kurator hat auf dieſe Bitte der Univerſität im Schreiben vom 19. April erwidert, daß er „in Berückſichtigung des am 13. v. Mts. mitgeteilten Allerhöchſten Befehls Sr. Kaiſ. Majeſtät ſich nicht für berechtigt halte, das Alleruntertänigſte Geſuch des Konſeils der Univerſität, betreffend die Konſervierung des Rechts derſelben, die offizielle Korreſpondenz mit ihrem unmittelbaren Chef in deutſcher Sprache zu führen, behufs der Vorſtellung an den höchſten Vorgeſetzten entgegenzunehmen."

In der Sitzung vom 15. April hat alsdann das Konſeil auf dieſe Eröffnung die Verfügung getroffen, „dem Herrn Kurator nochmals die Bitte um geneigte Weiterbeförderung zu unterlegen, und zwar in Erwägung deſſen,

1) daß der Herr Kurator die Annahme des Geſuchs der Univerſität aus keinem andern Grunde abgelehnt hat, als weil der am 13. März d. J. erlaſſene Allerhöchſte Befehl dem

Rektor zur genauen Erfüllung eröffnet ſei, während doch die Erfüllung desſelben durch das Geſuch der Univerſität in keiner Weiſe aufgehalten wird, vielmehr gemäß Konſeilsverfügung vom 8. d. M. bereits ihren regelmaßigen Fortgang nimmt;

2) daß der Allerhöchſte Befehl vom 13. März d. J. nichts enthält, wodurch ein Gnadengeſuch, wie das betreffende, für unzuläſſig erklärt würde, auch ſonſt kein Geſetz unterſagt, an Se. Maj. durch die zuſtändigen Perſonen und Inſtanzen alleruntertänigſte Geſuche zu richten;

3) daß das Gnadengeſuch der Univerſität eben auf die Schwierigkeiten hinweiſt, welche der Univerſität aus der Erfüllung der Allerhöchſten Vorſchrift unter den obwaltenden, durch das Univerſitätsſtatut feſtgeſtellten Verhältniſſen erwachſen;

4) daß es ſich in dem Geſuch der Univerſität keineswegs, wie es im Schreiben des Herrn Kurators heißt, nur um Konſervierung des Rechts der Korreſpondenz in deutſcher Sprache mit ihrem nächſten Chef, ſondern vielmehr um Konſervierung der durch das Univerſitätsſtatut ſanktionierten Grundlagen der Selbſtverwaltung und insbeſondere um Konſervierung auch der deutſchen Korreſpondenz der Univerſitätsbehörden untereinander handelt, und daß die Univerſität nicht etwa nur um weitere Erleichterungen in einzelnen Punkten nachſucht, ſondern um Aufrechterhaltung der ihr Allerhöchſt verliehenen Inſtitutionen.

Dieſe an den Herrn Kurator gerichtete wiederholte Bitte um Weiterbeförderung des Gnadengeſuches iſt am 28. April expediert worden und iſt bisher keine Antwort auf dieſelbe eingegangen.

12. Schreiben des Kurators Gervais an das Konſeil der Univerſität Dorpat.

Überſetzung. 6. Mai 1870.

Unter dem 28. v. M. (April) Nr. 146 hat das Konſeil der Univerſität mir aufs neue ſeine alleruntertänigſte Supplik vom 14. April vorgeſtellt, die als der Entgegennahme behufs Vorſtellung an die höchſte Verwaltung nicht entſprechend, dem Herrn Rektor der Univerſität mir bei dem Schreiben vom 19. desſelben Monats retradiert worden war.

Infolgedeſſen erachte ich es für nötig, das Konſel davon zu benachrichtigen, daß der erwähnten Supplik nicht weiterer Fortgang gegeben werden kann, weil ſie mit dem am 13. März erlaſſenen Allerhöchſten Befehl Sr. Maj. des Kaiſers, in welchem der der

genauen Erfüllung unterliegende Allerhöchſte Wille mit Beſtimmtheit ausgedrückt iſt, nicht übereinſtimmt.

Kurator P. Gervais.

* * *

Dieſes Schreiben wurde im Konſeil am 14. Mai 1870 verleſen. Das Konſeil beſchloß, weil der Kurator es wiederholt abgelehnt hat, die Darlegungen des Konſeils über die Widerſprüche zwiſchen den auf Einführung der ruſſiſchen Korreſpondenz abzielenden Verordnungen vom 13. März d. J. und der durch das Statut von 1865 Allerhöchſt vierliehenen Organiſation der Univerſitätsverwaltung zur Kenntnis des Unterrichtsminiſters und Sr. Maj. des Kaiſers zu bringen und die Bitte der Univerſität um Aufrechterhaltung ihrer bisherigen Organiſation bei Sr. Majeſtät zu vertreten — das Schreiben des Kurators vorläufig ad acta zu legen und weitere Schritte zu geeigneter Zeit ſich vorzubehalten.

Gedichte

von

C. von Harten.

Ich habe nicht gewußt wie hart du bist
Verſchwenderin —
Und was du ſelber weckteſt
Mit unbeugſamem Königsſinn
Wie du's zermalmſt, wenn ſich's himmelan regt,
Gleichgültig, mit läh'ger Gebärde —
Dem Kinde gleich, das am Wege zerſchlägt,
Was nährend die tapfere Erde
Zum Licht entſandte —

Der Tag und die Stunde, da ich dich erkannte,
Leben, in deiner Majeſtät
Und Zeugungskraft, die mit breitem Schwunge
Den tauſendfältigen Samen ſät,
Und dann ohne Vaterſtolz und Güte,
Durch tauſend ſprießende Formen und Farben,
Durch Frühlingsblüte
Und Sommergarben
Mit ſchweren, vernichtenden Schritten geht —

Der Tag und die Stunde, da ich dich erkannt,
Da ſank mir müde die ſchaffende Hand. —

Der Erde Atem
Weht tief und kühl...
Ich liege und lausche
Dem wehen Gefühl,
Dem wehen Wagen,
Dem schlummernden Sturm in der Brust,
Dem leisen Klagen —
Es flüstert und raunt,
Was war es nur?
Auf halbverlöschter,
Auf schwacher Spur?
Ein Schmerz im Werden,
Ein Leid im Verwehn —
Schatten die klagend
Durch Nächte gehn?
— — — — — — — —
Ich liege und sinne —
Und jäh wird's Licht,
Zwischen Traum und Wachen
Sein Angesicht.
Es hat eines Menschen schwache Gestalt
Und traurige Züge,
Es führt eines Menschen vergeblichen Kampf
Mit Härte und Sünde und Schwäche und Lüge...
Was war es doch, was ihm geschah?
War's gestern — heut — vor vielen Jahren? — —
Wer war es aus den dichten Scharen
Der Leidenden,
Kinder der Erde,
Ein Wort — ein Blick?
Eine müde Gebärde?
Und hat so tief mein Mitleid aufgewühlt,
Daß es nun nagt und frißt,
Und weiß doch kaum
Woher es ist — — —
Und breitet im Dunkeln die Arme aus,
Und weiß und weiß nicht wessen Gram,
Als schwankender Schatten,
Heut zu mir kam,
Aus wessen Leid
Und wessen Tränen — —
Und möcht an des Traurigen bleiche Wange
Tröstend die Wange lehnen,
Und über seinem Herzen so wund
Schützend die Hände falten,

In ſtarken Armen — der Mutter gleich
Ihn leiſe wiegend halten,
Und ihn erlöſen von aller Qual
Und Menſchenpein — —
Und bin doch ſelber ſo arm und ſchwach
Und allein — —
Was war es nur....?

Und deine Saat ſteht gegen dich auf
Und dein Geſchlecht,
Und ſiehe dein Pfad führt es hinauf,
Führt es hinab — dein Geſchlecht.
Und die du mit flüchtigen Fingern geſtreift
Die Blumen der Sünden —
Werden zum dichten Rankengeflecht,
Die Opfer finden
Aus deinem Geſchlecht.

Und glaubſt du an Gott und ſeine Güte,
Gott — der die Ewigkeit verleiht —
O bete, daß er dich behüte
Vor jedem Schimmer der Zeitlichkeit.
O bete, ſeine Vaterhand
Soll reſtlos dich vernichten,
Daß nimmer dein Blick zurückgewandt,
Erſchaudere vor dem langen Gefecht,
Da unentrinnbar dein eigen Geſchlecht
Und ſeine Taten dich richten.

Aus dem Leben der Deutschen Vereine.

Riga. Der Deutsche Verein in Livland hielt am 9. März seinen 5. Delegiertentag ab, auf dem wichtige Fragen neu beleuchtet und neue aufgerollt wurden, deren Lösung ein dringendes Bedürfnis ist. — Es konnte konstatiert werden, daß zurzeit bereits vier Ortsgruppen — Pernau, Wenden, Werro und Lemsal — durch die Opferwilligkeit der Mitglieder im Besitz eigener Vereinshäuser sind. Die verhältnismäßig hohen Restbestände des Vorjahres ermöglichten es ferner der Delegiertenversammlung, die Unterstützung einiger neuer Schulgründungen vorzubereiten und ihr Augenmerk auch der Frage der Heranbildung deutscher Lehrlinge zuzuwenden. In Dorpat wird wohl im Herbst ein Lehrlingsheim ins Leben gerufen werden.

Dorpat. Die Ortsgruppe des Deutschen Vereins veranstaltet vom 2.—15. April eine Kunstausstellung, an der sich besonders auch einheimische Künstler beteiligen. — Am 16. März fand ein geselliger Abend in der Bürgermusse statt, der sehr zahlreich besucht war. Eingeleitet wurde der Abend durch die vom Kammermusik-Verein exekutierte Ouvertüre zur Oper Manfred; dieser folgte ein Klaviervortrag, darauf ein Streichquartett, Rezitationen, ein Einakter, nochmals Rezitationen und zum Schluß exekutierte das Orchester eine Rösch'sche Serenade, ein Andante ꝛc.

Reval. Der Deutsche Verein in Estland hat beschlossen, die pädagogischen Ferien-Kurse, die im vorigen

Jahre, wo sie zum ersten Mal stattfanden, von 270 Personen besucht worden waren, auch in diesem Sommer fortzusetzen und zu erweitern. Es soll diesmal in erster Reihe der Unterricht in den unteren Klassen der Mittelschule berücksichtigt werden, daneben auch der Elementarunterricht. Es wird u. a. auch ein Kursus für Kindergärtnerinnen veranstaltet und Vorträge über pädagogische Psychologie (von Dr. R. Tränkmann, Dozent am Gaudigschen Lehrerinnenseminar in Leipzig), über Kunst- und Literaturgeschichte (Baronesse M. Buxhöwden), sowie über die neuesten Errungenschaften der Physik gehalten und praktische Kurse für französische und deutsche Sprache eingerichtet werden. Die Ferienkurse beginnen am 7. Juli und dauern 4 Wochen. Von auswärtigen Lehrkräften, die ihre Mitwirkung zugesagt, sind zu nennen: H. Scharrelmann aus Bremen (Deutsch, Anschauungsunterricht und Heimatkunde); Frl. A. Sprengel, Leiterin der Frauenschule in Berlin (Geschichte); Prof. E. Lundberg aus Petersburg (Mathematik); E. Schmidt aus Zwickau (Zeichnen und Formen); Dr. P. Platen, Dozent am Gaudigschen Lehrerinnenseminar in Leipzig (Elementarunterricht); Frl. M. Dames vom Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin (Unterricht im Kindergarten).

Mitau. Die Ortsgruppe des „Vereins der Deutschen in Kurland" hat kürzlich eine „Sektion für Geselligkeit und Unterhaltung" begründet, der auch bereits einen Familienabend mit musikalischen, deklamatorischen ꝛc. Darbietungen veranstaltet hat. Es wurde u. a. Körners „Gouvernante" aufgeführt.

Libau. Der Deutsche Frauenbund hielt im März seine Jahresversammlung ab. Von gegen 500 Mitgliedern sind ca. 70 in den einzelnen Sektionen tätig, deren Arbeit der Schule, der Bibliothek, dem Arbeitsbureau, den „Frauennachmittagen", der Familienpflege und der Beratungsstelle gewidmet ist. Die Abrechnung balanciert mit 7753 Rbl., das Barvermögen ist auf 2072 Rbl. angewachsen.

Jakobstadt. Die Ortsgruppe des „Vereins der Deutschen in Kurland" veranstaltete am 12. März einen Vortragsabend (mit Lichtbildern).

St. Petersburg. Der „Deutsche Bildungs- und Hilfsverein" zählt gegenwärtig gegen 2000 Mitglieder. — Der Vorstand hat die Gründung einer neuen, achten Sektion, einer sogen. kaufmännischen Sektion beschlossen, durch welche der Verein insbesondere die Geschäftswelt mehr für seine Interessen zu gewinnen hofft; ferner die Begründung einer mittleren Handelsschule, sowie die Einrichtung von Fortbildungskursen und einer Stellenvermittlung. — Der Verein hat die evangelische Bibliothek erworben, die etwa 140,000 Bände enthält. — Das Budget des Vereins für 1908 balanciert mit 7200 Rbl.

Die Verhandlungen über den Bau eines „Deutschen Hauses", der vom Petersburger Deutschen Polytechnischen Verein in Anregung gebracht war, sind bisher noch nicht zum Abschluß gelangt.

Lodz. Der „Deutsche Schulverein" zählt jetzt bereits über 1000 Mitglieder, der deutsche „Meister- und Arbeiterverein" ebenfalls 1000 Mitglieder, der „Evangelische Textilarbeiterverband" etwa 2600 Mitglieder, und endlich besteht seit ca. drei Wochen ein deutscher „Gewerbeverein", der schon über 300 Mitglieder aufweist, darunter allerdings noch keinen der deutschen Geistlichen der Stadt Lodz. Die kräftigste Initiative geht von den Männern aus, welche an der Spitze des „Schulvereins" und des „Gewerbevereins" stehen, dieser beiden Vereine, welche in innigster Fühlung miteinander arbeiten, wobei der „Schulverein" als der ältere das Verdienst hat, daß er die kapitalkräftigen industriellen Elemente in den Fluß der deutschen Bewegung hineinzuziehen verstand. — Unter der Initiative des Gewerbevereins soll jetzt in Lodz ein „Deutsches Haus" für sämtliche deutschen Vereine geschaffen werden. Es sind dazu etwa 250,000 Rbl. erforderlich und gezeichnet sind schon in kurzer Zeit über 200,000 Rbl., so daß der Bau bereits gesichert ist.

Kijew. Der Südwestliche Deutsche Verein zählt bereits 533 Mitglieder; Ortsgruppen haben sich gebildet in: Beloweſh, Heimthal, Lutzk, Nowograd-Wolynsk und Tutschin.

Luzk (Wolhynien). Die Ortsgruppe des „Südwestlichen Deutschen Vereins“ hielt am 25. Februar ihre konstituierende Versammlung ab. Sie zählt 69 Mitglieder, die Summe der Beiträge 128 Rbl. Die Ortsgruppe plant die Gründung einer deutschen Elementarschule und einer Kleinkreditkasse für Mitglieder.

Odessa. Der Südrussische Deutsche Verein hielt Anfang März eine Generalversammlung ab, auf der beschlossen wurde, in diesem Sommer eine Ferienkolonie (in Lustdorf) zu gründen. Es wurden dazu 800 Rbl. aus der Vereinskasse (deren Mittel sich gegenwärtig im ganzen auf 1500 Rbl. belaufen) angewiesen. Es ist die erste größere Unternehmung, die der Verein wird ins Leben rufen können. Alle Bemühungen eine Töchterschule, sowie eine Elementarschule zu begründen, scheiterten bisher an dem Widerstand der Behörden. — Im Übrigen besitzt der Verein bereits ein Vereinslokal und eine Bibliothek, wo auch Zeitungen und Zeitschriften ausliegen. Die Versammlung beschloß auch eine „Sektion für Kunst und Wissenschaft“ zu bilden. —

Am 23. März veranstaltete der Verein einen Familienabend zum Besten der Ferienkolonie. Nicht nur ein guter Reinertrag wurde erzielt, „sondern der Verein hat sich auch neue Freunde erworben, und die Hoffnung wächst, daß unsere deutsche Gesellschaft in größerem Maße als bisher an den kulturellen Zwecken des Vereins teilnehmen wird.“

Was hat Schelling unserer Zeit zu sagen?

Von

Wilhelm Bernhardt, Leipzig.

Die Geschichte der Philosophie lehrt uns, daß sich die großen Systeme, die die Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung aus sich herauskristallisiert hat, in einem beständigen Umschwunge befinden und sich konform den einzelnen Kulturepochen bis auf unsere Tage immer wieder abgewandelt haben, ohne daß der innerste Wesenskern der betreffenden Geistesrichtungen ein neuer geworden wäre. Zwar muß der Begriff „innerster Kern" in diesem Zusammenhange durchaus betont werden, denn die Fülle von neuen Werten, die jede philosophische Periode in den Konsequenzen ihrer Auswirkungen geschaffen hat, ist so überaus reich, wie die Formkraft der schöpferischen, ewig fruchtbaren Natur selbst, und gerade in diesen Auswirkungen und Begleiterscheinungen zeigt sich das, was wir vernünftigerweise als den Fortschritt der Menschheit bezeichnen können, ohne uns auf den von Goethe bespotteten Standpunkt jener kleinen Geister zu stellen, die nichts Erhabeneres kennen, als sich mit breitem Behagen darüber zu freuen, wie wir's so herrlich weit gebracht. Da jedoch naturgemäß die Auswirkungen und die Konsequenzen einer jeden geistigen Bewegung eben das Moment bilden, nach dem sich das allgemeine Urteil über sie gestaltet, so müssen wir uns bei einer Betrachtung, die uns möglichst bis an den eigentlichen Wesenskern führen soll, uns durchaus hüten, uns nicht von den äußeren offensichtlichen Resultaten gefangen nehmen und absorbieren zu lassen. Verfolgen wir aber mit eindringlichem wissenschaftlichem Ernste die Geschichte der philosophischen Entwicklung des menschlichen Werdeganges, so werden wir finden,

daß es trotz der unendlichen Verschiedenheit der Individuen unter sich und der Kulturepochen gegeneinander doch eine allgemeine Grundlage gibt, die der ganzen Menschheit ureigentümlich ist, und daß in diesem allgemeinen Menschlichen wiederum bestimmte Gegensätze vorhanden sind, in die unmittelbar die Lebenskerne der großen philosophischen Grundrichtungen eingebettet liegen. Freilich, über diese Gegensätze hinaus weist uns eine dunkle Ahnung in fern entlegene Gebiete, wo auch sie sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Von dem sechsten und siebenten vorchristlichen Jahrhundert ab, in dem sich die griechischen Denker durch Ausbildung einer kosmologischen Spekulation zur Höhe der Philosophie erhoben, bis in unsere Tage, ist noch jede Richtung, nachdem sie zeitweise eine alles beherrschende Stellung eingenommen hatte, durch eine kommende, die sie in ihrer Entwicklung überflügelte oder sich sogar im Gegensatz zu ihr ausbildete, überholt worden, und die einzelnen Systeme sind, zwar jedesmal vervollkommnet und verfeinert, auch großenteils unter anderen Namen, immer wieder zur Geltung gekommen. Dieser stete Wandel erklärt sich aus der Stellung der Philosophie der Autorität gegenüber. Jedesmal, wenn das Geistesleben der Menschheit im toten Winkel zu verbleiben drohte, d. h. wenn sich ganz bestimmte Anschauungsweisen beliebiger, z. B. religiöser, ja selbst philosophischer Art soweit durchgesetzt hatten, daß sie anfingen eine unduldsame Herrschaft zu führen, indem sie alle Ansätze, die nicht in ihrer Richtung lagen, zu unterdrücken versuchten, hat sich eine neue philosophische Anschauung durchgesetzt, die die jeweiligen Bedürfnisse der Menschheit verstehend, die alte Richtung in ihre Schranken wies. So wandten sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, ein Plato und Aristoteles gegen die überlebten religiösen Anschauungen ihrer Zeit, und so suchten die Denker der Frührenaissance die entartete Philosophie der Scholastik zurückzuweisen, indem sie dem metaphysischen Bedürfnis ihrer Zeit zu Hülfe kamen.

Diese Betrachtung mußten wir vorausschicken, um zu einer richtigen Stellungnahme unserer eigenen Zeit gegenüber zu gelangen.

Wir kommen aus den Zeiten der unbedingten Herrschaft des Materialismus und Naturalismus, einer Periode des Glanzes für die Naturwissenschaften, einer Epoche des Tiefstandes für die Philosophie. Mit entsagungsvollem Verzicht auf die einstigen Ziele

beschränkte sich die Philosophie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch auf erkenntnistheoretische logische und methodologische Probleme. Das mechanistische Prinzip setzte sich in der ganzen Weltanschauung absolut durch, und so können wir uns nicht wundern, wenn die ganze Periode der nachkantischen idealistischen Spekulation vernachlässigt wurde und gerade Schelling, der Begründer der Naturphilosophie, der in seinem System eine pragmatisch-teleologische Auffassung des gesamten Naturgeschehens verkörperte, geradezu in völlige Verachtung geriet. Unter der Herrschaft der siegreichen Naturwissenschaften wuchs eine Generation heran, die nur Verständnis für die exakten Wissenschaften zeigte und der Philosophie am liebsten jede Daseinsberechtigung abgesprochen hätte. Selbst in die Psychologie drang die mechanistische Auffassung hinein und zeitigte in ihr jene an die Naturwissenschaften angelehnte Methode, die sich auf eine bloße Zergliederung des unmittelbaren Bewußtseins beschränkte, die psychologische Physiologie, die es auf diesem Wege zur höchsten Exaktheit bringen wollte. Jedoch der Sehnsucht nach einer tieferen Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens konnte sie nicht genügen, und je eifriger sich die Forscher bemühten, mit Hilfe ihrer Instrumente das eigentliche Innenleben bloßzulegen, um so tiefer schien sich das wahre seelische Selbst auf sein eigenes Gebiet zurückgezogen zu haben. Diese Ansprüche des psychischen Selbst wuchsen in dem Grade, als sich die Wissenschaft bemühte, das Seelenleben als eine Summe einzelner psychischer Momente zu konstruieren. Sie ließen sich nicht abweisen und traten immer gebieterischer hervor, bis wir heute von einem allgemeinen großen metaphysischen Bedürfnis unserer Menschheit reden können. Durstig kommen unzählige von den verödeten Gefilden des Naturalismus und Materialismus und suchen neue Quellen, — was ist da wohl richtiger, als einen Blick in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu werfen, um aus einer Zeit, die uns verwandt war, zu lernen. Und eine solche Zeit liegt uns sehr nahe. Vor einem Jahrhundert bahnte sich eine Kulturepoche an, die zu unserer Lage in engster Beziehung steht, weil sie mit ähnlichen Bedürfnissen sich gegen den Zwang überlebter Anschauungen empörte. Wenn in unsrer Zeit sich ein ausgesprochenes metaphysisches Verlangen mit der tiefen Sehnsucht nach monistischer Auffassung des gesamten Weltgeschehens paart,

so sehnte sich auch die Zeit der Romantik nach allumfassender Einheit, indem sie gleichzeitig dem Herzen und Gemüte gegenüber den rein intellektuellen Fähigkeiten zu seinem Recht verhelfen wollte. Dieses Streben und Ringen nach Universalität verwirklichte sich einmal in der überragenden Persönlichkeit Goethes, anderseits kam es in der Weltanschauung zur Vollendung, und so wurde der Philosoph der Romantik, Schelling, der Schöpfer des Identitätssystems. Goethe, dem großen Lebenskünstler, der in sich in seelischer Harmonie die Feinfühligkeit und Empfindungskraft des Romantikers mit der Kraft und Genialität des Stürmers und Drängers vereinigt, diente alles Objektive und Zwiespältige im letzten Grunde nur zum Aufbau einer subjektiven Einheit. Der Riese, dem selbst die Freundschaft eines Schiller nur zu einer Episode seines Lebens werden mußte, kann seinem Wesen nach nicht zum Verständnis einer Zeit herangezogen werden, die er unendlich und zuletzt einsam überragte. Wollen wir den geistigen Gehalt der Romantik aus dem Bedürfnis heraus, für unsere Entwicklung zu lernen, abgesehen von dem Interesse an der Einzelpersönlichkeit, kennen lernen, so werden wir es nicht versäumen dürfen, bei ihrem Philosophen, eben bei Schelling, einzukehren, und wir werden überrascht sein, bei ihm eine Fülle von Schätzen zu finden, die wir nach dem Bilde Schellings, das uns aus der Blütezeit des Materialismus bekannt ist, bei ihm nicht vermutet hätten. Ganz abgesehen davon, daß sich jeder, der in den Geist der nachkantischen Spekulation eindringen will, mit Schelling beschäftigen muß, der mit seinem objektiven Idealismus die Verbindung des subjektiven Idealismus Fichtes mit dem absoluten Idealismus Hegels herstellt, und ganz abgesehen von dem Interesse, das wir an ihm, als dem Philosophen der uns heute so naheliegenden Romantik finden müssen, ist er, der nach platonischer Weise philosophische Gründlichkeit mit künstlerischem Empfinden überaus glücklich vereinigt, auch menschlich eine der anziehendsten Gestalten aus gesamten Geschichte der Philosophie. Freilich hat er nicht immer seine logischen Folgerungen bis in die äußersten Konsequenzen ausgeführt, und wir finden manches in seinen Schriften, was nur Ansatz geblieben ist. Doch das erklärt sich gerade aus seiner künstlerischen Anlage. Einmal im Schaffen, drängt sich ihm eine Ideenfülle, wie die frischschwellende Natur im Frühling, da locken über das eben Erfaßte hinaus

neue, größere Ausblicke, denen er zueilt, um uns das Angedeutete zu überlaſſen. Aber gerade dieſe mannigfachen Anſätze ſind es, die ihn uns ſo lebendig erſcheinen laſſen, ſie regen uns an, ſelbſtändig das Begonnene zu vollenden und beglücken uns, außer der Erweckung des Selbſtbewußtſeins der eigenen Kraft, oft noch mit ganz überraſchenden Reſultaten. So dürfte gerade eine Eigenſchaft, die ihm die Wiſſenſchaft möglicherweiſe vorwerfen könnte, dazu beitragen, ihn einem größeren Kreiſe wert zu machen. Wenn wir in ſeinen Schriften etwas wirklich mißbilligen und bedauern, ſo iſt es eine gewiſſe Schrulle, mit der er ſich in ſeinen letzten Jahren um den Ruhm eines chriſtlichen Philoſophen mühte. In ſeinen ſpäteſten Schriften verfiel er nämlich leider in den merkwürdigen Fehler, Irrtümer der längſt überwundenen Scholaſtik wieder aufzunehmen, indem er ſich bemühte, für die chriſtlichen Dogmen philoſophiſche Beweiſe zu erbringen, ohne zu bedenken, daß ſolche Spekulationen bei der Verſchiedenheit der Vorausſetzungen der Wiſſenſchaft und des Dogmas grundſätzlich verfehlt ſind. Doch über dieſe Verfehlungen des alternden Philoſophen dürfen wir unbeſorgt hinwegſehen, wir werden dafür durch eine überaus reiche Fülle des Tüchtigſten und Fruchtbarſten entſchädigt, das er uns bei ſeiner beiſpielloſen Vielſeitigkeit in faſt jedem Zuſammenhange geboten hat. — Wollen wir nun einen Blick auf ſeine Schriften werfen, ſo dürfte es nach dem, was ſchon ausgeführt wurde, verſtändlich ſein, wenn wir uns da auf das Allernotwendigſte beſchränken.

Schelling iſt vorzüglich Naturphiloſoph, der zuverſichtlich auf eine apodiktiſche Erkenntnis alles Naturgeſchehens ausgeht, und in letzter Linie einen Zuſammenhang zwiſchen Natur- und Geiſteswelt ſucht. Sein ganzes Naturſyſtem beſteht in einer dreifach potenzierten Konſtruktion der Materie. Der Prozeß der erſten Potenz hat die Schwerkraft zu ſeinem Produkt, der der zweiten beprüft die Kategorien der Phyſik, nämlich den Magnetismus als Funktion der Länge, die Elektrizität als Funktion der Fläche, den chemiſchen Prozeß als Funktion des Raumes, während der Prozeß der dritten Potenz das Gebiet des Organiſchen umfaßt. Bei der Ausführung des dritten Prozeſſes, eben der Konſtruktion des Lebensbegriffes, den er durch eine Syntheſe der poſitiven und negativen Bedingungen des Lebens zu erzielen hofft, iſt er inſofern geſcheitert, als

er ihn nicht konsequent zu Ende geführt hat. Die Grundlage zu seiner Naturphilosophie findet er naturgemäß ausgehend von den Resultaten seiner zeitgenössischen Naturwissenschaften, in denen er selbst ein hervorragendes fachwissenschaftliches Urteil besaß. Zwar hat er sich hier einerseits nicht frei von Irrtümern gehalten, anderseits Antipathien und Sympathien bestimmten Phänomenen und Erscheinungen gegenüber bis zu einem gewissen Grade nicht unterdrücken können. So machte er den Goetheschen Irrtum bei der Erklärung der Entstehung der Farben als eine Synthese von Licht und Schatten mit und bevorzugte in allen seinen Schriften das Phänomen des Lichtes und den dynamischen Prozeß auffallend, während er ein ausgesprochener Gegner der atomistischen Hypothese blieb. Seine eigentliche philosophische Bedeutung jedoch beweist er in dem System des transzendentalen Idealismus. Wie seine Naturphilosophie auf dem Grundgedanken beruht, daß die Erkenntnis, die das Individuum von der Natur hat, die Erkenntnis sei, die die Natur an sich hat, was dasselbe bedeutet, daß die Natur ihrem Wesen nach Erkenntnis sei, oder daß Denken und Sein identisch sind, so geht er in seinem System des traszendentalen Idealismus von der prinzipiellen Bedeutung des Bewußtseins aus und kommt zu dem Schluß, dieses als das Produkt einer vorbewußten und unbewußten Periode aufzufassen. Diese Entdeckung des Unbewußten ist unstreitig seine größte philosophische Leistung. —

Sind die eben besprochenen Schriften besonders anziehend für den, der sich ernstlich mit exakter Philosophie beschäftigen will, so hat er in seiner Philosophie der Kunst etwas geschaffen, was das Interesse aller gebildeten Kreise in hohem Grade beanspruchen darf. Hier auf einem Gebiete, auf dem er sein künstlerisches Empfinden in glücklichster Weise betätigen konnte, entfaltete er einen ganz erstaunlichen Reichtum an interessanten Gesichtspunkten bei seinen feinsinnigen Interpretationen. Die ursprünglichen, allen künstlerischen Trieben zugrunde liegenden Motive empfindet er in den religiösen Gefühlen der Menschheit, und so entwickelt er uns zuerst die Mythologie und den Kultus der einzelnen Epochen, ehe er uns aus ihrem Verständnis heraus zu einem wahren Begriff ihrer künstlerischen Produktion führt. Auf diese Weise erhalten wir in seiner Philosophie der Kunst sekundär noch eine ungemein

charakteriſtiſche Entwicklung der Mythologie der Alten und des hiſtoriſchen Aufbaus des Chriſtentums. Begreiflicherweiſe wird bei einer ſolchen Inangriffnahme der künſtleriſchen Produkte ſeine Interpretation der einzelnen Kunſtſchöpfungen, die in der Interpretation der redenden Künſte ihren vollkommenſten Ausdruck findet, von der üblichen, wie wir ſie aus Kunſt- und Literaturgeſchichte kennen, abweichen. Wir müſſen nicht vergeſſen, daß es ſich hier um eine „Philoſophie" der Kunſt handelt. Da iſt es natürlich, daß die Einzelheiten nicht in allzu behaglicher Breite ausgeſponnen werden, vielmehr war es Schelling immer die Hauptſache, auch das einzelne Kunſtwerk, von den homeriſchen Epen ab bis zum Fauſt ſeines großen, von ihm in ſeiner Bedeutung durchaus erkannten Zeitgenoſſen Goethe, auf ſeine allerletzten Urſprünge im allgemein Menſchlichen zurückzuführen. So ſchlingt ſich ein gemeinſames geiſtiges Band durch ſeine geſamten Interpretationen, über das aber eine ſchier unglaubliche Fülle der koſtbarſten Perlen künſtleriſchen Empfindens in ſeiner edelſten Bedeutung ausgeſtreut ſind. Wahrlich, es iſt ein Genuß, dieſe Schriften vorzunehmen und ſich an ihnen zu bereichern, ein Genuß, der einen antreibt Eltern, Geſchwiſtern und Freunden die unzähligen neuen Eindrücke mitzuteilen und ſie auch zu dieſem lebendigen Quell zu führen. Im Einzelnen das Bemerkenswerteſte aus dieſem edlen Schatze herauszugreifen, iſt bei der verwirrenden Fülle des Anregenden, das ſich da dem Wählenden entgegendrängt, eine unmögliche Aufgabe, und wir müſſen den Leſer an die Quelle ſelbſt verweiſen. Doch wäre noch ganz beſonders ſeine Auffaſſung des klaſſiſchen Altertums hervorzuheben, deſſen Beurteilung in unſeren Tagen ja faſt zu einem Problem geworden iſt. Hier wird jeder einen doppelten Eindruck mitfortnehmen, — erſtens den, daß wir es mit einem Interpreten zu tun haben, der mit abſoluter Objektivität ſeinen Gegenſtand behandelt, und zweitens den, daß die Kultur der Hellenen in ihren Wurzeln mit denen deutſcher Kultur zuſammentrifft. — Soweit in der Betrachtung von Schellings Werken. — —

Wenn nun alle die, denen das Gedeihen deutſcher Kultur tiefſtes Herzensbedürfnis iſt, ſich nicht durch die Reſultate der vergangenen Epoche befriedigen laſſen wollten, ſondern ſehnſuchtsvoll in die Zukunft ſchauen, ſo können wir daraus ſchließen, daß die

materialiſtiſche Weltanſchauung doch eigentlich deutſchem Weſen und Geiſtesbedürfnis nicht entſprochen hat. Wir Deutſche ſind die ernſteſten Freunde echter Wiſſenſchaftlichkeit, doch die Natur hat uns nicht einſeitig mit intellektuellen Gaben ausgeſtattet, ſie gewährte uns auch ein beſonders tiefes ſeeliſches Empfinden. Dieſes ſeeliſche Empfinden hat ſich zu allen Zeiten in eigenartiger Bewegung immer wieder von jeder Unterdrückung losgerungen und wir ſtehen gerade wieder in einer ſolchen Bewegung. In welcher Richtung unſere letzten Ziele liegen, denen wir zueilen werden, können wir noch nicht überſehen, doch ſoviel fühlen wir: der Materialismus wird ſie uns nicht ſtecken. Iſt es da nicht an der Zeit, unſere große klaſſiſche Periode des Idealismus und die Männer, die ihn emportrugen, wieder einer ernſten Betrachtung zu würdigen?

Zum Schluß wollen wir in dieſem Zuſammenhange einer Tat von nicht zu unterſchätzender kultureller Bedeutung erwähnen. Der Verlag Fritz Eckardt in Leipzig bereitet Neuausgaben der Werke der nachkantiſchen Spekulation vor, die in ſorgfältig zuſammengeſtellten Auswahlen erſcheinen ſollen. Bis jetzt gelangten in Druck Schellings Werke in 3 ſtattlichen Bänden mit 3 Porträts Schellings und einem Geleitswort von Prof. Arthur Drews, herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß. 2300 S. broch. Mk. 20. Die Einleitung des Herausgebers dürfte wohl die beſte Arbeit ſein, die bisher über Schelling erſchienen iſt.

Dr. med. Wilhelm Sodoffsky (1797—1858).

Sein Leben und Wirken.*

Ein Gedenkblatt.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert ist seit dem Ableben dieses einst nicht allein im Baltikum, sondern auch durch wissenschaftliche Arbeiten im Innern Rußlands sowie im Auslande bekannten Mannes verflossen, der sich u. a. durch große Vielseitigkeit und ein seltenes Maß selbstloser gemeinnütziger Tätigkeit ausgezeichnet hat.

Karl Heinrich Wilhelm Sodoffsky (Sadowsky), geboren zu Riga am 2. September 1797, erhielt seine mittlere Bildung durch Hauslehrer, in der Domschule und im Gouvernementsgymnasium.

*) Vgl. über Dr. K. H. W. Sodoffsky: v. Recke und Napiersky, „Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon, Mitau 1832, Bd. IV, S. 224 bis 225; v. Napiersky und Beise, „Allgem. Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon", Mitau 1859, S. 198—201 (hier sind die Arbeiten Dr. Sodoffskys zum großen Teil angegeben); „Rigasche Biographien" III, S. 20—21; v. Bochmann, „Die Geschichte der Gesellschaft praktischer Aerzte in Riga, 1822—1872", Riga 1872, S. 140; Gurlt und Hirsch, „Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker", Wien und Leipzig 1887, S. 453, Ref. L. Stieda; Pagel, „Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte des 19. Jahrhunderts", Berlin und Wien 1901, S. 1616; „Rigaer Stadtblätter", Riga 1858, Nr. 22, S. 171—174 (Nekrolog, Ref. v. Seezen); „Inland" 1850, S. 57, und 1858, S. 399—400 (Nekrolog); „Beiträge zur Heilkunde", herausgegeben v. d. „Ges. prakt. Aerzte", Riga 1858, Bd. IV, 2. L. Riga 1859, S. 175—179 (Nekrolog, Ref. Dr. Müller); „Album academ. der Kaiserl. Universität Dorpat", Dorpat 1897; Brennsohn, „Die Aerzte Livlands" ꝛc., Riga 1905, S. 374 und 375; „Gedichte von Dr. med. Karl Heinrich Wilhelm Sodoffsky", Riga, Leipzig und Berlin, 1905, S. 3 f., herausgegeben von G. S. (Vgl. über diese Sammlung: „Düna-Ztg.", Riga 1905 vom 13./VII und 21./XII, 1906 Nr. 52, 1907 vom 22./XII; „Rig. Tgbl.", Riga 1905, Nr. 278, 1906 Nr. 86; „St. Pet. Ztg.", St. Petersburg 1905, Nr. 318; „Moskauer Deutsche Ztg.", Moskau 1905, Nr. 187; „Rig. Rundschau", Riga 1906, Nr. 17 und „Rigaer Stadtblätter", Riga 1906, Nr. 16.)

Darauf studierte er in Dorpat (das er infolge eines unglücklich verlaufenen Duells, bei welchem er als Sekundant beteiligt war, verließ), Heidelberg, Göttingen, Berlin und wiederum in Dorpat, wo er im Jahre 1824 zum Doktor der Medizin promoviert wurde. — Während seines Studiums in Berlin wurde ihm seitens des „Klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde" in „Anerkennung der schönen Hoffnungen, die er der wissenschaftlichen wie der praktischen Kultur der Heilkunde gebe", im Jahre 1822 die sog. „Prämien-Medaille" zuerkannt.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er sich mit Frl. E. Bleisch verheiratete, gewann er eine ausgebreitete ärztliche Praxis.

Das heitere Naturell Dr. Sodoffskys, seine geistreiche, witzige Unterhaltungsgabe, seine ausgezeichnete vielseitige Bildung, seine schöne Tenorstimme bezauberten jeden, der in seiner Gesellschaft war und machten sein Haus außerordentlich beliebt.

„Nie und nirgends habe ich", heißt es in einem, Schreiber dieses, vorliegenden Schriftwerke, „einen so anziehenden Gesellschaftskreis wiedergefunden. . ."

Von großem Interesse waren Disputationen mit ihm. Dank seiner schnellen Auffassungsgabe, Schlagfertigkeit und vielen Kenntnisse gelang es ihm gewöhnlich seine Ansichten schnell und durchaus überzeugend zur Geltung zu bringen. Beim Vortrage seiner Lieder pflegte er sich selbst auch oft zu begleiten. Erwähnt sei auch, daß er einst in Dorpat mit dem Juristen Seuberlich und den Medizinern Wolf und Werther das erste Quartett bildete. Von seinen Kompositionen ist erhalten: „Zu den Parzen schlich sich neulich."

Der große Bekannten- und Freundeskreis Dr. Sodoffskys stammte zum Teil schon von der Universität her, wo er bei seinen Kommilitonen sehr beliebt und angesehen war. Ein ungefähr aus dieser Zeit (1815—1824) vorliegendes Stammbuch Dr. Sodoffskys macht den Eindruck, als habe sich in demselben u. a. ein sehr beträchtlicher Teil der damaligen gelehrten baltischen Gesellschaft in deutscher, lateinischer, griechischer oder französischer Sprache in gebundener Rede oder Prosa eingetragen.

Auch in der durch schöne und z. T. originelle Gartenanlagen ausgezeichneten, in Altona bei Riga belegenen Sodoffskyschen Villa pflegte sich bei ihm an gewissen Tagen der Woche eine größere Gesellschaft zu versammeln.

Digitized by Google

Bei sehr eifrigem und energischen Arbeiten war Dr. Sodoffsky (auch während seiner Studienzeit) doch auch immer ein freudiger Teilnehmer am Bankett des Lebens. Ein „Stück guten leichten Sinnes", das er besaß, bildete auch eine seiner glücklichen Eigenschaften.

Seine Ritterlichkeit und sein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn, der sich auch in seinen Urteilen kundtat, erwarben ihm Liebe und Freundschaft, seine Tüchtigkeit viel Anerkennung.

Gründliche Kenntnis der französischen Sprache, die er in seinem Elternhause erlernt hatte, wo er eine sehr glückliche Jugendzeit verbrachte, kam ihm im Leben vielfach zu statten. In weiten Kreisen bekannt hat er sich u. a. durch zahlreiche literarische, meist medizinische und naturwissenschaftliche, doch auch belletristische und andere Arbeiten gemacht (im „Zuschauer", „Inland", „Quatember", der „Rig. Ztg.", namentlich aber in den „Rig. Stadtblättern").

Bedeutende Verdienste hat er sich um das Bibliothekwesen seiner Vaterstadt erworben, das ihn sehr interessierte. Dieselben sind z. T. auch wiederholt in der Literatur und Presse anerkannt worden. Als Konservator der Rigaer Stadtbibliothek (1842—47) ordnete er diese in ca. $2^1/_4$ Jahren. Um derartige bedeutende Leistungen würdigen zu können, muß man mit dem Bibliothekwesen mehr oder weniger vertraut sein. Die Regeln für den Besuch der Stadtbibliothek sind einst von ihm entworfen worden. Auch um andere Bibliotheken, so besonders um diejenige des „Naturforscher-Vereins", hat er sich verdient gemacht. „Sein Streben nach harmonischer Ordnung in den ihn umgebenden Dingen hat demselben", wie einer seiner ärztlichen Kollegen einst schrieb, „ein dankenswertes Denkmal gesetzt."

Bei seinen vielseitigen Beschäftigungen bildeten Medizin und Naturwissenschaften natürlich immer seine Hauptgebiete. Unter den Doktoren galt Dr. Sodoffsky für einen sehr tüchtigen, kenntnisreichen Arzt, auf dessen Urteil man viel gab.

Eine Reihe von Jahren war er Arzt auf den Patrimonialgütern Rigas, später als Polizeiarzt in Riga tätig. Seine besonders auf seiner Landpraxis ꝛc. gewonnenen Eindrücke regten in ihm den Gedanken einer neuen Bearbeitung der Dr. v. Zoeckerschen „Anleitung zur Kenntnis und Behandlung der gewöhnlichen Krankheiten unter den Bewohnern der Ostseeprovinzen" an. Im Jahre

1845 gab er eine solche heraus und zwar unter dem Titel: „Über die Behandlung der Kranken auf dem Lande mit Berücksichtigung der Ostseeprovinzen Rußlands." Dieses Handbuch der populären Medizin, das er frei bearbeitete und in welchem er besonders seine reichen persönlichen Erfahrungen verwertete, war im Grunde sein eigenes Werk, entsprach nach dem Urteil eines kompetenten Fachgenossen s. Z. einem bei Landbewohnern vielfach gefühlten Bedürfniß mit glücklichem Erfolge" und fand überhaupt „allgemein Anerkennung".

Zahlreich sind die schriftlichen und mündlichen Mitteilungen Dr. Sodoffskys in der „Gesellschaft der praktischen Ärzte in Riga" gewesen. In den Jahren 1831—33 war er Sekretär sowie auch Mitredakteur der „Beiträge zur Heilkunde" sowie der „Mitteilungen aus dem Archiv".

Mit den Doktoren Schwarz und Wilpert erweiterte er die Bibliothek der Gesellschaft erst zu einem Institut, das diese Bezeichnung verdient. Er revidierte ferner das Reglement für den Besuch der Bibliothek, fertigte einen neuen Katalog an, ordnete die von der Stadt angekaufte, der Gesellschaft praktischer Ärzte übergebene Bibliothek Dr. Wilperts usw. Von 1847 an war er Oberbibliothekar und Kassaführer der Gesellschaft der praktischen Ärzte.

Seit 1837 bekleidete er eine Reihe von Jahren hindurch den Posten des ersten obrigkeitlich angestellten Badearztes des damals sehr beliebten, aufblühenden Badeortes Dubbeln bei Riga. Wie auch bei anderen Gelegenheiten, so ist auch hierbei die bahnbrechende Pionierarbeit Dr. Sodoffskys von Bedeutung gewesen. Wenigstens zum Teil verdankte Dubbeln einst seine Prosperität als Badeort den energischen, verschiedenfachen Bemühungen Sodoffskys. Als Arzt, durch persönliche Beziehungen, literarisch usw. hat er demselben viel Nutzen gebracht. Im Jahre 1839 veröffentlichte er als erster eine wissenschaftliche Arbeit über den Rigaschen Strand unter dem bescheidenen Titel: „Das Seebad in Dubbeln." Die einst viel gelesene, oft zitierte, grundlegende, instruktive Schrift bildet im Gegensatz zu zahlreichen heutigen literarischen Produkten fast durchweg eine Originalarbeit.

Infolge seiner schriftstellerischen Anlage hatte er, wie vortrefflich gesagt worden ist, „immer das Bestreben, besonders seine

in seiner Berufstätigkeit gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten und in wissenschaftlicher Form zu gestalten."

Dr. Sodoffsky war s. Z. auch einer der eifrigsten Interessenten für die Gründung des „Naturforscher-Vereins" in Riga. In den Jahren 1845—47 war er Sekretär derselben, im Jahre 1848 Mitredakteur und in den Jahren 1848—49 Herausgeber der „Arbeiten" und des „Korrespondenzblattes" des Naturforscher-Vereins.

Interessiert hat er sich auch für die Gründung und Einrichtung des Rigaschen Museums, dessen feierliche Einweihung (vgl. auch Dr. Sodoffskys „Gedichte", Riga 1904) am 7. März 1856 stattfand. (Nebenbei erwähnt, war er auch Kustor des Lokals der vier Gesellschaften des Museums.)

Sehr gern wandte er sich immer naturwissenschaftlichen Studien zu, zu denen er sich seit früher Jugend berufen fühlte. In ganz besonderem Maße waren es die Schmetterlinge, die sein Interesse erregten. Namentlich über die Feststellung der Arten und ihre bis dahin noch fast ganz unbekannte Metamorphose stellte er auf mikrolepidopterologischem Gebiete die eingehendsten Forschungen an. Seine dabei zutage geförderten Entdeckungen hat er teils in dem „Bulletin de société de naturalistes de Moscou", teils und besonders in Treitschkes großem Werke über Schmetterlinge niedergelegt. Seinen bezüglichen Arbeiten, die ihm, nach dem Urteil eines Fachgenossen, „für immer einen Namen unter den Lepidopterologen sichern", erwies die „Kaiserl. Naturforscher-Gesellschaft" Moskaus im Jahre 1832 ehrende Anerkennung, indem sie ihn zu ihrem „Mitgliede" ernannte. — Bekannt ist er auch durch seine ausgezeichnete große Schmetterlingssammlung geworden, die sich noch gegenwärtig im Besitze des „Rigaer Naturforschervereins" befindet und einst für eine der bedeutendsten galt, die man in Rußland hatte.

Seine zahlreichen naturwissenschaftlichen Aufsätze (zitiert wurden in neuerer Zeit z. B. seine Artikel über „Störgattungen", die „Kultur des Lachses", usw.) und medizinischen Arbeiten (erwähnt seien z. B. „3 Fälle von Glossitis", „Zur Lehre vom Magengeschwür" usw.) können hier nicht angeführt werden. Von Interesse sind auch seine Erfahrungen und Ansichten betreffs der Cholera (vgl. „Beiträge zur Heilkunde", Bd. I, S. 30, Anmerk.;

v. Bochmann l. c. S. 41). Als „Quelle des Choleragiftes" wurde von ihm im Jahre 1848 „der Boden" bezeichnet.

Außer für seinen medizinischen Beruf hat sich Dr. Sodoffsky auch für Natur bis in seine letzte Lebenszeit das regste Interesse bewahrt. In ihr fand er, wie einer seiner Zeitgenossen schrieb, „stets eine neue Quelle reinster Genüsse, verband aber auch auf diesem Gebiete gemütlichen Genuß stets mit erneutem wissenschaftlichem Streben." Wenn er bisweilen seine vielen Arbeiten unterbrach und sich als leidenschaftlicher Dianajünger oder eifriger Angler aufs Land begab, so pflegte er dabei auch wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

Seit dem Jahre 1849 war Dr. Sodoffsky auch als Arzt an den Fabriken in Strasdenhof bei Riga tätig.

Wie schon oben erwähnt, hat er einer Reihe von wissenschaftlichen und anderen Gesellschaften angehört, und zwar außer der „Gesellschaft praktischer Ärzte in Riga", dem „Rigaer Naturforscherverein" und der „Kaiserlichen Naturforscher-Gesellschaft" zu Moskau — der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" in Mitau, der „Literärisch-praktischen Bürgerverbindung zu Riga", der „Rigaer Liedertafel" (der er auch Beiträge zu ihren Gesängen geliefert hat), dem „Rigaer Dichterverein", der „Rigaer Euphonie", der „Ressource" u. a. Um die meisten dieser Gesellschaften hat er sich mehr oder weniger bedeutende Verdienste erworben durch die Übernahme verschiedener Obliegenheiten, — als Redner, Dichter, Sänger, durch materielle Unterstützungen, Darbringungen usw., und hat anerkanntermaßen gewöhnlich zu den tätigsten und tüchtigsten Mitgliedern gehört.

Arbeit, die ihm so leicht fiel und die er so liebte, hat er stets gern und in bedeutendem Umfange in den Dienst des Gemeinwohls gestellt.

Wie aus den Dichtungen Dr. Sodoffskys hervorgeht, zeichnete er sich u. a. durch viel Herz und Gemüt aus. Er erweist sich auch hier als treuen, anerkennenden, wohlgesinnten Freund oder Kollegen vieler hervorragender Personen, Gelehrter, Künstler u. dgl. Auch als Idealist, Arzt, Naturforscher, Naturfreund, Lebemann usw. tritt er uns entgegen. Wärme, Geist, Witz, Scherz und nicht wenig Ernstes bietet seine Muse. Ein frischer, belebender Hauch durchwebt seine Gedichte. Man muß sich der Kraft der Gedanken

und der schönen, bilderreichen Sprache seiner Poesie erfreuen. — Von den ca. 150 Gedichten, die von ihm noch gegenwärtig vorhanden sind und von denen einst schon ca. 1/3 gelegentlich gedruckt wurde, sind 1905 einige 30 in einer kleinen Sammlung erschienen. Von der Kritik hervorgehoben wurden das „Frühlingslied", „Der beste Traum", „Was ist das Lied", das „Champagnerlied", das „Hausmittel gegen den Tod", der „Jahresschluß" und das Heimatlied „Kennst du das Land" (dieses ist wohl erste baltische Heimatlied oder eines der ersten und neuerdings als Preis'sche Komposition unter dem Titel „Das Baltenland" in Riga bei Bloßfeld bereits in zweiter Auflage erschienen). Ein Teil der Gedichte Dr. Sodoffskys sind von Komponisten wie H. Preis, H. Dorn, R. Genée, A. Todleben u. a. in Musik gesetzt worden oder wurden nach bekannten Melodien gesungen. Bisweilen gelangen sie auch noch heute durch Männerquartette 2c. zum Vortrag. Als Poet ist Dr. Sodoffsky fast ausschließlich Lyriker gewesen. Sehr häufig hat er sein poetisches Talent als Mitglied verschiedener Gesellschaften und im Kreise seiner Freunde und Bekannten bei heiteren und ernsten Begebenheiten verwertet. — Seine Gedichte gewähren in gewissem Grade Einblick in das Leben, Wirken, Denken und Empfinden des Dichters und bilden, soweit sie zu Gelegenheiten verfaßt wurden, einen interessanten Beitrag zur Kultur- und Familiengeschichte Rigas.

Im März 1858 wurde Dr. Sodoffsky durch eine tückische Lungenkrankheit ans Lager gefesselt. Eine mit seiner Tochter geplante Reise nach Tirol mußte aufgegeben werden. Sein Leiden verschlimmerte sich im Mai ganz besonders und am 14. Mai 1858 ist er ihm sanft und ohne Schmerzen erlegen. Noch einige Tage vor seinem Tode hatten ihn wissenschaftliche Arbeiten beschäftigt.

Ein reiches, unermüdlich arbeitsames Leben hatte damit seinen Abschluß gefunden.

Möge seine Heimat ihm, der einer ihrer besten und treuesten Söhne war, auch weiterhin ein bleibendes würdiges Andenken bewahren!

G. S.

Über den Ursprung und die Entwicklung des livländischen Adelskonvents.[1]

Von den beiden Körperschaften, aus denen sich gegenwärtig der livländische Adelskonvent zusammensetzt, dem Landratskollegium und der Deputiertenkammer, — ist das erstere bekanntlich durch die beiden „Resolutionen", der schwedischen Vormundschaftsregierung vom 4. Juli 1643 und der Königin Christine vom 17. August 1648, begründet worden. Mag hiergegen auch eingewandt werden, daß das im Jahre 1643 errichtete Landratsamt füglich nicht als ein vollkommenes Novum erscheint, sondern, wie es sich ja damals überhaupt um eine Wiederaufrichtung des alten, durch die Wirren der Kriege und Staatsumwälzungen zerstörten „Landesstaats" handelte, so auch diese „Landesräte" an frühere Verfassungsorgane anknüpften[2], — mag man ferner einräumen, daß das heutige livländische Landratsamt sich von dem 1643 kreierten in sehr wesentlichen, unten des Näheren zu erörternden Momenten unterscheidet, — die Tatsache, daß das gegenwärtige livländische Landratskollegium seine Existenz der Urkunde vom 4. Juli 1643 verdankt, erleidet dadurch keine Einschränkung.

Weit größere Schwierigkeiten bietet die Frage nach der Entstehung des Kreisdeputiertenamtes, und das in erster Reihe aus

---

[1]) Nachstehende kleine Arbeit darf nicht den Anspruch erheben, daß sie den umfangreichen und z. T. spröden Stoff seiner Bedeutung entsprechend durchgearbeitet und gestaltet hat. Obgleich der Verfasser den Versuch hierzu sich noch vorbehält, so hat er sich doch von befreundeter Seite dazu bestimmen lassen, diese vor längerer Zeit niedergeschriebene bescheidene Skizze der Oeffentlichkeit zu übergeben, — in dem Bewußtsein, immerhin etwas Neues zu bieten.

[2]) S. Buddenbrock, Sammlung der Gesetze, II, S. 1341. Vgl. auch Bunge, Geschichte der Entwicklung der Standesverhältnisse, S. 76, — sowie Bienemann, Die Begründung des livländischen Landratskollegiums.

dem Grunde, weil die Lösung dieser Frage keineswegs damit erreicht ist, daß man feststellt, wann zum ersten Mal die Ritterschaft Deputierte aus den einzelnen Kreisen gewählt hat, sondern weil sich hieraus unmittelbar eine andere, ihrer Natur nach weit subtilere Frage ergibt: von wann an dürfen diese Deputierten als Beamte bezeichnet werden. Sehen wir von der Periode vor 1643 ganz ab — bekanntlich beginnt das laufende Ritterschaftsarchiv erst mit diesem Jahre —, so finden wir, daß schon auf dem ersten Landtage, dessen Rezeß uns erhalten ist, dem Landtage vom Januar 1643, ein Ausschuß von zwölf Personen, je vier aus den drei Kreisen, gewählt wird, „welche allen denen Landsachen, „so zu des Vaterlandes Besten zu berathschlagen, persönlich beiwohnen und was zur künftigen Ablegation nöthig, rathen und „schließen sollten." Fast scheint es nach der allgemeinen Fassung dieses Mandats, als hätten wir in diesem Ausschuß bereits ständige Vertreter der Ritterschaft zu sehen. Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall. Dieser Landtag war berufen worden, um über die Wiederaufrichtung des „Landesstaats", die Einrichtung einer „Landlade" zu beraten, — hier wurde der erste „Landsekretär" (Paulus Helmes) gewählt und dann auf des Landmarschalls Otto v. Mengden Antrag der obige Ausschuß, dem im Grunde nur eine einzige Angelegenheit überwiesen wurde: die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs und dessen Vorstellung in Stockholm durch eine Delegation. Wir dürfen daher diesen Ausschuß nicht als ständiges Organ, sondern nur als eine Art von Kommission ansehen, deren Mandat in dem Augenblick erlosch, wo sie die ihr übertragene Aufgabe erledigt hatte.

Der von dem Ausschuß ausgearbeitete Entwurf „De Electione et officio Consiliariorum Provincialium, Ao. 1643"[1] wurde durch eine Delegation von vier Personen — unter ihnen Otto Mengden — der schwedischen Regierung vorgestellt und führte zu der bekannten Resolution vom 4. Juli d. J. Letztere bestimmte, „daß daselbst in „Liefland ein Land-Rath formiret werde von sechs derer besten „und geschicktesten adelichen Personen, die im Lande besitzlich seyn, und zwar einem Schweden und einem Liefländer aus jedem Creyß." Im Jahre 1648 wurde die Zahl der Landräte auf zwölf festgesetzt.

[1]) Abgedr. bei Bienemann, Begründung des livl. Landratskollegiums.

Auf dem im Oktober 1643 in Wenden stattfindenden Landtage waren die ersten Landräte gewählt worden, drei Schweden, für die einheimische Substitute eingesetzt wurden, und drei Livländer, — für den Wendenschen Kreis „loco livoni“ Otto Mengden.

Schon der Landtag vom Januar 1646 wählte wieder „Deputierte“, drei aus jedem der drei Kreise[1], und es wird bei dem Schluß des allgemeinen Landtages „das übrige aber alles „zur weiteren conferentz der Landräthe und Deputirten uff itzigen „terminum verschoben.“ Diese Konferenz, an der vier Landräte — an der Spitze Otto Mengden — und acht von den gewählten neun Deputierten teilnehmen, fand im März 1646 statt. Auf ihr wurde über die Festsetzung einer Landtagsordnung beraten. Diese Konferenz könnte wohl als der erste „Adelskonvent“ bezeichnet werden, wenn es irgend möglich wäre, sie unter eine feste Regel zu bringen. Das aber ist, wie entschieden hervorgehoben werden muß, durchaus nicht der Fall. Diese Ausschußversammlungen, Konferenzen usw. sind nur als vom Landtage ad hoc eingesetzte Kommissionen anzusehen. Die Wahl von Deputierten scheint zwar sehr häufig erfolgt zu sein, fest geregelt war sie nicht. Bemerkt zu werden verdient, daß das Protokoll dieser aus zwölf Personen bestehenden Versammlung vom März 1646 in der Benennung vollkommen den Landtagsrezessen der damaligen Zeit gleicht. Es heißt „Recessus Conventus terrestris“.[2]

Sehen wir die Rezesse aus dieser Zeit durch, so gewinnen wir den Eindruck, daß, wenn die versammelte Ritter- und Landschaft es für nötig hält, Deputierte zu wählen und ihnen eine Angelegenheit zu überweisen, diese Deputierten im Gegensatz zu den Landräten als die eigentlichen Vertrauenspersonen und Bevollmächtigten der Ritterschaft in deren Namen auftreten, während

[1]) Für den Wendenschen Kreis wurde u. a. der Landtagsdelegierte des Rigaschen Rats, Melchior Fuchs, zum Deputierten gewählt, da er den Anspruch der Stadt auf das Recht zur Teilnahme am Landtage zu vertreten hatte. Es heißt, daß er anfangs, „da er hierzu von Einem Edlen und hochweisen Rath „nicht instruiret, noch gevollmächtiget, sich bewahret; — wollte es an einen „Rath bringen.“ Auf die Erklärungen der Landräte läßt er diese Bedenken fallen.

[2]) Das hat wohl Jul. Eckardt zu der unrichtigen Ansicht geführt, „der Landtag von 1646“ sei nicht „von der gesamten Ritterschaft“, sondern nur von „Deputierten“ besucht worden. Im Januar und Mai 1646 haben tatsächlich allgemeine Landtage stattgefunden. Diese Ausschußversammlung vom März 1646 aber darf nicht als Landtag bezeichnet werden. — Vgl. Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert, S. 59.

die Landräte als zwar von der Ritterschaft aus ihrer Mitte gewählte und mithin von ihrem Vertrauen getragene, aber doch als Regierungsbeamte betrachtet werden. Es liegt das in der Natur der Sache. Nach der Urkunde von 1643 sollten die Landräte „bei denen im Lande vorfallenden Sachen zum Besten und zur „Wohlfahrt J. K. M. und der Crohne sowohl, als dem Lande „selbsten, dem General-Gouverneuren treulich an die Hand gehen." Es waren Räte des Generalgouverneurs, in ihrer amtlichen Funktion daher nicht in voller Bedeutung Glieder der Ritterschaft. Wenigstens für die Zeit bis 1650, in welchem Jahre sich der Generalgouverneur besondere „Assistenzräte" beigeben ließ, hat dieser Satz volle Geltung. Diese Auffassung hat sich wohl aber weit länger erhalten.

Muß ein Beschluß von der Ritter- und Landschaft gefaßt werden und kann die Sache aus irgend einem Grunde nicht von einem allgemeinen Landtage erledigt werden, so legen die Landräte sie den vom Landtage bestimmten Deputierten vor und diese entscheiden dann namens der Ritterschaft. So verhandelt z. B. die Versammlung der Landräte und Deputierten vom August und September 1647, — dieselbe, welche die Bestätigung der neuen „Ordinanz des Ritterhauses" (Landtagsordnung), sowie auch der „Ordinanz wegen der Hh. Landräthe Aufwartung beim Generelat" vom Generalgouverneur erwirkte. Der Landrat Otto v. Mengden stellt die Aufforderung, „Alß möchten die hh. Deputirten hierauff „debattiren und ihre meinunge zu ferner Verehdunge denen hh. „Landräthen beibringen. Nach gehaltener Deliberation Hh. Heinrich „Klebeck im Namen der Hh. Deputirten referiret" ꝛc.[1] Zum Schluß dieser Versammlung wird eine Delegation zur Krönung nach Stockholm gewählt, deren Glieder zwar drei Landräte sind, deren Wahl jedoch ausschließlich von den Deputierten vollzogen wird.

Auf diesen Grundgedanken, daß nicht die Landräte, sondern nur die Deputierten die eigentlichen Bevollmächtigten der Ritter- und Landschaft, die in ihrem Namen und für sie votierenden Vertrauenspersonen sind, darf es wohl zurückgeführt werden, wenn

[1]) Mit Recht findet Bienemann (Begr. des livl. Landr.-Kollegiums S. 35) in dem Rezeß dieser Versammlung „die Grundzüge des Verhandlungsganges der späteren Convente." Wenn dagegen Jul. Eckardt in die Mitte des 17. Jahrh. eine „Kreisdeputierten-Kammer" versetzt, so muß das als unzutreffend bezeichnet werden. (J. Eckardt, Livland im 18. Jahrh., S. 63.)

bis in das laufende Jahrhundert die definitive Entscheidung auf dem Adelskonvent ausschließlich den Kreisdeputierten zugestanden hat und nach dem Gesetz auch jetzt nur ihnen zusteht, — ob auch das Gewohnheitsrecht der „Plenarversammlung" des Adelskonvents schon lange das Schwergewicht zugewiesen hat.

Diese Auffassung von der Stellung der Deputierten erklärt es denn auch, daß sie im Gegensatz zu den Landräten, dem Landmarschall und Ritterschaftssekretär nicht als Beamte der Ritterschaft im allgemeinen, sondern als Bevollmächtigte eines bestimmten Landtages angesehen werden. Weder die Landtagsordnung vom J. 1742 noch auch diejenige von 1759 führen in den von den Wahlen der Landesbeamten handelnden Abschnitten die Deputierten auf, obgleich die Ladtagsordnung von 1759 einen besonderen Abschnitt „Vom Convent und den Creys-Deputirten" enthält. Auch die noch gegenwärtig auf die Frist von einem ordinären Landtag bis zum nächstfolgenden beschränkte Amtsdauer, sowie der durch die neuere Gesetzgebung sanktionierte Brauch, daß die Deputierten einer Bestätigung durch die Staatsregierung nicht bedürfen, mag in der erwähnten ursprünglichen Auffassung von dem Verhältnis der Deputierten zur gesamten Ritter- und Landschaft seine Begründung haben.

Wir müssen hiernach noch einmal auf die Ausschußversammlung vom J. 1647 zurückkommen. — Der „Recessus terrestris Rigensis die 30 mensis Augusti Ao. 1647" beginnt mit dem bemerkenswerten Passus: „Nachdehme die H. H. Land-Räthe Jüngsten „vorbeschiede Zuefolge mit Zue sich gezogenen Deputirten der dreyen „Creyße uff dato in Riga sich eingefunden" ꝛc. — Diese „Deputierten" scheinen also nicht von einem Landtage gewählt, sondern von den Landräten bloß im Sinne des Landtages einberufen worden zu sein. In gleicher Weise wird im J. 1681 auf Antrag „Einiger von d. H.Hn. Landrähten nebst d. Hn. Landmarschall. Wozu „die Wiedrige Zeitung auß Schweden wegen der im letzten Schwe„dischen Reichstagesschlusse auch über liefland Verhängten Reduction „Veranlasset" ein „particulier Conventtag" einberufen „und sind „an unterschiedliche E. E. Ritt. Deputirte sich in Wenden einzu„stellen von Sr. Exzell. Invitatorien ergangen, denen zufolge sich „auf d. 24. Mehr alß verschrieben . . . zu Wenden ein„gefunden." Von wem diese so bezeichneten „Deputierten" erwählt

worden waren, ist nicht ersichtlich, und der Umstand, daß „mehr als verschrieben" sich eingefunden und gewiß auch akzeptiert worden waren, drängt zur Annahme, daß hier wie auch 1647 das Wort „Deputierte" ungenau gebraucht, daß die hier gemeinten Deputierten überhaupt nicht vorher gewählte Personen sind, sondern daß in besonders dringenden Fällen die Landräte von sich aus Vertreter der Ritterschaft, gewiß Männer von besonderer Vertrauensstellung, zusammenzuberufen pflegten. Die Deputierten dieses 1681 in Wenden abgehaltenen „Konventstages" werden im Rezeß auch einfach als „E. E. Ritter- und Landschaft" bezeichnet Sie danken den Landräten für deren „vätterliche Vorsorge, die sie „bey diesen schweren Läufften für das Vatterland temoignirten" und willigen in die Absendung einer Delegation nach Schweden. Die hier ausgesprochene Ansicht, daß die „Deputierten" unter bestimmten Umständen nicht vorher gewählt, sondern von den Landräten nach deren Ermessen berufen wurden, wird fast zur Gewißheit erhoben durch einzelne Bestimmungen der schriftlichen Instruktion, die der Landtag vom J. 1717 den von ihm gewählten Deputierten erteilte[1]. Nach dieser Instruktion, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, können nicht nur bei Abwesenheit eines Deputierten die übrigen „anwesenden mit den H. Hh. Land-„räthen und Landmarschall die Sache nach ihrer Beschaffenheit und „Wichtigkeit entweder allein abhandeln oder andere von der „Noblesse in der Abwesenden Stelle zu sich ziehen", sondern „Ingleichen, wenn Sachen celerrimae expeditionis sich etwa „hervorthäten, daß man nicht soviel Zeit hätte, derer sämptlichen „H. Hh. Deputirten Einverschreibung und Ankunft hierselbst abzu-„warten, so werden ebenfalls an der Abwesenden Stelle von den-„jenigen, welche alsdann von der Noblesse zugegen seyn möchten, „oder aus der nächsten Nachbarschaft am geschwindesten zu erhalten „sind ‚so Viel als fehlen, zu denen deliberationen gezogen und „folglich durch dieselbe derer abwesenden Deputirten vices vertreten." Wir können nicht daran zweifeln, daß die vorstehenden Festsetzungen der Instruktion nur einem althergebrachten Brauche entsprachen. Was die Funktion der Deputierten betrifft, so haben wir von Anbeginn an zwei Kategorien von Deputierten zu unterscheiden, —

[1]) Für die Richtigkeit dieser Ansicht haben sich nachträglich zahlreiche Belege gefunden.

nämlich erstens diejenigen, welche außer der Landtagszeit im Auftrage des Landtages und im Namen desselben über Landesangelegenheiten beschließen, — und ferner diejenigen, welche während des Landtages den engeren Ausschuß zur Vorberatung der Verhandlungsgegenstände bilden.

Schon auf dem Landtage von 1650 wird anläßlich der Propositionen des Generalgouverneurs „auß allen dreyen Kreyßen zur „Deliberirung und Berahtschlagung dieser puncten ein ausschuß „gemachet", dessen Meinungsäußerungen weiter in folgender Weise verzeichnet stehen:

„Ad primum erklären die Hh. Landrähte und deputirten", 2c.
— „Ad 2dum vermeinen die Hh. Landrähte und deputirten", 2c.
— „Ad 3tium Inhaeriren die Hh. Landrähte und deputirten", 2c.

Auch dieser vorberatende engere Ausschuß wird nicht regelmäßig auf jedem Landtage, sondern je nach Erfordernis konstituiert. Mit den vom Landtage bevollmächtigten Deputierten hat er gewöhnlich keinen Zusammenhang. Noch die Landtagsordnung von 1742 kennt keinen Connex zwischen den während des Landtages zum engeren Ausschuß gehörigen Kreisdeputierten und denjenigen, die, „wo es für nötig befunden", bei Schluß des Landtages gewählt werden sollen, um mit dem Landratskollegium „zusammentreten" zu können.

Namentlich die Ausführung der vom Landtage bereits beschlossenen Aktionen wird in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. häufig dem hierzu gebildeten Ausschuß übertragen. So im Jahre 1662, weil „die Landesstände länger beysammen ingesampt zu Riga „nicht wol subsistiren konnten", die „nötige Ausfertigung dessen „allen und was zur ablegation sonst mehr erheischlich, Er. E. Ritter- „und Landschaft Secretario und dessen bekannten dexteritet „committiret, doch so daß zu revidir-, approbir- und subscri- „birung deren aus jedwedem Kreyse 4 von der Ritterschaft nebst „dem Hh. Landmarschall zu Wenden auf den 23. April sich sollten „zusammenfinden und alles erforderter maßen zu werck setzen."

Einem Versuch des Generalgouverneurs, die Kompetenzen der Delegierten zu erweitern, stellt sich, zwei Jahre später, die Ritterschaft durchaus ablehnend gegenüber. Da der Generalgouverneur meint, daß es „bei so geschwinden läufften ... E. E. Ritter- „und Landschaft fast beschwerlich fallen wollte, wen auf erheischenden

„Fall eine allgemeine Convocation der Ritterschaft angestellet würde", so proponiert er in den „Haupt-Punkten" vom 7. Januar 1664 u. a., „daß in einem jedem Kreyse ein gewisser Ausschuß einiger „Eingesessenen von Adel denominiret werde, welcher neben denen „H. Hh. Land-Rähten auf beschehene zeitige notification cum „plenaria potestate concludendi möchten instruiret „seyn." In dieser proponierten „machung eines außschusses auß „dem Adel anstadt einer völligen Landtagsversammlung" sieht der Landtag jedoch eine bedenkliche Neuerung „wieder dero alte ge„wohnheit und gebrauch" und will daher „lieber außer sothanem „gemachten außschuß bei den alten seither manierlichen völligen „Landtags Zusammenkünften und allgemeinen versammlung" bleiben. Was „in rebus levioris momenti" etwa vorfallen dürfte, möge vom Generalgouverneur „durch Hereinverschreibung „H. Hh. Land-Rähte . . . mit denselben . . . wol überleget und „abgethan werden[1]."

Schon im folgenden Jahre, 1665, wählt der Landtag auf Proposition des Generalgouverneurs wiederum je drei Deputierte aus jedem Kreise, denen in üblicher Weise bei Schluß des Landtages dasjenige überwiesen wird, was zu der Ritterschaft „eigenem bedruck unabgethan verblieben." — Im Jahre 1767 spricht der Generalgouverneur gegenüber der Delegation, die ihn um Bestätigung des neugewählten Landmarschalls bittet, das Anverlangen aus, die Ritterschaft möge „einige Deputirten . . . machen, welche „forderst alles, was dieser Landtag weiter erfordern möchte, ab„handeln." Solange das nicht geschehen und „völlige instruction „von der Ritterschaft aus allen drey Kreysen ihnen nicht ertheilet", werde er den Landtag nicht schließen „noch auch E. E. Ritter- und „Landschaft von hier zu erlassen." — Diese Drohung wirkt, die Wahl der Deputierten wird vollzogen.

Daß Konferenzen oder Versammlungen der Deputierten zwischen den Landtagen nicht selten stattgefunden haben, sieht man u. a. aus dem Landtagsrezeß vom Oktober 1668, wo einleitend die Gründe angeführt werden, weshalb der Generalgouverneur

[1]) Hauptgegner dieser Proposition des Generalgouverneurs scheint Gustav Mengden gewesen zu sein. (Vgl. das in der Schirrenschen Ausgabe der L.-Rezesse S. 11—15 abgedruckte „Promemoria" G. M—s, Pkt. 6, S. 10: „Man besinne sich, wie sehr ich" ꝛc.)

bisher „nicht wohl einen allgemeinen Convent (d. h. Landtag) oder „doch zum Wenigsten Deputationstag anstellen" konnte. Zum Schluß wird, „was noch etwa zu verrichten hinterstellig", namentlich die „revidirung des corpus privilegiorum" dem aus den Landräten, dem Landmarschall und den soeben gewählten Deputierten bestehenden Ausschuß „nebst E. E. Ritter- und Landschaft Secretario „. . . committiret, womit nach beschehener valedicirung unter „einander jeder von hinnen nach Hause wieder gereiset und sich dieser „bis in die vierte woche wohlüberstandene Landtag Gottlob! glücklich „geendiget." Auch später noch führt wiederholt die Ungeduld der Versammlung zu einem beschleunigten Schluß des Landtages und zur Überweisung der noch unerledigten Sachen an Deputierte. So geschieht es im März 1673, dergleichen im Dezember 1710. Dieser letztere Landtag wird kurz vor Weihnachten geschlossen, weil „die meisten von Er. Wohlgeborenen Ritter. auß mangell der „fourage und andern Nothwendigkeiten unmöglich dieses Fest über „hier in Riga subsistiren könnten." Nach dem Schluß dieses Landtages bleibt der aus den Landräten und Deputierten bestehende Ausschuß noch bis zum März des Jahres 1711 versammelt. Über dessen Verhandlungen berichtet die Fortsetzung des Rezesses ohne jede Veränderung in der Form, als handle es sich um Weiterführung des im Dezember eröffneten allgemeinen Landtages.

Bisweilen wurde der Termin für die Ausschußversammlungen vom Landtage genau anberaumt. So heißt es z. B. in dem Landtagsrezeß vom Oktober 1669: „Nach deme hielt man nötig, „einige Deputirte auß der Ritterschaft zu machen, welche zur „völligen Außfertigung des Corpus prlvilegiorum Nobilitatis „alß auch compilirung eines einmahl Liefländischen Ritterrechts „solten auf den 8. Junij in Riga, wills Gott, 1670 zusammenkommen", ꝛc.

Ferner dürfte es von Interesse sein, daß die Wortverbindung „Kreisdeputierte" im Landtagsrezeß vom J. 1675 zum ersten Mal vorkommt [1].

So war es denn in der letzten Zeit vor dem Verfassungsbruch von 1694 ein oft geübter Brauch, sowohl zur Vorberatung der Deliberationspunkte, als auch zur Ausführung bestimmter

[1]) Später in schwedischer Zeit nicht mehr, — stets „Deputierte aus den Kreisen" ꝛc.

Landtagsbeschlüsse und zur Erledigung vom Landtage überwiesener Angelegenheiten einen Ausschuß von Kreisdeputierten zu konstituieren.

Während dessen hatte sich das Landratsamt in einer andren Richtung entwickelt, als es die Resolution vom 4. Juli 1643 ins Auge gefaßt hatte. Die „Aufwartung beim Generelat" war trotz vieler Bemühungen nie zustande gekommen. Als es gelang, die ständige „Residirung" zweier Landräte in Riga durchzusetzen, hatte der Generalgouverneur seit fast zwanzig Jahren andere Räte. Die Landräte waren rein ritterschaftliche Beamte geworden. Im Jahre 1669 besorgten zwei „residierende Landräte" zwei Monate lang die laufenden Geschäfte und führten ein „Residier-Diarium"[1], doch vermochte die „Residenz" der Landräte in schwedischer Zeit sich nicht einzubürgern.

Ein gewisser, in der Natur der Sache begründeter Gegensatz zwischen diesen ständigen Beamten und der übrigen Ritterschaft blieb auch jetzt bestehen und letztere fühlte nach wie vor das Bedürfnis, wenn sie sich nicht vollzählig versammeln konnte, den Landräten gegenüber durch direkte ad hoc gewählte Bevollmächtigte vertreten zu sein.

Das waren die Zustände, die durch den Gewaltstreich Karls XI. vom 20. Dez. 1694 und durch den Nordischen Krieg unterbrochen, durch die Kapitulation vom 4. Juli 1710 in vollem Maße wiederhergestellt wurden.

Auf die allmähliche Weiterbildung der Funktion der Deputierten übte daher der Regierungswechsel an sich keinen Einfluß.

Bedeutungsvoll ist das Jahr 1717. — Durch einen Punkt aus den „Propositionen" des Landratskollegiums veranlaßt, wählte der Januar-Landtag des Jahres 1717 „auf drey Jahre, daferne „binnen solcher Zeit kein Landtag gehalten werden sollte", je drei Deputierte aus den drei Kreisen — der Dorpatsche Kreis führte damals eine politische Sonderexistenz — und erteilte diesen Deputierten eine schriftliche Instruktion. Damit waren die Deputierten von der zum Landtage versammelten Ritterschaft für die volle

[1]) Immer nur mit großen Unterbrechungen, von einer „ständigen" Residierung darf zu schwedischer Zeit wohl nicht geredet werden.

Einer dieser ersten residierenden Landräte war Gustav v. Mengden, der Sohn, politische Gehilfe und Nachfolger Otto Mengdens. Vgl. „Baltische Monatsschrift" 1899, S. 175.

Periode bis zum nächſten Landtage zu Bevollmächtigten ernannt worden. Die Inſtruktion, unterſchrieben am 31. Januar 1717 vom ſtellvertr. Landmarſchall Otto Chriſtoph Richter und ausgeſtellt auf die Namen der neun ſoeben gewählten Kreisdeputierten, ſetzt in einer Reihe von Punkten, teils ganz ſpezieller, teils allgemeinerer Natur, genau feſt, über welche Angelegenheiten die Deputierten Beſchlüſſe zu faſſen kompetent ſein ſollen, macht es ihnen zur Pflicht, ſich der Teilnahme an den von den Landräten und dem Landmarſchall einzuberufenden Verſammlungen nicht zu „entziehen", beſtimmt in der bereits oben angeführten Weiſe, wie in dringenden Fällen auch „andere von der Nobleſſe", die „vices" der Deputierten vertreten können, und erklärt endlich, wie über vorgeſchriebene puncta die H. Hh. Deputati ſich mit nichts zu befaſſen „haben", worauf die „ausdrücklich verbotenen" Punkte gleichfalls ſpezifiziert werden, vielleicht zum erſten Mal die „Reſervatrechte" des Landtages.

Als ein ſtändiges, ohne Unterbrechung zu beſetzendes Amt behandelt aber auch die Landtagsordnung von 1742, die erſte ſeit 1647, abgeſehen von der Reſolution Karls XI. vom 20. Dezember 1694, das Kreisdeputiertenamt noch nicht, daher ordnet ſie auch nicht regelmäßig einzuberufende Verſammlungen der Deputierten an. Während des Landtages ſollen, wenn die „Gegenſtände von ſolcher „Wichtigkeit befunden werden, daß ſelbige durch einen engeren „Ausſchuß wohl examiniret und unterſuchet werden müſſen", aus jedem Kreiſe „2 oder 3 Deputirte" gewählt und „durch den „Landmarſchall dem Landraths-Collegio bekannt gemacht" werden. „Der Sitz dieſer Herren Deputirten ſoll in einer Kammer à part „ſein." Sie können ſich „bey denen H. Hh. Landräthten durch den „Hh. Landmarſchall eine conference ausbitten." Auch diejenigen Deputierten, die „zwiſchen denen Landtägen" in Funktion zu treten haben, ſollen nur, „wo es für nöthig befunden wird", gewählt und ferner nur „nach Erforderniß der vorfallenden Umſtänden „einverſchrieben" werden. Ihr „Amt" erſtreckt ſich nur ſoweit, „alß ſie von der Ritterſchaft authoriſiret und bevollmächtiget „werden."

Erſt die Landtagsordnung von 1759 ſetzt ganz allgemein feſt, daß „da eine vorgetragene Sache ſelten zur Zufriedenheit „aller Glieder der Ritterſchaft in pleno beprüfet und abgemachet

„werden kann“, ein engerer Ausſchuß von zwei oder drei Deputierten aus jedem Kreiſe zu wählen iſt, ſowie daß „die Deputirten, „welche zwiſchen den Landtagen den Convent „ausmachen“ . . . „aus dem engeren Ausſchuß“ gewählt werden, ſo daß von jetzt an in der Tat ein ſtändig beſetztes Kreisdeputiertenamt exiſtiert. — Als Ordnung für die Verhandlungen iſt beſtimmt: „Die H. Hh. „Landräthe geben ihre consilia und rathen nach ihrem Amte das „Beſte; die Deputirte nehmen die Deliberations-puncte in Über„legung und entſcheiden durch die Mehrheit der Stimmen.“ Bei Stimmengleichheit entſcheidet der Landmarſchall. — Den Kaſſadeputierten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, wird ein votum consultativum zugeſtanden, „weil das Geld doch in „den mehrſten Sachen einen Einfluß hat.“ Die Konvente ſind noch nicht periodiſch, ſondern werden einberufen bei Differenzen zwiſchen dem reſ. Landrat und Landmarſchall, ſowie bei „Sachen „von Wichtigkeit, welche von der Reſidirung nicht abgemacht werden „können.“

C. v. Rautenfeld.

Tradition und Fortschritt und unser Landschaftsprojekt.

Durch die Arbeiten des Wirtschaftskonseils beim Ministerium des Innern ist die Landschaftsreform akut geworden. Die Duma wird sich voraussichtlich schon im Herbst mit ihr zu befassen haben und bereits rüsten sich die einzelnen Parteien zu dieser schwerwiegenden Frage. Die Kadetten haben schon früher ihr Semstwoprojekt ausgearbeitet. Auf dem letzten Semstwokongreß haben oktobristische Vertreter ein eigenes Projekt entworfen. Eine Kommission der Oktobristenfraktion arbeitet gegenwärtig an einem besonderen, den Prinzipien des Parteiprogramms entsprechenden Projekt und auch die rechten Fraktionen wollen die Frage aufnehmen. So werden denn den Kommissionsverhandlungen in der Duma, an denen auch drei deutsch-baltische Deputierte teilnehmen werden, zahlreiche Projekte vorliegen, aus denen die Reichslandschaftsordnung in ihrer endgültigen Gestalt hervorgehen wird. Diese Reichsordnung oder vielmehr die Prinzipien, die ihr zugrunde liegen werden, werden dann wohl auch bis zu einem gewissen Grade maßgebend sein für unsere baltische Landschaftsreform.

Eines der wesentlichsten Prinzipien jedes Selbstverwaltungsgesetzes ist das Prinzip der Repräsentation. Hiervon hängt das Wohl des Landes in hervorragendem Maße ab. Suchen wir nun von einem allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkt aus der Frage näher zu treten, welches der verschiedenen in Vorschlag gebrachten Repräsentationssysteme für unsere Ostseeprovinzen das geeignetste ist, insbesondere, ob die für die Reichslandschaftsordnung in Aussicht genommenen Prinzipien, auf unsere Verhältnisse angewandt, einer gesunden Reformpolitik entsprechen.

Jeder gesetzgeberische Akt stützt sich entweder auf das Prinzip der Tradition oder auf das Prinzip des Progresses, oder aber stellt eine Kombination beider Prinzipien dar.

Die Entwicklung der Menschheit besteht darin, daß die geistigen, sittlichen und materiellen Güter jeder Generation auf die nächstfolgende übergehen, und von dieser dann, weiter ausgebildet und ausgestaltet, auf die folgenden Generationen vererbt werden. Diese Entwicklung zeigt sich auch im politischen Leben der Völker. Hier bilden die aufeinanderfolgenden Generationen ein ideelles Ganzes, den Staat, dem trotz des Wechsels der Personen und Institutionen der Charakter der Kontinuität innewohnt: ein bleibendes geistiges Prinzip verbindet hier, wie eine unsichtbare Kette, die einzelnen Generationen miteinander. Daraus resultiert das eine leitende Prinzip in der Gesetzgebung: das Prinzip der Tradition.

Aber jedem Wesen, so auch dem Staat, ist das Prinzip der Entwicklung eigen, hervorgerufen durch das Streben nach Vervollkommnung, nach Verwirklichung höherer Ideale. Daraus resultiert das zweite leitende Prinzip in der Gesetzgebung: das Prinzip des Fortschritts, das, wenn dabei die Erkenntnis durch das reine Denken, also durch Vernunftsschlüsse gewonnen wird, als das rationale bezeichnet wird.

Diese beiden Prinzipien — das Prinzip der Tradition und das Prinzip des Progresses — bilden die wesentlichsten Elemente der Gesetzgebung. Das Prinzip der Tradition verknüpft die Gesetzgebung mit der Vergangenheit, das Prinzip des Fortschritts mit der Zukunft. Das ideale Ziel einer jeden Gesetzgebung besteht in einer gesunden Verbindung beider Prinzipien. Die rein historische Gesetzgebung ist namentlich in einer Periode der Reformen, die auf eine Zeit allgemeinen politischen Stillstandes folgt, meist ebenso zu verwerfen, wie die rein rationale Gesetzgebung.

Die historische Gesetzgebung hat den großen Vorzug, daß sie aus dem Leben selbst hervorgeht, indem sie an bestehende Verhältnisse anknüpft und diese nun nach Maßgabe tatsächlicher Bedürfnisse ausgestaltet. Sie vermeidet es, bestehende Rechte, Interessen und Anschauungen anders als bei dringendster Notwendigkeit anzutasten, und ist bestrebt, nur in organischer Entwicklung die alten Formen durch neue zu ersetzen. Ihren Stützpunkt

findet sie in dem Volksbewußtsein selbst. Ihre Verwirklichung ist um so leichter, als sie an die Anschauungsweise des Volkes anknüpft. Sie entwickelt in dem Volke den politischen Blick und erzieht es zum praktischen politischen Leben.

Aber diesen Vorzügen stehen auch Nachteile gegenüber. Die historische Gesetzgebung greift nur schwer in die Entwicklung ein. Das Alte wird erst dann aufgehoben, wenn der Schaden offensichtlich ist und damit Gefahren für das Wohl des Staates in sich birgt, und wenn die Gesellschaft selbst die nötige Energie und das nötige Verständnis zeigt, ihre Bedürfnisse zur Perzeption zu bringen. Die Bedürfnisse einzelner Bevölkerungsschichten widersprechen aber häufig den in der bisherigen Gesetzgebung wohlfundierten Rechten andrer Schichten, vor denen der auf rein historischem Boden stehende Gesetzgeber stets große Achtung hat. Der historischen Gesetzgebung fehlen meist leitende Prinzipien; sie operiert mit Vorliebe mit partiellen Maßregeln.

Ganz anders die rationale Gesetzgebung. Hier wird die Entwicklung nach festen Prinzipien, nach einem wohlgeordneten System bestimmt. Der Gesetzgeber wartet nicht ab, bis die alten Verhältnisse unhaltbar geworden sind. Er ist bestrebt neue höhere Prinzipien in das Leben einzuführen. Alles ist bei ihm klar systematisiert und für jedermann verständlich. Und indem der Gesetzgeber die bestehenden Rechte gewisser Schichten der Bevölkerung verletzt, handelt er im Namen der höheren Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit.

Doch nur dann bringt die rationale Gesetzgebung Nutzen, wenn sie durch das Leben vorbereitet ist. Ungestraft kann niemand das Leben eines Volkes in neue, unbekannte Formen gießen, die seinem historischen Entwicklungsgange nicht entsprechen. Eine Nichtberücksichtigung des Volksbewußtseins, um abstrakter Prinzipien halber, verursacht Unklarheit, Unzufriedenheit und Widerstreben. Das wirkt demoralisierend und macht die Gesetzgebung ohnmächtig. Die Folge ist dann die Reaktion.

Daher ist stets eine gesunde Verbindung des historischen Prinzips mit dem rationalen zu empfehlen. Eine solche führt zu einer organischen und dabei doch fortschrittlichen Gesetzgebung.

Suchen wir diese Gedanken auf unser Landschaftsprojekt zu beziehen, namentlich auf folgende vier Grundfragen: 1) die Land-

schaftseinheit, 2) das Wahlrecht, 3) das Kuriensystem und 4) die Repräsentation der Kurien.

Die landschaftliche Selbstverwaltung in Livland und Estland ist gegenwärtig in dem historisch gewordenen Virillandtage konzentriert, in welchem in Estland erst seit 1866 in Willigungsfragen der gesamte Großgrundbesitz vertreten ist. Die Heranziehung des Großgrundbesitzes bedeutete hier einen organischen Fortschritt, der durch die gleichzeitig erfolgte Freigabe des Güterbesitzrechts bedingt war. In den Landtagsverhandlungen der vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, die zu der Bauerverordnung von 1856 und 1860 führten, ist aber auch schon stets darauf hingewiesen worden, daß die organische Entwicklung unsrer baltischen Agrarverhältnisse ihren Schlußstein in der Heranziehung des Bauerstandes zur Selbstverwaltung haben müsse. Der erste Schritt nach dieser Richtung war die baltische Landgemeindeordnung vom Jahre 1866. In Livland wurden bereits 1870 die Vertreter der Bauergemeinden in den Kirchspielskonvent gezogen. Im Jahre 1885 stellten die baltischen Ritterschaften der Regierung das Projekt einer Kirchspiels- und Kreisordnung vor, nach welchem die Bauerschaft zur Vertretung nicht nur im Kirchspielskonvent, sondern auch in den Kreisversammlungen berufen werden sollte. Dieses Projekt hat die Bestätigung der Staatsregierung nicht erhalten. Das gleiche Schicksal hatte das Projekt der estländischen Kirchspielsordnung vom Jahre 1899. Die Regierung hat hier in der Absicht einer vollkommenen Bureaukratisierung der Selbstverwaltung im Baltikum die organische Entwicklung zum Stillstande gebracht.

Erst die Allerhöchste Kundgebung vom 12. Dezember 1904 gab den Ritterschaften die Möglichkeit, auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts zu schreiten. Das von dem baltischen Provinzialrat festgestellte Landschaftsprojekt beruht auf den Entwürfen der Ritterschaften.

In diesen Entwürfen haben die Ritterschaften u. a. gezeigt, daß sie auf der Höhe der Situation stehen. Der lange Stillstand in der politischen Entwicklung des Landes ließ hier eine rein historische Gesetzgebung unangebracht erscheinen. Eine solche hätte im besten Falle dazu geführt, daß Vertreter der Bauergemeinden für Willigungsfragen in den alten Virillandtag hineingezogen wären. Hier lag tatsächlich ein dringender Notstand vor, insofern

bei der gegenwärtigen Verfassung die bäuerlichen Steuerzahler bei relativ hoher Kultur und bei ausgebildeter eigener Kommunalverfassung nicht das Recht genießen, über die von ihnen aufgebrachten Landesmittel mitzuverfügen. Das führte naturgemäß zu einer Gährung in der bäuerlichen Bevölkerung, die vom rein historischen Gesichtspunkte aus die oben gekennzeichnete partielle Maßregel wohl nahe legte.

Die Ritterschaften sind diesen Weg nicht gegangen. Sie haben sich von den Prinzipien des Fortschritts leiten lassen. Sie haben das allgemeine parlamentarische Prinzip der Repräsentation gewählt und das historisch gewordene Virilsystem, in Bezug auf den Großgrundbesitz, verworfen. Sie haben auch das von der Wissenschaft geforderte und in Livland schon zum Teil durchgeführte Prinzip der Dezentralisation aufgenommen, indem sie die Begründung der Kreislandschaften vorschlugen. Die von den linken Parteien geforderte Einfügung der Landgemeinde als organisches Glied in das System der Selbstverwaltung, das Produkt rein rationaler Denkweise, haben sie verworfen. Eine solche Maßregel würde wohl ein auf den ersten Blick harmonisches Gebäude schaffen. Sie stände aber im Widerspruch mit den realen Verhältnissen, wie sie sich bei uns ausgebildet haben. Denn einmal hat das Leben noch nicht die Vorbedingungen für eine gesunde Verknüpfung aller Kategorien des Grundbesitzes in den Landgemeinden geschaffen, andrerseits ist diese gegenwärtig noch zu schwach, um größere, jetzt den Kreislandschaften zu übertragende Funktionen zu übernehmen.

Gehen wir zum Wahlrecht über. Hier sind vier Prinzipien möglich. Einmal das rein historische, welches an die bestehende Verfassung im Innern des Reiches und im Baltikum anknüpft und nur auf dem Immobilienbesitz beruht. Auf diesem Prinzip basiert das nunmehr vom Wirtschaftskonseil des Ministeriums des Innern approbierte Landschaftsprojekt der Regierung. In direktem Gegensatz zu diesem Prinzip steht das allgemeine Wahlrecht im Projekt der Kadetten. Dieses ist durchaus rational und insofern schädlich, als es Elementen, die nichts zur Unterhaltung der Landschaftseinrichtungen beitragen, einen maßgebenden Einfluß auf die Erhebung und Verwendung der Landschaftssteuern einräumt. In der Mitte zwischen diesen beiden Prinzipien stehen das reine Steuerprinzip und die Kombination zwischen Boden- und Steuer-

zensus, wie sie ihren Ausdruck im baltischen Landschaftsprojekt gefunden hat. Die ausschließliche Anerkennung des Bodenzensus rechnet nicht damit, daß sich auf dem Lande im Laufe der letzten Jahrzehnte außer dem landwirtschaftlichen auch andere Gewerbe ausgebildet haben, die über keinen Immobilienbesitz verfügen, dabei aber zu den Landschaftssteuern herangezogen werden, bezw. herangezogen werden können und dabei an den landschaftlichen Wohlfahrtseinrichtungen in hohem Maße interessiert sind. Das reine Steuerprinzip dürfte insofern den realen Verhältnissen nicht entsprechen, als es ein zu schwankendes ist, vor allem die Bildung bezw. Stabilisierung der so notwendigen Interessengruppen, über die weiter unten gehandelt werden soll, sehr erschwert. Demnach dürften die Ritterschaften auch hier in der Kombination des Bodenzensus mit dem Steuerzensus den richtigen Weg beschritten haben.

Wenden wir uns jetzt dem Kuriensystem in unserem baltischen Landschaftsprojekt zu. Das Landschaftsprojekt der Kadetten sieht von diesem System ab und fordert vom Standpunkte des rationalen Prinzips der Gleichheit aller Staatsbürger ein gleiches Wahlrecht. Die Einführung eines solchen Wahlrechts würde aber in den realen Verhältnissen ihre Begründung nicht finden, ja direkt Schaden bringen, da dadurch die Selbstverwaltung der großen Masse den kleinen, auf niedriger Bildungsstufe stehenden Wählern überantwortet werden würde. Das direkte Gegenteil des gleichen Wahlrechts bildet das ständische Prinzip, wie es der russischen Semstwo zugrunde liegt. Die Beibehaltung dieses Prinzips würde der rein historischen Gesetzgebung entsprechen, den realen Verhältnissen aber widersprechen, weil die Differenzierung der ursprünglich ständisch gegliederten Gesellschaft doch schon zu große Fortschritte gemacht hat. An baltischen Landtagen ist das ständische Prinzip bereits überwunden.

Hier tut eine Kombination des historischen Prinzips mit dem progressiven not, indem die Wähler nicht nach Ständen, sondern nach Interessengruppen geschieden werden. In links oktobristischen und progressiven Kreisen sympathisiert man stark mit einer Gruppierung nach dem Prinzip des alten städtischen Klassensystems, wobei die Gesamtheit der Wähler nach Maßgabe der von ihnen aufgebrachten Steuern in 3 Klassen eingeteilt werden, von denen eine jede eine gleiche Steuersumme repräsentiert. Von Interessen-

gruppen ist hier nicht mehr die Rede. In den Städten mit ihrer überaus starken Differenzierung der Bevölkerung ist ein solches System durchaus am Platze, nicht aber auf dem flachen Lande, namentlich bei uns in den Ostseeprovinzen, wo sich in historischer Entwicklung drei große Gruppen ausgebildet haben, deren Interessen vielfach auseinandergehen, — der Großgrundbesitz, der Kleingrundbesitz und Handel und Industrie. Diese bestehende Differenzierung würde im Dreiklassensystem nicht zur Geltung kommen. Theoretiker und Politiker, die die Verhältnisse auf dem flachen Lande nicht kennen, können sich für dieses System erwärmen, jeder Kenner wird mir aber zugeben, daß es den realen Verhältnissen nicht entspricht. Ich habe in einem Kreise Estlands (Wierland) die Probe gemacht und dabei, was vorauszusehen war, festgestellt, daß bei dem Dreiklassensystem in der ersten Klasse der Großgrundbesitz und in der zweiten und dritten der Kleingrundbesitz prävalieren würde; der Großgrundbesitz würde demnach ein Drittel und der Kleingrundbesitz zwei Drittel der Deputierten stellen, während Handel und Industrie, sofern die Städte, wie projektiert, ausgeschieden werden, garnicht vertreten wäre, was nicht nur der historischen Entwicklung, sondern auch der Verteilung der Steuern unter den drei genannten Interessengruppen strikt widersprechen würde. So wie in Wierland liegen die Verhältnisse auch in den andern Kreisen Estlands, ja auch in den Schwesterprovinzen.

Auch das vom Wirtschaftskonseil approbierte Regierungsprojekt schafft ein System, das unseren baltischen Verhältnissen absolut nicht entspricht. Dieses stellt folgende 7 Wahlkurien fest: 1) Großgrundbesitzer und Eigentümer großer landwirtschaftlicher Betriebe; 2) Kleingrundbesitzer und Eigentümer kleiner landwirtschaftlicher Betriebe; 3) Eigentümer großer nichtlandwirtschaftlicher Immobilien auf dem flachen Lande; 4) Eigentümer kleiner derartiger Immobilien; 5) städtische Immobilienbesitzer; 6) Kleingrundbesitzer und Eigentümer sonstiger Immobilien auf dem flachen Lande, deren Besitz das für die zweite und vierte Kurie festgesetzte Minimum nicht erreichen, sowie Mitglieder bäuerlicher Genossenschaften, und 7) Bauern auf Anteilland. Diese Einteilung entspricht schon insofern unseren baltischen Verhältnissen nicht, als wir das Institut des Gemeindebesitzes nicht kennen; die siebente Kurie müßte also bei uns in Fortfall kommen. — Dann schafft das

Regierungsprojekt eine künstliche Teilung innerhalb des Kleingrundbesitzes, die in unseren Verhältnissen ihre Begründung nicht finden würde; auch kennen wir bei uns das Institut der bäuerlichen Genossenschaft nicht. Schließlich dürfte auch die Heranziehung der städtischen Immobilienbesitzer zu den Kreislandschaftswahlen unseren Verhältnissen nicht entsprechen, da unsere baltischen Städte durch ihre ganze historische Entwicklung zu einer mehr selbständigen Stellung prädistiniert sind. Mit einer Scheidung des nichtlandwirtschaftlichen Immobiliensbesitzes (Handel und Industrie) in zwei Kurien könnte man sich schließlich einverstanden erklären. Am meisten würde jedenfalls bei uns eine Kurienbildung nach den historisch ausgebildeten Interessengruppen den realen Verhältnissen des Landes entsprechen. Jede der bestehenden drei Kategorien — Großgrundbesitz, Kleingrundbesitz und Handel und Industrie — hat ihre spezifischen, in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes begründeten Interessen, die eine entsprechende Vertretung nötig machen. Somit dürfte denn auch unser baltisches Kuriensystem eine gesunde Kombination der Tradition mit dem Fortschritt zum Ausdruck bringen.

Gehen wir schließlich zur Repräsentation der Kurien über. Die Neigung zu rein historischer Gesetzgebung würde bei uns die Schaffung einer künstlichen Vorherrschaft derjenigen Kurie nahelegen, welche die Bevölkerungsklasse repräsentiert, in deren Händen allein bisher die Selbstverwaltung des Landes gelegen hat und die daher auch über mehr politische Schulung verfügt, als die übrigen Klassen der Bevölkerung. Eine solche Bevorzugung wäre in der Weise leicht durchführbar gewesen, daß der ersten Kurie eine numerische Vertretung gewährt würde, die ihr von vornherein einen ausschlaggebenden Einfluß in der Selbstverwaltung sicherte*. Diese Prävalenz aber hätte insofern ihre innere Begründung in den realen Verhältnissen nicht gefunden, als ihr die Verteilung der Steuerlast unter den einzelnen Kurien widersprechen würde. Eine solche Maßregel wäre m. A. n. nur dann gerechtfertigt, wenn der Nachweis erbracht werden könnte, daß das rationale Prinzip

*) Wir meinen allerdings, daß der ersten Kurie, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, eine solche Vertretung eingeräumt werden müßte, daß ihre Mitwirkung nicht einfach überhaupt mehr oder weniger illusorisch gemacht wird, was zum Schaden des Ganzen doch leicht eintreten könnte. Die Red. d. „B. M."

der Harmonie zwiſchen Rechten und Pflichten der Selbſtverwaltung Schaden bringen würde, etwa weil der Bauerſtand bei uns noch nicht die politiſche Reife erlangt hat, um an den Arbeiten der Selbſtverwaltung mit Nutzen mitzuwirken.

Es ſcheint mir, daß das in dem baltiſchen Landſchaftsprojekt gewählte Repräſentationsſyſtem eine geſunde Konzeſſion an den Progreß darſtellt, doch läßt ſich hierüber immerhin noch diskutieren. Das Regierungsprojekt dürfte dagegen auch in dieſer Beziehung den realen Verhältniſſen bei uns im Lande, ja wohl auch im Innern des Reiches nicht entſprechen. Nach dieſem Projekt erhalten die beiden erſten Kurien (Großgrundbeſitz und größerer Kleingrundbeſitz) ein Drittel der Deputiertenzahl, die dritte, vierte und fünfte Kurie (Eigentümer nichtlandwirtſchaftlicher und ſtädtiſcher Immobilien) das zweite Drittel, und die ſechſte und ſiebente Kurie (Kleingrundbeſitz und Bauern auf Anteilland) das letzte Drittel. Dabei iſt zu bemerken, daß als Minimum für die erſte Kurie die Hälfte des gegenwärtigen Landſchaftszenſus, in den Oſtſeeprovinzen alſo ein Areal von etwa 120—150 Deſſj. und als Minimum der zweiten Kurie der 10. Teil des vollen Zenſus, bei uns alſo 10—15 Deſſj. angenommen iſt. Auf die Oſtſeeprovinzen, wo die Durchſchnittsgröße des Bauergeſindes 35—45 Deſſj. beträgt, ausgedehnt, würde dieſes Repräſentationsſyſtem dazu führen, daß ſich der Großgrundbeſitz und die Hauptmaſſe des Kleingrundbeſitzes in einem Drittel der Deputierten zu teilen hätten, während dieſe beiden Gruppen doch, zuſammengenommen, den weitaus größten Teil der Steuerlaſt aufbringen. Die Verteilung der Zahl der Deputierten unter den einzelnen Kurien innerhalb der 3 Gruppen ſoll nach Maßgabe der Summe der von ihnen aufgebrachten Steuern geſchehen, wobei dem Großgrundbeſitz und dem großen nichtlandwirtſchaftlichen Immobilienbeſitz je ein Sechſtel garantiert wird. Das würde bei uns dazu führen, daß der Großgrundbeſitz, der größere Kleingrundbeſitz und der größere nichtlandwirtſchaftliche Immobilienbeſitz mit je einem Sechſtel, der kleinere Kleingrundbeſitz mit einem Drittel und der ſtädtiſche und kleine nichtlandwirtſchaftliche Immobilienbeſitz zuſammen mit einem Sechſtel vertreten wären, — ein Verhältnis, das den realen Bedingungen abſolut nicht entſpricht und uns den größten Schaden bringen würde.

A. v. G.

Der Freiherr vom Stein bis zu den großen Reformen.*

Gewaltig ist der Abstand von Mensch zu Mensch. Millionen leben und sterben wie die Blätter im Walde. Einige wenige hebt das Schicksal und ihre Kraft hoch empor über ihr Volk, ihre Zeit, weil ein Gott ihnen gab zu sagen und zu vollbringen, was niemand anders so zu sagen und zu vollbringen verstand, wie sie. Das sind die Einzigen, die Ewigen, die Großen. Das sind die Helden des Gedankens, der Tat, von denen Carlyle spricht: die Seele der Geschichte der ganzen Welt ist ihre Geschichte.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts stehen zwei Männer da, beide von übergewaltigem Einfluß auf den Gang der politischen Entwicklung in Westeuropa: Napoleon und Stein. Dämonischer Feuerglanz umspielt die Gestalt Napoleons, der fremd und furchtbar wie ein Wesen aus einer andern Welt auf dem Schauplatz der Geschichte erscheint, sich mit unbegreiflicher Schwungkraft des Genies zu schwindelnder Höhe emporhebt und aus der Höhe einem zürnenden Jupiter gleich zerstörende Blitze schleudert, ganze Staaten zusammenwirft wie elende Kartenhäuser und Völker und Fürsten knetet wie weiches Wachs. In Frankreich selbst freilich erscheint Napoleon als der geniale politische Architekt, als der Baumeister der modernen französischen Zentralisation in der Regierung und Verwaltung. Außerhalb Frankreichs aber wirkt er nur zerstörend und umwälzend wie ein furchtbares Erdbeben. Wohl hat er einen phantastischen Plan im Kopfe. Er will den verwegenen Traum der Weltenmonarchie zur Wirklichkeit machen. Aber dieser Plan

*) Max Lehmann, Frhr. v. Stein. Teil I. Vor der Reform. Lpz. 1902. 454 SS. T. II. Die Reform. 1903. 607 SS. T. III. Nach der Reform. 1905. 510 SS.

iſt eine Chimäre. Sein Wille erlahmt am Willen der Völker. 2 Millionen Menſchen opfert der Übermenſch nutzlos auf dem Schlachtfelde ſeinem erbarmungsloſen Ehrgeiz. Mit eiſiger Gleichgültigkeit ſchaut er das Blut und die Qualen Millionen ſterblicher Brüder, der Schrei der Verzweiflung dringt nicht an ſein Ohr, rührt nicht ſein Herz. Denn ſo gewaltig ſein Wille, ſo reich dieſer Geiſt, ſo entſetzlich arm und kalt und leer iſt ſein Herz. Die Gier nach Macht erfüllt es ganz und gar. Liebe, Freundſchaft, Vertrauen finden hier keinen Raum. Ja er war, wie Arndt ſagt, nicht geboren, von irgend einem Weſen geliebt zu werden.

Wie ganz anders Napoleons Gegner, Preußens politiſcher Reformator, der Freiherr von Stein. Auch er ein königlicher Geiſt, zu dem alle aufſchauen, aber faſt alle nur mit Dankbarkeit, Liebe, Bewunderung. Auch Stein konnte auflodern im Zorn und vernichtende Blitze ſchleudern, aber ſein Zorn traf nur das ſittlich Kleine und Gemeine. Hoch ſtand er über den Menſchen ſeiner Zeit, aber alles Menſchliche ſtand ſeinem Herzen immer nahe. Napoleon lebte nur ſein eigenes unerſättliches Ich, — Stein umfaßte mit gleicher heißer Liebe ſeine Familie, ſeine Pflicht, ſein ganzes großes deutſches Vaterland. In Schmerz und Arbeit für ſie verzehrte er ſein langes reiches Leben. Napoleon war der genialere, — Stein der unendlich viel größere, tiefere Menſch. Denn das Größte im Menſchen iſt nicht der Geiſt, ſondern der gute Wille, die Liebe, die ſchaffende, ſorgende, immer getreue und nie ermüdende Liebe. —

Derſelbe Berg des Lahntales trägt die Stammburg der Grafen von Naſſau und der Freiherren von Stein. Jahrhunderte hindurch waren die Stein Burgmannen der Dynaſtie Naſſau geweſen. Uralt iſt ihr Geſchlecht. Als erſter wird Henricus de Lapide im Jahre 1255 genannt. Beide Geſchlechter wandten ſich dann der evangeliſchen Lehre zu. Auf Luthers Rat bricht Engelbrecht v. Stein, der Domherr von Trier, ſein Gelübde, heiratete Margarethe Greifenklau und wurde ſo der Stammvater der Linie des Hauſes, die alle andern überlebt und beerbt hat. Durch die Güter, die ſie erwarben, wurden die Stein aber auch bald Vaſallen anderer Fürſten, ſo der Kurfürſten von Mainz, der Landgrafen von Heſſen. Hier im Süden und Weſten Deutſchlands gab es aber auch eine freie Reichsritterſchaft, unmittelbar unter der Macht

und Hoheit des Kaiſers. Auch die Familie Stein wurde bald ein Glied der freien Reichsritterſchaft. Die Reichsritter waren die wichtigſte Stütze des ſinkenden Kaiſertums. Sie zahlten ihm die einzigen Reichsſteuern; ſie waren ſeine treueſten Diener, halfen ihm Schlachten gewinnen, Bündniſſe ſchließen, Länder verwalten. Der Kaiſer und ſeine Ritter hatten beide die gleichen Feinde, die mächtig aufſtrebenden Territorialfürſten. Das Regiment der Reichsritter wurde oft als ſchlimm und hart geſcholten, wie das ſo vieler Fürſten. Die Reichsritter verſuchten ſich durch ſelbſtgegebene Normen und Geſetze, die ſogen. Ritterordnungen moraliſch zu reinigen und zu erneuern. In einer ſolchen Ritterordnung aus dem 17. Jahrhundert heißt es: Unordentliche Haushalter ſollen unter Kuratel geſtellt werden. Niemand darf ſein Gut verkaufen, wenn er es nicht vorher der Korporation zum Verkauf angeboten. Wer auf eine Beleidigung nicht mit einer Forderung zum Duell antwortet, darf zu keiner ritterſchaftlichen Gemeinſchaft zugelaſſen werden. Mit dem größten Ernſt und Nachdruck wurde aber vor allem zur Treue gegen den Kaiſer gemahnt. Dieſe Treue gegen Kaiſer und Reich war auf dieſe Weiſe ein moraliſches Erbgut der Familie Stein. Und eben ſolch ein Erbe der Väter — der Haß gegen die Fürſten, beſonders gegen die zu Fürſten emporgeſtiegenen Grafen von Naſſau. Die Stammburgen beider Familien lagen längſt in Trümmern, aber ihre Beſitzungen ſtießen noch an vielen Punkten zuſammen. Der Steinſche Landbeſitz hatte die Größe eines mäßigen pommerſchen Rittergutes, aber er beſtand aus zwei Dutzend weit verſtreuten Gütern mit unzähligen Renten und Pachten. Da hatten Juden ihr Schutzgeld zu zahlen, die Bauern — Zinsbauern und Leibeigene — ihren Blut-Zehnten, Heuzehnten, Weinzins, Grundzins, Zinshühner, Zinshafer zu entrichten, meiſt in Natura, teilweiſe aber ſchon Geld. Mit vielen Nachbarn, beſonders aber den geiſtlichen Herren, lebte die Familie Stein in Frieden. Ewigen Streit und Hader gab es mit den Fürſten von Naſſau. Sie beſtritten ihnen das Recht der Reichsunmittelbarkeit. Die Fürſten wollen die Familie Stein ihren Steuern unterwerfen, beſtreiten ihnen das Fiſchrecht und Jagdrecht. Hatten fürſtliche Untertanen auf Steins Grund und Boden Waldfrevel begangen, ließ man die Klagen unbeachtet oder weigerte ſogar direkt die Auslieferung der Täter.

In dieser gewitterschwülen Atmosphäre ewiger Prozesse und Rechtshändel ist Stein aufgewachsen. Sein Vater, ein kalter, ernster, nüchternerner Mensch, aber ehrlich, zuverlässig und fromm, brachte es bis zum Geheimrat beim Kurfürsten von Mainz. Viel höher an Geist steht seine Frau Henriette Karoline von Simmern. Die seltenen großen Eigenschaften Steins sind ein Geschenk der mütterlichen Natur und Erziehung. Eine edle, fromme Frau war sie, unermüdlich tätig, unwandelbar treu. Als ihre Tochter starb, schrieb sie: „Ich werde diesen Verlust beweinen, solange ich lebe." So konnte leidenschaftlich heftig sein. Alles Unreine, Gemeine, Schlüpfrige weckte den Abscheu ihrer reinen Seele und ihren scharfen Tadel. Ihre Briefe beweisen eine tiefe Bildung, ihre Aussprüche einen vorurteilsfreien Geist. Von ihrem Sohn sagt sie z. B.: „Er ist nicht angesteckt von der Epidemie der Reichsritterschaft, die sich über andere erhaben dünkt, weil sie einige chimärische Privilegien, Prärogative besitzt, die mehr kosten, als sie wert sind." Karl Stein sagt von der Mutter, sie habe in ihm Frömmigkeit, Liebe zum Vaterlande, den Sinn für gemeinnützige Tätigkeit durch ihre Lehre und ihr Leben gepflanzt und gepflegt.

Stein wuchs auf dem Lande auf, im wunderschönen Tal der Lahn. Die Natur ist ihm immer lieb und vertraut gewesen. Für ihre Schönheit hat er immer ein offenes Auge gehabt. Nach der Natur, nach dem Lande hat er sich immer gesehnt. Schon als Knabe hat auch Stein die Bücher lieb gewonnen. Er las fast ausschließlich historische Werke. Früh zog ihn besonders die englische Geschichte an. Aus der Geschichte dieses Volkes, das früher als andere den Segen einer freien Verfassung erkämpft und genossen hat, schöpfte Stein die idealen politischen Grundanschauungen, die ihn durch sein ganzes Leben begleiten und leiten sollten. Die Tyrannei der fürstlichen Nachbarn weckte früh die heiße Sehnsucht nach Recht und Gesetz und die heilige Achtung vor ihnen, weckte früh auch den Haß gegen die Kleinfürsten, die schlimmsten Störer und Feinde der deutschen Reichseinheit und der deutschen Reichsgröße. — Karl Stein hatte 9 Geschwister, 3 starben früh hinweg. Früh kamen auch die Geschwister aus dem Hause. Die Brüder traten in den Dienst zu fremden Herren. Die Schwestern heirateten standesgemäß oder fanden Schutz vor den Stürmen des Lebens in einem adligen Stifte. Auf den Wunsch der Eltern studiert

Karl — wie Luther einſt — Jurisprudenz, und zwar zunächſt in Göttingen, wo die Wiſſenſchaft in hoher Blüte ſtand. Ein junger Juriſt Salzmann begleitete ihn nach der Sitte der Zeit als Hofmeiſter.

Stein war erſt 16 Jahre alt, aber ſeine Briefe zeigen einen auffallend frühreifen, fertigen und überlegenen Geiſt. Er hört, daß ſein Bruder Gottfried Soldat werden möchte. Stein philoſophiert über den Charakter und Entſchluß ſeines Bruders und ſagt unter anderem: „Die großen Beweggründe, die uns mit Geduld und Beharrlichkeit für die Wiſſenſchaft wappnen, ſind in dem Kinde noch nicht wirkſam, wie in einem Manne, in welchem die tägliche Erfahrung ſie befeſtigt, und welcher mit weniger Muſe ſtudiert als ein Kind, deſſen Geiſt noch nicht recht an das Reflektieren gewöhnt iſt. Eben dieſe Leichtigkeit iſt ein neuer Reiz für ihn, der dem Kinde fehlt.“ Natürlich war ein Jüngling, der ſo ſprechen konnte, kein gefügiger Zögling. Der Hofmeiſter hat es ſchwer. Wohl lobt er den eiſernen Fleiß, die großen Gaben, aber er tadelt die ſchroffe Selbſtgefälligkeit des Jünglings. Die Mutter ſchreibt ihm einen ernſten Brief. Sie ſagt unter anderem: „Ich beſchwöre Dich, nicht jene jämmerliche Idee zu nähren, als ob Fügſamkeit Dich herabwürdigte.“ Zum Schluß greift ſie ſtark in ſein Gemüt: „Die Mütter ſind nur Phantome für ihre Söhne. Dieſe vergeſſen, daß man wenigſtens gewiſſe Rückſichten verdient, wenn ſie auch unſere Zärtlichkeit, unſere Sorgen, unſere Mühen nicht vergelten. So tut man gut, ſich von dieſer Bühne zurückzuziehen, wo unſere Rolle ausgeſpielt iſt.“ Der Brief macht tiefen Eindruck, aber das Verhältnis zum Hauslehrer wurde auf die Dauer doch nicht beſſer. Der ſtarrköpfige junge Mann erhielt ſchließlich doch einen andern Hofmeiſter, der ihn beſſer zu feſſeln verſtand. — Freunde hat der junge Stein wenig gehabt. Die Wenigen aber waren alle nur auserwählt tüchtige, gehaltvolle Menſchen. Intereſſant iſt das Urteil ſeines beſten Freundes Rehberg über Stein: „Es war in allen ſeinen Empfindungen und Verhältniſſen etwas Leidenſchaftliches. Aber welche Leidenſchaft! Dem lebendigen und unbeugſamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne unterordnet ſich in ihm ſogar der Ehrgeiz ſelbſt.“ — Mit den wenigen Menſchen, denen er ſich hingab, war er nur durch die Vermittlung jener Empfindungen verbunden, und wer

dazu gelangt, konnte nicht anders, als ihn wieder leidenschaftlich lieben. „Ein Poet war nicht unter seinen Freunden."

Über Steins Leben in Göttingen wissen wir wenig Genaues, nicht einmal die Namen seiner Professoren. Bekannt ist, daß in Göttingen damals das historische Studium blühte und daß Stein mit Vorliebe diese Studien betrieb. Hier vertiefte er sich aufs gründlichste wieder in die englische Geschichte, las viele englische verfassungsgeschichtliche, national-ökonomische und politische Werke. Die Philosophie zog ihn nicht an. „Er gab dem Empirischen den Vorzug vor dem Begrifflichen." Charakteristisch, daß die Göttinger Universität frei blieb von absolutistischen Lehren. Der berühmte Püttner trat hier energisch und nachdrücklich für das Steuerbewilligungsrecht der Landstände ein.

Von Göttingen kam Stein nach Wetzlar ans Reichskammergericht. Er besaß keinen akademischen Grad, war weder Kandidat noch Doktor. Nur die Bürgerlichen mußten Doktoren der Rechte sein. Bei Adeligen genügte der Nachweis von 4 Ahnen — ein merkwürdiges Surrogat für juristisches Wissen. Stein ist jetzt 20 Jahre alt. Ein einziger Brief ist aus dieser Zeit erhalten. Amüsant das überlegene Urteil über Menschen und Verhältnisse: „Man findet hier schöne Mädchen, manche von ihnen bei einiger Nachsicht liebenswürdig." Die Gesellschaft behagt ihm garnicht. Die Männer schwerfällig, eckig. Die Frauen kreischende, klatschsüchtige Kleinstädterinnen. Stein findet Befriedigung nur in der Arbeit. Am Rechtsstudium interessiert ihn aber weniger die Analyse der Rechtsbegriffe, als das Studium der praktischen Einzelfälle, „aus ihnen lernt er das Leben kennen."

1779 begibt er sich auf Reisen. Er besucht die Höfe von Mannheim, Stuttgart, München. Überall findet er Beifall. Man bewundert seine gründlichen Kenntnisse, sein scharfes Urteil. Sehr charakteristisch ist die Bemerkung über Stein: „Untätigkeit kann ihn zugrunde richten. Ein tätiges Leben kann ihn aber zu einem großen Mann machen." — Nun naht ihm das Schicksal. Stein tritt in preußische Dienste. Er sagt in seiner Biographie: „Meine hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen hatte den Wunsch erregt, ihm zu dienen, unter ihm mich zu bilden." Die erbärmliche Misere der kleinen Fürstenhöfe, die politische Nichtigkeit des altersschwachen Reichstages ließen ihn Preußens kühn aufstrebende

Jugendkraft beſonders ſtark empfinden. Vielleicht ahnte er die künftige Größe Preußens, gewiß aber imponierte ihm die eherne Heldengeſtalt des alten Fritz. 1780 wird der junge Stein zum Kammerherrn ernannt. Es war ein Hofamt, das ihn in perſönliche Berührung mit den Gliedern des königlichen Hauſes brachte. Bald ſtieg er empor. Sein Gönner war Miniſter Heinitz, deſſen Frau mit Steins Mutter eng befreundet war. Ihm hat Stein viel zu verdanken. Er ſpricht mit der größten Verehrung von ihm. Heinitz war ein edler, ernſter, tief religiöſer Menſch, unermüdlich in ſeiner Arbeit, unerſchöpflich in ſeinem Wohlwollen; tüchtige Menſchen herauszufinden, zu bilden, emporzubringen — ſein größtes Glück. Heinitz war ein Anhänger moderner wirtſchaftlicher Prinzipien. Die damaligen Zuſtände Preußens waren veraltet und überlebt. Der alte Friedrich hielt aber leider zu ſtreng an ihnen feſt. Die Aufhebung etwa der Zollſchranken innerhalb Preußens erſchien ihm ein ganz unmöglicher Gedanke. Heinitz iſt dagegen durchaus Anhänger dieſer Zollfreiheit innerhalb des Staates und kam dem Gedanken ſehr nah, „daß die freie Konkurrenz die Seele jedes Verkehrs und jedes Gewerbes ſei.“ Mit zäher Energie, aber auch praktiſch ſchonender Vorſicht verſuchte er manches Neue anſtelle des Alten zu ſetzen, oft gegen den Widerſpruch des alten Fritz. Aber hier glückte ihm nicht viel. Man hörte nicht auf ſeine Ratſchläge. Nur in der Pflege des preußiſchen Bergbaues traf ſich Heinitz mit der Meinung des Königs. Heinitz war der erſte Chef des neugeſchaffenen Bergwerkdepartements, und zieht auch Stein in die neue Behörde. Stein hat ſeinen Eintritt nie bereut. „Die neue Tätigkeit,“ ſo ſagte er, „die den praktiſchen Geſchäftsſinn belebt und das Nichtige des toten Buchſtabens und der Papiertätigkeit lehrt“, behagt ihm. Allerdings, Vorarbeiten gab es tüchtig viel. Stein mußte Protokolle führen, Akten ſtudieren, wiſſenſchaftliche Spezialwerke leſen, Vorleſungen über Chemie, Phyſik, Mechanik, Mineralogie hören, beſonders durch Reiſen und Beſichtigungen das Berg- und Hüttenweſen praktiſch kennen lernen. Mit Heinitz iſt er auch in Holland geweſen. Dann ſchickte ihn derſelbe Heinitz zuſammen mit einem gewiſſen Rhaden nach Polen, um dort die wirtſchaftlichen Verhältniſſe zu erforſchen. Ungemein intereſſant iſt der Bericht der beiden jungen Männer. „Vom Geſichtspunkt der damals modernen Freiheit und Gleichheit“

üben ſie ſcharfe, eindringende Kritik an den ſozialen Verhältniſſen. „Die Volksmenge vermehrt ſich hier nicht nach den Geſetzen, welche die Natur in Ländern beobachtet, wo Freiheit und Gleichheit in der Verteilung des Vermögens und eine Geſetzgebung die Rechte der Menſchheit beſchützt und ihre Wirkung begünſtigt. Polen iſt auffallend menſchenleer. Das iſt die Folge davon, daß es hier nur einen reichen privilegierten Adel und faule, dumme, unfreie Bauern gibt; ein Bürgerſtand fehlt ſo gut wie ganz. Ebenſo Schulen und Ärzte auf dem Lande.“ Beſonders tadelt Stein, daß der Adel, um den Ertrag des Gutes zu vermehren, den Genuß der ſtarken Getränke befördert, die er ſelbſt produziert. Der Saufteufel frißt dem Bauer Beſitz und Geſundheit weg. Warum wollen denn auch die polniſche Induſtrie und das Gewerbe nicht gedeihen? Stein antwortet: die Leibeigenſchaft iſt ſchuld daran. „Das Eigentum des Vermögens und der perſönlichen Kräfte des größten Teils der Nation iſt der Willkür eines kleinen Teils überlaſſen, und ſo erliſcht bei Millionen Enterbten der Trieb zur Tätigkeit.“ Viel Schuld gibt Stein freilich auch dem trägen, ſorgloſen Nationalcharakter der Polen. Der ganze Bericht bewies eine ſo große Begabung, ein ſo klares Urteil, daß Heinitz ſchon 1782 Stein zum Oberbergrat vorſchlug. Der alte Fritz zaudert. Stein ſei doch zu jung, erſt 24 Jahre. Heinitz preiſt und empfiehlt ſeinen Zögling ſo überzeugt und nachdrücklich, daß der König nachgibt.

Stein, erſt 24 Jahre alt, wird Oberbergrat. Bald übertrug man ihm die Verwaltung der weſtfäliſchen Bergwerke. Er kam ſo wieder in die Nähe von Naſſau. Das war ihm lieb. Denn die Mutter ſtarb 1783. Der Vater war krank, und Stein, ſchon 1779 zum Stammhalter ernannt, mußte die Verwaltung des Familienbeſitzes übernehmen. Er ernennt einen tüchtigen Juſtizbeamten zum Verwalter ſeiner Güter und gibt ihm eine ungemein praktiſche und eingehende Inſtruktion für die Geſchäfts- und Wirtſchaftsführung. Unter anderem ordnete er an, möglichſt langfriſtige Pachten auf ſeinen Gütern einzurichten, um ſo die Renten zu ſteigern und die beſſere Bewirtſchaftung der Güter zu befördern. Auch fordert er alle 14 Tage Bericht und jährliche Aufſtellung eines Etats. Man ſieht, der künftige politiſche Reformator iſt ein kluger und tüchtiger Hausverwalter. Sein neuer Beruf fordert

viel Arbeit von ihm. Er erhielt das Direktorium über sämtliche Bergwerke der westfälischen Provinzen und behielt dabei Sitz und Stimme in der Behörde des Bergwerkdepartements, d. h. auch im neuen Amte blieb er in ständiger Fühlung mit der Regierung. In der Grafschaft Mark mit ihren reichen Kohlenlagern, und zwar in Wetter an der Ruhr, wählte er seinen Wohnsitz. Seine Hauptaufgabe bestand darin, für guten Absatz der reichen Kohlenschätze zu sorgen und für die Entwicklung und Belebung der aufblühenden Industrie. Denn dafür lagen die Bedingungen selten günstig. Holz, Steinkohle, Eisen, Wasserkräfte, Wasserstraßen, eine fleißige Bevölkerung standen zur Verfügung. In Hochöfen wurden Erze geschmolzen, in Hammerwerken Eisen geschmiedet, Rohstahl fabriziert, — alle diese kleineren und größeren Betriebe befanden sich im Privatbesitz, aber der Staat ordnete und beaufsichtigte den Betrieb. Fabrikreglements wurden erlassen, Fabrikkommissare wachten über ihre Durchführung, hatten Vorschläge zu machen, Streitigkeiten beizulegen. Stein zeigte sich hier keineswegs als gewöhnlicher Bureaukrat. Er sah sein Ideal nicht darin, die Fabrikkommissare unter sein strammes bureaukratisches Kommando zu zwingen. Er beantragte, daß die Fabrikkommissare in Zukunft ein Kollegium bilden und ihre Geschäfte kollegialisch erledigen sollten. Er erweitert ihre Rechte, er schenkt ihnen Vertrauen, so steigert er ihr Selbstgefühl durch die eingeräumte Selbständigkeit und erhöht das Gefühl der Verantwortlichkeit. — Mit Feuereifer wirft sich Stein in die Arbeit. Sofort beginnt er nach gewohnter Weise mit Kontrollbesuchen. Er will alles selbst sehen. Und in kurzer Zeit hat er alle Mängel durchschaut: Verschwendung, Nachlässigkeit, Willkür, Planlosigkeit in der Verwaltung, den ungleichen Lohn und seine unpünktliche Zahlung, oft noch dazu in Lebensmitteln anstatt in Bargeld. Stein verlangt vor allem stramme Aufsicht von seiten des Staates, größere Abhängigkeit der Privatbergwerke vom staatlichen Bergamt. Denn hatten die Privatbesitzer auch das Kapital, so fehlten ihnen die kaufmännischen und technischen Kenntnisse der Staatsbeamten, die zudem auch noch allein mit den höher organisierten Bergwerken des Auslandes vertraut waren. Alle Vorschläge Steins waren so praktisch, daß Minister Heinitz sie sämtlich im Prinzip annahm. Stein hatte lange mit der Indolenz und Unbildung der Privatbesitzer zu kämpfen, aber durch sein energisches

Auftreten, durch kluge Vereinigung von Festigkeit und Entgegenkommen, im äußersten Falle vom Machtgebot des Staates unterstützt, erreichte er sein Ziel.

Mitten unter diesen Verwaltungsarbeiten erhielt Stein plötzlich von Friedrich d. Gr. den Auftrag, eine diplomatische Mission zu übernehmen. Damals bedrohte Joseph II. unruhige aggressive Politik Preußens Machtstellung in Deutschland. Friedrich d. Gr. nimmt den Gedanken eines Fürstenbundes auf. Stein soll unter anderem den Erzbischof Kurfürsten von Mainz überreden, dem Fürstenbunde beizutreten. Anfangs schlägt Stein das Anerbieten direkt aus. Er sei kein Diplomat, verstehe nichts von der Sache. Da klang aus Berlin der Verdacht an sein Ohr, Stein sage ab, weil er es nicht mit Österreich verderben will. Das durfte er nicht auf sich sitzen lassen. Er nahm den Auftrag an. Und auch hier ein glänzender Erfolg. Der alte, vorsichtig zaudernde Kurfürst läßt sich von Stein überreden, sich dem Fürstenbunde anzuschließen, und so auf Friedrich d. Gr. Seite zu treten. Man überschüttet Stein mit Lobsprüchen, aber er will so schnell wie möglich heraus aus dem verhaßten Amt. „Die schlau berechnende Geschäftigkeit der Diplomatie", so sagt er selbst, „die Kleinlichkeit und Langeweile des Hoflebens, mein Hang zur Unabhängigkeit und meine Offenheit machen mir das diplomatische Amt zur Qual." Stein ist froh, daß er bald wieder seine Reformarbeit im alten Amt fortführen kann. — Anfangs hatte ihm das Leben hier in Wetter an der Ruhr garnicht behagt. Er fühlt sich vereinsamt. „Ich habe nichts als Untergebene um mich, mit gezwungenem Lächeln und geschmeidigen Knien, nicht einen Einzigen, an dem ich nur das Geringste hätte." Die Schlaffheit und Dummheit seiner Untergebenen ärgert ihn unaufhörlich. Aber die Arbeit im Lande wurde ihm bald lieb. Durch seine unzähligen Amtsreisen lernt er das Land aufs gründlichste kennen, — seine stillen Winkel, seine lauten Stätten. Überall sucht er die Menschen auf, die im Lande leben, Reiche und Arme, Fabrikherren und Handwerker, treu der goldenen Regel: „Wer regieren will, muß das Vertrauen der Regierten haben." Oft stört ihn anfangs seine ungestüme, reizbare Heftigkeit. Aber er lernt mit eiserner Selbstbeherrschung sein Temperament zu zügeln, und gewann mehr und mehr die Liebe

ſeiner Weſtfalen. Schließlich fühlt ſich Stein ſo wohl im Amt und Land, daß er garnicht weg will.

Aber damals, 1786, ſtarb Friedrich der Große. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. beſtieg den Thron. Die neue Zeit macht ſich geltend, man ſprach von Reformen. Einige kleine werden auch durchgeführt. Damals machte Stein eine Reiſe nach England, ſtudierte das dortige Bergwerksweſen gründlich. Man ſchlug ihm dann einen Geſandtſchaftspoſten in Holland und Petersburg vor. Stein ſchlug ihn aus. Man entſchädigte ihn durch einen höheren Poſten. Er wurde zweiter Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in der Mark. Die Mark war ein geſegnetes Land, die Perle unter den preußiſchen Beſitzungen. Bergwerke, Metall-, Woll- und Baumwollfabriken im Süden, Überfluß an Korn im Norden. Im Norden lagen Kleve, Geldern, Mörs. Da lebten die Bauern auf Einzelhöfen, ausgezeichnete, wohlhabende Landwirte. Nördlich lagen Minden, ein Ackerbauland, Ravensberg ein Fabrikland. Die Bewohner trieben oft Ackerbau und ſpannen gleichzeitig in ihren Hütten Leinewand. Ungemein dicht iſt hier die Bevölkerung, faſt 5000 leben auf einer Quadrat-Meile. Das ganze geſegnete Land umfaßte über eine halbe Million Menſchen, den zehnten Teil der damaligen Bevölkerung Preußens. Aber Friedrich d. Gr. intereſſierte ſich wenig für dieſe Weſtländer, ſein Herz, ſeine Sorge, ſeine Hoffnung gehörten dem Oſten. Hier ſah es ganz anders aus. Der Großgrundbeſitz wiegt vor. Rieſengüter, die nur dem Adel gehören, — Bauern, noch unter dem Joch der Hörigkeit ſchmachtend. Stadt und Land ſtreng getrennt. Anders im Weſten. Der Begriff eines adligen Gutes iſt hier ſo gut wie fremd, die Bodenverteilung ſehr weit vorgeſchritten. Adlige Güter wurden hier künſtlich eingeführt durch die preußiſche Regierung. Im Oſten iſt der Adel ſteuerfrei. Im vorgeſchrittenen Weſten wird die Steuerfreiheit des Adels von den Städten lebhaft beſtritten. Die Steuerfreiheit wurde aber hier durch ein Geſetz der Hohenzollern dem Adel geſchenkt. Im Oſten waren aber, wie geſagt, die Rittergüter nur im Beſitz des Adels, im Weſten auch im Beſitz von Bürgerlichen. Die Hörigkeit der Bauern iſt in einem Teil des Weſtlandes, in Kleve, in Mark, faſt ganz beſeitigt. Hier im Weſten war auch ſchon das Gewerbe aufs Land gezogen. Der Bergmann und der Handwerker trieben nebenbei Landwirtſchaft.

Blöde, verständnislos, mißgünstig sahen die preußischen Beamten aus dem Osten auf diese aufgeklärten Zustände im Westen. Sie prophezeiten völligen wirtschaftlichen Ruin. Aber sie irrten sich gewaltig. Die wirtschaftliche Kultur hier im Westen stand viel, viel höher als in dem feudal regierten, feudal zurückgebliebenen Osten. Auch der gemeine Mann im Westen war reicher an Geld, Bildung und Aufklärung. Friedrich d. Gr. war nicht groß genug mehr, um das einzusehen. Er liebte und verstand den Westen nicht. Er schützte ihn nicht durch Festungen, wie den Osten. Ja, errichtete gegen die Westprovinzen Zollschranken, behandelte sie wie Ausland. Ein Glück, daß er dem Westen seine alte ständische Selbstverwaltung ließ. Die Stände behielten das Recht der Steuerbewilligung und der Mitwirkung bei Gesetzen. Friedrich d. Gr. verschonte das Land mit seiner ostpreußischen Kreiseinteilung, seinen ostpreußischen Landräten und der ostpreußischen Patrimonialgerichtsbarkeit, aber er ließ auch diesen Westprovinzen so gut wie gar keine staatlichen Meliorationsgelder zukommen. Der Nachfolger Friedrich d. Gr. brach endlich mit der kurzsichtigen Politik der alten starren Königs. Der Westen soll von nun an ebenso gut wie der Osten behandelt werden. Stein in seinem neuen Amt als zweiter Direktor der märkischen Kriegs- und Domänenkammer fand hier ein reiches Feld der Tätigkeit. 1788 wird Stein schon erster Kammerdirektor und zugleich erster Landtagskommissar, d. h. Vertreter der Regierung beim Landtag, — ein Ereignis von weittragender Bedeutung für die politische Entwicklung Deutschlands.

Die Landtage in Kleve und Mark hatten sich noch eine große Lebenskraft bewahrt und brachten wirklich viel Segen durch ihre kluge Selbstverwaltung. Freilich überwog der Adel. Von 24 Städten waren nur 7 vertreten. Drei wichtige parlamentarische Grundrechte besaßen diese Landtage: erstens das Recht periodisch zusammenzutreten, zweitens das Recht die Steuern zu bewilligen, drittens die Mitwirkung bei Gesetzen. Alle Jahre wurde von der preußischen Regierung durch den Landtagskommissar, also jetzt durch Stein, der Steueretat im Entwurf dem Landtage zur Beratung vorgelegt. Ebenso beriet der Landtag Gesetze, Verordnungen, die sich auf die Provinzen bezogen. Auch wählte der Landtag eine Deputation, sie besorgte die laufenden Geschäfte. Während im Osten der Bauer alle Jahre dasselbe zahlte, wurde

hier in Klewe der Betrag der Steuern wechselnd von Jahr zu Jahr bestimmt. Die Provinz zerfiel in Ämter. Jedes Amt hatte auch seinen Landtag, den sogenannten Erbentag. Hier kamen zusammen die Rittergutsbesitzer, die Rentmeister der Domänen, die Deputierten der Bauernschaften, „alle Gleiche unter Gleichen". Hier beriet man die Weiterverteilung innerhalb des Amtes, der dem ganzen Amt auferlegten Steuersumme, besprach sich auch über die Bedürfnisse des kommenden Jahres, setzte Summen fest für Gehälter, Diäten, Schulmaterialien, Postgeld, Botenlohn, Unterhalt der Brücken und Wege. Rechnungen wurden vorgelegt und abgenommen. In der Nähe der großen Ströme, Rhein und Maaß, kamen noch die sehr wichtigen und kostspieligen Deich-Angelegenheiten hinzu. Die Mitglieder des Erbentages wählten ihre eigenen Beamten, die Steuereinnehmer, die Deichgrafen. Den Vorsitz hatte der Landrat, der von adligen Gutsbesitzern vorgeschlagen wurde. Das Amt zerfiel wieder in Kirchspiele, und diese hatten wieder ihren Kirchspielstag. Auch hier berieten Adelige und Bauern zusammen über die Verteilung der Steuersumme unter die Bauerschaften nach Größe und Güte des Ackers. Das Kirchspiel bezahlte die Gehälter, Fuhren und hatte oft sehr beträchtliche Schulden zu tilgen. Natürlich gab es in dieser Selbstverwaltung auch manche Mängel und Mißbräuche. Die Steuereinnehmer nennt Stein unwissend und kenntnislos. Die Vertretung der Städte war ungerecht, kleine waren vertreten, große nicht. Bei der schweren Besteuerung der Bauerhöfe war die Steuerfreiheit des Adels schreiendes Unrecht. Trotz dieser Mängel hat diese Selbstverwaltung viel gute Arbeit geleistet. Sie förderte mit großer Einsicht wirtschaftlich wichtige Unternehmungen, wie die Kanalisierung der Ruhr und Lippe, sie hat die Landesschulden sehr geschickt verwaltet. Besonders segensreich und erfolgreich war die Selbstregierung der Erbentage.

„Es ist nicht auszusagen, von welcher Bedeutung dies für Stein geworden ist. Von Jugend auf hatte ihn das reichsritterschaftliche Wesen, welches das Elternhaus erfüllte, mit der Idee der Selbstverwaltung vertraut gemacht. Dann war er auf der Universität gelehrt worden, daß die landesherrliche Gewalt ihre Grenzen habe in den Rechten der Untertanen. Nunmehr sah er sich durch eine ewig denkwürdige Fügung zum Führer einer politischen Organisation berufen, deren Bedingungen ständisches Wesen

und Selbstverwaltung, Berechtigung und Mitarbeit der Untertanen waren. Was dem Knaben die Gewöhnung, was dem Jüngling die Unterweisung, das verkündigte jetzt dem gereiften Manne die tägliche Beobachtung, Erfahrung und Arbeit. Er war für immer gefeit gegen absolutistische Anwandlungen."

Ausgezeichnet verstand Stein bei Forderungen der Regierung an die Stände, die von diesen hart empfunden wurden, Konflikte zu vermeiden, Kompromisse zu finden, die beide Teile befriedigten. Die wichtigste und schwerste Kunst des politischen Reformators. Er hat aber auch große Unternehmungen angeregt und dann selbst geleitet, die für das wirtschaftliche Gedeihen der Provinz von unermeßbarem Wert waren. So z. B. den Bau von Chausseen. Die Richtung der Chaussee, die Art der Erbauung hat er mit eindringendem Scharfblick eminent praktisch angeordnet. Mit gründlicher Verachtung bureaukratischer Allwissenheit holte Stein sich seine Kenntnisse durch Befragung von Steuerbeamten, Kaufleuten, Fuhrleuten. Die Regierung widersprach seinen Bauplänen, die Bevölkerung war störrisch. — Stein setzte seinen Willen durch, überwand alle Hindernisse, erzwang sich von der Regierung Baukapital, bewog die Landtage zu jährlichen Beiträgen, nahm Anleihen auf — in drei Jahren waren die Chausseen fertig, die ersten überhaupt im preußischen Staat. Das war 1792. Eine zweite größere Leistung folgte. Stein befreite Handel und Gewerbe von veralteten lästigen Schranken. Die preußische Regierung hatte auch im Westen mit Gewalt den Akzise und Gewerbezwang eingeführt, das Gewerbe vom Lande möglichst verjagt und versucht es ganz in die Städte zu verlegen. Aber es glückte garnicht. Die Akzise brachte kaum den 10. Teil des erwarteten Satzes ein. Die Bevölkerung schmuggelte gewaltig, holte sich die Ware trotz des Verbotes aus fremden Städten und fremden Gebieten. Anstatt das falsche veraltete System hier aufzugeben, will die Regierung mit verständnisloser Hartnäckigkeit 1783 nach dem Muster des wirtschaftlich zurückgebliebenen Ostens den vollständigen Gewerbe- und Handelszwang einführen. Der Bauer soll jetzt nur in den akzisebaren Städten kaufen und verkaufen, er soll sein Weißbrot, Fleisch, Bier nur aus diesen Städten holen. Die Regierung verbot dem Bauer auf dem Lande jeden Nebenverdienst durch gewerbliche Beschäftigung. Die adlige Ritterschaft antwortet mit einer so ver-

nichtenden Kritik auf dieſe Regierungsmaßregel, daß ſie zum Glück unterblieb. So erweiſen ſich die Stände als Vorkämpfer moderner wirtſchaftlicher Anſchauungen.

Nach dem Tode Friedrich d. Gr. kam das Licht wirtſchaftlicher Erkenntnis auch über die preußiſche Regierung. 1790 wurde eine Kommiſſion eingeſetzt, um die Beſchwerden der Grafſchaft Mark zu unterſuchen. An ihrer Spitze ſtand Stein. Land und Stadt ſtanden ſich jetzt in ihren wirtſchaftlichen Forderungen und Intereſſen durchaus feindlich gegenüber. Mit wunderbarem Geſchick fand Stein den Ausweg, den Frieden, die Reform. Das Land bequemt ſich eine höhere Steuer zu zahlen, die Städte werden entlaſtet, weil ſie die Akziſeeinnahmen opfern mußten. Die Akziſe ſelbſt wird aufgehoben. Das Land erhielt völlige Gewerbe- und Handelsfreiheit. Die arme Bevölkerung, von unzähligen kleinen Zahlungen befreit, atmete auf. Der Schmuggel hörte auf. — Lehmann urteilt: „Dieſe Befreiung von Handel und Gewerbe iſt wohl ein Ereignis von eminenter Wichtigkeit im Zuſammenhang der politiſchen Entwicklung Preußens, denn dieſe Reformen ſind ein Vorſpiel deſſen, was Stein und ſein Nachfolger Hardenberg im Zeitalter der großen Reformen durchführten.“ Die neue Ordnung hatte eine ſo belebende Wirkung auf die Entwicklung des inländiſchen Gewerbes und des auswärtigen Handels, daß alle Stände der Provinzen mit dankbarer Liebe und Vertrauen zu Stein aufſchauten. In dem Bericht einer bürgerlichen Deputation hieß es am Schluß: „Wie anders war es doch früher, da die Bewohner der weſtfäliſchen Mark in den Räten der königlichen Kammer nicht Ratgeber, Freunde und Beſchützer ſahen, da Kälte, Zurückhaltung, Mißtrauen und Furcht die Herzen verſchloß.“ Und welch ein ſchöner Gewinn erwuchs nicht dem preußiſchen Staat aus dieſen Reformen: man hatte die weſtlichen Provinzen feſter denn je mit dem Staat vereinigt, weil man ſie in ihrer Eigenart reſpektierte.

In den nächſten Jahren griff die franzöſiſche Revolution tief in die Geſchicke Deutſchlands und auch in Steins Leben und Tätigkeit ein. Viele Ideen, Beſtrebungen der Revolution trafen bei Stein durchaus auf Sympathie und Billigung. Auch Stein verurteilt das Syſtem des abſoluten Königtums, hatte er doch ſelbſt ſtändiſche Verſammlungen geleitet und ihre fruchtbare Mit-

arbeit mit eigenen Augen gesehen. Stein verehrt Montesquien. Stein verehrt über alles England und die Engländer, und es ist ja bekannt, wie gerade die englische Verfassung und englische politische Ideen das Denken und Streben der französischen Freiheitsapostel beeinflußt hat. Auch Stein rühmt die Bürger, den dritten Stand, als die aufgeklärtesten, tüchtigsten Glieder des Staates. Leider haben wir kein Urteil von Stein über die ersten Jahre der französischen Revolution. In dem J. 1792, als diese Revolution schon maßlos radikal geworden, den Adel ganz abgeschafft hatte und der vierte Stand allzufrüh sein Haupt zu erheben begann, schrieb ein Studiengenosse Steins, Ernst Brandes, eine Abhandlung über die Wirkung der französischen Revolution in Deutschland, behauptete, daß die Wirkung nicht allzugroß sei, daß aber die Idee der Gleichheit die Abneigung gegen die privilegierten Stände sehr gefördert habe. Er schließt seine Schrift mit den Worten: „Eine gute Administration und eine allmähliche den Menschen und Umständen angemessene Verbesserung der Konstitution, wo dieses möglich ist, kann noch allem vorbeugen." Stein äußerte sich durchaus zufrieden mit diesem Geist der Mäßigung.

Bald darauf brachen die Kriege mit Frankreich aus. In Frankreich wird das Königtum im August 1792 abgeschafft, es erfolgten die entsetzlichen Septembermorde. Und das revolutionäre republikanische Frankreich entfaltet gewaltige kriegerische Kräfte. Das Heer der verbündeten Preußen und Österreicher muß zurück. Der Franzose Custine dringt bis zum Rhein. Speier fällt, Worms fällt. Wie die Gespenster beim ersten Hahnenschrei stoben die ehrwürdigen geistlichen Herren, Fürsten und Kurfürsten, nach allen Seiten auseinander. Mainz, der Schlüssel zum inneren Deutschland, fiel, ohne daß ein Tropfen französischen oder deutschen Blutes vergossen wurde. Die Geschichte sprach ihr Todesurteil über die elenden Kleinstaaten. Auf einer Reise nach Mainz in Wetzlar hört Stein die Hiobspost, daß Mainz gefallen. In Gießen traf ihn auch sein älterer Bruder, der, ganz verzweifelt über den Fall von Mainz, die schlimmsten Folgen voraussah, besonders da die Landgrafen von Hessen-Cassel ganz den Kopf verloren hatten. Hier zeigt sich Stein in seiner ganzen Größe, als glühender Patriot und als herzhafter Mann der kühnen schnellen Tat. Sein Wesen spricht helle, leuchtende Tatkraft. Mit wunderbarer Kraft des

Gemüts richtet er die Verzagten auf, weckt und belebt den erstorbenen Mut seiner Umgebung. So überredet er den Landgrafen von Hessen, seine Truppen nach Frankreich marschieren zu lassen. Er geht nach Coblenz ins preußische Hauptquartier. Da findet er fast alle in schlaffer, mutloser Stimmung. Nur der König allein ist tapfer. Durch den König siegt Steins Vorschlag, das rechte Rheinufer von den Franzosen zurückzuerobern. Ein preußisches Korps stößt zu den Hessen. Und Stein frohlockt. Die Hessen stürmen Frankfurt, Preußen und Hessen zusammen aber Hochheim. Nun sind die Franzosen wesentlich auf das linke Rheinufer beschränkt. Stein kehrt nach Westfalen zurück und in zwei Monaten rastloser Tätigkeit läßt er für den bevorstehenden Feldzug alle Magasine mit den nötigen Vorräten füllen. Wieder halfen in treuer umsichtiger Arbeit die Stände mit. Kein Spekulant, kein Einzellieferant hat sich bereichern können.

Der Krieg ruht eine Weile. Stein ist auch freier als sonst von drückenden Geschäften. Er atmet auf, sein Herz spricht lauter. Er sehnt sich nach Frauenliebe, nach Menschenglück. Stein ist 35 Jahre alt und noch ohne Haus, Frau und Kind, und er, der mit allen Menschen und Hindernissen fertig wurde, kann das Gefühl der Vereinsamung jetzt nicht mehr überwinden. Er schreibt: „Ich fühle sehr lebhaft, wie schmerzlich eine völlige Einsamkeit ist, eine gänzliche Entfernung von Menschen, welche man liebt, wie sie das Gemüt düster und verschlossen macht." Bald blühte ihm das Glück. In Gießen war Stein mit dem Grafen Wollmoden und dessen Tochter Wilhelmine zusammengewesen. Sie gefiel ihm und sein Entschluß stand fest. Damals schrieb er: „Der Wunsch, aus ihren Händen das für mich wenigstens einzige Glück des Lebens, häusliches Glück zu erhalten, wurde so lebhaft, daß ich einen entschiedenen Schritt tat." Ob wohl ein Napoleon so hätte fühlen und sprechen können. Stein verlobt sich. Aber kurz darauf reißt ihn der stürmische Wirbel der Ereignisse wieder mit sich fort. — Der Wahnsinn der französischen Revolution sprach sein letztes unseliges Wort. Das Haupt des schuldigen Königtums, aber das Haupt des unschuldigen Königs Ludwigs XVI. rollt über das Schaffot. Die Jakobiner siegen und wieder bricht der Krieg aus. Merkwürdiges Kraftbewußtsein durchströmt Steins deutsche Seele. Er vertraut dem deutschen Volke: französische Anarchie und Sitten-

losigkeit wird bei dem ruhigen sittlichen Deutschen nicht ansteckend sein. Der Deutsche wird im Kampf mit dieser unglücklichen Nation vielleicht nicht erobern, aber auch gewiß nicht unterliegen.

Wir eilen jetzt schneller über die nächste Zeit weg. 1793 wird Stein Präsident der märkischen Kammer, 2 Monate später feiert er seine Hochzeit, erlebt 1793 die Wiedereroberung von Mainz und wird im Herbst auch Kammerpräsident in Klewe. Und was war hier seine erste Amtshandlung? Mit Nachdruck schützt er die ständische Versammlung gegen das Mißtrauen und gegen die reaktionären Reformpläne der preußischen Minister. Die Stände erhielten auf ihren Wunsch sogar eine Erweiterung ihrer Rechte. Merkwürdig, daß Stein sich damals gegen den Gedanken einer Volksbewaffnung aussprach, das einzige, was Deutschland in seinem Kampfe gegen die französischen Volksheere hätte helfen können. Lehmann tadelt dieses Mißtrauen, „wo Vertrauen, wo Entfesselung aller Kräfte am Platz gewesen wäre." So blieben die Franzosen auf dem Schlachtfelde überlegen. 1795 mußte daher Preußen den Frieden zu Basel schließen. Lässig und unlustig war der Krieg ohnehin geführt worden von Soldaten und Offizieren. Auch fehlte es Preußen ganz und gar an Geld. Nur Anleihen im Auslande oder Änderungen des Steuersystems im Lande hätten helfen können. Aber das Ausland sah, wie schlecht und matt die einst so kriegslustigen Preußen ihre Säbel schwangen — und gaben kein Geld. „Der Adel aber", sagt Lehmann kurz und trocken, „weigerte sich die Lasten des Gemeinwesens auf sich zu nehmen."

So mußte Preußen aus dem Kampfe ausscheiden, und mit ihm der deutsche Norden, Kaiser und Reich aber setzten den Krieg fort. Das Vaterland war in zwei Teile zerrissen. Steins Herz flammte auf in edlem Zorn über diesen Verrat am großen deutschen Vaterlande. Er nennt die Umtriebe des preußischen Generals Moellendorf eine einfältige, schurkische Politik, die ihm die Verwünschung und Verachtung aller Jahrhunderte zuziehe. Steins Achtung vor Preußen hatte einen gewaltigen Stoß erlebt. Er sah es deutlich, der jetzige König von Preußen Fiedrich Wilhelm II. war kaum ein blasser Schatten Friedrich d. Gr., „da, wo so lange ein imponierender Wille gewaltet, stritten Günstlinge und Maitressen um die Herrschaft." Aber im Dienste des preußischen Staates blieb Stein doch, und Preußens größter Verdienst in dieser matten

Zeit bestand darin, daß es Steins ungewöhnliche Kraft zu schätzen verstand. 1796 wird Stein Oberpräsident in Minden. Damals trat er zu dem geistlichen Prinzen Louis Ferdinand in ein eigenartiges Verhältnis. Ein interessanter Briefwechsel entspann sich. Es wurden hohe Fragen zur Sprache gebracht. Interessant ist Steins Verurteilung der despotischen Regierungsform: „Sie vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einer routinierten und intriganten Bureaukratie anvertrauen." Als der Prinz später in eine Garnison verbannt, sich über das langweilige, öde Leben durch leichtfertige, wüste Exzesse hinwegzuhelfen suchte, hat ihm Stein mit offenem Freimut dieses unwürdige und gefährliche Treiben vorgehalten und ihn zu sittlicher Umkehr ermahnt.

In den nächsten Jahren hat Stein unermüdlich für seine Provinz gearbeitet. Die französischen Schutzzölle hatten damals der aufblühenden Industrie Westfalens schwere Wunden geschlagen. Von allen Seiten kamen Klagen. Die kleinen Fabrikanten sind ohne Brot, die großen arbeiten auf Lager, aber ihr Kapital ist bald erschöpft. Heinitz und Stein taten ihr Möglichstes. Sie sorgten für Einführung und Verbesserung der Maschinen, für Einrichtung des gewerblichen und für Hebung des Elementar-Unterrichts, sie vervollständigten das Chaussee-Netz, sie hoben sämtliche Innenzölle in der Grafschaft Mark auf und richteten dafür einen Grenzzoll ein. Wahrscheinlich hat das Beispiel Frankreichs eingewirkt. „Und das Gesetz vom Jahre 1796 in der Mark wurde wiederum zum Vorläufer des Gesetzes von 1818, das seinerseits wieder den Zollverein inauguriert hat." Zugleich wurde die märkische Kammer, wo Stein Oberpräsident war, neu organisiert. Stein pensionierte oder kassierte überflüssige und nutzlose Beamte. Die übriggebliebenen Beamten aber wurden nicht kurz und herrisch von Stein kommandiert, sondern menschlich behandelt. Einem groben, gewalttätigen Kammerdirektor rief Stein entrüstet zu: „Ein Kollegium soll geleitet werden und nicht den Peitschenhieben eines Zuchtmeisters preisgegeben werden." Sehr interessant sind jetzt Steins Agrarreformen. Er ist entschiedener Anhänger des Gedankens, daß der Bauer Eigentümer sein muß. Noch gab es auch hier im Westen viel Gemeindeland, das noch nicht zu persönlichem Eigentum aufgeteilt war. Friedrich II. hatte 1769 die

Aufteilung des Gemeindelandes für den Osten verfügt. Das Gesetz wurde jetzt auf den Westen ausgedehnt. Aber die Arbeit stockte. Stein sucht die Aufteilung des Gemeindelandes zu beschleunigen und legte dabei eine warme Fürsorge für die kleinen Bauern und Heuerleute an den Tag. Leider opponierte die Justizbehörde und die Reform kam nicht recht vom Fleck. Dagegen gelang ihm eine andere Reform viel besser. In Klewe und Mark war der Bauer so gut wie ganz frei, in Minden und Ravensberg aber noch ganz hörig. Hier herrscht auch noch derselbe Gesindezwang wie im Osten. Noch hat der Gutsherr das Züchtigungsrecht, noch muß der Bauer bei ihm Erlaubnis zur Heirat holen. Noch war das verrückte, ungerechte Gesetz des Sterbefalles in Kraft. Starb nämlich der Hörige, so fiel die Hälfte seiner fahrenden Habe an den Herrn. Solange der Adel im Mittelalter mit seinem Schwert und seinem Leben des Bauern Leben und Acker schützte, hatten diese Rechte einen Sinn. Doch jetzt, wo das Schwert der adligen Herren zur antiken Dekoration im Familiensaal geworden, war auch das Gesetz zum Unsinn, die Wohltat zur Plage geworden. Der Adel aber betrachtete diese ungerechten und dem Gesamtwohl schädlichen Rechte als sein unantastbares Privateigentum. Wohl waren die Stände in Minden oft milder als das Gesetz und machten nicht mehr den äußersten Gebrauch von ihnen. Sie sind auch bereit, die schwersten Lasten ihrer Bauern zu erleichtern, verlangen aber für die Aufgabe von Vorrechten einen zu großen Ersatz. So fordern sie z. B. die Einführung der Patrimonialgerichtsbarkeit. Lehmann sagt tadelnd: Forderungen, die in ihrer Gesamtheit das Maß der Billigkeit so weit übersteigen, daß man fast zweifeln sollte, ob sie ernst gemeint seien. Erschwert wurden Stein die Reformen durch Meinungsverschiedenheit innerhalb der königlichen preußischen Behörden. Dabei waren aber schon die Bauern durch französische Ideen und Gesetze leidenschaftlich erregt. Einige Adelige schlugen vor, die Vertreter der Bauernschaft zu hören. Aber die preußischen Beamten, Minister Heinitz waren heftig dagegen. Stein trat ihnen bei. Fürs Volk sollte möglichst viel geschehen, nicht aber durch das Volk. — Wir können hier auf die Einzelheiten der Reform nicht eingehen. Als Resultat der Reformarbeit erwies sich nur, daß die Domänenbauern wirklich von der Hörigkeit befreit wurden. Es waren die ersten preußischen

Bauern überhaupt. Nun erſt konnte die Befreiung auch in den öſtlichen Provinzen beginnen. Auf den adligen Rittergütern mißlang die Reform vollſtändig.

Wieder gleiten wir über die nächſten Jahre im Fluge dahin. Nach dem Pariſer Vertrag im Mai 1802 ſollte Preußen zur Entſchädigung für ſeine an Frankreich abgetretenen Gebiete eine ganze Reihe Bistümer, Abteien und Reichsſtädte rechts vom Rhein erhalten. Die bedeutendſten Gebiete waren Paderborn und Münſter. Nach Münſter wurde auch Stein berufen, um bei der Angliederung an Preußen und bei der Neuorganiſation der Verwaltung mitzuwirken. Hier blieb Stein ſeiner alten Liebe zur Selbſtverwaltung treu. Er ſchrieb damals an den Vertreter der preußiſchen Regierung: „Ich muß dringend bitten, die ſtändiſche Verfaſſung vorläufig zu laſſen, durch ſie erhält die Landesverwaltung ein Mittel, die Eingeſeſſenen mit dem Geiſt und den Abſichten ihrer Maßregel bekannt zu machen, — ein Mittel, ſich die Kenntniſſe und Erfahrungen der großen Gutsbeſitzer und der Geſchäftsleute zu eigen zu machen und zu benutzen.“ Intereſſant iſt, daß bei der Frage der Beſetzung der Landtage Stein vorſchlug, die zur Ausübung des Stimmrechts nötige Gutsrente auf 500 Taler jährlich herabzuſetzen, eine ſo geringe Summe, daß dadurch auch reichere Bauern als Landbeſitzer in den Landtag gekommen wären. Aber das preußiſche Kabinet wollte nichts davon wiſſen. Auf das kräftigſte trat Stein für die ſtändiſche Verfaſſung, für den Landtag ein. Von den Mitgliedern desſelben ſagt er: „Sie ſind durch Eigentum und Anhänglichkeit an das Vaterland feſt an das Intereſſe eines Landes gekettet, das den fremden öffentlichen Beamten gewöhnlich unbekannt, oft gleichgültig und bisweilen ſelbſt verächtlich und verhaßt wird.“ Das preußiſche Kabinet entſchied aber doch gegen Stein. Er erlitt eine volle Niederlage. In keinem der annektierten Länder kam es zu einer ſtändiſchen Verfaſſung. — Beſonders ſchwierig war es für Stein, in den neuen Provinzen das Verhältnis zur katholiſchen Kirche zu regeln. Stein ging hier ſehr geſchickt, klug und ſchonend vor. Er war weit entfernt die katholiſche Kirche ebenſo brutal zu behandeln wie Napoleon. Stein ließ der katholiſchen Kirche in der Verwaltung des niederen Schulweſens viel Selbſtändigkeit, aber die höheren Schulen entzog er ihrem Einfluß faſt ganz. Für die Hebung der Univerſität, für die

Verbreitung von Bildung und Aufklärung arbeitete er mit hingebender freudiger Energie. Er verlangte reichliche Geldmittel aus dem Melioratsfond des Staates und warf die drastische Frage auf: Warum soll die Melioration die Verbesserung der menschlichen Begriffe, die Verdrängung des Aberglaubens und der Unwissenheit nicht auch einen Platz auf jenem Etat finden, wo Wegebau, Wasserbau, spanische Schafböcke und dergleichen stehen? — Leider fand Stein in diesen Bemühungen wenig Verständnis und Unterstützung bei der preußischen Regierung, aber seine Begabung und Tüchtigkeit wußte man zu schätzen. — 1803 erkrankt Minister Struensee sehr schwer. Ein neues Ministerium wurde frei, und zwar das Ministerium des vereinigten Fabrik- und Akzisedepartements nebst der Salzadministration und des Seehandels. Unter den Kandidaten war auch Stein. Aber König Friedrich Wilhelm war gegen Stein, er hielt ihn für „exzentrisch und genialisch." Aber man mußte fürchten, Steins ungewöhnliche Kraft zu verlieren, wenn man ihn überginge. Kurz, der König gab nach. Stein wird Minister. Schweren Herzens verließ Stein sein liebes Westfalen. Was ihn trieb, zeigen folgende Worte: „Wenn man innig überzeugt ist, daß Deutschlands Neubelebung und Kultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet ist, so kann man gewiß nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Persönlichkeit schwanken." In unglaublich kurzer Zeit hatte Stein sein Verwaltungsgebiet kennen gelernt. Schon nach einem Monat verfaßte er einen glänzenden Bericht und entwarf einen vorzüglichen Reformplan. Dieser Reformplan erhielt die Sanktion des Königs.

Seit Jahren hatte man in Preußen eingesehen, daß die Binnenzölle innerhalb der Provinz, die Landzölle von Provinz zu Provinz veraltet und schädlich waren. Erst Steins tatkräftiger Wille schob mit einem Händedruck das überlebte Alte beiseite. Ähnlich in Ostpreußen und Westpreußen. Schon 1801 hatte man ernstlich beschlossen, den alten Akzisetarif durch einen neuen zu ersetzen. Jahre vergingen, es geschah nichts. Erst Steins Wille setzte das Neue an Stelle des Alten. 1806 im Mai genehmigte der König den neu ausgearbeiteten Tarif. Auch auf dem Gebiete des Fabrikwesens und des Gewerbes schuf Stein in überraschender Schnelligkeit Großes. Hier fand er zunächst eine unglaubliche

Unbildung unter den Gewerbetreibenden. Es gab in Berlin Baumwollfabriken mit einem Umsatz von 50—100,000 Talern, deren Besitzer nur mit Mühe ihren Namen schrieben. Da sorgt Stein vor allem für die Belehrung, wie einst in Westfalen, für Verbesserung und Vermehrung von Schulen. Er verlangt gründlichen Zeichenunterricht, Fachschulen und Vorträge von Gelehrten. Er will ein technologisches Journal gründen. Ganz wie in Westfalen sorgte Stein auch für die Erneuerung tüchtiger kenntnisreicher Fabrikinspektoren, und sämtliche Fabriken werden ihrer Aufsicht unterworfen, die städtischen wie die ländlichen. Stein schafft in Preußen das erste gute statistische Bureau und gestattet einen großen Teil der Daten zu veröffentlichen, was bisher in Preußen unerhört gewesen. „Denn", sagt Lehmann bissig, „jede Bureaukratie sieht den Staat als ihre Domäne an, und da sie am besten weiß, daß Sachkenntnis Macht ist, sucht sie die Laien in Unkenntnis zu erhalten." Ebenso schafft Stein Ordnung im Bank- und Geldwesen. Er war empört, daß der König über die Überschüsse der staatlichen Seehandlung souverän verfügt hatte. So waren dem Grafen Tauentzien 10,000 Taler, dann wieder einem H. v. Marschal 40,000 Taler ohne Sicherheit gegeben. „Was soll aus der Seehandlung werden, wo alles zugreift und vergeudet? Übernehme die Verwaltung der Seehandlung wer da will, und helfe plündern so gut er kann." Stein schlug vor, den berühmten Barthold Georg Niebuhr, den Direktor der Bank zu Kopenhagen, nach Preußen zu rufen. Es geschah auch. Oktober 1806 war Niebuhr in Berlin und machte sich daran, die Geldinstitute zu reorganisieren — am Vorabend des Zusammenbruchs des preußischen Staates in der Schlacht bei Jena.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Genug haben wir von Steins Wirken und Verdiensten gehört. Wir wollen ihn jetzt zum Schluß als Menschen leibhaftig vor Augen sehen. Ich lasse die besten Gewährsmanner Arndt und Treitschke sprechen. Arndt schreibt: „Der Freiherr Karl v. Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten deutschen Schultern; alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt mit einer breiten Stirn. Seine Nase — eine mächtige Adlernase. Unter ihr ein fein geschlossener Mund und

ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war. Die beiden größten Deutschen des 19. Jahrhunderts — Goethe und Stein — schauten aus braunen Augen die Welt an, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Auge breit und offen, meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, — das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte." „Nach dem Mittagessen in seiner Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns saß, mit einer wunderbaren Klarheit und Heiterkeit übergossen: seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren. Aus dieser Stirn sprach nichts als Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue; dieses sprach sich so gewaltig aus, daß man sich vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging. Selbst wenn Unmut und Zorn in ihm aufstiegen, hier oben auf diesem Olymp trat keine Verdunklung ein; die Nebeldünste und Donnerwolken mußten sich tiefer nach unten hinabsenken, wo um den scharfgeschlossenen Mund und das etwas zu spitze Kinn die niederen irdischen Kräfte und Leidenschaften in leicht beweglichen Zuckungen spielen konnten; denn jähzornig war er zuweilen und dann bebte und zuckte in seinem unteren Antlitz die Erde, während oben der Himmel kaum leicht überzogen war."

Und weil Steins ganze heiße Liebe seinem ganzen deutschen Volke gehörte, so konnte nichts so sehr den glühenden Zorn seiner Seele wecken, als ein hartes, ungerechtes Urteil über dieses Volk. Arndt erzählt: „Als nach der Schlacht bei Borodino die große Armee ihren entsetzlichen Rückzug durch die endlosen russischen Schneewüsten antreten mußte, da hatte die Nachricht davon in Petersburg große Freude geweckt. Da war die alte Herrin und Kaiserin vom allgemeinen Siegesmut angesteckt worden und hatte dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich

mich ſchämen eine Deutſche zu ſein.“ Bei dieſen Worten, ſo erzählt Uwarow, ſah man Stein im Geſicht rot und längs ſeiner großen Naſe vor Zorn weiß werden, ſich erheben, verneigen und in geflügelter Rede alſo erwiedern: „Ew. Maj. haben ſehr unrecht, ſolches hier auszuſprechen, und zwar über ein ſo großes, treues, tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten ſagen ſollen, nicht des deutſchen Volkes ſchäme ich mich, ſondern meiner Brüder, Vettern und Genoſſen, der deutſchen Fürſten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutſchen Könige und Fürſten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzoſe über die Elbe, Oder oder Weichſel, geſchweige über den Dnjepr gekommen.“ — Und die Kaiſerin hatte die Rede aufgenommen, wie ſie nicht anders konnte, und mit aller Faſſung gedankt: „Sie mögen vielleicht Recht haben, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lektion.“

Ich ſchließe mit dem Bilde, das Treitſchke mit unvergleichlicher Kunſt und Kraft, Wucht und Klarheit geſchaffen hat:

„Niemand war wie Stein für die Aufgaben des politiſchen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe ſittliche Ziele zu geben, ihre ſchlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner beſaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Perſönlichkeit. Jedes unedle Wort verſtummte, keine Beſchönigung der Schwäche und der Selbſtſucht wagte ſich mehr heraus, wenn er ſeine ſchwerwiegenden Gedanken in markigem, altväteriſchem Deutſch ausſprach, ganz kunſtlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenſchaft des echten Germanen natürlich iſt. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit ſeines ſtachlichen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen ſeines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blickes und gehobenen Mutes von dem Glaubensſtarken hinweg. Unauslöſchlich prägte ſich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der beſten Männer Deutſchlands: die gedrungene Geſtalt mit dem breiten Nacken, den ſtarken, wie für den Panzer geſchaffenen Schultern, tiefe, funkelnde, braune Augen unter dem mächtigen Gehäuſe der Stirn, eine Eulennaſe über

den ſchmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieteriſch, — ein Charakter aus dem hochgemuten ſechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte, — ſo geiſtvoll und ſo einfach, ſo tapfer unter den Menſchen und ſo demütig vor Gott, — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freiſinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenſchaft und billiger Erwägung, — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder ſelbſtiſchen Berechnung für Napoleon und die Genoſſen ſeines Glückes immer ein unbegreifliches Rätſel blieb."

H. Lehbert.

Gedichte

von

C. von Harten.

Kommt ſchon der Abend über die Berge
Und ſpannt ſein fahles Kleid
Weit zwiſchen Himmel und Erde aus,
Nun da du flugbereit,

Da die Schwingen erſtarkt und der Blick vertieft
Die Weite bemißt —
Nun hat der Abend die grauen Fahnen
Frühzeitig aufgehißt.

Und trennt dich von der Kuppel des Herrn,
Der lichtdurchzitterten, weiten,
Und hüllt deine tatenreife Seele
In Abendmüdigkeiten....

Und immer wenn ich die Augen ſchließe,
Seh ich das eine quälende Bild:
Dich mit den ſtillen tiefen Augen,
Du ſtilles Kind.
Und immer ſeh ich dich am Wege,
Da viele Menſchen haſtend gehn
Und dein nicht achten —
Und ſeh dich immer am Wege ſtehn,
Die Händchen ſtrecken,
Und Blumen bieten,
Unermüdlich — unermüdlich....
Und immer wird mir ſo ſeltſam weh,
Und angſtvoll wart ich in zitterndem Bangen,
Daß deine armen Hände ermatten,
Daß aus den ſtaunenden Kinderaugen
Die erſte Träne quillt —
Und immer wenn ich die Augen ſchließe,
Ich Wiſſender — ſeh ich das gleiche Bild....

Das iſt der Jugend ſichrer Hafen,
Des uferloſen Sehnens Rettung,
Daß uns ein Tagewerk das Leben bringt,
Und Pflicht auf Pflicht ſich um uns ſchlingt,
In feſt geſchmiedeter Verkettung.
Und daß die Welt uns nicht mit einem Schlage
All unſre Wolkenbilder rauh verwiſcht,
Nur Tropfen der Enttäuſchung miſcht
In jeden Becher unſrer Tage.

Und das iſt Wohltat, daß der harte Alltag
Nach Tagesmüh'n auch ſtumme, ſpäte
Und ſtille Weihestunden birgt
Und purpurn glühende Roſen wirkt
In unſres Herzens dunkle Beete,
An denen wir, in ſeltnem Raſten,
Uns neue, ſtarke Kräfte ſchaffen,
Und unſre Muskeln neu ſich ſtraffen
Für unſres heilgen Tagwerks Laſten.

Nun iſt leis zögernde Dämmerung
Hinübergeglitten verſtummend in Nacht —
Aufſeufzend der Tag mit müdem Schwung
Hob ſich von dannen, und überdacht
Von dunkler Kuppel ſternendurchſät
Entſchlummert die Erde,
Und Stille weht.
Leis über ſinkende Augenlieder
Streicht der Schlaf mit ſanfter Gebärde,
Und Friede ſteigt nieder.

Und wem aus des Tages rauſchenden Wellen
Der Menſchheit eilende Schritte erklangen,
Ihr müdes Schöpfen an ſterbenden Quellen,
Und Lebensdurſt und Todesbangen
Aus ſteigenden Seufzern und heißem Gebet —
Der atmet, wenn der Tag vollendet
In weichen Schleiern zur Rüſte geht,
In tiefen Zügen — die Bruſt befreit,
Und öffnet die Augen, die Tageslicht blendet,
Und öffnet ſie weit —

Er ſieht im Geiſte die Ruhe der Matten
Und weiß, nun träumen friedloſe Streber,
Und freundliche Schatten
Streichen verhüllend um friſche Gräber —
Die Müdigkeit ſchläft, das verzagende Herz,
Und einzig wacht
Der tiefſte Schmerz
Und adelt die Nacht.
Der Dichter wacht und der Weiſe —
Der die Menſchheit liebt und die Müden, die ruhn,
Weiß ihres Tagwerks haſtende Kreiſe
Ihm wehe tun.

Die Pflege der Naturdenkmäler in Amerika und Deutschland.*

Von

Dr. med. **Otto Thilo** — Riga.

Je mehr die Kultur fortschreitet, um so mehr verschwinden auch die wildlebenden Tiere und Pflanzen, ja sogar viele gewaltige Felsmassen werden nicht selten von der Kultur so vollständig umgewandelt, daß von ihrer ursprünglichen Naturschönheit nichts mehr übrig bleibt. Voll Trauer sahen wir so oft die schönsten Denkmäler längst vergangener Zeiten dahinschwinden und verzweifelten daran, etwas für ihre Erhaltung tun zu können.

Da kam der praktische Amerikaner und sagte: Alles können wir nicht erhalten, aber wir wollen doch wenigstens versuchen zu retten, was noch zu retten ist! Er sagte es nicht bloß, er tat es auch mit den großartigsten Mitteln.

Das überraschte um so mehr, als ja gerade der nüchterne Amerikaner in früheren Zeiten oft mit der größten Rücksichtslosigkeit ganze große Bestände von Tieren und Pflanzen seiner Habgier geopfert hatte. Es zeigte sich eben hier, wie sehr die Beschäftigung mit der Natur den Menschen adelt.

Der Staat, aber auch einzelne reiche Männer spendeten die großartigsten Mittel, um bemerkenswerte Tiere und Pflanzen, ja sogar ganze große Landschaften in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten.

Zu diesem Zweck wurden die sogen. Nationalparks gegründet. Nordamerika besitzt 6 derartige. Einer von ihnen, der bekannte

*) Nach einem Vortrage auf dem ersten Historikertage in Riga (15. April 1908).

Yellowstonepark, umfaßt allein über 8000 Quadrat-Werst, ist also ebenso groß wie das Großherzogtum Baden. Er wurde auf Beschluß des Staates als Nationaleigentum erklärt und steht unter dem Schutze eines Kapitäns der Vereinigten Staaten-Kavallerie, der eine Garnison von 2 Eskadronen leichter Reiter befehligt. Allgemein zugänglich ist er nur vom 15. Juni bis 15. September. Drei der größten Ströme Amerikas, der Missouri, Yellowstone und Kolumbiafluß entspringen in dieser großartigen Gebirgslandschaft, in der Berge von 10,000 Fuß Höhe mit Tälern in einer Höhe von 6000 Fuß abwechseln. Tausende von Geysern senden ihre kochenden Säulen zu Höhen empor, welche die isländischen Geyser nicht erreichen. Ihre mineralischen Niederschläge erinnern n den Karlsbader Sprudel, übertreffen aber an Großartigkeit und Schönheit der Färbung alles Bekannte.

Der erstaunte Reisende wandert über vollständige Glasberge und vorüber an ungeheuren Wasserfällen, unheimlichen Vulkanen und versteinerten Wäldern.

Man sieht auch hier die verschiedenartigsten wildlebenden Tiere: Büffel, Elche, Hirsche, Gemsen, Bergschafe, Waschbären, Füchse, Biber, Stachelschweine, Ottern, Marder, Zobel. Auch Bären, Panther, Hyänen, Wölfe kommen vor, sie sollen jedoch ganz ungefährlich sein, da sie genügend gefüttert werden.

Das Jagen und Fischen ist gänzlich verboten, sogar das Tragen von Feuerwaffen.

Man ist also jetzt in Amerika ganz besonders bemüht, die wildlebenden Tiere vor dem Aussterben zu bewahren. Obenan steht hier der Büffel, um den ja allerdings der Amerikaner in früheren Jahren so viel verbrochen hat. So wurden z. B. vor Kurzem zur Erhaltung einer Büffelheerde 12 engl. Quadratmeilen Wald vom Staate angewiesen. Der Drahtzaun dieses Waldstückes kostete allein 15,000 Dollar.

Jeder der 6 Nationalparks hat seine besonderen Aufgaben, einer z. B. dient hauptsächlich zur Erhaltung der riesigen uralten Mammutbäume.

Ganz selbstverständlich kann Deutschland so große Landflächen nicht für derartige Zwecke hergeben, und überhaupt ist es vielleicht besser, eine Menge kleiner derartiger Parks zu begründen. Sie sind dann einer größeren Zahl von Besuchern zugänglich und bieten

auch die Möglichkeit, die Besonderheiten einzelner Gegenstände mehr zu berücksichtigen.

Derartige Gesichtspunkte leiten z. B. den National Trust for places of historic interest or natural beauty in England. Er bemüht sich bemerkenswerte Landschaften durch Ankauf zu sichern, z. B. Aussichtspunkte, Strandpartien, Moore. Im ganzen hat er schon 12 natürliche Landschaften auf diese Art sichergestellt.

Ähnliche Bestrebungen herrschen auch in anderen Kulturländern, in Frankreich, Dänemark, Skandinavien usw. Sie kommen alle darauf heraus, einzelne besonders bemerkenswerte Landschaften zu schützen; hiebei bleiben aber viele andere, weniger bekannte und weniger auffallende Naturdenkmäler ganz ohne Schutz.

Es gibt ja eine große Anzahl unscheinbarer Tiere, Pflanzen und Gesteine, die für die Geschichte unserer Erde von der größten Wichtigkeit sind. Früher wurden sie aus Unkenntnis oft achtlos vernichtet, jetzt aber ist ihre Bedeutung viel allgemeiner bekannt und daher werden sie auch weit mehr geschont. Man sucht daher in Deutschland das Verständnis für die Bedeutung solcher Tiere und Pflanzen zu verallgemeinen, um so auch den weniger Gebildeten für ihre Schonung zu gewinnen. Es soll eben ein jeder dazu erzogen werden, aus eigenem Antriebe Naturdenkmäler zu schützen, wo er sie findet.

Jedenfalls steht eine derartige Pflege der Naturdenkmäler als Erzieherin des Menschengeschlechts ganz besonders groß da.

Von diesen Gesichtspunkten aus wird in Deutschland seit etwa 8 Jahren planmäßig gearbeitet. An der Spitze der ganzen Bewegung steht Professor Conwentz, Direktor des westpreußischen Museums in Danzig. Es ist ihm gelungen viele sehr wertvolle Naturdenkmäler zu entdecken, die früher kaum beachtet wurden. Zu diesem Zweck war er auch in unserer Heimat. Er verstand es in Deutschland die verschiedenartigsten Menschen für die Pflege der Naturdenkmäler zu gewinnen, — Männer aus den höchsten Regierungskreisen, aber auch Mäuner aus dem Volke. Von der Regierung wurde er zum staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege ernannt. Er hat auch einige Unterbeamte und an ihn sind alle Anzeigen über Naturdenkmäler zu richten. Er oder seine Untergebenen besichtigen sie dann und erteilen Ratschläge über ihre Erhaltung. Auf seine Anregung schrieben fast alle Ministerien

ihren Provinzialverwaltungen vor, die Pflege der Naturdenkmäler zu fördern. Diese Vorschriften enthielten immer ganz bestimmte Anweisungen, die auch praktisch ausführbar sind. Sie wurden nicht etwa am grünen Tisch von irgend welchen allwissenden alten Generalen oder Geheimräten erdacht und dann als unfehlbare Weisheit in alle Welt gesandt, nein, sie wurden mit Fachmännern beraten und dann so abgefaßt, daß sie den Eigentümlichkeiten einer jeden Gegend angepaßt waren.

So schrieb z. B. das Unterrichtsministerium den Lehrern der Hoch- und Mittelschulen vor, ihre Schüler möglichst nachdrücklich auf die Pflege der Naturdenkmäler hinzuweisen. Die Schüler sollten Ausflüge zu Naturdenkmälern unternehmen und überhaupt erst ihre nächste Umgebung genauer kennen lernen, bevor sie Reisen in die Ferne unternehmen. Die Forstverwaltungen wurden angewiesen, in ganz bestimmten Gegenden ganz bestimmte Tiere und Pflanzen zu schonen. Zu diesem Zweck wurden oft größere Waldstücke angewiesen. — In die Forstkarten wurden Naturdenkmäler eingetragen, um die Beamten auf sie aufmerksam zu machen. Sogar die Post- und Telegraphenverwaltung stellte sich in den Dienst der Naturdenkmalpflege. Sie ordnete an, beim Anlegen von Telegraphenlinien besondere Bäume und Felsen zu schonen. Die Eisenbahnverwaltung benannte einige Haltestellen nach Naturdenkmälern, z. B. „Alteiche", „Teufelstein" usw.

Das Kriegsministerium ordnete an, die Naturdenkmäler in Generalstabskarten einzutragen. Da diese (1 : 25,000) neuerdings zum Preise von 25. Pfg. für Schulzwecke verkauft werden, so ist hievon jedenfalls ein großer Nutzen zu erwarten.

Die Gendarmerie und Polizei hat auch die Verpflichtung Naturdenkmäler zu schützen.

Alle diese Bestimmungen blieben nicht bloß auf dem Papier. Sie entsprechen dem Volksbewußtsein und werden daher lebhaft von jedermann unterstützt. So nahmen z. B. viele Vereine die Pflege der Naturdenkmäler in ihre Satzungen auf, unter anderen der Historische Verein in Brandenburg. — Der Dürerbund in Dresden sammelte gemeinsam mit anderen Vereinen 1700 Mark, um einen Wanderblock bei Sondershausen anzukaufen, dessen Erhaltung gefährdet war. — Einzelne Gutsbesitzer stellten größere Teile ihrer Wälder zur Verfügung, um bemerkenswerte Tiere und

Pflanzen zu hegen. Schließlich bildete sich in Danzig das „Westpreußische Provinzialkomitee zur Naturdenkmalpflege." Diesem traten die höchsten Beamten der verschiedensten Verwaltungsbehörden bei.

Die Bestrebungen in Danzig wurden vorbildlich für ganz Deutschland, ja sogar aus England und Schweden kamen Abgesandte, um in Danzig bei Prof. Conwentz die Pflege der Naturdenkmäler zu studieren.

Wenn wir so dieses rege, rein ideale Streben sehen, so fragen wir unwillkürlich: Können wir bei uns in unserer Heimat nicht auch etwas in dieser Sache tun?

Hier ist doch ein neutraler Boden, auf dem die verschiedenen Nationalitäten nach einem gemeinsamen idealen Ziele streben können. Unsere Landbewohner, auf die es ja hiebei sehr ankommt, haben entschieden Sinn für das Leben in der Natur, man muß nur diesen Sinn in richtige Bahnen lenken. Freilich wird das nicht ganz leicht sein; denn unsere landische Jugend hat zum Teil diesen Sinn verloren und rennt jetzt anderen Idealen nach. Ihre Lehrer haben meistens dieselben Ideale und erziehen ihre Schüler darnach. Die Grundregel ihrer sozialdemokratischen Erziehungsmoral lautet: Du sollst begehren Deines Nächsten Hab und Gut! Solch' eine Moral verlangt so mächtige Leidenschaften, daß für die harmlose Freude an der Natur nicht mehr viel übrig bleibt. Wir können daher nur dann hoffen, die Pflege der Naturdenkmäler zu verallgemeinern, wenn diese Leidenschaften gezügelt werden. Das kann aber nur geschehen, wenn die Erziehung in Haus und Schule anders wird.

Leider ist auch in deutschen Kreisen der Sinn und das Verständnis für Naturdenkmäler wenig entwickelt. Noch vor Kurzem sagte mir ein Bekannter: „Eigentlich haben wir doch bei uns keine richtigen Naturdenkmäler." Hiegegen kann ich das Urteil von Professor Conwentz anführen. Er schrieb mir, daß gerade bei uns sehr wertvolle Naturdenkmäler vorhanden sind; denn unser Land ist noch nicht so stark von der Kultur beleckt, wie z. B. Deutschland, außerdem ist unser Land ein Grenzgebiet für sehr verschiedene Tiere und Pflanzen. Es zeigt daher so manches, was für die Naturforschung von großer Wichtigkeit ist.

Hierauf hat besonders Professor Kupffer hingewiesen in einer Abhandlung, die er für den ersten Historikertag in Riga (15. April 1908) schrieb. Er legte uns auch dort aus seinen sehr wertvollen Sammlungen Pflanzen vor, welche deutlich beweisen, wie sehr das Klima im Laufe der Jahrhunderte bei uns wechselte.

Leider sind viele dieser Denkmäler längst entschwundener Zeiten ernstlich gefährdet, besonders weil vielen Landwirten und Förstern das Verständnis für sie fehlt. Gewiß hat unsere Schule die Verpflichtung, dieses Verständnis zu verallgemeinern. Das ist eben nur möglich, wenn unser ganzer Unterricht geändert wird, wenn schon von früher Jugend an der Sinn für die Naturbeobachtung geweckt wird. Leider geschieht das bisher viel zu wenig in Schule und Haus. Sehr mit Recht sagte mir ein Lehrer in Deutschland noch vor einigen Jahren: „In gelehrten Kreisen hält man einen Mann für mangelhaft gebildet, wenn er ein griechisches oder gar lateinisches Wort nicht richtig dekliniert. Wenn z. B. jemand statt die Themata — die Thematas sagt, so wird er mitleidig belächelt. Er kann aber ganz ruhig die allergrößten Unkenntnisse über den Bau des menschlichen Körpers zeigen, — niemand wird darin einen Bildungsmangel sehen. In Deutschland hat sich das allerdings in den letzten Jahren wesentlich gebessert, bei uns herrscht aber noch immer eine klassische Unbildung auf dem Gebiete der Naturkunde. Vielleicht aber schafft gerade die Pflege der Naturdenkmäler hierin einen Wandel. Vor allen Dingen sind hiezu gute Schulbücher erforderlich, die durch gute Abbildungen zum Studium unserer Naturdenkmäler anregen. Solche Abbildungen sind ja genügend vorhanden, sogar aus älterer Zeit, z. B. die Aquarelle von Bockslaff und die schönen Stiche in in Helmersens Werk über Wanderblöcke, u. a. Abbildungen von Tieren und Pflanzen schafft die heutige Technik ohne allzugroße Kosten. Unsere Schüler können auch heutzutage viele Naturdenkmäler selbst besichtigen, indem sie Ausflüge zu ihnen unternehmen.

Es kommt also nur darauf an, daß wir alle diese Mittel ausgibig benutzen. Das wird ganz sicher geschehen, wenn uns nur die hohe Schulobrigkeit nicht darin stört. — Wir sind ja bescheiden, wir verlangen von ihr gar keine große Unterstützung, wir bitten sie nur wie Diogenes: Geh uns aus der Sonne. Augenblicklich ist allerdings Aussicht vorhanden, daß sie uns diesen

beſcheidenen Wunſch erfüllt. Wenn das geſchieht, ſo wird auch bei uns, wie in anderen Kulturländern, die Pflege der Naturdenkmäler ſtets wachſen und gedeihen. Dann wird auch niemand von uns mehr behaupten, daß wir eigentlich keine Naturdenkmäler haben. —

Was uns fehlt.

Von

Halgar Holmen.*

Wir haben ſie verloren in dieſer unſrer Zeit,
Die hehre Himmelsgabe aus Gottes Ewigkeit.
Wir haben ſie vergeſſen, wir alle, ich und du,
Die holde Kunſt des Herzens verlernt — die Ruh!

Ich bin ſie ſuchen g'angen, da wo die Weſten ſteh'n,
Und konnt' ſie doch nicht finden und konnt' ſie doch nicht ſeh'n.
Die Arbeit iſt ein Haſten, die Ruhe nur ein Wahn,
Das Wirken iſt ein Drängen auf vorgeſchrieb'ner Bahn.

Sie fehlt in unſern Häuſern, ſie fehlt an unſerm Herd,
Ach, würde ſie uns wieder in unſrer Zeit beſchert!
Doch ſoll's beim Seufzen bleiben? — Nein, auf zur Tat!
Laßt ſie uns wieder lernen, die man vergeſſen hat.

Die heitre, klare Ruhe, kraft der man doppelt wirkt,
Die man im tiefſten Herzen wie einen Jungquell birgt,
Die Ruh', in deren Schatten fröhlich das Kindlein wohnt,
Die auf des Mannes Stirne voll mild der Hoheit thront.

Die unſre Häupter ſtreichelt, liebend wie Mutterhand,
Wenn nach des Lebens Stürmen die Wellen zieh'n zum Strand,
Die große, ſtille Ruhe, die ſegnend Wunder ſchafft,
Daß wir ſie wieder finden, — o Herr, gib uns die Kraft!

*) „. . . und nicht müde werden." Gedichte von Halgar Holmen. (Eingeleitet von S. Keller in Freiburg i. B.) Stuttgart, Verlag von Max Kielmann (1907). (Der Titel der Sammlung iſt ihrem Motto: Jeſaia 40, 31 entnommen.)

Ein Menſchenfreund.

Otto Baron Buxhoeveden (1839—1907).

Eine biographiſche Skizze von A. M.*

Am 8. Juni 1907 fand Baron Otto Buxhoeveden in St. Petersburg einen tragiſchen Tod, der die weiteſten Kreiſe aufs tiefſte erſchütterte; er wurde von ſeinem geiſteskranken Sohne erſchoſſen. Von Hoch und Niedrig wurde dieſe Nachricht mit Schmerz und Teilnahme aufgenommen, denn es gab nicht viele Perſönlichkeiten, die allenthalben im Reiche ſo bekannt und geliebt geweſen wären, wie er. War er doch ein Menſchenfreund, wie es wenige gibt, unermüdlich tätig, um immer neue Mittel zur Hilfe der Notleidenden und Hilfsbedürftigen ausfindig zu machen. So wurde er Gründer von über 40 Arbeitshäuſern (дома трудолюбія, d. h. Arbeitſamkeitshäuſern), von Krippen in Dörfern, Schulen und Anſtalten zur Aufnahme vagabundierender Kinder, Schulſchiffen für verwahrloſte Knaben, Kindervereinigungen zur Arbeit, um Arme zu unterſtützen uſw.

Baron Otto Balthaſar v. Buxhoeveden war am 5. Dezember 1839 auf der Inſel Moon geboren, als jüngſter Sohn ſeiner Eltern. Sein Vater Otto v. Buxhoeveden war Beſitzer der Güter Magnusdahl auf Moon und Jührs auf Oeſel; ſeine Mutter Jeanette war eine geborene v. Hoyningen-Huene. — Schon als ſechsjähriger Knabe verlor Otto v. Buxhoeveden ſeinen Vater und wurde von ſeiner Mutter und ſeiner älteſten Schweſter Karoline erzogen. Sein Leben lang bewahrte er eine dankbare Erinnerung

*) Übernommen aus einer kleinen 1907 in Petersburg (Buchdruckerei Kügelgen u. K.) erſchienenen Broſchüre, die jedoch bei uns im Lande nur wenig bekannt geworden zu ſein ſcheint.

an dieſe Schweſter, die es verſtanden hatte, Liebe in ſein Herz zu pflanzen, Liebe zu ſeinem Heilande und zu ſeinen Nebenmenſchen. Auch gelang es ihr, in ihm das Intereſſe für Muſik und die Luſt zum Lernen zu wecken. Seine weitere Schul- und Univerſitätsbildung erhielt er in der Kaiſerlichen Rechtsſchule in St. Petersburg, die er mit Auszeichnung im Frühjahr 1861 beendigte. — Darauf zog er mit mehreren ihm naheſtehenden Freunden und Kameraden aus der Rechtsſchule ins Ausland, um dort ſeine allgemeine und juriſtiſche Bildung zu vervollſtändigen. Im Winterſemeſter 1861/2 ſtudierte er in Leipzig mit den Brüdern Baronen Alexander und Emil Uexküll von Gyldenbandt. Darauf machte er Reiſen in England, Schottland, Frankreich und kam zum Winterſemeſter 1862/63 nach Heidelberg, wo er mehrere Kommilitonen und baltiſche Landsleute vorfand, mit ihnen im gaſtfreien Hauſe des Reichsfreiherrn Heinrich v. Gagern, geweſenen Präſidenten der Deutſchen Nationalverſammlung, bekannt wurde und reiche geiſtige Anregung fand. Die Univerſität Heidelberg ſtand damals auf dem Gipfel ihres Glanzes. Der Strafrechtsprofeſſor Mittermayer, der Hiſtoriker Heußer, der Profeſſor des Staatsrechts Bluntſchli feſſelten Buxhoeveden durch ihre geiſtvollen Vorträge. Im September 1863 kehrte er nach Petersburg zurück und begann ſeine dienſtliche Laufbahn im Juſtizminiſterium, wurde aber ſchon nach einem Jahr als Marine-Ober-Auditeur nach Kronſtadt verſetzt und machte in dieſer Eigenſchaft auf der Fregatte „Oſſljabja", unter dem Konter-Admiral Poſſiet, im Jahre 1866 die Mittelmeerreiſe mit Sr. Kaiſ. Hoheit dem Großfürſten Alexius Alexandrowitſch. Darauf wurde er Marine-Prokureur in Kronſtadt.

Bald nach ſeiner Rückkehr aus dem Auslande lernte Buxhoeveden den Profeſſor N. A. Aſtaſſew kennen, der die ruſſiſche Bibelgeſellſchaft gründete, nachdem Kaiſer Alexander II. geſtattet hatte, die Bibel in ruſſiſcher Sprache zu drucken, was bisher nicht erlaubt war. Buxhoeveden wurde, ſo jung wie er war, ein treues Glied dieſer Geſellſchaft, und blieb es bis zuletzt. Drei Jahre vor ſeinem Tode wurde er zum Mitglied des Hauptkomitees der Evangeliſchen Bibelgeſellſchaft in Rußland erwählt und als ihr Delegierter zur hundertjährigen Jubelfeier der Britiſchen und Ausländiſchen Bibelgeſellſchaft, die am 23. März 1904 in London ſtattfand, abgeſandt.

Im Jahre 1868 heiratete er die Tochter des Admirals von Erdmann. Aus dieser Ehe sind ihm vier Söhne und eine Tochter geboren. Letztere starb schon 1½ Monate nach ihrer Geburt; sein zweiter Sohn, reich begabt, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, starb als Midshipman der Flotte in Peking an der Cholera 1902.

Im September 1882 wurde Buxhoeveden zum Wirklichen Staatsrat befördert. Im darauf folgenden Jahre ließ er sich in die Kanzlei Sr. Majestät für die Anstalten der Kaiserin Maria überführen. Von der Großfürstin Katharina Michailowna erhielt er den ehrenvollen Auftrag, ihren Sohn, den Herzog Karl Michael von Mecklenburg-Strelitz, während dessen Studienzeit 3½ Jahre lang in Deutschland zu begleiten. — Zurückgekehrt, ließ er sich 1887 dem Ministerium des Innern zuzählen, blieb aber dabei auch im Ressort der Anstalten der Kaiserin Maria. An dem damaligen Minister des Innern Grafen Tolstoj fand Butzhoeveden für seine Pläne entgegenkommende Unterstützung, die es ihm ermöglichte, im Auftrage des Ministers, viele Gouvernements zu bereisen und zehn Arbeitshäuser zu gründen.

Im Februar 1890 wurde er zum Mitglied des Ober-Gerichtshofes (судебная палата) ernannt, aber bereits im März desselben Jahres als Gehilfe des Marine-Hauptprokureurs ins Marineministerium übergeführt. Zugleich wurde er Mitglied im Konseil der St. Petersburger Kinderasyle des Ressorts der Kaiserin Maria, und im März 1896 Mitglied der Konsultation beim Justizminister. Buxhoeveden war im Januar 1895 Geheimrat geworden, hatte 1887 den Stanislaus-Orden 1. Klasse erhalten und bekam später noch den Annen-Orden 1. Klasse. Aber nach solchen Ehrungen stand sein Sinn nicht — der war vielmehr darauf gerichtet, den Armen, Hilflosen und Verlassenen zu helfen.

Als die junge Kaiserin Alexandra Feodorowna auf Buxhoevedens Wohltätigkeitsbestrebungen aufmerksam geworden war und ihn ihn persönlich kennen gelernt hatte, konnte er, dank der Huld und Verwendung Ihrer Majestät, seine philanthropischen Ideen in viel höherem Maße, als bisher, verwirklichen. Die staatliche Stellung gab ihm die notwendigen Existenzmittel und gewährte ihm dabei die nötige freie Zeit, um wiederum dem Staate und seinen ärmsten Bürgern zu dienen. Diese unein-

Digitized by Google

geschränkte, weitgreifende Wirksamkeit Buxhoevedens umfaßte besonders die Zeit seiner letzten zwölf Lebensjahre, von 1895—1907, aber die Keime zu diesem menschenfreundlichen Triebe haben immer in ihm geschlummert. Ein charakteristischer Zug für ihn ist es, daß er schon als junger Beamter das Rauchen aufgab, um durch diese Ersparnis das Schulgeld für arme Mädchen zahlen zu können.

Wir müssen nun noch über Buxhoevedens Hauptschöpfung, die Arbeitshäuser, ausführlicher berichten.

Während seiner dienstlichen Stellung in Kronstadt, wo sich immer Bettler in großer Menge aufhalten, bot ein ganz besonderer Umstand den Anlaß zur Gründung des ersten Arbeitshauses in Rußland im Jahre 1882. Der energische Kriegsgouverneur von Kronstadt, Admiral Lessowsky, ernannte eine Kommission zur Untersuchung der Lage der Bettler; die Krüppel und Kranken sollten unbehelligt bleiben, die Arbeitsfähigen aber dem Gericht übergeben werden, da das Gesetz den Bettel verbiete. — Die Kommission ermittelte 60 Männer, die, obwohl arbeitsfähig, dennoch bettelten, und die der Friedensrichter infolgedessen zu anderthalb Monaten Gefängnishaft verurteilte. Die Verurteilten aber appellierten an das Friedensrichterplenum. Ihre Klage enthielt die untertänigste Bitte, statt anderthalb Monate doch drei Monate im Gefängnis bleiben zu dürfen, da sie im Winter keine Arbeit fänden. Das war der Anlaß zur Ausführung eines Planes, den Buxhoeveden schon lange in sich trug. Durch fleißige Verbreitung dieser Bettlerpetition an das Gericht gelang es ihm die Kronstädter Gesellschaft zunächst zur Einrichtung von Arbeiterwohnungen für die Bettler und zur Organisierung von zeitweiligen Arbeiten für diese heranzuziehen. Buxhoeveden hatte seine Herzensfreude daran, diese Bummler beim Wegschaffen des Schnees von den Straßen, Füllen der Keller mit Eis und dergleichen Arbeiten beschäftigt zu sehen, wodurch dem Bettel wesentlich gesteuert wurde. — Da traf am 1. März 1881 das ganze Reich der erschütternde Schlag, — der edle Kaiser Alexander II. fiel durch Mörderhand! Buxhoeveden benutzte die tiefe Erregung, die sich aller bemächtigt hatte, und schlug dem Kronstädter Armenkomitee, das unter seinem Präsidium stand, vor, dem Andenken des so geliebten und hochverehrten Monarchen ein Denkmal in der Gründung eines Arbeitshauses (домъ трудолюбія) zu setzen. Die Idee fand Anklang, und in

Begleitung eines Komiteemitgliedes sammelte er Gaben zur Gründung dieser wohltätigen Arbeitsstätte. — Er, dem äußerer Glanz so wenig galt, zog doch aus praktischen Gründen zu diesen Sammelfahrten seine schmucke Marine-Auditeuruniform an, um nicht, wie er sagte, kurzerhand von den Türen abgewiesen zu werden. Hatte er doch die Erfahrung gemacht, daß, wenn er nur seine Angelegenheit vorbringen konnte, er nie mit leeren Händen das Haus zu verlassen brauchte. Seine freundliche, Zutrauen erweckende Art, verbunden mit der klaren, nüchternen Darlegung der Notlage, wobei jedermann fühlte, daß man es mit einem Menschen zu tun hatte, der nicht das Seine sucht, öffnete ihm die Herzen und Hände. So gelang es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit in Kronstadt, Petersburg und Moskau 50,000 Rbl. zu sammeln, eine Summe, die zum Aufbau des Arbeitshauses genügte. — Seine folgende Stiftung war das Evangelische Arbeitshaus in St. Petersburg im September 1886, das aus senfkornartigem Anfang sich mehr und mehr entwickelte und vielfach als Musteranstalt angesehen wird. Er hatte die Freude, das zwanzigjährige Bestehen dieser Anstalt, in deren Verwaltungsrat er bis zu seinem Tode das Präsidium innehatte, im September 1906 mitfeiern zu können. Vor zwanzig Jahren bestand die Arbeitsstätte aus einer Mitwohnung von drei Zimmern; nun erhob sich auf eigenem geräumigem Grundstück ein stolzes dreistöckiges Steingebäude mit Arbeits- und Schlafräumen für hundert Insassen.

Wie schon erwähnt, waren die Jahre 1887 und 1888 für die philanthropische Tätigkeit Burhoevedens günstig. Graf Tolstoj war Minister des Innern und stellte sich sehr wohlwollend und fördernd zur Sache. Im Auftrage dieses Ministers hatte Burhoeveden im Oktober die Gouvernementsstädte Nowgorod, Twer, Tula, Orel, Kursk, Charkow und Kijew zu bereisen. Im Sommer 1888 besuchte er im gleichen Auftrage die Städte Witebsk, Smolensk, Odessa, Cherssón, Jekaterinoslaw, Woronesh, Saratow, Samara, Simbirsk, Kasan und Nishnij-Nowgorod. Der ministerielle Befehl ebnete ihm alle Wege; von den Gouverneuren fand er überall Entgegenkommen, so daß er in allen Städten Vorträge über Arbeitshäuser halten und ungehindert zur Gründung derselben auffordern, sowie die nötigen Anleitungen zur Einrichtung solcher Stätten geben konnte. Freilich fanden seine Ideen nicht überall

Anklang, und es gehörte die ihm eigene unermüdliche Beharrlichkeit und Energie dazu, um dem Ziele, das klar vor ſeinen Augen ſtand, unentwegt zuzuſteuern. Trotz aller Vorurteile, mit denen er zu kämpfen hatte, und trotz der Apathie der Geſellſchaft, die ſich ſchwer aus dem altgewohnten Geleiſe bringen ließ, da man die Abſchaffung des Bettelns und Vagabundierens für eine Unmöglichkeit hielt, gelang es ihm doch weitere 10 Arbeitshäuſer zu gründen. Als der Miniſter Graf Tolſtoj ſtarb und ſein Nachfolger nicht dasſelbe Intereſſe für die Arbeitsſtätten an den Tag legte, ſondern die Sache für eine verfehlte anſah, indem er meinte, dieſe Häuſer ſeien wie die Pilze, die nach dem Regen aufſchießen, um alsbald wieder umzufallen, mußte Burhoeveden von weiteren Neugründungen abſehen; auch wurde er wieder vollſtändig in den Staatsdienſt gezogen. Aber ſeit 1892 wehte ein anderer Wind, der für ſeine Beſtrebungen wieder günſtig war. Es gelang ihm den damaligen Finanzminiſter Witte für die Sache der Arbeitshäuſer zu gewinnen. Letzterer ſchrieb einen Brief dem Miniſter des Innern, der infolgedeſſen ſeine Anſicht änderte und ſich bereit erklärte, die Begründung ſolcher Arbeitsanſtalten zu fördern. So konnte Burhoeveden ſeit 1892 wieder mit ſeinen Reiſen und öffentlichen Vorträgen beginnen, die den Erfolg hatten, daß in verſchiedenen Städten Rußlands weitere 30 Arbeitshäuſer entſtanden.

Das Intereſſe, das der Finanzminiſter Witte an Burhoevedens Arbeit nahm, hatte zur Folge, daß Witte den Miniſter des Innern bewog, mit Genehmigung Sr. Majeſtät des Kaiſers eine halbe Million Rubel aus den Mitteln des Miniſteriums zur Sicherſtellung der Arbeitshäuſer herzugeben, wogegen Witte zu demſelben Zweck eine jährliche Subſidie von 236,000 Rbl. aus den Reichsmitteln erwirkte.

Nicht wenig haben Burhoeveden bei dieſen Gründungen die Spenden ſeines Freundes, des berühmten Kronſtädter Geiſtlichen Joann, geholfen. Burhoeveden war während ſeiner amtlichen Stellung in Kronſtadt mit dieſem Geiſtlichen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit in perſönliche freundſchaftliche Berührung getreten und hatte bei ihm Verſtändnis und Teilnahme für ſeine Beſtrebungen gefunden. Dieſer damals noch unbekannte ſchlichte Geiſtliche wurde ſpäter weit berühmt und verehrt, weil man ſeinem Gebete Wunderwirkungen zuſchrieb. Von allen Enden Rußlands

wandte sich Vornehm und Gering an ihn, um durch seine Fürbitte Hilfe und Heilung in Krankheiten zu erlangen. Diese Bitten waren meist von reichen Spenden begleitet, so daß ihm jährlich Hunderttausende von Rubeln zuflossen. Diese Gelder verwandte er fast ausschließlich zu Kirchenbauten, frommen Stiftungen und Wohltätigkeitszwecken. Sein Freund Buxhoeveden fand bei ihm allezeit ein offenes Ohr und eine opferwillige Hand, wodurch die Gründung und Erhaltung der Arbeitshäuser wesentlich gefördert wurde. In den Jahren 1892—95 hatte der Priester Joann auf Buxhoevedens Verwendung 50,000 Rbt. gespendet.

Der 1. September des Jahres 1895 war für Buxhoevedens Arbeit von größter Bedeutung. Der Kaiser erließ einen Ukas an den Dirigierenden Senat, in welchem eröffnet wurde, daß er seiner hohen Gemahlin, der Kaiserin Alexandra Feodorowna, das Protektorat über die Arbeitshäuser übertragen habe. Sobald die Kaiserin dasselbe übernommen hatte, wußte Buxhoeveden seine Arbeit gesichert. Es bildete sich unter Präsidium der Kaiserin ein Komitee von 10 Mitgliedern, zu denen Buxhoeveden gehörte. Diesem Komitee strömten von allen Seiten reiche Spenden zu, so daß es bald über ein Grundkapital von 1 Million Rbl. zu verfügen hatte. Auch an Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna fand Buxhoeveden eine huldvolle Gönnerin. Für Buxhoeveden begann die Zeit seiner größten Tätigkeit in allen möglichen Zweigen der Volkswohlfahrt. Während der großen Mißernte verstand er es in den besonders von der Hungersnot betroffenen Gouvernements Arbeiten anzuordnen, die dem allgemeinen Wohle dienten, zugleich den Hungernden die nötigen Mittel zum Lebensunterhalt gewährten und sie am Betteln verhinderten. In den Dörfern bewog er die Bauern, Krippen einzurichten, wo die Kinder versammelt unter gemeinsamer Aufsicht waren, während die Eltern außerhalb des Hauses ihrer Tagesarbeit nachgingen. Aus den Gefängnissen gelang es ihm die Kinder, die aus Not von ihren Müttern, welche dort ihre Strafhaft abbüßen mußten, mitgenommen waren, zu befreien und sie in Privatpflege zu geben. Um der zunehmenden Verwahrlosung der Knaben, die sich aufsichtslos und meist elternlos auf der Straße herumtrieben, zu steuern, regte er die Nachahmung einer trefflichen Einrichtung an, die er in Genua beim Professor Garawenta kennen gelernt hatte. Dort

hatte er im Hafen ein Schulſchiff gefunden, das die Aufgabe hatte, obdachloſe und verwahrloſte Knaben aufzunehmen und ſie für den Seedienſt auszubilden. In Taganrog gelang es ihm ein ſolches Schulſchiff ins Leben zu rufen, während in anderen Hafenſtädten noch an der Einrichtung ſolcher Schiffe gearbeitet wird.

Um in den Kindern das Mitgefühl für notleidende Kinder zu wecken und ſie nach Kräften zur Linderung dieſer Not in Mitarbeit zu ziehen, richtete er Kinderligas ein.

Dieſe hatte er in London kennen gelernt. Eine reiche und ſehr wohltätige Lady, die Gräfin Meath, die ſich die Heranziehung der Kinder zu der Arbeit im Weinberge des Herrn zur Lebensaufgabe gemacht hat, machte ihn mit dieſer Arbeit bekannt und regte ihn zur Gründung ſolcher Kindervereinigungen in Rußland an, wobei ſie ihm wiederholt namhafte Summen zu dieſem Zweck zuwandte. Die Kinder kommen zuſammen, erhalten Material zur Arbeit und werden dazu angeleitet; die angefertigten Sachen werden verkauft oder verloſt, und mit dem Erlös arme Kinder unterſtützt.

Beſondere Freude hat ihm die Kinderliga in Hapſal bereitet, die unter liebevoller, geſchickter Leitung viel Anklang fand und gute Erfolge erzielte. Trotz ſeiner ſehr in Anſpruch genommenen Zeit ſuchte er es doch jedes Jahr zu ermöglichen, in Hapſal dem Sommerfeſt der Kinderliga perſönlich beizuwohnen.

In lebendigem Konnex mit allen Wohlfahrtseinrichtungen des Auslandes ſtehend, beſuchte er wiederholt viele Wohltätigkeitsanſtalten in Deutſchland, der Schweiz, Belgien, Frankreich, England, Italien, ſtudierte überall an Ort und Stelle die Einrichtungen, um dann die Früchte dieſer Studien in Rußland zu verwerten. Es iſt ſchwer ein Wohltätigkeitswerk hier zu nennen aus den letzten 10—20 Jahren, an dem Otto Buxhoeveden nicht als Stifter oder Mitarbeiter beteiligt geweſen wäre. Er hatte ein offenes Auge für die Not in ihren mannigfaltigen Geſtalten, aber zugleich die ſeltene Gabe, erfinderiſch zu ſein in der Hilfeleiſtung. — Für gebildete Männer, die verarmt und ſtellenlos waren, richtete er in St. Petersburg ein Lokal ein, wo ſie beſchäftigt waren für Abonnenten Zeitungsausſchnitte, die einzelne Fragen berühren, welche für die letzteren ein beſonderes Intereſſe haben, auszuſchneiden. Dieſe Arbeit gleicht derjenigen des Pariſer Bureaus Argus de

la presse. Außerdem wurden Albums aus illustrierten Journalen und Zeitungsartikeln angefertigt. So bildeten 4 Bände über den Chinesisch-Europäischen Krieg ein Album, welches der frühere Statthalter von Port Arthur für 1200 Rbl. kaufen ließ. Für verarmte gebildete Frauen und Fräulein richtete er eine Anstalt ein, wo sie für ein ganz Billiges auf Schreibmaschinen schreiben lernen konnten, Schneiderkurse durchmachten, um durch Handfertigkeit zu Stellung und Brot zu kommen.

Bei aller Herzensgüte, die ihm eigen war, und dem Bestreben, auf die freundlichste und liebevollste Weise jedem aus seiner Not zu helfen und ihm die Wege zu ebnen, um zu besseren Lebensbedingungen zu gelangen, mußte er doch erkennen, daß viele unter den Stellenlosen so verkommen waren, daß Güte und Überredung nichts mehr ausrichteten, sondern daß hier Zwang eintreten mußte. Er hat sorgfältig viele Zwangsanstalten für professionelle Bettler und Vagabunden im Auslande studiert auf eigene Initiative und im Auftrage der Regierung.

Im diesem Frühjahr besuchte er auf Wunsch des Justizministers zwölf Gouvernements, nachdem er in Riga das von der Stadt errichtete Zwangsarbeitshaus in Augenschein genommen. Er sollte an Ort und Stelle Mittel und Wege ausfindig machen, um für unverbesserliche Vagabunden Zwangsarbeitshäuser zu gründen, deren Unterhalt zum Teil von dem Staat, zum Teil von den Städten und Kommunen bestritten werden sollen. Das Justizministerium ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines Gesetzesentwurfes beschäftigt, das, nach dem Beispiel anderer Staaten Europas, den Verwaltungsbehörden das Recht gibt und die Pflicht auferlegt, unverbesserliche Vagabunden und Bettler zeitweilig in Zwangsarbeitshäusern unterzubringen, — und so ist diese Sache im Gange.

Viel Mühe hat Burhoeveden verwandt, um in Rußland Kinderligas zu gründen. Er ging in letzter Zeit mit dem Gedanken um, Statuten für diese Ligas auszuarbeiten und sie einem Ressort anzugliedern. — Infolge einer Aufforderung der Gräfin Meath erhielt er vom Ressort der Anstalten der Kaiserin Maria den Auftrag, den im Juni 1907 nach London berufenen internationalen Kongreß der Vertreter aller Kinderligas mitzumachen. Am 9./22. Juni sollte er nach London abreisen; am 8./21. Juni kam

er aus Hangö nach St. Petersburg, um von hier aus die Reiſe anzutreten. Doch Gott hatte es anders beſchloſſen und ließ nach ſeinem unerforſchlichen Ratſchluß an demſelben Tage die ſchon oben erwähnte erſchütternde Kataſtrophe zu, die dieſem ſegensreichen Leben ein plötzliches Ende machte. Der unglückliche Sohn ſagte ſpäter, er habe geahnt, daß ſeinem Vater auf der Reiſe nach London ein Unglück zuſtoßen würde, — um dem vorzubeugen, beſchloß er in ſeinem Wahn, dieſen Vater zu erſchießen!

Otto v. Buxhoeveden war ein treuer Sohn ſeiner baltiſchen Heimat, mit Leib und Seele ſeiner teuren lutheriſchen Kirche zugetan, aber ſeine Lebensarbeit gehörte dem ruſſiſchen Volke und den Gliedern der griechiſch-orthodoxen Kirche. Er wollte helfen und ſuchte es dort zu tun, wo ihm die Hilfe am notwendigſten erſchien. Jede nationale oder konfeſſionelle Engherzigkeit lag ihm fern. In den proteſtantiſchen Ländern und in ſeiner Kirche hatte er den Segen geordneter Armenpflege und zweckentſprechender Hilfeleiſtung kennen gelernt. Sein Herz war erfüllt von Verlangen, dieſen Segen auch denen mitzuteilen, die ihn noch nicht kannten. In ihm war Chriſtentum, Adel, Arbeit untrennbar vereinigt. Gott wolle das Werk ſeines Lebens fortbeſtehen laſſen, ihm viele Nachfolger erwecken und ſein Andenken an ſeiner Familie ſegnen! Möge ſeine unermüdliche Arbeit, mit der er dem Kaiſer und Reich durch die ihm von Gott verliehenen Gaben treu und ſelbſtlos gedient hat, in ſeinem Sinne fortwirken, nämlich: Frieden ſtiftend, Gegenſätze ausgleichend, Liebe übend!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Etwas über den „kanzeljarskij porjadok".

Die russische Zeitung „Sslowo" (Nr. 363 vom 25. Jan. 1908) brachte vor einiger Zeit einen Aufsatz, der uns ein altbekanntes Thema, das russische Kanzleiwesen, die „Bumagenwirtschaft" wieder einmal in einer sehr instruktiven Weise vor Augen führte, — ein Thema, das von kulturhistorischem wie auch vom praktisch-politischen Gesichtspunkte aus nicht ohne Interesse ist. Bildet doch dieser schwerfällige Apparat eine der Hauptursachen für die tote, geistlos-mechanische und lebenerstickende Art, in der so viele Fragen zum Schaden der Sache selbst im ganzen Reiche gelöst werden. Wir geben in Nachstehendem das Wesentliche dieser Schilderung wieder.

Der typische Komplekt der Beamten, die an der Ausfertigung jedes Papiers beteiligt sind, ist, von unten angefangen, folgender: der Gehülfe des Tischvorstehers, der Tischvorsteher, der Abteilungschef, der Vizedirektor, der Direktor, der Gehülfe des Ministers und der Minister. Das Papier wird vom Gehülfen des Tischvorstehers angefertigt und vom Minister unterschrieben, nachdem es 7 Instanzen durchlaufen hat. Dieses Dienstsystem ist ferner noch ausgerüstet mit einem Hülfspersonal von Schreibern, Registratoren, Journalisten, Archivaren, Exekutoren, Kurieren, welche die Abschriften, die Aufbewahrung und die Bewegung der Papiere durch die 7 Instanzen besorgen. Der Mechanismus wird in Bewegung gesetzt durch das „einlaufende" Papier, das vom Minister bis zum Tischvorstehergehülfen hinuntergeht und durch das „ausgehende" Papier erledigt wird, welches von dem Tischvorstehergehülfen wieder bis zum Minister hinaufläuft. Auf jede Erledigung eines Papiers

entfallen demnach 14 Bewegungen. Wenn also irgend eine Privatperson sich mit einer Bittschrift aus Ministerium wendet, so sind 14 Bewegungen nötig, um sich mit der entsprechenden Lokalinstitution in Verbindung zu setzen, ferner 14 Bewegungen, um das Gutachten eines anderen, von der Angelegenheit mit berührten Ministeriums (bisweilen aber auch zweier oder mehr) zu erhalten, 14 Bewegungen in diesem anderen Ministerium, und endlich wiederum 14 Bewegungen in dem ersten Ministerium zur Erledigung der endgültigen Antwort, im Ganzen also 56 Bewegungen Plus einer gewissen Anzahl Bewegungen in der Lokalinstitution. Die Zahl der letzteren variiert je nach der Kompliziertheit der lokalen Beziehungen, deren lange Kette mitunter den Minister mit dem Gemeindeschreiber verbindet. Bedenkt man also, daß bei der ungeheuren Zentralisation unsres staatlichen Lebens jede kleinste Berührung dieses lebendigen Ozeans von 150 Millionen Menschen mit dem führenden Staatsschiff im Minimum 56 Bewegungen hervorruft, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, welch einer Milliarde Bewegungen dieses Schiff beständig ausgesetzt ist. Sie sind nicht auszuzählen. Indessen gibt es Skeptiker, die nicht ohne Überzeugungskraft beweisen wollen, daß sogar die Beamten keine Götter sind und wie die übrigen Sterblichen der Zahl und des Maßes bedürfen. Und da hebt nun die Anpassung des kleinen Schiffes an den großen Ozean an, ja sogar — und hierin tritt eine gewisse Göttlichkeit der Kapitäne zutage — des Ozeans ans Schiff. Man sucht dem Ozean „Geduld" und „Zutrauen" beizubringen und das Schiff stabiler zu machen; man arbeitet einen besonderen Typus der Kanzleibewegung aus, den gute Kenner der Mechanik nicht anders benennen konnten als: Verschleppung.

Jede Bewegung eines Papiers durch die Instanzen erweckte den Gedanken an einen besonderen „Tschin" und verlangte von ihm die Entscheidung. Indessen auch der „Tschin" hat sein Maß. Da war einmal z. B. ein eifriger Gouverneur, der irgend eine Verbesserung im Krankenwesen durchzuführen wünschte. Er wußte, daß in solchen Fragen zwei Departements von Einfluß sind, das medizinische und das wirtschaftliche, und übersandte daher dem Minister des Innern zwei gleichlautende Eingaben, je eine für die beiden Departements. Nach einiger Zeit erhielt er vom Minister zwei Antworten, eine von seiten des medizinischen Departements,

das seine Zustimmung gab, die andere vom wirtschaftlichen, das sie verweigerte. Die Legende sagt, der Gouverneur habe sich erschossen. — Der Senat spielt schon lange eine aufklärende Rolle; und einmal, schon vor längerer Zeit, gelang es ihm die Aufgabe der höheren Instanzen bei dieser Bewegung der Papiere nach oben und unten sehr deutlich zu präzisieren. Eine Gouvernements-Institution hatte sich in einem an den Senat gerichteten Papier etwas ungeschickt ausgedrückt: „Der Senat denkt, daß" usw., worauf der Senat antwortete: „Der Senat *denkt* nicht, sondern er schreibt vor." Und in dieser Weise eben haben sich die Instanzen in allen Ministerien nolens volens der Bewegung der Papiere angepaßt. Sie begannen „nicht zu denken", sondern es dachte irgend eine einzelne Instanz, meist die jüngere. Daher kommt der unvergeßliche Ausspruch Kaiser Nikolai I., daß Rußland von den Tischvorstehern regiert wird.

Wenn man sich lebhaft vorstellt, wie auf dem Tisch des Abteilungschefs täglich zwei große Haufen aus- und eingehender Papiere sich türmen, auf dem Tisch des Direktors zwei Berge, auf dem des Ministers aber zwei Monblancs, dann müssen doch auch die strengsten Radikalen anerkennen, daß unter solchen Umständen das Nichtdenken nur eine unvermeidliche Folge davon ist, daß man sich dem Übel nicht widersetzen kann. Es denkt irgend ein Tischvorsteher, der auf seine Weise, nach Maßgabe des von ihm absolvierten Kursus irgend etwas weiß. Es entscheiden jedoch die nicht Denkenden.

So bilden also von den 56 Bewegungen jedes Papiers bloß 8 eine produktive Gedankenarbeit, 48 jedoch, oder 85 %, sind tote Arbeit, die den Gang der Dinge nur aufhalten. Auch bei der größten Arbeitsliebe des Dienstpersonals ist diese Maschinerie infolge ihrer Konstruktion unbrauchbar. Der wirkliche Leiter der Sache, der Tischvorsteher oder sein Gehülfe, beginnt seine Karriere damit, daß er in seinem Kopfe die in der eben absolvierten Universität usw. erworbenen Kenntnisse zusammendrückt und sich daran macht, nach den Präzedenzfällen seines „Tisches" unter Anleitung des Registrators umzulernen. Für eine neue Sache aus dem Tauriſchen Gouvernement findet man für ihn ein Muster aus der Praxis des Wologdaschen und danach fertigt er mutatis mutandis das Papier aus. Nach einigen Jahren ist er so ein Spezialist je

nach der Aufgabe ſeines „Tiſches“ geworden und der Inſtinkt der Selbſterhaltung verwandelt ihn in einen eifrigen Verteidiger der alten Praxis, der Routine. So rückt er im Dienſte auf bis zum Miniſtergehülfen oder gar Miniſter. Aus einem Spezialiſten ſeines Tiſches wird er allmählich ein Enzyklopädiſt, der alles wiſſen und verſtehen muß. Das ganze ihn umgebende Leben nimmt er auf im Maßſtabe ſeines Anfangs-Tiſches. Das Leben iſt der „Tiſch“ mit Präzedenzfällen, das iſt die Philoſophie dieſer Kapitäne, die den Ozean des Lebens regieren.

Dieſe Organiſation des Staatsdienſtes iſt ein kompliziertes Syſtem von Hinderniſſen, in dem Talent und Arbeitsfreudigkeit des dienenden Perſonals zugrunde gehen. Die einzige Kraft, die dieſen Mechanismus regiert, iſt die Routine; das Leben ſelbſt kennt er nicht. Und das geben auch Glieder der höheren Inſtanzen zu, die, ſo ſehr ſie auch die Notwendigkeit von Reformen einſehen, unwillkürlich vor dem bedrohlichen Gedanken ſtehen bleiben, daß das ganze Perſonal ſich auf einmal als unzuſtändig erweiſen könnte. Und ſo erbt ſich die Routine fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, eine ſteinerne Wand zwiſchen der regierenden Armee der Beamten und dem Volk. —

*

Wie die Zivilinſtitutionen, ſo leidet aber auch die Militärverwaltung, bei der man das doch am wenigſten erwarten ſollte, an einem übermäßig ſchwerfälligen Kanzleiapparat, der beſtändig ganze Haufen von Büchern, Regiſtern, Liſten uſw. uſw. zu verarbeiten hat. Intereſſante Angaben darüber gibt ein Artikel der „Roſſija“ (vom 21. Febr. 1908), von denen wir das Weſentlichſte hier wiedergeben, da ſie das oben Berichtete in erwünſchter Weiſe ergänzen und das Bild vervollſtändigen, das man von dieſer außerordentlichen Arbeitsverſchwendung gewinnt, die ſchließlich dennoch nicht zu einer wirklichen, zuverläſſigen Ordnung geführt hat.

Gemäß dem Geſetz über die militäriſche Schriftführung vom Jahre 1904 müſſen in jeder Kompagnie folgende Bücher geführt werden:

Für den Frontdienſt: 1) das Kompagnietagebuch (Abgang und Zugang der Mannſchaft); 2) namentliche Verzeichniſſe; 3) das Austragebuch; 4) eine Akte, in der unter anderem alle

Notizen und schriftlichen Anweisungen gesammelt werden, die bloß für einen Tag, mitunter aber für noch kürzere Zeit Bedeutung haben, danach aber gar keinen Sinn mehr haben, da über alles mehr oder weniger wichtige im Tagesbefehl der Abteilung berichtet wird; 5) das Strafjournal; 6) das Journal über das Schießen und Distanzmessen; 7) eine Liste über die abzugebenden Schüsse beim Einzelschießen (obgleich diese Notizen auch schon im Journal vorhanden sind); 8) eine Liste über die ausgeführten Übungen im Distanzmessen (auch schon im Journal vorhanden); 9) ein Journal über den Schreib- und Lese-Unterricht; 10) das Besuchsbuch; 11) ein Urlaubsbuch; 12) ein Buch über die ärztlichen Besichtigungen; 13) ein Buch über die erkrankten Mannschaften, die zum Arzt geschickt werden; 14) ein Beschwerdebuch.

In der wirtschaftlichen Verwaltung: 1) das Kompagniebuch; 2) die Rechnungsliste; 3) das Buch des Kaptenarmus; 4) das Buch des Artelschtschiks; 5) ein Buch über ausgetragene Gelder und Sachen; 6) ein Verzeichnis des Kompagnieeigentums; 7) ein Buch über die Schießvorräte; 8) ein Buch über die zur Reparatur gesandten Waffen; 9) ein Buch über die Besichtigung der Flinten und Revolver; 10) die Kompagnie-Kladde (d. h. Notizen über ein- und ausgezahlte Kompagniegelder in die und aus der Regimentskasse).

Alles in allem also 24 Bücher. Und das sind bloß die offiziellen Bücher, — wie viel verschiedene nichtoffizielle Bücher, Büchelchen, Hefte, Listen aber noch geführt werden, das ist Gott allein bekannt und hängt lediglich von der größeren oder geringeren Vorliebe der Vorgesetzten für Kanzleiwesen ab. Schon bei einem flüchtigen Überblick dieser vielen Bücher fällt die Überflüssigkeit mancher von ihnen in die Augen, z. B. das Vorhandensein zweier Austragebücher, des Schießjournals und der besonderen Listen darüber u. ä. Doch nicht genug damit. Die Sache ist die, daß viele von ihnen bloß Duplikate der Rechenschaften sind, die schon von Regimentswegen geführt werden, also die Kompagniekanzlei nur mit überflüssigen, ganz unnützen Büchern anfüllen. So z. B. die Bücher über die ärztlichen Besichtigungen, die doch schon im Regimentslazaret geführt werden, ferner die Kompagnie-Kladde, die keinerlei Bedeutung hat, da der Regimentszahlmeister ohnehin alle Daten einträgt mit den Originalquittungen der Kompagnieführer.

Aber auch der Modus ſelbſt, mit dem viele dieſer Bücher geführt werden, läßt eine bedeutende Vereinfachung wünſchen, ohne daß dadurch die Sache geſchädigt würde. So zerfällt das Kompagniebuch, bei dem es ſich monatlich meiſt nur um einige hundert Rubel handelt, in vier Abteilungen, was ganz unnütz iſt, da es genügt, die Ausgaben und Einnahmen im ganzen zu notieren, wodurch weder die Kontrolle, noch auch die Bequemlichkeit leiden könnte, ſondern nur das Buch ſelbſt bedeutend vereinfacht würde. — Wieviel unnütze Kanzleiarbeit muß alſo ſo eine kleine Einheit, wie es die Kompagnie iſt, leiſten. Die Kompagnie iſt aber doch, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, die Schule des Frontdienſtes, wozu alſo dieſe endloſen Bücher!

Die Wirtſchaft des Regiments iſt auf ebendemſelben Syſtem aufgebaut und die Kanzlei iſt mit Schreibereien überhäuft, indem ſie eine ganz unwahrſcheinliche Anzahl Papiere ausgehen läßt und eingelaufene regiſtriert. „Man denkt dabei unwillkürlich an unſre Nachbarn im Weſten: die Kanzlei eines beliebigen deutſchen Regiments iſt in einem kleinen Zimmer untergebracht und hat im ganzen kaum mehr als 4 Schreiber. Und die Sache geht, ſie geht vortrefflich.“ — „Man muß hoffen, daß man die Aufmerkſamkeit auf dieſes Papiermeer richten werde, das jetzt die einzelnen Teile der Front geradezu überſchwemmt and ſie von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenkt, und daß die Truppen von dieſem unmöglichen und unpaſſenden Kanzleiweſen befreit werden.“ —

Eine zu wenig gewürdigte Wissenschaft.*

Von W. O.

Wir leben in einer außerordentlich praktischen Zeit, in einer Zeit, welche zumeist danach strebt, der Menschheit Komfort und Behagen zu verschaffen, alles, was sie an Leib und Gut schädigen kann, zu entfernen oder doch zu mildern, dagegen das Wohlgefühl des äußeren Daseins so viel als möglich zu erhöhen. Zur Erreichung dieses materiellen Zweckes, zur Entdeckung immer neuer Quellen des Erwerbes, Gewinnes, Genusses zwingen wir sämtliche praktische Wissenschaften in unsern Dienst, und tun es nicht ohne Erfolg. Da ist es zum Verwundern, daß unter diesen Wissenschaften der Geologie so gut wie gar keine Rolle eingeräumt, daß die Notwendigkeit einer mehr oder weniger gründlichen Bekanntschaft mit ihr noch immer nicht eingesehen wird. Man nimmt fast allgemein an, sie sei einzig Sache des Fachgelehrten, habe nur für ihn Interesse und praktische Bedeutung. Das ist ungefähr so, als wäre uns ein prächtiges Haus geschenkt, versehen und angefüllt mit allem, was wir zum behaglichen Leben brauchen, und wir begnügten uns mit dem, was vor Augen liegt, was wir in den Räumen über dem Erdgeschoß finden, und geben uns nicht die Mühe hinabzusteigen in die unterirdischen Räume, in Wein- und Vorratskeller, hätten auch kein Interesse daran, zu erfahren, wie und woraus das Fundament gelegt, wie zuverlässig die Grundmauer aufgeführt ist.

Geologie heißt wörtlich „Lehre vom Erdkörper". Und wir Erdbewohner, die wir auf dieser Erde geboren werden und sterben, kämpfen und leiden, denen das Antlitz der Erde bald friedvoll und beglückend zulächelt, bald in seiner Erregung und Verzerrung Schreck und Grausen einjagt, wir sollten nicht den Wunsch haben

*) Nach einem Vortrage zur Eröffnung des technologischen Instituts 1903 in Tomsk.

zu erfahren, wie es hinter diesem Erdenantlitz aussieht, was der Erdenschoß Köstliches und Furchtbares birgt, welche unsichtbaren, rätselhaften Kräfte in dem gewaltigen Körper wühlen, arbeiten und wirken, bald zu unserm Segen, bald zum Verderben!

Daß man noch bis zum heutigen Tage fast allgemein annimmt, nur der Fachgelehrte, der Geologe, habe sich um solche Dinge zu kümmern, ist ein verhängnisvoller Irrtum, dessen traurigen Folgen wir immer wieder hier oder dort begegnen, ohne daß der Laie eine Ahnung davon hätte, welchem wissenschaftlichen Versehen dieselben zuzuschreiben sind. Bei wie unzähligen Arbeiten unserer Ingenieure ist mangelhafte Kenntnis der Geologie oder ungeschickte Anwendung ihrer Methode die unmittelbare Ursache nutzloser Verschwendung ungeheurer Geldsummen, völlig mißlungener industrieller Unternehmungen, welche außerdem leider oft genug von größerem oder geringerem Verlust an Menschenleben begleitet sind!

Bevor wir zu näherer Erklärung so betrübender Umstände übergehen, wollen wir in Kürze den Inhalt und die Einteilung der Geologie betrachten.

Wie bereits erwähnt, ist die Geologie die Lehre vom Erdkörper. Sie beschäftigt sich mit Erforschung des Baues unseres Planeten und mit der Geschichte aller Veränderungen, welche der Erdball in den verschiedenen Perioden seiner Existenz durchgemacht hat. Sie bestimmt die Bestandteile, den allgemeinen Charakter, die Bedingungen der Entstehung und die gegenseitigen Verhältnisse verschiedener mineralischer Massen, welche unseren Forschungen in den oberen Schichten der Erdrinde zugänglich sind; sie verfolgt endlich auch das Ziel, die physisch-geographischen Bedingungen des organischen Lebens auf der Erde und die Verteilung desselben in den vergangenen Epochen zu erklären.

Die mineralischen Massen, welche wesentlich zur Bildung der Erdrinde beigetragen haben und aus einer oder mehreren Arten von Mineralien bestehen, nennt man Erdgestein. Die Erforschung dieser Gesteine bildet den Teil der Geologie, welchen man Petrographie nennt, richtiger Petrologie, d. h. Gesteinkunde.

Zwischen den Massen der Mineralien finden sich in der Erdrinde fossile Überreste von Pflanzen und Tieren, die in längst entschwundenen Epochen existierten und Fossilien oder Versteinerungen genannt werden. Mit Erforschung dieser Fossilien beschäftigt sich ein zweiter Teil der Geologie, die Paläontologie.

Neben solcher Erforschung der unorganischen und organischen Fossilien ist es endlich auch noch Aufgabe der Geologie, die Formen der Ablagerungen verschiedener Gesteine zu bestimmen, deren gegenseitiges Verhältnis und ihre Reihenfolge festzustellen, sowie auch die allmählichen Veränderungen der Organismen in Bezug auf Zeit und Ort, was dem Forscher die Möglichkeit gibt, das relative Alter verschiedener Erdschichten auf das genaueste zu bestimmen. Diesen Teil der Geologie nennen wir Stratigraphie oder historische Geologie.

Die eben genannten Teile, die Petrographie, die Paläontologie und die Stratigraphie bilden im Grunde bloß den beschreibenden Teil der Geologie, Geognosie genannt. Es ist derjenige Teil, welcher sich hauptsächlich mit Sammlung und Systematisierung des faktischen Materials beschäftigt. Da die Geologie jedoch zugleich das Ziel verfolgt, die Entwicklungsgeschichte unserer Erde zu erklären, so ist es notwendig, auch diejenigen Faktoren kennen zu lernen, unter deren Einwirkung die Erdrinde verschiedenen Veränderungen unterworfen wurde, sowohl in ihrem inneren Bau — der Tektonik, als in ihrem Äußern — der Plastik. Die Bedeutung jener Faktoren vermögen wir nur zu verstehen durch Erforschung der geologischen Erscheinungen in der Gegenwart, Erscheinungen, die wir unmittelbar beobachten können. Die Bekanntschaft mit den Eigenschaften und Resultaten der Tätigkeit aller geologischen Faktoren der Gegenwart dient uns als Grundlage zur Erforschung analoger Erscheinungen in früheren Perioden der Entwicklung unserer Erde, denn die Grundfaktoren sind dieselben geblieben in allen geologischen Epochen; nur Ort und Intensität ihrer Tätigkeit wechselten, Wesen und Charakter blieben stets die nämlichen.

Unter den die Erdrinde bildenden Mineralien finden sich mehr oder weniger beträchtliche Anhäufungen solcher Stoffe, welche Gegenstand des Bergbaus und dem Menschen unentbehrlich geworden sind, wie die Steinkohle, das Steinöl, verschiedene Erze und Reinmetalle. Solche Stoffe nennt man nützliche Mineralien, und den Teil der Geologie, der sich mit den Bedingungen ihrer Ablagerungen beschäftigt — die praktische Geologie. Diese Bezeichnung ist übrigens nicht ganz genau, denn es finden, wie wir sogleich sehen werden, auch noch manche andere Teile der physischen Geologie, wie z. B. die Petrographie, praktische Anwendung in mancherlei Zweigen der Technik.

*

Die praktische Geologie im weitesten Sinne des Wortes ist bedeutend älter als die theoretische. Das Alter der letzteren reicht nicht über zwei Jahrhunderte zurück, indeß die praktische Anwendung nützlicher Mineralien bereits in weit hinter uns liegenden Perioden des menschlichen Daseins bekannt war, Perioden, von denen uns keine schriftlichen Dokumente berichten, sondern allein Gräber, Waffen und Werkzeuge längst vom Erdboden verschwundener Völker. Mit der praktischen Geologie beschäftigten sich schon die Völker der Steinperiode, indem sie an Flußufern oder auf Berggehängen nach brauchbarem Material zur Anfertigung ihres primitiven Geschirrs suchten und nach manchen Experimenten mit verschiedenem Gestein endlich den Kieselstein, den Nephrit und Jadeit wählten als das härteste und mithin tauglichste Material zur Herstellung ihrer Beile, Lanzenspitzen, Pfeile, Messer und Sägen. Da nun aber diese härtesten Steinarten in sehr begrenzten Rayons vorkommen, so wurden die aus ihnen angefertigten Werkzeuge bald Gegenstand weitverzweigter Handelsverbindungen zwischen den Völkerstämmen der Steinperiode. Einen ungeheuren Schritt vorwärts in der Benutzung unorganischer Stoffe der Erdrinde machte der Urmensch jedoch erst, als er mit den Metallen und ihrer Verwertung bekannt wurde. Da Reinmetalle nur in geringer Menge an der Erdoberfläche angetroffen werden, so waren ihre Fundgruben bald erschöpft, und der Mensch mußte dieses ihm unentbehrlich gewordene Material in tieferen Erdschichten suchen, womit der Anfang zum Bergbau gegeben war. Spuren des letzteren haben sich uns aus sehr alten Zeiten erhalten; es genüge, darauf hinzuweisen, daß bereits die Aegypter, die Römer und die Griechen große Bergwerke besaßen, und daß wir selbst in vielen Gegenden Sibiriens auf Überreste einstiger Bergwerke stoßen, sowie auf Spuren von Schmelzöfen, deren Herstellung man einem vorgeschichtlichen Volke, den Tschuden, zuschreibt. Die Arbeiten in den Bergwerken boten dem Menschen reichlich Gelegenheit, mit dem inneren Bau der Erdschichten bekannt zu werden, was eine wachsende Entwicklung der Geologie zur Folge hatte, und die Geologie wiederum, im Laufe der Zeit zu selbständiger Wissenschaft erhoben, überzeugte den Menschen von dem großen Nutzen geologischer Forschungen. Die Resultate solcher Forschungen wurden immer glänzender, immer verlockender. So hat die Geologie stets in engster Beziehung zum Bergbau gestanden, weshalb man ehemals unter praktischer Geologie ausschließlich den Bergbau und die Gewinnung nützlicher Mineralien verstand. Diese Aufgaben der

praktischen Geologie konnten sich aber nur beim Aufblühen der theoretischen Geologie erweitern, was letzteres durch die unermüdliche wissenschaftliche Tätigkeit des Freiberger Professors Werner hervorgerufen wurde. Bis Werner war die Geologie eine rein empirische Wissenschaft; dank diesem schätzenswerten Gelehrten machte die physische, chemische und historische Geologie solche Riesenfortschritte, daß sie sich von nun an auf feste wissenschaftliche Basis stützte und zugleich in praktischer Hinsicht noch mehr an Bedeutung gewann. Ihr praktischer Nutzen ward noch handgreiflicher, als man mit Herstellung geologischer Karten begann, dank welchen die Erforschung ausgedehnter Gebiete um so viel leichter und gründlicher wurde, daß die daraus gewonnenen Resultate den verschiedenen Zweigen der Technik unmittelbaren Nutzen bringen konnten.

*

Um nun von dieser notwendigerweise mit mathematischer Trockenheit gegebenen Erklärung der Geologie zu Interessanterem überzugehen, wollen wir die mancherlei Berufsarten betrachten, bei denen mehr oder weniger gründliche Kenntnisse in dieser Wissenschaft unerläßlich sind.

Da ist vor allem der Bergingenieur.

Die Notwendigkeit eingehender Bekanntschaft für ihn mit der Geologie ist so einleuchtend, daß man sich dabei wohl nicht lange aufhalten darf. Es genüge zu bemerken, daß der Bergingenieur ohne solche Bekanntschaft weder den Fundort eines nützlichen Minerals im Schoß der Erde zu bestimmen, noch dessen Ausgradung richtig zu leiten vermag. Da dieses aber erst das letzte und schwierigste Kapitel in dem systematischen Kursus der Geologie ist, so muß er, um in diesem Hauptkapitel zu Hause zu sein, die Bestandteile und den Bau der Erdrinde kennen, die verschiedenen chemischen, physischen und mechanischen Prozesse verstehen, welche im Innern der Erdkugel oder auf ihrer Oberfläche vorgegangen sind und die nützliche Mineralien enthaltenden Schichten gebildet haben; mit einem Wort, er muß die physische Geologie genau kennen. Außerdem ist es wichtig, daß er auch auf freiem Felde das relative Alter der verschiedenen Gebirgsablagerungen, sowie sämtliche geologische Formationen zu unterscheiden vermag, da gewissen Formationen in dem gegebenen Forschungsgebiet meist auch gewisse nützliche Mineralien eigen zu sein pflegen. Er muß also auch die historische Geologie kennen und ihre Basis — die Paläontologie. Nicht weniger vertraut muß er mit der Petro-

graphie sein, ohne welche er nicht imstande ist die wichtigsten Gesteine, die kryſtallisierten sowie die abgelagerten, zu unterscheiden und die Bedingungen des Entstehens vieler Fundorte nützlicher Mineralien zu erklären. Es müssen ihm mithin alle Zweige der Geologie im allgemeinen und alle Kapitel der physischen Geologie im besonderen bekannt sein, sollte er in seinem Beruf nicht im Finstern tappen.

Es sei dieses durch einige Beispiele erläutert:

Die Steinkohle und die Naphtha finden sich nur in Ablagerungsschichten; wer sie im Gebiete rein kryſtallinischer Gesteine suchen wollte, würde Zeit und Geld nutzlos verschwenden. In diesem Falle liegt die Sache einfach und klar. Nehmen wir deshalb einen komplizierteren Fall: Die Wogen des Baikalsees in Sibirien werfen an gewissen Stellen seines östlichen Ufers verdichtete Naphtha an das Land, das sogenannte Baikerit. Die Ufer dieses Sees bestehen aus uralten geschichteten kryſtallinischen Gesteinen, an welche sich hier und dort Nester tertiärer Ablagerungen mit Steinkohlenschichten lehnen. Auf Grund dieser geologischen Tatsachen, sowie in Berücksichtigung dessen, daß der Baikalsee eine Erdvertiefung von ungeheuren Dimensionen ist, schließt der Bergingenieur mit Recht, daß das Baikerit höchst wahrscheinlich tertiären Ablagerungen entstamme, die auf den Boden des Sees gesunken und der Exploitierung bei den technischen Bedingungen unserer Zeit nicht zugänglich sind. Dagegen suchen Unternehmer, welche mit der Geologie weniger vertraut sind, von den erwähnten Erscheinungen irregeführt, nun schon seit Jahren an den Baikalufern nach Naphtha und klagen über die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen.

Ein weiteres Beispiel liefern uns die sibirischen Goldbergwerke und Goldwäschereien, die sich fast in allen Gebieten Sibiriens unter sehr verschiedenen Bedingungen finden. Im Rayon von Nertschinsk wird der Goldgehalt des Bodens von massivem, aus der Erde hervorragendem kryſtallinischem Gestein bedingt. In der Taiga des Amurgebiets sind es vorzugsweise einige Gneisarten, welche das Gold enthalten, während man dasselbe in den Goldwäschereien von Olekma-Witimsk aus alten metamorphotischen Schieferarten gewinnt. Wenn also der Bergingenieur in dem Rayon von Olekma-Witimsk in *den* Tälern Gold suchen wollte, welche zwischen massivkryſtallinischen Gebirgen liegen oder in dem Gneisgestein des Amurgebiets, so würde er damit seine Unkenntnis der Geologie beweisen.

Und endlich noch ein Beispiel aus einem andern Gebiet der Bergkunde. Gesetzt, bei Exploitierung eines Kupferbergwerks machte man eines Tages die unliebsame Entdeckung, daß die Erzader plötzlich aufhört, spurlos verschwindet. Läßt sich ihre Fortsetzung nicht weiter verfolgen, so ist das ganze Unternehmen in kürzester Zeit geliefert. Der dem Bergwerk vorstehende Ingenieur muß entscheiden können, ob die Ader wirklich nicht mehr existiert, oder aber ob ihre Fortsetzung über oder unter dem Horizont zu suchen ist, auf dem sie verschwand. Mit Sicherheit vermag er auf diese Frage nur zu antworten, wenn er mit der Geologie überhaupt und speziell mit dem geologischen Bau des in Frage stehenden Ortes bekannt ist.

In Fällen dieser Art, wie sie bei Ausbeutung von Erzbergwerken leider oft vorkommen, verursacht mangelhafte geologische Ausbildung des Bergingenieurs mitunter bedeutende Geldausgaben, oder sie hat gar die Liquidation des ganzen Unternehmens zur Folge. Es hat sich ja in dieser Beziehung neuerdings manches wesentlich gebessert, dennoch könnte die bei Gelegenheit einer derartigen ungeschickt in Angriff genommenen Bergwerksexploitierung von Goethe gemachte witzige Bemerkung auch heute noch ihre Berechtigung haben. Nach Goethes Ausspruch hätte so mancher Bergingenieur das mit dem Arzt und dem Maulwurf gemein, daß von seiner ganzen Tätigkeit nur Erdhügel zurückbleiben. —

Und nun ein Wort über den Ingenieur des Wegebaues.

Seit der stetig fortschreitenden Entwicklung der Eisenbahnen ist das Studium der Geologie für dieses Gebiet der Technik von besonderer Wichtigkeit geworden, und doch liefert uns die Geschichte der Entstehung unsrer Eisenbahnen gerade die meisten Beispiele davon, wie verderblich die Folgen unzureichender geologischer Kenntnisse bei unseren Ingenieuren dieser Branche für das Allgemeinwohl werden können.

Beim Bau des Bahnkörpers stößt der Ingenieur immerfort auf Schwierigkeiten, deren erfolgreiche Beseitigung in vielen Fällen davon abhängt, ob er, was die Geologie ihn lehrte, praktisch anzuwenden versteht. So ist es z. B. bei großen Bodenvertiefungen äußerst wichtig, die Abschrägung der Seitenwände mit Bezug auf alle diese Wände bildenden Gesteinarten, das Verhältnis von deren Schichtungen, Spaltungen und ihres Wassergehalts richtig zu bestimmen. Wenn die Spalten in einem Massivgestein ihre Richtung in scharfem Winkel nach der Bodenvertiefung nehmen und Wasser durchsickern lassen, so darf der Winkel der Schrägwand

nicht ſteiler ſein als der Winkel der Spaltenrichtung; im entgegengeſetzten Falle kann die ganze über dieſem Erdwinkel befindliche Steinmaſſe von der fortwährenden, durch die darüberrollenden Züge verurſachten Bodenerſchütterung auf den Bahndamm ſtürzen und in günſtigſtem Falle den Verkehr hemmen, in ſchlimmerem eine Kataſtrophe herbeiführen.

Dasſelbe kann geſchehen, wenn die Plattſeiten geſchichteter Geſteine der Bodenvertiefung zugewendet ſind und feſte Steinplatten mit weichen oder poröſen, beſonders mit Lehmplatten abwechſeln. Letztere bilden waſſerleitende Horizonte, ihre Oberfläche wird ſchlüpfrig und die ganze Maſſe der über ihnen lagernden Steinſchichten gleitet mit der Zeit unvermeidlich auf den Eiſenbahndamm herab. Man könnte eine Menge Beiſpiele ſolcher gefährlichen Bodenvertiefungen anführen, deren Abſchrägungen weder den Eigenſchaften des Geſteins, noch den Verhältniſſen ſeiner Schichtungen entſprechen. Die Sibiriſche ſowie die Transbaikaliſche und noch manche andere Eiſenbahnen ſind beredte Zeugen ſolcher Mißgriffe unſerer Ingenieure. Ebenſowenig darf der Ingenieur die Bodenbeſchaffenheit unterhalb des Bahnkörpers unbeachtet laſſen, beſonders in Halbvertiefungen auf Bergabhängen, wo es Quellen geben kann, die dann das allmähliche Herabrutſchen des ganzen Dammes oder doch eines Teils desſelben verurſachen. Zu beſſerem Verſtändnis mögen folgende Beiſpiele dienen:

Auf der Transbaikaliſchen Bahn, nicht weit von der Station Kokui, iſt der Bahndamm auf einem Bergabhange an dem Fluſſe Schilka angelegt. Dieſer Bergabhang beſteht aus roten Konglomeraten und lehmhaltigen Zwiſchenſchichten, die allmählich gegen das Flußufer abfallen. Im Frühjahr 1897 rutſchte ein Teil des Berges ſamt dem Eiſenbahndamm auf einer Strecke von 50 Faden herab, die Bahn war an dieſer Stelle total zerſtört und kam an manchen Stellen um einen ganzen Faden tiefer zu liegen, als bis dahin. Die Kataſtrophe trat offenbar ein, weil aus einer Gebirgsrinne Waſſer in die Lehmſchichten durchgeſickert war und dieſelben ſchlüpfrig gemacht hatte. Solches Durchſickern des Waſſers wäre zu vermeiden geweſen, wenn man die Rinne zementiert hätte, was ſeinerzeit nicht geſchehen war.

Ein klaſſiſches Beiſpiel ähnlicher Art zeigen uns die berüchtigten ſogenannten Trichter von Ufa, welche der Krone ſchon ſo manches Hunderttauſend gekoſtet haben und noch koſten werden, weil die Erbauer der Bahn die geologiſchen Regeln entweder nicht kannten oder ſie nicht berückſichtigten.

Bei der Stadt Ufa führt die Bahnlinie Sſamara-Slatouſt längs dem rechten, ſehr ſteilen Uferabhange des Fluſſes Bjelaja. Dieſes Flußufer beſteht aus gipshaltigen Ablagerungen des Permſchen Syſtems. Der Gips, eine Steinart, die ſich verhältnismäßig leicht im Waſſer auflöſt, bildet hier in den unteren Horizonten ganze Schichten, in den oberen dagegen unregelmäßige Neſter in farbigem Lehm. Das in dieſe Maſſen dringende Regenwaſſer löſt den Gips auf, erweitert die anfangs unbemerkbaren Spalten und Riſſe allmählich zu unterirdiſchen Höhlen und Kanälen. Von Zeit zu Zeit geben die obenaufliegenden Bodenſchichten nach, ſtürzen in dieſe Höhlen hinab, und auf der Oberfläche des Bergabhanges bilden ſich trichterförmige Gruben von mehreren Faden Tiefe und Breite. Der Bildung ſolcher Gruben vorzubeugen iſt ganz unmöglich, ebenſo unmöglich iſt es, den Zeitpunkt der in Ausſicht ſtehenden Kataſtrophen auch nur annähernd zu berechnen; ſie entſtehen oft urplötzlich.

Und auf einem ſo gefährlichen, überdies noch von Schluchten durchkreuzten Berggelände bauten die Ingenieure eine Eiſenbahn! Sie taten es trotz wiederholter Warnungen von ſeiten der Geologen, welche den Boden vorher unterſucht und geraten hatten, ſich lieber für einen Umweg zu entſcheiden, als durch die Wahl eines ſo unzuverläſſigen Terrains der Krone für die Dauer einer unabſehbaren Zukunft ungeheure Remontekoſten aufzuerlegen. Die Warnungen waren in den Wind geſprochen, und nun führen die Herren Ingenieure ſchon ſeit langen Jahren einen beſtändigen Kampf mit den hiſtoriſch gewordenen „Trichtern Ufas", die ſich von Zeit zu Zeit bald hier, bald dort bilden, bald in der Nähe des Bahnkörpers, bald unter demſelben, bald in längeren, bald in kürzeren Zwiſchenräumen, am eheſten, wenn eben ein Zug vorübergebrauſt iſt. Es liegt auf der Hand, daß ſolche Überraſchungen, auf die man täglich von neuem gefaßt ſein muß, eine beſtändig drohende Gefahr für den Bahnverkehr ſind und außerordentliche Sicherheitsmaßregeln erfordern. Es iſt deshalb eine $6^1/_2$ Werſt lange Strecke jener Bahn unter ſtrengſte Aufſicht geſtellt; die Bahnwärterpoſten ſind verdoppelt und verdreifacht, die Bewegung der Züge bis auf 6—8 Werſt reduziert worden; längs dem Eiſenbahndamm ſind Drainagen gezogen und ſchützende Mauern errichtet, die Trichter ſind mit Lehm vollgeſtampft worden. Solche Aufſicht und ſolche Remonte verſchlingt Hunderttauſende, und trotzdem bilden ſich neue Trichter und werden ſich weiterbilden ohne Ende. Jetzt wäre man froh, die Bahnlinie ganz zu verlegen, allein die

Kosten würden zu groß sein, denn es müßten zu diesem Zweck neue große Brücken über die Ufa und die Bjelaja gebaut werden, was nach dem Urteil Sachverständiger zehn bis zwölf Millionen verschlingen würde.

Vor Aufschüttung des Bahndammes in Schluchten, Tälern und Niederungen ist eine sorgfältige geologische Untersuchung des Erdbodens gleichfalls von größter Wichtigkeit, denn es finden sich an solchen Orten nicht selten sand- und lehmhaltige Gesteine, die unter dem Druck des Schuttes, wenn sie nebenbei viel Wasser aufgesogen haben, nachgeben und nach beiden Seiten hin auseinanderdrängen wie weicher Brei. Als ganz besonders perfide sind jedoch die Torfmoore in Ebenen und Tälern zu betrachten; diese können geologisch nicht gründlich genug untersucht werden, bevor zum Bau einer Eisenbahnlinie geschritten wird, denn es ist vorgekommen, daß ein Eisenbahndamm, welcher ohne vorhergehende Befestigung des Grundes auf solchem Terrain angelegt war, samt Schwellen, Schienen und das Baumaterial anführenden Waggons spurlos im Moor versank.

Und der Bau eines Tunnels — ohne Hilfe der Geologie ist ein solcher überhaupt nicht denkbar. Es müssen dem ersten Spatenstich, dem ersten Stoß der Brechstange bei dem großen und kostspieligen Unternehmen die detailliertesten geologischen Untersuchungen vorangehen, welche auf das genaueste feststellen, durch was für Gestein der Tunnel führen wird, wie die Schichtung dieses Gesteins ist, in welchem Verhältnis die Tunnelachse und die Linien der Schichtenausdehnung zu einander stehen. Von der Beantwortung dieser Frage hängt das zu wählende System des Baues und der Charakter der Befestigung des Tunnels ab. Die Geologie allein auch gibt dem Ingenieur die Möglichkeit, im voraus mit genügender Sicherheit die Temperatur des Gesteins in der Tiefe des Tunnels zu bestimmen. Vor dem Bau des Tunnels durch den St. Gotthard schätzten die Geologen die Temperatur in dessen Tiefe auf $31{,}74 + 2{,}55^{0}$ Celsius; in Wirklichkeit ergaben sich daselbst $30{,}43^{0}$ Celsius, was einen nur unbedeutenden Unterschied machte. Über den Stand der Temperatur in der Tiefe orientiert zu sein ist aber keineswegs unwichtig, wie vielleicht mancher denkt, denn beispielsweise würde eine Temperatur von $50—60^{0}$ Celsius, wie sie in manchen Tunnelen vorkommt, dem Leben der Arbeiter gefährlich werden und verlangt die Einrichtung stark abkühlender Ventilation.

Dies alles gilt dem Eisenbahnbau, an welchen sich ein Ingenieur überhaupt nie anders als an der Hand der Geologie wagen sollte. Wie sehr er derselben auch auf anderen Gebieten der Technik bedarf, sei in möglichster Kürze angedeutet. Da gibt es vor allem hydrotechnische Arbeiten, bei denen er auf Fragen stößt, welche ihm nur die Geologie beantworten kann: Wasserdurchlässigkeit und Wasserwiderstandsfähigkeit des Erdbodens beim Ziehen eines Kanals; geologische Tätigkeit des Unterwassers und Ablagerungsprozesse bei Reinigung eines Flußbettes oder Regulierung des Laufes eines Stromes; Bestandteile und Charakter des Meeresbodens, sowie die geologische Tätigkeit des Meeres bei Hafenbauten; Wahl des zuverlässigsten Materials zur Errichtung von Brückenpfeilern und Molos. Alle solche und ähnliche Aufgaben kann ein Ingenieur nicht befriedigend lösen, wenn er dabei nicht die Geologie zu Rate zieht.

Was dem Ingenieur des Wegebaues obligatorisch ist, gilt auch in den meisten Fällen dem Zivilingenieur: kein technisches Unternehmen ohne einige Kenntnis der Geologie.

Bei dem Bau vielstöckiger steinerner Häuser ist die Frage, wie und woraus der Boden geschichtet ist, von größter Wichtigkeit, da unterirdische Quellen, Sümpfe und Höhlungen der Dauerhaftigkeit des Gebäudes und dem Leben der Hausbewohner verhängnisvoll werden können, wenn man nicht rechtzeitig Maßregeln zur Beseitigung der Gefahr trifft. So ist z. B. das Spreeufer bei Berlin reich an Massen von Infusorienerde, dem Gegenstande vieler Ärgernisse für Hausbesitzer und Architekten, da in dieser Gegend Arbeit und Kosten des unterirdischen Teils jeden Hauses wegen der Unzuverlässigkeit des Bodens oft größer sind als bei dem ganzen Gebäude *über* der Erde.

Bei Projektierung einer Kanalisation in den Städten der Jetztzeit ist eine eingehende Erforschung des Bodens ebenso wichtig wie die Wahl des Ortes zur Bewässerung der Felder aus den Abflußkanälen. Man kann bei solcher Wahl nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, denn wenn die zu bewässernden Felder einen wasserdichten Untergrund haben, so kann die Filtration des Abflußwassers nicht stattfinden, und die Felder verwandeln sich in übelriechende Sümpfe, die zu einem Seuchenherd für die ganze Umgegend werden. Anderseits kann der Ingenieur bei ungeschickter Wahl des Ortes mit den Filtrationsflüssigkeiten die Quellen einer ganzen Gegend vergiften.

Eine brennende Frage der Zeit iſt in den meiſten Städten der Gegenwart die Verſorgung derſelben mit klarem, geſundem Trinkwaſſer. Die ſtetig zunehmende Verunreinigung der Bäche, Flüſſe und Seen auf der Erdoberfläche zwingt uns, öfter und immer öfter unſere Zuflucht zu dem im Erdenſchoß verborgenen Waſſer zu nehmen, welches uns die arteſiſchen Brunnen liefern, deren Bohrung jedoch beträchtliche Koſten verurſacht. Um dieſe Koſten auf ein Minimum zu beſchränken, muß man ſich vorher völlig klar darüber werden, welche Stelle des Bodens ſich am beſten zu ſolcher Bohrung eignet, in welcher Tiefe das Waſſer daſelbſt quillt, und was für Eigenſchaften es beſitzt, — lauter Fragen, auf welche nur die Geologie Antwort gibt.

Aber der Zivilingenieur hat es nicht nur mit Kanaliſation und Brunnenbohrung, mit Fundamenten und Bodenunterſuchung zu tun; er hat auf dieſen Fundamenten auch Gebäude zu errichten, Häuſer, Paläſte, Kirchen — da darf ihm der Teil der Geologie, den wir Petrographie nennen, nicht fremd ſein, denn dieſe allein hilft ihm unter den verſchiedenen Arten von Natursteinen und Zementen, die zu Kapitalbauten benutzt werden, die richtige Wahl zu treffen. Es exiſtiert in Deutſchland ein kaiſerlicher Palaſt, welcher aus grauem juriſchen Kalkſtein mit zahlreichen Konkretionen von grauem Schwefelkies erbaut iſt. Durch Oxidieren des letzteren hat ſich die Außenſeite ſämtlicher Wände mit häßlichen roſtfarbenen Flecken bedeckt, und die durch die Auflöſung des Kieſes entſtehende Schwefelſäure lockert und zerſtört den Stein ſelbſt, ſo daß die Tage des ſtolzen Gebäudes gezählt ſind.

In Gegenden, welche häufigen Erdbeben ausgeſetzt ſind, muß der Architekt unbedingt auch noch mit einem anderen Zweige der Geologie — der Seismologie — bekannt ſein, derjenigen Wiſſenſchaft, die ſich mit Urſachen und Folgen der Erdbeben beſchäftigt und zugleich darüber belehrt, welche Orte in den betreffenden Gegenden die am wenigſten gefährdeten, und welche Typen von Gebäuden die am meiſten zu empfehlenden ſind. Wer erinnert ſich nicht noch eben mit Schaudern der Schilderungen von Erdbeben, wie ſie vor kaum zwanzig Jahren ſtattfanden in Werny und neuerdings in Achalkalaki, Schemacha und Andiſhan! Die ruſſiſche Regierung hat die Notwendigkeit gründlicher geologiſcher Erforſchung der heimgeſuchten Gegenden eingeſehen und eine Anzahl von Geologen hinüberbeordert, welche unter anderem entſcheiden ſollen, ob die zerſtörten Städte an denſelben Orten wieder aufzubauen oder anderswohin zu verlegen wären.

Es könnte noch eine ganze Reihe von Berufszweigen angeführt werden, die einer gewissen Vertrautheit mit der Geologie nicht entbehren können, wie z. B. die Agronomie, die Metallurgie, die Chemie u. a. m., doch würden uns die Beweise dafür aus dem Hundertsten ins Tausendste führen. Was den Metallurgen und den Chemiker anbelangt, so sei indeß soviel bemerkt, daß beiden das zu bearbeitende Rohmaterial in zivilisierten Gegenden freilich allemal zugestellt wird, daß ihnen aber mancherorts, namentlich in Sibirien, der Schatzkammer des Russischen Reiches, die Sache lange nicht so bequem gemacht wird. In diesem ungeheuren, zum Teil noch ganz unerforschten Gebiet, wo die Zahl der Bergingenieure, und wäre sie tausendmal größer, noch lange nicht hinreichen würde für die vor ihnen liegende Arbeit, darf der Metallurg nicht immer darauf rechnen, daß ihm der Bergingenieur die Erze zur Stelle schafft. Er kommt in unbewohnten Gegenden, deren es noch unzählige gibt, oft in die Lage, nicht nur das Rohmaterial persönlich auf seinen Wert oder Unwert hin zu prüfen, sondern auch sich selbst an den Fundort desselben begeben zu müssen, um die Erze geologisch zu untersuchen und die Ausgrabungen zu leiten. — Desgleichen ist der Chemiker, welcher in Sibirien einer Branche der Keramik vorsteht, einer Ziegel- oder Zementfabrikation, aus demselben Grunde nicht selten gezwungen, die Fundorte des Lehms oder Kalksteins in eigener Person zu besichtigen und ihre Exploitierung zu überwachen, denn es kommt vor, daß in ein und derselben Grube Lehmmassen verschiedener Güte nebeneinander liegen, die einen reich an Kalkgehalt, die andern ohne jegliche Beimischung davon. Da geschieht es denn, daß wenn ein in der Geologie völlig Unwissender die Ausgrabungen leitet, beide Lehmarten ohne Auswahl durcheinandergemengt werden und die Qualität der Backsteine viel zu wünschen übrig läßt. Dasselbe gilt von dem Kalkstein zur Zementfabrikation, dessen verschiedene Bestandteile in ganz bestimmtem Verhältnis zu einander stehen müssen, soll der Zement nicht minderwertig und das Renommee der Fabrik gefährdet werden.

Wenn es ein Land gibt, wo der Geologie noch eine große Rolle vorbehalten bleibt, so ist dieses Land Sibirien, in dessen unendlichen Gefilden die vorhandenen Menschenkräfte nicht ausreichen, die noch in der Erde verschlossenen Schätze zu heben. Es ist darum die kürzlich erfolgte Eröffnung eines technologischen Instituts an der Universität Tomsk von großer Bedeutung, nur werden diese ersten Ingenieure sein müssen wie tapfere, arbeitsmutige Pioniere der Wissenschaft, die nicht zurückschrecken vor

Mühen und Entbehrungen, die ſich ihren Weg durch Urwälder und Wildniſſe oft bahnen mit der Axt in der Hand, den erſten Spatenſtich ſelbſt tun, Hüttenwerke und Fabriken ſelbſt einrichten.

Soviel von dem praktiſchen Nutzen der Geologie. Wer aber, der ſelbſt mit ganzer Seele Geolog iſt, ſollte nicht auch ihrer hohen theoretiſchen Bedeutung mit kurzem Wort Erwähnung tun wollen! Für den Geologen iſt die ſogenannte tote Natur, welche den Gegenſtand geologiſcher Forſchungen bildet, keineswegs tot. Sie lebt ihr eigenartiges Leben. Geſteine entſtehen, altern, zerfallen in Staub und werden von den Winden oder dem Waſſer an andere Orte getragen, wo aus ihnen neue Geſteine entſtehen, in denen der Kreislauf der Materie von neuem beginnt. Der Waſſertropfen bewegt ſich und arbeitet im dunkeln Schoß der Erde ebenſo wie unter dem Strahl der Sonne, zerſtört hier und ſchafft dort neues Leben. Der Wind bohrt und nagt an Felſen und Gebirgen und trägt den befruchtenden Staub in die Niederungen, wo der Menſch ſeine Felder beſtellt. Das Feuer arbeitet mit Glühen und Schmelzen in der Tiefe, bildet die Geſteine um und ſchleudert ſie an die Oberfläche der Erde. Der Geolog verfolgt alle dieſe verſchiedenen Prozeſſe des Lebens unſerer Erdkugel und gibt uns die Möglichkeit, dieſelben zu verſtehen, d. h. uns bewußt zu all' den Erſcheinungen der unorganiſchen Natur zu ſtellen, die uns auf Schritt und Tritt umgeben. Wir lernen die Geſchichte unſeres Planeten leſen. Es iſt das eine lange und intereſſante Geſchichte, die mit den eben geſchilderten Naturprozeſſen oft in deutlich lesbarer Schrift auf der Erdoberfläche geſchrieben iſt. Und wo einzelne Worte, Zeilen, ja ganze Seiten der ſteinernen Schrift verwiſcht ſind, da forſcht und kombiniert die Geologie und ruht nicht, bis ſie aus den gegebenen Bruchſtücken das Ganze wieder harmoniſch zuſammenſtellt. Noch aber ſind wir lange nicht ſo weit, noch ſtehen wir vor mancher noch unentzifferten Seite. Ein großer Teil ſolcher noch zu entziffernden Seiten iſt in den weiten Gebieten Aſiens verſtreut und harrt ſeiner Erforſcher. — Schließen wir deshalb mit dem Wunſche, daß es unter unſeren Ingenieuren recht viele geben möge, welche hinausziehen auf die Forſchung, nicht nur um des Brotes und des Ruhmes willen, ſondern zugleich aus aufrichtiger Begeiſterung für eine Wiſſenſchaft, welche das Gemüt veredelt, den Geiſt erhebt und bereichert.

Wenn Ihr nicht werdet wie die Kindlein....

Von

Halgar Holmen.*

Er hatte gerungen ſchwer und bang
Den ganzen düſtren Nachmittag lang
Im einſamen Zimmer droben;
Und ſeine Seele lag doch im Staub
Des finſtren Zweifels und Zagens Raub
Und hätte ſo gern ſich erhoben. —
Der Abend ſank draußen ſchwarz auf die Welt,
Die Dämm'rung ſchlich übers Ackerfeld,
Grau ſanken die Nebel hernieder.
Da ſtöhnt' er laut in ſeiner Not:
„Ich kann dich nicht finden, nicht ſehen, mein Gott,
Ach gieß mir den Frieden wieder!
Zerreiße, wenn es in deiner Macht,
Das dunkle Gewebe der furchtbaren Nacht,
Das um mich das Böſe geſchlungen!“ — —

Tief ſtill iſt's im ganzen weiten Haus,
Und ſinnend tritt er zum Stübchen hinaus,
Woſelbſt er vergeblich gerungen.
Kein Menſch zu hören, kein Laut ans Ohr,
Nur das Ticken der Uhr im Korridor.
Leis kommt er ins Kinderſtübchen.
Und dort, ganz allein, auf der Fenſterbank,
Sitzt ſtill in der Ecke, blond und ſchlank,
Sein einziges kleines Bübchen.

*) „. . . und nicht müde werden.“ Gedichte von Halgar Holmen. (Eingeleitet von S. Keller in Freiburg i. B.) Stuttgart, Verlag von Max Kielmann (1907).

„Mein Jungchen“, ſpricht lächelnd des Vaters Mund,
„War dir denn nicht bang in der Dämmerſtund',
Ganz einſam im dunklen Zimmer?“
„Ach Väterchen, liebes, ich war nicht allein,
Der liebe Gott ſchaute immerfort rein;
Siehſt du dort am Himmel den Flimmer?
Und wenn ich gucke, dann blinkt er mir zu,
Und ich nicke wieder: Du Lieber Du,
Du läßt mich garnicht alleine!“
Und der Vater ſchaut auf zum glänzenden Stern,
Der in grenzenloſer Himmelsfern
Still leuchtet in mildem Scheine.
Da wird ihm ſein Auge wellenklar,
Und er ſiehet und fühlet wunderbar
Des Ewigen Liebesgedanken.
Und die kleine Hand, die das Dunkel zerſtreut,
Ergreifend, ſpricht er voll Innigkeit:
„Ja, Bübchen, wir wollen ihm danken!“

Aus dem Leben der Deutschen Vereine.

Riga. Ende April beträgt die laufende Mitgliederzahl der Ortsgruppe Riga des Deutschen Vereins über 18,000.

Am 1. April wurde an der Meinhardschule von der Sozialsektion des Vereins ein Jugendhort eröffnet, in dem zunächst 30 Kinder Aufnahme finden konnten. Es sollen dort Mädchen und Knaben, deren häusliche Verhältnisse nur schwer geeignet erscheinen, die Aufgabe der Schule zu unterstützen, die häusliche Aufsicht bei den Schularbeiten ersetzt werden; außerdem sollen die Kinder in den einfachsten hauswirtschaftlichen Tätigkeiten unterwiesen und ihnen gezeigt werden, die freie Zeit in einer für Seele und Körper fruchtbringenden Weise zu verwenden. Gegen eine Zahlung von 3 Kop. erhält jedes Kind dabei auch warmes Essen.

Am 4. April veranstaltete der Deutsche Verein einen Volksliederabend, und am 7. April einen Vortragsabend, an dem die Zuhörer durch Oberlehrer Westberg in Hebbels „Nibelungen" eingeführt wurden, da die Aufführung der ganzen Trilogie am Stadttheater bevorstand.

Im Laufe des Monats hat der Verein den Versuch gemacht, zu künstlerischem Wandschmuck anzuregen. Künstlerisch wertvolle Bilder wurden aus den besten Kunst- und anderen Zeitschriften ausgeschnitten und auf passend getöntes Kartonpapier, das von einigen Firmen zu diesem Zwecke kostenlos gespendet wurde, aufgezogen und dann zum Preise von 30—50 Kop. das das Stück an Vereinsmitglieder verkauft, wozu vom Verein auch hübsche, äußerst billige Rahmen bezogen werden können.

Die soziale Sektion der Ortsgruppe plant durch Veranstaltung von kostenlosen Lese- und Vortragsabenden auch die Pflege der Geselligkeit zu fördern. — Der Vorsteher des

13. Ortsbezirks hat in dieser Richtung schon im Laufe des ganzen Jahres viel geschaffen und den 1200 Gliedern seines Bezirks reiche Gelegenheit zu guter Geselligkeit geboten. Nicht nur Musik wird durch Klaviervorträge, durch Chorgesang, durch Guitarren- und Mandolinenorchester gepflegt, auch deklamatorische Vorträge und einmal eine Theateraufführung im Wöhrmannschen Park haben gezeigt, daß es nur schlummernde Kräfte zu wecken gilt, um sich und anderen Freude zu bereiten. Dazu gesellten sich gemeinschaftliche Ausflüge im Sommer, Schlittenpartien im Winter. Der Bezirk unterhält auch eine eigene Vereinsbibliothek. Für den Maimonat beabsichtigt der Vorsteher des 13. Bezirks Herr Ibsen seinen Gliedern einen kostenfreien Besuch der Sehenswürdigkeiten unserer Stadt und seiner Museen unter sachverständiger Führung zu verschaffen. Mit sehr wenig Geld, aber mit sehr viel Liebe für die gute Sache des Vereins und seine kulturellen Bestrebungen ist in diesem Bezirk gearbeitet worden.

Der Deutsche Frauenbund in Riga, der sich gleichfalls die systematische Pflege und Erhaltung des Deutschtums zur Aufgabe stellt, hat dieser Tage seinen zweiten Rechenschaftsbericht erscheinen lassen. Die wichtigsten Abteilungen des Vereins sind: 1) die Familienpflege, die sich deutschen Arbeiter- und kleinen Handwerker-Familien annimmt, um das Niveau der deutschen Bevölkerung zu heben. Im Berichtsjahr waren 198 Damen als Pflegerinnen tätig, die 283 Familien versorgten. An Unterstützungen wurden 2332 Rbl. aufgewandt. Hierher gehören auch die Mütter-Arbeitsabende, die schon sehr besucht waren; 2) die Krippe, in der 44 Kinder verpflegt wurden, verausgabt wurden ca. 3000 Rbl.; 3) der Volks-Kindergarten (Kinderhort), der einen Übergang zur Schule bildet, wurde von 40 Kindern besucht, verausgabt wurden ca. 1130 Rbl.; 4) die Ferienkolonie, in der 82 Kinder verpflegt wurden; Ausgabe 1468 Rbl.; 5) die hauswirtschaftliche Abteilung, die für 14 junge Mädchen praktisch belehrend und erziehend sorgte und 100 Rbl. verausgabte; 6) die Schulen, und zwar die Luisenschule, die Dorotheenschule und 8 Kreise, in denen zusammen 366 Kinder unterrichtet wurden, beanspruchten eine Aufwendung von ca. 9170 Rbl., wovon 3300 Rbl. vom Deutschen Verein beigesteuert wurden; 7) die Bibliotheken, und zwar die Haupt-

bibliothek (Albertstr. 8), die aus 4000 Bänden besteht, und eine kleine Filiale in Hagensberg von ca. 200 Bänden; die Ausgaben betrugen ca. 435 Rbl.; 8) die Theeabende in der Stadt und in Hagensberg, die alle 14 Tage vielen Frauen und Mädchen Anregung und Erfrischung geben sollen.

Der Deutsche Frauenbund zählte zum Jahresschluß 3488 Mitglieder, sein Jahresbudget balancierte mit 22,357 Rbl. Das angelegte Kapital des Frauenbundes beträgt etwa 36,500 Rbl.

Am 17. Mai veranstaltet der Deutsche Verein im Schützengarten ein großes Liederfest, an dem sich die 4 alten deutschen Gesangvereine Liedertafel, Liederkranz, Sängerkreis, Männergesangverein, sowie der junge Sängerhort des Deutschen Vereins beteiligen. Das Fest war von über 7000 Personen besucht.

Pernau. Die Mitgliederversammlung der Ortsgruppe des D. V. am 15. April gelangte zur Überzeugung, daß ihr früherer Beschluß, demnächst eine Oberrealschule zu eröffnen, zur Zeit noch nicht ausführbar sei, und es wurde beschlossen, das bestehende Progymnasium nach seinem zur Zeit bestehenden Programm für die Knaben unverändert weiterzuführen, die Mädchen aber durch eine Töchterschule bis zum Abschluß ihrer Schulbildung zu bringen.

Dorpat. Die von der Ortsgruppe veranstaltete Kunstausstellung wurde von über 1300 Personen besucht und es wurden für etwa 700 Rbl. Gemälde verkauft.

Am 10. Mai beging die Ortsgruppe ihr Stiftungsfest mit einer festlichen Veranstaltung. Mag. A. Berendts hielt die Festrede. Er wies darin zunächst auf die äußeren Erfolge hin, die der Verein bisher gehabt, und führte dann, nach einem Referat der „Nordlivl. Ztg.", etwa folgendes aus:

Wie steht es aber mit jener kulturellen, geistigen und wirtschaftlichen Stärkung und Einigung der deutschen Bevölkerung, die sich allmählich und versteckter vollzieht und nur nach unbestimmten und vieldeutigen Anzeichen beurteilt werden kann? Da können wir uns an unserem Festtage nicht verhehlen, daß die deutsche Gesinnung unserer Bevölkerung noch immer nicht in dem Maße entwickelt ist, wie es nötig ist und wie wir es erreichen müssen. Nicht nur, daß es selbst in unserer Stadt noch immer Deutsche

gibt, die ſich dem Verein fernhalten, iſt wohl zu bedauern, ſondern ebenſo, daß auch innerhalb des Vereins dazwiſchen ſkeptiſche Fragen laut werden, was der Deutſche Verein uns eigentlich gibt. Die Antwort auf dieſe Frage lautet, daß wir von dem Verein ſo viel haben, als wir ihm geben, und daß wir in demſelben Maße, als wir ſelbſt Intereſſe und werktätige, opferfreudige Liebe ihm entgegenbringen, auch Befriedigung durch ihn erfahren.

Will das deutſch-baltiſche Volkstum im gegenwärtigen nationalen und kulturellen Kampfe nicht untergehen, ſo muß es ſich auf ſich ſelber beſinnen und enger zuſammenſchließen. Die einzige gegenwärtig für unſer Volkstum mögliche Ausdrucksform iſt aber die des Vereins. Die uns bedrohenden Gewalten laſſen ſich auf die Dauer durch Entgegenkommen nicht beſänftigen, ihre Begehrlichkeit würde vielmehr damit nur noch mehr geweckt werden. Wir müſſen daher, ohne jemand unnütz zu reizen, uns auf unſerer Poſition feſt zuſammenſcharen, und zwar nicht auf dem Boden von Standes- oder Berufsintereſſen, ſondern auf dem unſeres Volkstums, denn die innige Volksgemeinſchaft ſchädigt nicht nur nicht die hohen, idealen Intereſſen eines wahren Chriſten, ſondern gibt für dieſe vielmehr eine feſte Grundlage ab. Die Liebe zum eigenen Volke ſoll uns aber keineswegs blind machen gegen unſere eigenen Fehler, uns was wir an uns ſelbſt hochſchätzen, ſollen wir auch nicht an den anderen Völkerſchaften gering achten.

Nicht um die herrſchende Stellung im Lande kämpfen wir, ſondern um den für die Erhaltung unſerer nationalen Eigenart unbedingt notwendigen freien Raum. Nach wie vor aber legt uns die kulturelle Rolle, die wir in unſerer Heimat zu ſpielen beanſpruchen, auch Pflichten auf, Pflichten, die in der letzten Zeit ſich noch geſteigert haben. Iſt nicht gerade durch die Ereigniſſe der letzten Zeit der Beweis erbracht worden, daß unſer Land der deutſchen Arbeit für Ordnung und Kultur noch nicht entraten kann! Ob wir aber mit dieſer unſerer Arbeit Dank ernten, darf uns nicht bekümmern. Mit unverzagtem Mut und Vertrauen auf die Kraft und die Aufgaben unſeres Volkstums müſſen wir daher jetzt dem neuen Lebensjahre unſeres Vereins entgegengehen. Wenn alles opfervolle Wirken, ſelbſt wenn wir nicht ſogleich den ſichtbaren Erfolg wahrnehmen können, den Lebenswert ſteigert, wie ſollte da nicht auch der Wert eines ganzen Volkslebens ſteigen,

wenn das Volk es unternimmt, unter den schwierigsten Verhältnissen sich zu behaupten und nicht nur nichts von den von den Vätern überkommenen Gütern zu verlieren, sondern sie selber noch zu mehren.

Lemsal. Die Ortsgruppe zählte nach ihrem kürzlich erschienenen Jahresbericht Ende 1907 — 271 Mitglieder, deren Jahresbeiträge 825 Rbl. einbrachten. Veranstaltet wurden im Laufe des Jahres 2 Konzerte, 2 Theatervorstellungen, 1 Rezitationsabend, 2 Vorträge und 2 gesellige Familienabende. Zur Förderung der Einnahmen des Vereins sind unter den Familien Tonsparbüchsen verteilt worden, die ca. 173 Rbl. ergaben, ist ferner eine Brockensammlung eingerichtet, die auch schon über 23 Rbl. einbrachte. Den Hauptzweck ihrer Tätigkeit sieht die Ortsgruppe immer in der Ausgestaltung ihrer Schule, die von 57 Kindern (11 Knaben) besucht wurde. Die Mädchen werden hier zum Hauslehrerinnenexamen vorbereitet. Verausgabt wurden für sie rund 3612 Rbl. Die Schule besitzt eine Bibliothek von 745 Bänden; ihre Wände werden durch Bilder aus dem Kunstwartverlag geschmückt, die ihr teils geschenkt, teils leihweise überlassen wurden. — Der Verein besitzt auch noch eine zweite, eine Lesebibliothek, die 632 Bände umfaßt, und hat in Lemsal auch ein Stellenvermittlungsbureau eingerichtet.

Arensburg. Die Ortsgruppe des Deutschen Vereins beging am 10. Mai ihr zweites Stiftungsfest.

Mitau. Die Delegiertenversammlung des Vereins der Deutschen am 7. und 8. Mai stellt das Budget des Vereins pro 1908/9 mit 40,273 Rbl. auf. Der Bestand der Reservemittel hat sich trotz großer Inanspruchnahme über den des Vorjahres hinaus vermehrt.

Auf dem Stiftungsfest des Vereins, das mit einer geselligen Veranstaltung begangen wurde, sagte der Präses Baron Manteuffel-Katzdangen in seiner Festrede u. a.: „Alle Erfolge nach außen liegen in Gottes Hand, ihm können wir getrost die Zukunft unseres Werkes überlassen, wenn wir nur im Innern unsere Pflicht getan haben. Hier aber gerade muß noch vieles anders werden. Es gibt noch Deutsche, die dem Verein nicht angehören, es gibt viele unter uns, die ihre Mittel, ihre Arbeit und auch

vor allem ihr Herz nicht genügend in den Dienſt unſerer Sache ſtellen. Die Auffaſſung, daß das nicht ein Verein iſt, wie viele andere, daß die Mitarbeit hier nationale Ehrenpflicht iſt, Selbſtſchutz in letzter Stunde bedeutet, daß an unſerem Kampfe um die hohen Kulturgüter unſerer Väter nicht teilzunehmen unritterlich und ſelbſtmörderiſch iſt, dieſe Überzeugung iſt noch viel zu wenig verbreitet. Wie viele tüchtige Mitarbeiter fehlen uns noch, und die Einkünfte des Vereins müſſen gerade um das Doppelte ſteigen, wenn er ſeine Pflicht ganz erfüllen ſoll. Wohl ſteigt ein Groll in unſeren Herzen auf, wenn wir an die vielen denken, die aus Egoismus und Indolenz teilnahmlos zuſchauen, wie wir allein alle Sorgen und alle Mühe und alle Opfer des Kampfes tragen, der doch auch für ſie und ihre Kinder ausgefochten wird. Meine Herren, tadeln wir nicht, bei uns ſelbſt liegt das Heilmittel. Die größte Kraft liegt nicht im Wort, ſondern in der Tat, im Beiſpiel. Wir ſelber müſſen noch überzeugter, noch opferfreudiger, noch treuer im Werke werden, dann werden unſere Mitbürger uns gerade jetzt, wo äußere Gefahren drohen, nicht verlaſſen. Möchte das Zuſammenſein hier, wo wir jeder des andern Freud und Leid teilen, wo wir einander Rat und Troſt und Hilfe gewähren, uns alle mit neuem Mut und neuer Kraft erfüllen, daß wir, wenn wir heimkehren, dem ganzen Lande die alte Parole bringen können: „Das Vaterland erwartet, daß jedermann ſeine Pflicht tun werde“, und darum „Alle Mann an Bord!“

Goldingen. Dem großen Brande im Herbſt 1906 war in Goldingen nicht nur der große Konzertſaal im Hotel „Rußland“, ſondern auch das angrenzende deutſche Stadttheater zum Opfer gefallen. In dieſem Jahre nun wird die Ortsgruppe des Vereins der Deutſchen ihr Vereinshaus durch den Anbau eines großen Konzert- und Theaterſaales erweitern. — Die Vereinsſchule wird jetzt, nach dem der Mitgliederverſammlung am 2. April abgeſtatteten Bericht, von 53 Kindern beſucht; an den Fortbildungskurſen nahmen 16 Perſonen teil. — Der Budgetentwurf für 1908/9 ſieht einen neuen Poſten vor zur Gründung eines billigen Penſionats für auswärtige Schüler. — Am 10. Mai begeht die Ortsgruppe des Vereins der Deutſchen ihren zweiten Stiftungstag mit einer feſtlichen Veranſtaltung. — Eine ähnliche Feſtfeier findet auch in Haſenpoth ſtatt.

Bauske. Die Ortsgruppe des Vereins veranstaltete im April einen Familienabend, auf dem Oberlehrer G. Wiedemann einen Vortrag über Heinrich von Plauen hielt, woran sich eine Theateraufführung und musikalische Darbietungen schlossen.

Preekuln. Die Ortsgruppe veranstaltete einen Vortragsabend, auf dem Oberlehrer G. Wiedemann über den Ordensmeister Wolter von Plettenberg sprach. An den Vortrag schloß sich ein geselliges Beisammensein; die Kinder sangen Volkslieder.

Reval. Der Deutsche Verein in Estland hielt am 20. Mai seine Hauptversammlung ab, auf der der bisherige Vorstand wiedergewählt und das Budget des nächsten Jahres festgestellt wurde. Die Ausgaben sind im Ganzen mit 40,000 Rbl. vorgesehen, darunter für Schulen und Kindergärten rund 33,000 Rubel. An festen Einnahmen stehen dem Verein 28,000 Rbl. zu gebote; der Rest muß durch Spenden, Veranstaltungen ꝛc. aufgebracht werden.

Narva. Die Ortsgruppe des Deutschen Vereins hatte die Gründung einer Schule geplant. Der Unterrichtsminister hat jedoch aus nicht angeführten Gründen das Gesuch rundweg abgeschlagen. Die Schulsektion plant nunmehr wenigstens die Einrichtung von Kursen der deutschen Sprache.

St. Petersburg. Die Jahresbeiträge des Deutschen Bildungs- und Hülfsvereins pro 1908 betragen bis Mitte Mai ca. 4558 Rbl. Da die Gesamtsumme der Beiträge pro 1907 6355 Rbl. betrug, so ist zu ersehen, daß die Jahresbeiträge ständig wachsen.

Am 11. Mai beging der Verein seinen Stiftungstag mit einer festlichen Veranstaltung.

Kijew. Der Südwestliche Deutsche Verein veranstaltete am 6. April ein geistliches Konzert in Kijew zum Besten deutscher Schulen des S.-W. D. Vereins. Die Einnahme betrug 200 Rbl., die dem Kusterlehrerseminar in Heimtal (Wolhynien) überwiesen wurden. — Der Verein entwickelt sich langsam, aber stetig. Vom 1. Januar 1909 soll ein Beiblatt zum „Christlichen Volksboten" erscheinen, das speziell den Zielen des Vereins dienen soll, ebenso wie ein Kalender für das Südwestgebiet, der vom neuen Jahre ab als Vereinskalender herausgegeben werden soll.

Moskau. Der „Deutsche Verein" in Moskau, der soeben seinen ersten Jahresbericht pro 1907 hat erscheinen lassen, wurde am 6. November 1906 begründet. Bis zum Schluß des vorigen Jahres hatten sich jedoch nur sehr wenige von den Deutschen Moskaus dem Verein angeschlossen; er zählte am 31. Dezember erst 1004 Mitglieder, deren Anzahl aber in den ersten Monaten dieses Jahres bis auf 1710 angewachsen ist. Seit dem April v. J. hat der Verein sein eigenes Vereinslokal. Er unterhält ein Lesezimmer, in dem 24 Zeitungen und 31 Zeitschriften ausliegen, und eine Bibliothek, die aus 718 Bänden besteht. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf die Begründung einer vierklassigen Elementarschule, und einer dreiklassigen Bürgerschule, die in eine Mädchen- und eine Knabenschule zerfällt, zu welchem Zweck bereits ein Kapital von ca. 2020 Rbl. gesammelt ist. Im September 1907 konnte die Elementarschule mit einer Klasse eröffnet werden; jährlich soll eine neue Klasse hinzukommen. — Der Verein hat ferner eine Sektion für Frauenarbeit begründet, die sich die Einrichtung von Kreisen, um deutschen Kindern die Erlernung der Muttersprache zu ermöglichen, sowie die Veranstaltung von Teeabenden für deutsche Frauen aller Kreise und Berufe zur Aufgabe stellt. Die seit dem Januar d. J. stattfindenden Teeabende, an denen Vorträge und musikalische Unterhaltung dargeboten werden, erfreuen sich eines regen Zuspruchs. In der nächsten Zeit sollen auch Kindergärten und Ferienkolonien, sowie eine Organisation für Stellenvermittlung ins Leben gerufen werden. — Im Laufe des Berichtsjahres veranstaltete der Verein 4 Vorträge und ein Kinderfest; letzteres sollte zu Ostern d. J. wiederholt werden. — Das Vermögen des Vereins betrug zu Beginn d. J. 3055 Rbl. Das Budget 1907 balancierte mit 5251 Rbl., während der Budgetentwurf für 1908 eine Einnahme von 8455 Rbl. vorsieht.

Odessa. Ein „Südrussischer katholisch-deutscher Bildungsverein" ist im Entstehen begriffen. Damit ist eine Spaltung unter den Deutschen Südrußlands im Anzuge. — Die konstituierende Versammlung war von etwa 100 Personen besucht, unter denen sich 25 Geistliche befanden. Über die Tendenzen der neuen Organisation äußerte sich der Vorsitzende in der Eröffnungsrede, indem er hervorhob, man wolle die Katholiken Südrußlands

in Angelegenheiten der Erziehung der Jugend, in Bildungsfragen und in Fragen der gegenseitigen Unterstützung der einzelnen Berufsstände zu einigen suchen. Er bedauerte es, daß die Katholiken in zwei Lager gespalten seien, nämlich Klerus und Laien, die sich offen und heimlich bekämpfen. Die Beratungen nahmen lange Zeit in Anspruch und fanden mit dem Beschluß ihr Ende, die Vereinigung zu gründen. Darauf wurde noch ein Ausschuß gewählt, der die Satzungen ausarbeiten und die Genehmigung der Behörden zur Bestätigung des Vereins erwirken soll. Die evangelischen Deutschen wissen nicht, wie der katholische Verein sich zu dem „Deutschen Bildungsverein" stellen wird. Daß die Katholiken eine besondere Organisation geschaffen haben, wird als Absage an den bereits bestehenden Verband angesehen. Und anscheinend mit Grund. Denn der südrussische deutsche Bildungsverein nimmt als Mitglieder alle Deutschen auf, ohne Rücksicht auf die Konfessionszugehörigkeit. Es lag also durchaus kein Grund für die Katholiken vor, sich abzusondern. Sie werden dadurch wahrscheinlich nichts anderes erreichen, als eine empfindliche Schädigung der deutschen Kulturinteressen, die in Rußland ohnehin gefährdet genug sind. — (Bericht an die „Deutsche Tagesztg.")

Charkow. Der Verein der Deutschen ist am 13. Mai registriert worden. Gleichzeitig hat die Behörde das Wappenzeichen des Vereins (das schwarze Kreuz im weißen Felde mit der Randschrift in deutscher Sprache: Verein der Deutschen in Cherssón) bestätigt. — Am 24. Mai hielt er seine erste Generalversammlung ab, auf der der Vorstand gewählt wurde; Präses des Vereins wurde der Ing.-Chemiker Alb. Lincke.

Aktusrede des Direktors Dr. Emil Overlach.*

Mitgeteilt und eingeleitet
von
Pastor emer. **Th. Pfeil.**

Einleitung.

Um die Bedeutung dieser Festrede zu erfassen, könnte es zweckdienlich erscheinen, einige orientierende Worte hinzuzufügen, sowohl deren Verfasser betreffend, als auch die politischen und pädagogischen Verhältnisse zu der Zeit, wo diese Aktusrede gehalten wurde.

Dr. Emil Overlach, geb. 1823, ein Braunschweiger von Geburt, hatte sich auf pädagogischem Gebiete bereits erfolgreich bewährt in den Jahren 1851—55 als Oberlehrer der Religion, griechischen und hebräischen Sprache am Kronsgymnasium zu Riga und darnach in derselben Stellung am großherzoglichen Gymnasium zu Schwerin 1855—59. — Von dort her war er an die deutsche Kirchenschule zu St. Annen in St. Petersburg als Direktor dieses Schulkomplexes berufen worden und bereits volle drei Jahre lang mit gutem Erfolge in diesem Amte tätig gewesen, als im September 1862 sich 1000 Jahre vollendeten seit Gründung des Russischen Reiches unter Rjurik.

Die ganze damalige Situation wird am besten illustriert durch einen Brief meines Schwagers Emil Overlach vom 14. Sept. 1862, wo er mir schreibt: „Habe ich Dir geschrieben, daß unsere Schule nunmehr den russischen Gymnasien rechtlich völlig gleichgestellt ist? Unser Abiturientenexamen gilt auch bei den russischen

*) Gehalten am 7. September 1862 im Saale der St. Annen-Schule zu St. Petersburg.

Universitäten. Der Minister, bei dem ich mich neulich für das neue Recht bedankte, entließ mich mit den freundlichen Worten: „Wenn ich der Schule nützlich werden kann, so sagen Sie mir es nur."

Am 7. September hatten wir einen Aktus zur Vorfeier des Millenniums — die einzige Schule in Petersburg, welche dieses Nationalfest beachtete! Dafür hatten wir auch die Ehre, den Herrn Kurator (Deljanow, später Minister) in unserer Mitte zu sehen.

Ich benutzte die Gelegenheit, um in meiner Rede ein Zeugnis gegen den radikalen und flach liberalen Geist, der auch die Jugend bedroht, abzulegen. — Folgenden Morgens, als ich den Kurator besuchte, um ihm meinen Dank für seine Anwesenheit zu sagen, äußerte er: „Sie sind ein mutiger Mann, daß Sie sich nicht scheuen, so Etwas in einem solchen Zirkel zu sagen. Es war ganz gut."

Übrigens hob ich auch das mit Entschiedenheit hervor, daß die Annenschule, als Schule einer deutschen Gemeinde, eine Jugend erziehe, welche als deutsche dem russischen Vaterlande nützlich werden solle. Wie haben sich die Zeiten geändert!! Vor 10 Jahren war die eine Seite meiner Rede absolut überflüssig und die andere absolut unmöglich. —

Das Fest selbst ist sehr still verlaufen. Was ich früher über die Situation hier geschrieben, bestätigt sich nur. Eine Wendung zum Besseren ist eingetreten. Ob sie aber von Dauer sein wird, das steht dahin. Die Zerfahrenheit in den gebildeten Kreisen ist doch sehr groß. Ich schließe. In Liebe Dein E. Overlach."

Overlachs Frau, meine noch in Ludwigslust lebende 84jährige Schwester fügt in ihrem Briefe noch hinzu:

„Der Schulaktus am Freitag Abend zur Vorfeier des tausendjährigen Jubiläums war ganz hübsch. Wäre die Hitze im Schulsaale (der mit vielen Lampen und Lichtern hell erleuchtet und von Menschen stark besetzt war) nicht so fürchterlich gewesen, so hätte ich wohl von Emils Rede viel mehr gehabt. Da aber vor ihm Herr Frey schon eine deutsche, ein Schüler eine lateinische und ein anderer Schüler eine russische Rede gehalten, die Emil mit angehört hatte, und da er durch die viele Arbeit und das Gewühl der vorhergehenden Woche sehr angegriffen war, so fürchtete ich, er würde die Rede nicht zu Ende bringen. Emil sagte selbst zu mir: „Als ich hinaufging, war ich recht ermüdet, und es war mir schwer, die Gesellschaft noch länger in dieser drückenden Luft zu behalten; ich hätte sie am liebsten mit einigen Worten entlassen.

Aber das ging nicht; und als ich erst sah, mit welch gespannter Aufmerksamkeit die Anwesenden der Rede folgten, da bekam auch ich Kraft und es wurde mir nicht schwer."

So war Emil denn auch recht frisch (vielleicht auch etwas durch die Aufregung), als der Aktus vorüber war. Der Herr Kurator war auch in voller Uniform anwesend. Er scheint Overlach richtig erkannt zu haben; wenigstens spricht sich das in seinem freundlichen Wesen und in seinem wiederholt ausgesprochenen Wunsche aus, daß Emil doch noch recht lange hier bleiben möchte.

Ich muß sagen, ich wünschte das der Schule wegen wohl auch sehr. Denn sein Einfluß auf die Schüler, Eltern und Lehrer ist wohl recht sichtbar, obgleich er selbst das nie zugibt, aber um Emils und unsertwegen wünsche ich, daß er dieses Amt baldmöglichst verläßt. Denn er hat nicht die Körperkraft, die mit seiner Gewissenhaftigkeit Schritt halten kann, besonders bei einem so großen Amte und an einem Orte, dessen Klima seinem Körper schädlich ist."

Meine Schwester hatte Recht. Overlach mußte 1863 aus Gesundheitsrücksichten das Petersburger Amt aufgeben, wirkte noch ein Jahr lang in Mecklenburg an kleinerer Stelle und starb daselbst im Herbst 1864.

* * *

Hochgeehrte Versammlung! Eingedenk des Wortes, welches der Prophet des Alten Bundes im Namen Gottes an sein Volk im fremden Lande richten muß (Jerem. 29, 7): „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch geführt habe und betet für sie zum Herrn, denn wenn es ihr wohl gehet, so gehet es euch auch wohl!" — hat auch diese Schule einer *deutschen* Gemeinde sich der Feier angeschlossen, in welcher die *russische* Nation sich eines tausendjährigen Bestandes ihres Reiches freut, und in dem Bewußtsein, daß uns der gute und gnädige Wille Gottes Gast- und Bürgerrecht in diesem Reiche verliehen, haben auch wir Gott loben und danken können für all das Große, das er an dem Lande getan. Ein solches Fest hat aber noch eine andere Bedeutung als die, der Freude und dem Danke Raum zu geben. Es ist auch ein Tag voll ernster Mahnung, voll ernster Mahnung für die zumal, welche irgend wie an dem Werke der Jugenderziehung beteiligt sind. Denn dem Blick in unsere Vergangenheit folgt unwillkürlich der

Blick in unsere Zukunft; die Gestalt der Zukunft eines Landes aber beruht doch zunächst auf dem Charakter der kommenden Generation, dessen Bildung vornehmlich in die Hand der Erziehung gelegt ist, welche Schule und Haus zu erteilen haben. Lassen Sie uns, hochgeehrte Anwesende, auch dieser Bedeutung unserer Zeit gerecht werden und von den Mahnungen, welche es an uns richtet, wenigstens derjenigen eine eingehende Beachtung schenken, welche durch die Zeitlage ein besonderes Gewicht für uns erhält.

Es ist unverkennbar, wir leben in einer Zeit, die überall auf ein Neues hindrängt. Welcher Art dies Neue sein, welchen Verlauf die Bewegung nehmen, wie viel Zeit sie gebrauchen wird, um zu ihrem Ziel zu gelangen, — wer mag es mit Gewißheit sagen? Das aber steht unzweifelhaft fest: wenn in dieser Bewegung der Geister diejenigen oben aufkommen, welche mit diabolischer Sinnesverkehrung das Wort zu ihrer Parole gemacht haben: „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken", welche in dem bisherigen Bestande der menschlichen Gesellschaft nichts Gutes, alles Heil aber in der Zerstörung der alten Ordnung, bis auf ihre Wurzeln und Fundamente hinab, und in dem Aufbau einer Zukunft erblicken, welche die reine Negation der Vergangenheit ist: so wird das Ende der Bewegung eine Barbarei sein, wie die Erde sie noch nicht geschaut hat, und — wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Denn ist das Leben der christlichen Völker, bei allen Schäden, in seiner jetzigen Gestalt noch reich an gottgegebenen Potenzen, die in organischer Entwicklung das Schlechte zu überwinden und das Gute zu weiterer Entfaltung zu bringen vermögen, und gibt es ein Gesetz, das auch das geistige Leben des Einzelnen wie der Völker, in der ihm von Gott verliehenen Kraft sich organisch entwickeln soll, so muß die böswillige Verkennung jener göttlichen Potenzen und die brutale Verachtung dieses Gesetzes so gewiß das Gericht auf sich herabrufen, wie sonst die Unnatur das Unheil regelmäßig auf ihren Fersen hat.

Nun ist aber dieser revolutionäre Radikalismus nicht mehr eine außerhalb der Gesellschaft stehende Verbindung von Phantasten, er ist eine Macht geworden, welche überall in allen Ständen ihre rührigen Vertreter und, was noch schlimmer, ihre Vermittler hat, jene Leute, die sein letztes Ziel freilich nicht wollen, aber bis zu gewissen Zwischenstationen gern des Weges mitgehen. Daß diese

kräftigen Irrtümer, welche unsere soziale Atmosphäre erfüllen, dann auch dem Alter nicht fern bleiben konnten, welches seiner Natur nach in der Neuheit und Energie eines Gedankens so gern das Merkmal seiner Wahrheit erblickt, das brauchen uns nicht erst die Tatsachen der Erfahrung zu lehren, und daß die Gefahr, welche von da aus unserer Jugend und damit dem Vaterlande droht, vor der Hand noch nicht abnehmen werde, das braucht nicht erst die Weissagung eines prophetischen Geistes kund zu tun. — Um so heiliger darum die Verpflichtung für Schule und Haus, und um so eindringlicher daher die Mahnung eines Tages, wie der heutige ist, die Jugend, und zumal die Jugend, aus welcher dermaleinst das Regieramt in Kirche und Staat seine Diener empfängt, mit jener Pietät gegen das Vaterland zu erfüllen, welche dem Kaiser Ehrfurcht, den Gesetzen Gehorsam, den Überlieferungen der Väter Achtung und Anhänglichkeit, dem Gemeinwesen, wenn die Zeit der Reife gekommen und die Stimme bewährter Männer dazu ruft, eine tatkräftige Teilnahme zu schenken vermag. —

Sehen wir uns nun nach den Mitteln um, durch welche dieser Sinn in der Jugend gepflanzt und gehegt wird, so werden sie uns durch die bisherige Praxis der Schule selbst geboten. Denn von seinem Entstehen an hat das deutsche evangelische Schulwesen zu den fundamentalen Bildungsstoffen der höheren Schule diejenigen gemacht, aus welchen die Kultur des gesamten Volkes erwachsen war. Es liegt aber auf der Hand, daß zur Erweckung derjenigen Seite der Pietät, welche in dem Respekt vor der Geschichte beruht, kein besserer Weg eingeschlagen werden kann, als wenn man den Zögling seine Bildung aus dem Quell schöpfen läßt, aus welchem dem Volksganzen die Bildungskräfte zugeflossen sind; wenn der Einzelne im Wesentlichen denselben Bildungsgang durchzumachen hat, den sein Volk gegangen ist. — Ruhen nun in diesen Bildungsmitteln auch noch die kräftigsten Motive zu der in Rede stehenden Gesinnung nach ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Tiefe, so leidet es keinen Zweifel: wir haben, was wir bedürfen, bereits in der Hand, und es kommt nur darauf an, daß wir es wirklich gebrauchen.

Daß wir aber den Geist der Pietät in unsrer Jugend zunächst durch Einführung derselben in den Bildungsgang des deutschen

Volkes erwecken und kräftigen wollen, wird den nicht befremden, der sich erinnert, daß es sich hier ja zunächst um die Kinder deutscher Eltern handelt, daß aber die Erziehung innerhalb der Sphäre der Nationalität, welche dem Kinde durch die Geburt zugewiesen, nicht eine Sache des menschlichen Beliebens, sondern eine von Gott gesetzte Pflicht ist; wird den nicht befremden, der sich erinnert, daß ein Darangeben solcher von Gott uns zugewiesenen Volkseigentümlichkeit, anderer Folgen zu geschweigen, selten ohne eine bedenkliche Gefährdung der Charakterentwicklung, und insbesondere gerade der Pietät abläuft, und daß es eben deswegen die anerkannte Aufgabe der deutschen Häuser und der deutschen Schulen des russischen Reiches ist, Männer und Frauen zu erziehen, welche in ihrer Eigentümlichkeit als Deutsche dem russischen Vaterlande nützlich werden sollen.

Das erste Bildungsmittel nun, das hier in Rede kommt, ist das klassische Altertum. Die Menschheit in ihren Völkern ist ja kein Konglomerat zusammenhangloser Teile. Der Versuch, den Herder einst gemacht, in der Aufeinanderfolge der historischen Völker die Entwicklungsstadien eines Menschheitsindividuums nachzuweisen, welches von höherer Hand einem Ziele entgegengeführt werde, ist ja nunmehr wohl anerkannt als mehr denn eine schöne Phantasie. Für ein Volk, wie das deutsche, welches, — ebenso bildungsbedürftig als bildungsfähig, ausgerüstet mit den Kräften, ein Träger der fortschreitenden Entwicklung zu werden und verwandten Geistes dazu, — in den Bereich des griechisch-römischen Geistes und seiner Kultur kam, konnte es auch keine ureigene naturwüchsige Bildung geben. Die deutsche Bildung hat sich durchweg auf der antiken erbaut, mag nun die Ware des römischen Handelsmanns, oder die Predigt und Zucht des römischen Priesters, der Lehrstuhl des römischen Rechts zu Bologna oder die Schulen der römischen und griechischen Literatur zu Padua und Florenz, die literarischen Schätze des römisch-katholischen Klosters auf deutschem oder die Denkmäler der antiken Kunst auf italienischem Boden das Vehikel gebildet haben, auf dem der klassische Geist des Altertums seinen Zugang zu dem deutschen Volke fand. — Und wenn der deutsche Geist in der gewaltigen geistlichen Tat des 16. Jahrhunderts und in dem literarischen Aufschwung des 18. Jahrhunderts Schöpfungen erzeugte, aus denen ureigene Kraft

in Fülle hervorbricht, so bleibt doch auch der alte Reimvers wahr: „Si Lyra non lyrasset, Lutherus non cantasset“, ohne den Humanismus des 15. Jahrhunderts — keine Reformation im 16. Jahrhundert, wie denn Luther es selber bekennt: „Wo mir die Sprachen nicht geholfen und mich die Schrift sicher und gewiß gemacht hätte, hätte ich wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen, aber den Papst und die Papisten mit dem ganzen antichristlichen Regimente würde ich wohl haben lassen sein, was sie sind.“ Und ebenso, wo der Zusammenklang von sittlichem Ernst und anmutiger Schönheit in dem Tone der Dichtung und des Gesanges, in dem Laut der Erzählung und der Glut der Beredsamkeit, wo Einfalt und Pracht, Kürze und Fülle, Reinigkeit und Bestimmtheit, schöne Ründe und Harmonie der Sprache an den Heroen unserer klassischen Literatur unsere Seele ergreift, da haben sie es ja selbst kein Hehl, daß Hellas und Latium ihnen Vorbild und Maß gegeben, ein Maß, das doch nicht innegehalten, und ein Vorbild, das doch nicht erreicht wurde. „Wozu lesen wir die Alten, sagt ihrer Einer, als daß ihre hohe Einfalt, ihre gründliche Würde, ihr gesetzter Gang, ihr ruhiger, tiefer, weiser Geschmack unser Vorbild werde? Majestätisch schreitet Homer einher, ruhig die Dinge anschauend und erzählend, nie aus sich selbst gejagt, nie verworren in Grundsätzen und Bildern. Einfach schreitet das griechische Trauerspiel einher, abwägend Gesinnungen und Charaktere, Umstände und Glück, auf jeden Mißtritt, auf jeden Überschwang der Wage achtend. Ruhig wandelt der Geist der besseren und besten Weisen Griechenlands und Roms in Lehre sowohl als in Unterredung einher, Feind alles Aufbrausens, alles wunderlichen Zickzacks und des Unsinns übelgepaarter Figuren, hergeholt aus aller Welt Ende. Mit Wenigem gaben die Alten viel, wir Weniges oder Nichts mit Vielem. Sie schreiben einfache Uncialbuchstaben, unser Stil macht gotische Mönchszüge, wo 1000 Kräuseleien doch nur einen Buchstaben, der oft schwer zu erkennen ist, bedeuten.“ — So ist denn das deutsche Wesen durchzogen und durchwoben von dem antiken, und es hieße den Zufluß der eigenen Lebenskräfte abschneiden und sie in die Bahnen einer widerhistorischen Bildung drängen, wollte man der Jugend nicht den Zugang zu den Quellen des griechischen und römischen Geistes auftun. Das weiß oder ahnt man auch in dem Heerlager jener radikalen

Weltverbeſſerer und ihrer Abſchattungen ſehr gut; denn die Römer und Griechen in den Schulen ſind dieſen Leuten meiſt ſehr widerwärtig und in mildeſter Faſſung ein Teil des nunützen Ballaſtes, den ein an Laſten ſklaviſch gewöhntes Geſchlecht, wie ſie ſagen, geduldig von einem Jahre in das andere ſchleppt. —

Daher muß nunmehr jenes klaſſiſche Wort Luthers nicht ſowohl lauten: „ſo lieb uns das Evangelium iſt", als vielmehr: „ſo lieb uns das deutſche, evangeliſche Weſen iſt, ſo hart laſſet uns an den Sprachen halten, wenigſtens in den Schulen, welche zunächſt berufen ſind, den geſchichtlichen Zuſammenhang unſrer Bildung mit dem Altertum zu wahren." Und das um ſo mehr, wo es uns nicht bloß um Erzeugung des hiſtoriſchen Sinnes, der an der Kontinuität der nationalen Bildung feſthält, ſondern um das Ganze der Pietät zu tun iſt, welche Kaiſer und Vaterland und Geſetz und Sitte in Anſpruch nehmen. Denn die Umgebung, in die wir unſere Jugend dadurch bringen, iſt ja dieſes Geiſtes voll. Iſt nicht hier die Stätte, wo es dem Manne verboten war, vor den Ohren der Jugend die Geſetze des Staates zu tadeln, „weil man die Wohlfahrt der Staaten nicht ſowohl in der Vortrefflichkeit der Geſetze, als in der ſittlichen Scheu vor ihrem ehrwürdigen Urſprunge und in ihrer gewiſſenhaften Befolgung ſuchte?" — wo der Jüngling, nachdem er im ehrfurchtsvollen Umgang mit Männern und Greiſen die Geſetze und Ordnungen des Staates und die heilige Sitte der Vorfahren kennen gelernt, erſt dann ſich zum Reden in den Sachen des Vaterlandes berechtigt hielt, nachdem er für dasſelbe etwas getan? — wo diejenigen Jünglinge am meiſten galten, die ſich am längſten jungfräuliche Scham und Blödigkeit bewahrten? Und was es um eine Vaterlandsliebe ſei, welche nicht liebet mit Worten noch mit der Zunge, ſondern mit der Tat und mit der Wahrheit, und welche treu bleibt auch da, wo das Vaterland ſelber ſie lohnt mit Verbannung, Kerker und Tod, — wird das nicht hier offenbar, wie nirgend ſonſt? Und was ſo köſtlich, ſtehen nicht die Verfaſſer der Schriften, an welche wir die Jugend weiſen, mit in den Reihen der Männer, deren Leben ſich im Dienſte des Vaterlandes verzehrt, alſo daß ihr Wort im vollen Sinne ein Wort des Lebens iſt und daher angetan mit der Kraft Leben zu wecken? Wer aber einwerfen wollte, daß dieſer Umgang mit den Helden der Republiken unmöglich dem monarchiſchen

Sinne unserer Jugend zugute kommen könne, der hat vergessen, daß die Geschichte dieser Staaten ja auch zugleich zu einer ergreifenden Rechtfertigung des ersten griechischen Philosophen wie des ersten griechischen Dichters wird, die beide in das Wort zusammenstimmen:

„Nimmer Gedeihen bringt Vielherrschaft; nur Einer sei Herrscher, Einer nur Fürst, dem schenkte der Sohn des verborgenen Kronos Szepter zugleich und Gesetze, damit er gebiete den andern."

An das klassische Altertum schließt sich als zweites Bildungselement — das Christentum. Wenn in dem bekannten Worte des Kirchenvaters, daß die menschliche Seele von Natur eine Christin sei, eine Wahrheit liegt, so gilt auch von dem zweiten, was von dem ersten: es brachte dem deutschen Volke ein Neues und doch kein Fremdes. Das Volk, das nach Tacitus von den Göttern zu groß dachte, um sie in Mauern einzuschließen oder in dem Bildnis der menschlichen Gestalt darzustellen, durch dessen Religion sich die ahnende Hoffnung auf einen Friedensfürsten zieht, der vom Himmel kommen und ein ewiges Reich mit ewigen Satzungen gründen werde, fand in dem Gotte, den das Evangelium verkündet, das, was es ahnte und was es in seinen Opfern suchte, und das Christentums ward nun der Pulsschlag seines Herzens. Und wenn auch die Klarheit der göttlichen Gnade und das Geheimnis des evangelischen Christenlebens unverhüllt ihm erst nach Jahrhunderten aufging, so war „die Herrlichkeit Jesu Christi des Weltenrichters und des Evangeliums Trost und der Gläubigen ewiges Leben" doch schon vor 1000 Jahren im Norden wie im Süden das Lied des Volkes, eine Kraft des Lebens, die das Alte verklärte in der Sitte des Hauses wie in den Ordnungen des Staates und schöpferisch in Bildungen sich ergoß, nicht minder künstlerisch groß als sittlich ehrfurchtgebietend, wenn eine Generation der andern jene gewaltigen Bauten übergab, in welche das tote Gestein vergeistigt zu einem Bilde des Reiches Gottes zusammengefügt ward.

Der vollen Klarheit des Evangelii ist dann freilich eine Zeit gefolgt, in der das Wesen des Christentums sich dem deutschen Volke verdunkelte, wie nie zuvor, seitdem es den Namen Christi gehört, also daß für Christentum galt, was der Mund der Apostel mit dürren Worten für Antichristentum erklärt hatte, und diese

Verdunkelung, die sich selber für Aufklärung hielt und also nannte, hat eine Volksschicht nach der andern umnachtet und lagert noch schwer auf vielen Tausenden; aber es ist wunderbar, von der Zeit der Reformation und ihrer Helden will doch keiner lassen. Die nennen sie alle die Ihrigen. Denn deren Demut und männlicher Trotz, deren Gottergebenheit und fröhliche Zuversicht, deren Wahrheitssinn und ungefärbte Liebe, deren unerschütterliche Treue und rückhaltslose Selbstverleugnung reden zu gewaltig, als daß sie nicht auch ihrem Gewissen sich als das bezeugen sollten, was Gott und Menschen recht ist. — Was liegt aber darinnen ausgesagt: Doch wohl das: wer der Frucht Zeugnis gibt, gibt es auch dem Baume; wer des Glaubens Früchte anerkennt, erkennt den Glauben selber an; was dem deutschen Volke Christentum ist, das liegt jenseits des Jahrhunderts der Aufklärung nach der Einen bewußtem, nach der Anderen unbewußtem Zeugnis. Und damit wüßten wir um so gewisser, was wir an unsrer Jugend zu tun haben, um sie auch von dieser Seite aus in die Kontinuität mit dem wahren Wesen ihres Volkes zu bringen und darinnen zu erhalten. — Bezeugen in der Einfachheit der apostolischen und reformatorischen Zeit den lebendigen dreieinigen Gott in den Taten seiner erlösenden Liebe, wie in den Gerichten seines heiligen Zorns; bezeugen den Herrn Jesum Christum wahrhaftigen Gott und wahrhaftigen Menschen in der sühnenden Kraft seines Todes, wie in der rechtfertigenden Macht seines Lebens; bezeugen die menschliche Sünde und den Tod und des Satans Gewalt; aber bezeugen auch die ewige Gottheit des Geistes und die Wunder seiner Kraft an der Seele des sündigen Menschen, die Buße und den Glauben und die Rechtfertigung aus lauterer Gnade und den heiligen Wandel samt des Glaubens Ende, der ewigen Seligkeit; und dies alles bezeugen, nicht bloß als Wahrheit erfaßt und erfahren von dem eigenen Herzen und diesem oder jenem Andern, sondern vielmehr noch als Wahrheit erfaßt, erfahren und bekannt von der gesamten christlichen Kirche, die unter dem Himmel ist, seit dem Tage ihrer Gründung und in vollster Bestimmtheit seit dem Tage ihrer Reinigung, und daher hoch erhaben über allen Meinungskampf des Tages, unveräußerlich und unverkürzbar, dargeboten allen zur beseligenden, aber rückhaltslosen Annahme, das alles bezeugen in Lehre, Gebet und Leben in der Schule und Haus — das ist es,

was not not. — Findet dieser Glaube einer glaubensstarken Vorzeit allmählich Eingang in das Herz, dann gewinnt auch die Pietät ihr rechtes Fundament. Denn nun enthüllen sich die ehrwürdigen menschlichen Ordnungen als göttliche Stiftungen, umleuchtet von einem Abglanz göttlicher Majestät, und es wird verstanden und befolgt, nicht mehr um der Strafe, sondern um des Gewissens willen die Mahnung der Schrift: „Gebet Jedermann, was ihr ihm schuldig seid, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret. Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige als dem Obersten oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm zur Rache über die Übeltäter und zu Lobe der Frommen. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet."

Unter der Entwicklung des klassischen Altertums und des Christentums entfaltete sich die natürliche Kraft des deutschen Volkes in Wort und Tat. Was die Geschichte von den Taten zu erzählen weiß, welche den Gang dieser Entfaltung kennzeichnen, das Bild der Männer, welche als Typen des ganzen Volkes diese Taten geleitet oder unmittelbar selbst vollbracht, die Schöpfungen des deutschen Gemüts in Gesang und Lied, ein Abdruck ihrer Zeit und doch wieder ewig wahr und schön, das bildet naturgemäß das dritte Element, welches unsere Jugend in deutsche Art und Wesen einzuführen, an die Vergangenheit zu ketten und mit deren Sinn zu erfüllen vermag. Wenn die evangelische Schule lange Zeit hiervon nichts gewußt hat, so ist das ein unbestreitbarer Mangel gewesen, der mit der energischen Richtung derselben auf das Antike zum Teil wohl erklärt, aber nicht entschuldigt werden kann. — Doch dürfen wir dabei Eines nicht übersehen. Die hier in Rede stehende Wirkung der Historie hängt weniger von der Vollständigkeit des historischen Materials, als von der gemütvollen, konkreten Darstellung des historischen Einzelbildes ab, und in dieser Darstellung war die Vergangenheit stärker als die Gegenwart. Ich meine damit jene kindliche, naive, mündliche Tradition, welche die Helden des Volkes, noch mehr aber die hervortretenden Charaktere der nächsten Umgebung, des Heimatlandes, der Vaterstadt, der eigenen Familie so plastisch, so anschaulich, so herzerfassend darzustellen wußte, daß sie dem Greise noch vor Augen standen, wie sie das Kind im Geiste hatte anschauen lernen. Hiermit ersetzte das

Haus nicht wenig von dem, was die Schule versäumte. Heutzutage ist davon nicht mehr viel zu spüren. Wo sind die Familien, in denen der Vater oder Großvater die großen und kleinen Kinder durch solche Erzählungen um sich zu sammeln vermag? Wo die Versammlungen der Nachbarn, wie sie einst Stadt und Land unter dem Sternenhimmel der Sommernacht oder beim Lampenschein des Winterabends zusammenkommen sah, in denen der Jugend von den „alten Zeiten" erzählt ward? Sind sie noch nicht erstorben, im Sterben liegen sie gewiß. Und doch kann die Schule sie nicht ersetzen, und wenn sie den gemütvollsten, kenntnisreichsten, mit wahrhafter Erzählungsgabe ausgerüsteten Mann als Lehrer der Geschichte besäße. Denn die Schule bleibt Schule, die Stätte der Arbeit. Für gewisse Dinge aber ist es gut, wenn sie der Seele geboten werden, nicht als Gegenstände der Arbeit, sondern rein als Gaben zum erfrischenden Genuß. Daher wäre es dringend zu wünschen, daß das Haus, wenn es nicht mehr zu erzählen vermag, durch die Lektüre wenigstens der Schule in diesem Stück helfend an die Seite träte und ihre Arbeit ergänzte; wenn es, statt sich zu zersplittern in der Lektüre einer unbedeutenden Tagesliteratur, sich einte in dem gemeinschaftlichen Genuß guter historischer Lebensbilder und der klassischen Werke unserer Spätliteratur, sobald die Kinder dafür ein Verständnis gewinnen. Die Schule zeichnet den Gang der Geschichte, verweilt schildernd und betrachtend auf den Höhepunkten des Weges, sorgt, daß alles im rechten Lichte geschaut und das recht Geschaute treu im Gedächtnis festgehalten werde; aber ihr Gang ist kein Spaziergang, er bleibt eine Wanderung in schnellem Schritt, voll Mühe und Schweiß, nur lockend durch die Momente der Ruhe, die er gewährt, und durch den darin gebotenen kurzen Genuß zur Wiederkehr an diesen Platz und zum völligen Genusse dessen, was dieser in Aussicht stellt. —

Dem Hause aber ist es möglich die Wiederkehr und die Ruhe und den ganzen Genuß zu gewähren, und nebenbei von den Höhen einen Streifzug in dieses oder jenes Tal zu tun, das vom Wege vielleicht ab liegt und doch zur Charakteristik der Gegend einen köstlichen Beitrag liefert.

Wenn in solchem Zusammenwirken von Schule und Haus die „alten deutschen Ehren", wie der Dichter sagt, der Väter Zucht

und Mut und Ruhm, des Armes Tatkraft wie des Geistes Reichtum in mancherlei Gestaltung an dem Geiste unserer Jugend vorüberziehen, überall aber aus dem Ringen und Kämpfen und Schaffen und Dichten hervorleuchtet als beste Kraft die Mannestreue, die mit ihrem Wahlspruch „die Fürsten für den Sieg und das Gefolge für die Fürsten", unbekümmert um das Ende, Heeresfolge leistet der sittlichen Gewalt, der sie sich untergeben weiß, sei es dem himmlichem Herzoge, sei es dem irdischen Herrn, sei es dem verbrieften Rechte, sei es dem ungeschriebenen Gesetze in der eigenen Brust, — dann wird es auch geschehen: dieweil das Feuer brennt, sprühen die Funken, und die Funken entzünden den empfänglichen Stoff. —

Und wenn dann das Land, das sie geboren, an seine deutsche Jugend in bewegter Zeit die Frage richtet: wie stehst du zu mir? so wird die Antwort lauten: Dem Kaiser Ehrfurcht, den Gesetzen Gehorsam, den Überlieferungen der Vorzeit Achtung, dem Ganzen: Herz und Arm, und das Bekenntnis wird keine Lüge sein. — Das walte Gott.

Ja, das walte in Gnaden, barmherziger Gott! und laß auch diese Schule und die Häuser dieser Gemeinde je mehr und mehr zu solchen Stätten werden, aus denen hervorgeht eine Jugend voll dieses Geistes. Schaue in Gnaden hernieder auf das ganze Land und Volk und mache seinen Gang gewiß nach Deinem Wort, auf daß Dein Segen ihm folgen könne durch den Zeitraum, der nun beginnt. Bleibe dem Kaiser nicht fern mit Deiner Güte und Gnaden. Erleuchte ihn mit Weisheit, daß er hell und klar sehe in den Wirrnissen dieser Zeit. Mache stark seinen Arm zur Rache über die Übeltäter und zum Schutze der Frommen. Mache Deinen Willen zu seinem Willen, auf daß sein Reich Dein Reiche werde und bleibe, bis Du kommst. — Amen.

Einiges über „Heimatkunde".

Von

C. Hörschelmann.

Es gibt Bezeichnungen, welche nicht von vornherein jedem klar sind, wiewohl ihre Wortbestandteile an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Wer verstände nicht das Wort Heimat und wem wäre Kunde dunkel? Heimatkunde müßte demnach alles enthalten, was die Geschichte, Geographie, Kultur, Verfassung, Naturgeschichte und Statistik der Heimat wissenswertes zutage fördert.

Dieses alles, insonderheit die Geographie der Heimat, bildet auch in der Tat den Inhalt des populären Begriffs Heimatkunde. Der didaktische Begriff Heimatkunde aber bedeutet ganz etwas anderes. In der Pädagogik hat man sich gewöhnt die Propädeutik der Geographie darunter zu verstehen, die als erster bereits Amos Comenius forderte, wenn er in seiner „Mutterschule" verlangte, daß die Geographie beginnen soll mit Kenntnis der Stube, des Gehöfts, der Straße, der Felder usw., und in seiner Didactica magna heißt es: „Eine Einleitung in die Geographie findet statt, wenn die Kinder verstehen lernen, was ein Berg, ein Tal, ein Fluß usw. ist."

Amos Comenius' Ansichten, die unerschöpfliche Quelle jeder gesunden, auch der modernen Pädagogik, soweit sie gesund ist, wurden durch die Kriegsläufte des großen Krieges erschüttert. Erst Rousseau und vor allem Salzmann brachen die Bahn der Heimatkunde von neuem, und Diesterwegs Wegweiser wurde zu einer Leuchte, welche die methodischen Schritte dieser noch zu seiner Zeit vielfach angefeindeten Disziplin aufhellte.

Im Laufe der Zeit bildeten sich zwei Anschauungen über die Bedeutung der Heimatkunde als Schulfach. Die einen bleiben bei der ursprünglichen Auffassung des Begriffs als Vorstufe, bezw. erste Stufe des Geographie-Unterrichts (z. B. O. Delitsch, Leyffert, Diefenbach, u. a.). Die andern wollen die Heimatkunde in enge Beziehung zum Anschauungsunterricht stellen und sie als Vorstufe sämtlicher Realien ansehen, aus welcher diese ebenso hervorwachsen sollen, wie die Zweige des Sprachunterrichts aus dem Stamm des vereinigten Sprach-, Lese-, Schreib- und Anschauungsunterrichts. — Also zuerst heimatliche Geographie, dann allgemeine; zuerst Heimatgeschichte, dann allgemeine; zuerst heimatliche Naturgeschichte, dann allgemeine (Finger, Möbius, Rommel).

In den neueren und neuesten Arbeiten über die Heimatkunde sind die berechtigten Momente beider Anschauungen mehr oder weniger verschmolzen. Dabei sind aber mit der universalen Entwicklung der geographischen Wissenschaft auch die Ziele des Geographieunterrichts außerordentlich gewachsen. Die vergleichende Erdkunde hat seit Ritter der Topographie und Morphologie auch kausale, biologische und soziologische Momente hinzugefügt, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die Heimatkunde heute im allgemeinen wieder Propädeutik des Geographie-Unterrichts nennen, so wir das Wort als didaktischen Begriff gebrauchen.

Die Geographie beschäftigt sich mit allem, was, sei es naturwissenschaftliches, sei es geschichtliches oder wirtschaftlich-soziales, unter den Gesichtspunkt der „räumlichen Bedingtheit" (Ritter) gestellt wird. Die Heimatkunde, als Propädeutik der Geographie, hat also die Aufgabe, eine klare Anschauung von „räumlicher Bedingtheit" in allen möglichen Variationen, an allen möglichen Beispielen aus der Heimat zu bieten.

Insofern nun aber die Geographie, wie jedes andere Unterrichtsfach, spezifische Grundbegriffe voraussetzen muß, um die räumlichen Bedingtheiten zu formulieren; anderseits die Geographie, wie auch die andern Fächer, seine eigens ihr dienlichen Veranschaulichungsmittel besitzt, muß die Heimatskunde den Geist des Kindes in die spezifisch-geographische Begriffswelt und in die Symbolik der Veranschaulichungsmittel der Geographie einführen, welche dem Kinde die größten Probleme darbietet.

Wenn in dem sehr interessanten Vortrage Frl. E. Grot's auf dem ersten baltischen Lehrertage noch einer anderen Bedeutung der Heimatskunde Erwähnung geschieht, indem sie auch als „Unterrichtsprinzip" aufgefaßt wird, da alle Unterrichtsfächer in Beziehung zum Leben und Sein der Heimat gesetzt werden, so ist das eine neuerdings auch von andern Methodikern betonte Vertiefung des Begriffs, aber auch eine Umbiegung desselben, da hiermit die Heimatskunde auch in der Mittel- und Oberstufe zur Verwendung gelangt und somit etwas ganz anderes wird, als sie bisher gewesen.

Damit soll aber nur gesagt sein, daß sich den bisher erwähnten Begriffen, dem populären = Geographie der Heimat und dem didaktischen = Propädeutik der Geographie überhaupt, noch ein methodischer Begriff zur Seite stellt, der wohl von den andern unterschieden sein will.

Der so verschiedene Inhalt des Begriffs Heimatkunde bringt es mit sich, daß Verhandlungen über Heimatkunde zwischen Fachleuten und Laien häufig von Mißverständnissen begleitet sind, wie das noch jüngst bei den Verhandlungen des Historikertages in Riga bei Gelegenheit eines Referats über die Tätigkeit des Zentralkomitees für baltische Heimatkunde deutlich zutage trat. Trotzdem der Referent betont hatte, daß der Begriff Heimatskunde in dem Titel eines demnächst zu edierenden Buches „Baltische Heimatkunde" durchaus im populären Sinne gemeint sei, wurde in der Debatte, wenn auch in sehr lichtvoller Weise, so dennoch als nicht hierhergehörig, der Heimatkunde als der Propädeutik der Realien gedacht und selbst der hier methodisch genannte Begriff gestreift.

Immerhin dürfte eines feststehen: Die Heimatkunde als Unterrichtsfach oder „Lehrmittel" (Grot) ist nur zu erteilen, wenn sie in ihrem populären Sinne dem Lehrer bekannt ist. Noch vielmehr ist dieses von Nöten, wenn sie als Unterrichtsprinzip durchgeführt werden soll. Aber abgesehen von der Lehrbefähigung für Heimatkunde ist es doch auch für unsere lernende Jugend von weittragender Bedeutung, daß sie gleichfalls Heimatkunde in populärem Sinne lernt.

Die Geographie unsrer Heimat ist aber leider ein sehr vernachlässigtes Stiefkind gewesen. Als es noch die alten deutschen

Schulen gab, da lernte man hier und da nach dem bekannten Blumberg, dessen Heimatskunde, obwohl sie weder dieses noch Geographie der Heimat nach heutigen Begriffen war, ich jederzeit nenne ein Ehrendenkmal deutscher Methode jener Zeit, da die Geographie noch ziemlich allgemein mit Australien oder gar mit dem Globus angefangen wurde.

Aber was ist erst in den letzten Jahrzehnten bei uns hinsichtlich unsrer heimatlichen Geographie gelernt worden? Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, wenn gebildete baltische Damen unsrer Heimat fragen, ob Weißenstein eigentlich am Meere liegt, oder ein baltischer Absolvent der Pharmazie in den 80er Jahren in Pernau sich erkundigt, ob man, um nach Baltischport zu gelangen, über Werro fahren müsse. — Und doch muß man sie entschuldigen; wo sollten sie das wohl erfahren haben, wenn eine geographische Anschauung der Heimat in der Schule nie vermittelt worden ist, auch nicht einmal das Interesse dazu wachgerufen wurde!

Aus der lebhaften Diskussion, die sich an den erwähnten, sehr beifällig aufgenommenen Vortrag von Frl. Grot anschloß, ging es hervor, daß allgemein das Vorhandensein eines Lehrbuches für Heimatskunde auf das schmerzlichste vermißt wurde. Allerdings meinte man damit keineswegs ein Schulbuch, sondern vielmehr ein Buch zur Orientierung über die geographischen Verhältnisse unsrer Heimat, wie sie ein Lehrer dieses heutzutage so außerordentlich wichtigen Faches braucht.

Bekanntlich muß sich ein Lehrer, der heute Geographie der Heimat erteilt, aus den verschiedensten Büchern seinen Stoff zusammensuchen. Um diesem Umstande abzuhelfen, beantragte Frl. Grot die Wahl eines Ausschusses, eines Aktionskomitees, welches noch während des ersten baltischen Lehrertages zwecks Installierung eines Zentralkomitees für baltische Heimatkunde zusammentreten sollte.

Schon beginnen die Arbeiten einzulaufen. Mit Spannung sehen wir dem Fortgang der Arbeit entgegen, zu dem gewiegte Fachmänner ihre Beteiligung freundlichst zugesagt haben.

Wir sehen, daß auch der populäre Begriff der Heimatkunde als Geographie der Heimat im modernen Sinne des Wortes

in Behandlung genommen wird, und es wird die Leſer dieſer Zeilen vielleicht intereſſieren, das Programm des neuen Buches, wie es bis jetzt in Ausſicht genommen iſt, kennen zu lernen. Das Zentralkomitee wird dankbar ſein für alle Hinweiſe, welche den Plan ergänzen und fördern wollen.

Nach einer Einleitung: „Überblick über die Geſchichte der Heimatkunde" würde in erſter Linie die phyſiſche Geographie zur Behandlung kommen. Die geographiſche Lage und der landſchaftliche Charakter, die geologiſchen Verhältniſſe bis auf die Jetztzeit, und die geſamte Hydro- wie Orographie, ſowie die Klimatologie unſrer Heimat gehören in dieſen erſten Abſchnitt.

Ein zweiter Teil würde ſich mit der Flora und Fauna des Oſtbaltikums zu beſchäftigen haben.

Dieſem folgte unter dem Geſamttikel „Ethnographie" eine kurzgefaßte Archäologie ſamt der Volkskunde der Urbevölkerung und der Deutſchen, und ſchließlich wird dann noch die politiſche und hiſtoriſche Geographie und Topographie der drei baltiſchen Provinzen eingehender behandelt werden.

Eventuell würden in einem Anhang noch die Kulturzuſtände, als Sprache, Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft beſonders dargeſtellt, ſei es im Anſchluß an das geplante Buch, ſei es als Teil desjenigen Werkes, welches in dankenswerter Weiſe den Anfang der heimatkundlichen Arbeiten gebracht hat, der Baltiſchen Bürgerkunde, deren Bearbeiter in außerordentlich liebenswürdiger Weiſe bereit ſind, mit dem Zentralkomitee für baltiſche Heimatkunde Hand in Hand zu gehen.

So wird es in abſehbarer Zeit möglich ſein, jedem Lehrer einer höheren oder niederen Schule den Weg zur Heimatkunde auch als Unterrichtsprinzip zu weiſen. Die Verbindungslinien zwiſchen Heimatkunde und Spezialfach wird er ſelbſt ziehen müſſen, aber das neue Buch wird ihn in den Stand ſetzen, ſeinen Stoff heimatkundlich, im populären Sinne, zu orientieren.

Auch in Bezug auf die Verbindung der Heimatkunde mit Leſen und Schreiben gelangt demnächſt ein Buch in den Handel, das die Jugend in heimatliche Typen einführen will: ein Leſebuch mit ausſchließlich baltiſchem Inhalt. Daß dem vorhin beleuchteten „Lehrbuch der Heimatkunde" ein Leitfaden derſelben, alſo ein Schulbuch folgen muß, liegt in der Natur der Sache.

Das Zentralkomitee hat aber sich auch dem nicht verschließen wollen, daß jenes zunächst beabsichtigte Lehrbuch nicht allein für Lehrer und Lehrerinnen zu deren Information zu danken sein dürfte, sondern daß es in weiten Kreisen, namentlich als Familienlektüre, das baltische Haus interessieren solle. Die Zustimmung, die das Komitee von den verschiedensten Seiten in freundlicher Weise erhalten hat, ermutigen es, seinen Plan festzuhalten und so der teuren Heimat zu nützen.

Der dreifache Begriffsinhalt, den das Wort Heimatkunde mit fortschreitender Zeit zu umschließen begonnen hat, ist an sich so disparat, daß es an der Zeit wäre, den didaktischen und methodischen Begriff gänzlich zu eliminieren und durch Propädeutik der Geographie einerseits und Beziehung des Unterrichtsstoffes auf die heimatlichen Verhältnisse anderseits zu ersetzen. Heimatkunde bleibt dann das, was es dem reinen Wortsinn nach besagt: die Kenntnis alles dessen, was das Heimatland zu dem macht, was es ist. So jeder pädagogischen Terminologie entrückt, entzöge sich der Begriff jeglichem Mißverstehen. Indessen lassen sich termini technici nicht wohl ändern, und wir müssen uns begnügen mit dem einen Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen. Die Hauptsache bleibt doch, daß sie alle uns heutigen Balten von Wert werden und bleiben.

Literarische Rundschau.

Über das Wesen des Adels.

Kürzlich hat der Berliner Geschichtsphilosoph Georg Simmel in dem renommierten Verlage von Duncker und Humblot ein umfangreiches Werk veröffentlicht, das er „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung" nannte*. — Simmel verdankt man bereits eine Reihe interessanter philosophischer und sozialwissenschaftlicher Arbeiten. Er wurde zuerst durch seine „Probleme der Geschichtsphilosophie" bekannt, hat dann Vorlesungen über Kant, Vorträge über Schopenhauer und Nietzsche veröffentlicht, eine „Philosophie des Geldes" geschrieben und Untersuchungen „über soziale Differenzierung" publiziert, die wohl die Grundlage zu dem großen Werke bilden, mit dem er jetzt an die Öffentlichkeit getreten ist.

Mit seiner „Soziologie" beansprucht Simmel keineswegs ein fertiges System zu geben. Er sagt im Gegenteil (S. 17 Anm.), daß die Kapitel seines Buches „dem Inhalte nach nur als Fragmente dessen gedacht sind, was er für die Wissenschaft von der Gesellschaft halten" müsse. Denn: „Sehen wir die unendliche Komplikation des gesellschaftlichen Lebens an, die eben aus der ersten Roheit sich erhebenden Begriffe und Methoden, mit denen sie geistig bezwungen werden soll, so wäre es ein Größenwahn, jetzt schon eine bis zum Grunde hinunterreichende Klarheit der Fragen und Richtigkeit der Antworten hoffen zu wollen. Es scheint mir würdiger, dies von vornherein zuzugeben, da auf diese Weise wenigstens ein entschiedener Anfang gemacht ist, statt mit der

*) Leipzig. Duncker und Humblot. 1908. 782 SS. Preis Mk. 12; geb. Mk. 15.

Behauptung des Abschlusses sogar diese Bedeutung derartiger Versuche fraglich zu machen."

Die Soziologie wird, wie jede andre exakte, auf das unmittelbare Verständnis des Gegebenen gerichtete Wissenschaft, von zwei philosophischen Gebieten eingegrenzt: der Erkenntnistheorie, die die Voraussetzungen und Grundbegriffe der Einzelforschung umfaßt, und der Metaphysik dieser Einzelgebiete, die deren Zusammenhänge nachzuweisen sucht. Diese Metaphysik bedeutet eigentlich zwei Probleme: das eine ist auf den Grad des Erkennens gerichtet, das andre geht auf den Sinn und Zweck, den „Wert" oder die „religiöse Bedeutung" der Inhalte des Daseins. Der „Gesellschaft" gegenüber ergeben sich daraus Fragen wie diese: „Ist die Gesellschaft der Zweck der menschlichen Existenz oder ein Mittel für das Individuum? Ist sie etwa für dieses nicht einmal ein Mittel, sondern umgekehrt eine Hemmung? Liegt ihr Wert in ihrem funktionellen Leben oder in der Erzeugung eines objektiven Geistes oder in den ethischen Qualitäten, die sie an den Einzelnen hervorruft? . . . . Kann es eine metaphysisch-religiöse Bedeutung von Gesamtheiten geben oder ist diese den individuellen Seelen vorbehalten?"

Das alles sind schlechthin philosophische Fragen und daher sagt Simmel auch, daß die Soziologie, die Philosophie der Gesellschaft „keinerlei Rechtsgrund hat, sich den Vorteilen oder Nachteilen ihrer Zugehörigkeit zur Philosophie überhaupt durch ihre Konstituierung zu einer besonderen Wissenschaft der Soziologie zu entziehen." Damit ist klar, daß Simmel uns mit seiner „Soziologie" nicht ein sozialpolitisches, sondern ein philosophisches Werk dargeboten hat.

In zehn Kapiteln behandelt das Buch eine Reihe sozialer Fragen und Probleme, von denen wieder viele in besonderen Exkursen in tiefdringender und geistvoller Weise erörtert werden. Es beginnt mit dem Problem der Soziologie und der allgemeinen Frage: wie Gesellschaft überhaupt möglich ist; behandelt das Problem der Über- und Unterordnung, die geheime Gesellschaft, die Kreuzung der sozialen Kreise, das Problem der Armut, die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft, die Ausbildung der Individualität u. a. m. Das Werk wird jeden lebhaft interessieren, der an der Entwicklung der sozialen Frage Anteil nimmt.

Wir geben in Nachstehendem einen ausführlichen, meist wörtlichen Auszug aus einem der interessanten Exkurse wieder, der „über den Adel" handelt, und der auf das deutlichste zeigt, in wie geistvoller Weise Simmel seine Probleme zu packen und zu behandeln weiß.

* * *

Exkurs über den Adel.

Mit dem Adel hat die gesellschaftliche Entwicklung in doppeltem Sinne ein Zwischengebilde geschaffen: er ist einerseits eine überpersönliche soziologische Form des Zusammenschlusses von Individuen, die sich zwischen diese Einzelwesen und einen großen, den Adel selbst einschließenden Kreis einschiebt, wie die Zunft, die Sekte, die politische Partei, die Familie; und er ist anderseits ein konkretes Konglomerat von Personen, das ein Mittelglied zwischen der herrschenden Macht und der breiten Masse der politischen Gruppe bildet. Letzteres gilt natürlich nur für den Adel monarchischer Staaten, den Simmel in seiner Abhandlung im Auge hat. Diese Position des Adels zwischen den höchsten und den tieferen Elementen ist auch formal eine andere, als sie am „Mittelstande" zu beobachten ist. Denn dieser hat seine soziologische Eigentümlichkeit darin, daß er nach seinen beiden Grenzen hin offen ist, der Adel aber darin, daß er — wenn auch mit vielen Modifikationen — nach beiden hin geschlossen ist. Er hat durch diese nach beiden Seiten hin unabhängige Position in zweifachem Sinne gewirkt: er hat sich als Keil zwischen den Herrscher und große Teile des Volkes geschoben, hat aber auch eine vereinheitlichende Wirkung, eine vermittelnde Vertretung des einen dem andern gegenüber geübt (so insbesondere in England). Wo es in monarchischen Ländern zu der Schärfe beider Grenzsetzungen nicht kommt, bleibt auch die Adelsbildung rudimentär. So in der Türkei, in der ein eigentlicher Adel niemals aufgekommen ist. Das liegt einerseits an der Anschauung des Mohammedanismus, der das ganze Volk sich als eine Aristokratie gegenüber den Ungläubigen fühlen läßt; anderseits daran, daß die absolute Erhabenheit des Sultans eine Instanz, die ihm prinzipiell und aus eigenem Rechte näher stünde als irgend eine andere, nicht entstehen läßt. Daß es in Rußland keine Aristokratie als zusammenhängenden Stand gibt, sondern nur einzelne Aristokraten, die gelegentlich Kreise bilden, wird gleichfalls durch die absolutistische Stellung des Zaren bewirkt, dann aber auch dadurch, daß die untere Volksmasse keinen so praktisch einheitlichen Stand bildet, um den Zusammenschluß der über ihr Stehenden zu einem solchen zu provozieren. Umgekehrt wird die

zweifache Beziehung des Adels in Ländern eines ausgebildeten Ständewesens und reicher, vielfältig gemischter Beziehungen der Schichten sich noch vermannigfaltigen, was den Adel aus seiner eigentlichen Position rücken muß, obgleich ihm dadurch neue Bedeutungen zuwachsen mögen. In karikaturhaftem Maße zeigen dies die Lebensmotive, die Napoleon I., als er seinen neuen Adel schuf, diesem imputierte. Er habe, so wird berichtet, von dieser caste intermédiaire den Demokraten gesagt: sie ist durchaus demokratisch, denn sie ist zu jeder Zeit jedem ohne hereditive Vorurteile zugängig; den großen Herren: sie wird den Thron stützen; den gemäßigten Monarchisten: sie wird jedem absoluten Regime entgegenwirken, weil sie selbst eine Macht im Staate werden wird; den Jakobinern: durch sie erst wird der alte Adel wirklich völlig vernichtet; dem alten Adel: indem ihr so mit neuen Würden geschmückt werdet, werden in ihnen eure alten wieder aufleben. Hier also ist die Doppelstellung des Adels zu einer Vieldeutigkeit hypertrophiert worden, die gerade jene bestimmte Zweiheit als die allein für ihn richtige und wesentliche offenbart.

Die Zwei-Fronten-Position des Adels, die gerade auf seiner Selbstsicherheit und seinem Fürsichsein ruht, spiegelt sich weiterhin in einer mehr nach innen gewendeten Zweiheit seines Unterschiedenseins. Er entsteht aus den Persönlichkeiten, die es, aus welchen Gründen immer, besser haben als die andern; ist er aber einmal entstanden, so haben es nun, gleichsam rückläufig, Persönlichkeiten schon deshalb besser, weil sie zu ihm gehören. Für die „Vorrechte" des Adels bedarf es keiner Beispiele. Wohl aber nun für die andere Seite seiner Position, für ihre Beschränkungen und Nachteile. In Florenz entstand um das Jahr 1300 eine weitgehende demokratische Bewegung, in deren Verlauf den Adligen ganz besonders starke Beschränkungen und Lasten auferlegt wurden, so daß man damals s. z. s. zur Strafe geadelt werden konnte. Etwas Aehnliches findet sich in einer Bestimmung aus dem 18. Jahrhundert in dem sehr demokratischen Kanton Thurgau in der Schweiz. Es handelte sich damals darum, alle Standesvorrechte zu beseitigen, und es wurde infolgedessen in die Verfassung die Bestimmung aufgenommen, daß wer ein öffentliches Amt bekleiden wollte, vorher seinem Adel entsagen mußte. Es lastete also damals auf dem Adel gewissermaßen die Strafe, kein öffentliches Amt bekleiden zu können. Das war die Beschränkung, die ihm auferlegt wurde, das Gegengewicht gegen die sozialen Prärogative.

Am charakteristischsten äußern sich solche Benachteiligungen des Adels, wenn sie zu Umkehrungen seiner strafrechtlichen Exemtionen werden. Während unzählige Male das Vergehen des Adligen leichter bestraft wird, als das des gemeinen Mannes,

begegnen doch auch Erscheinungen wie diese. In dem mittelalterlichen Dortmund gab es eine außerordentlich vornehme Gilde, die sog. Reinoldsgilde. Wenn ein Mitglied dieser irgend ein Vergehen gegen Leib und Leben irgend eines andern begangen hatte, so mußte er außer der gewöhnlichen Buße, die für solche Vergehen überhaupt jeden traf, eine Ueberbuße an den Rat leisten. Noch tiefer greift eine Bestimmung des Stadtrechts von Valenciennes aus dem 12. Jahrhundert. Dieses setzt für Diebstahl, begangen von einem Knappen oder einem Bürger, eine gewisse Strafe fest. Wenn aber ein Ritter stiehlt, so liegt die Sache anders. Ein Adliger stiehlt nämlich nicht, sondern er raubt: daß er stehle, liegt sozusagen garnicht in seiner Kompetenz. Wenn er sich etwas mit Unrecht aneignet, so wird vorausgesetzt, daß es mit Gewalt geschehe — als Raub — und der Raub wird in jedem Recht weit härter bestraft als der Diebstahl! Die adlige Position des Ritters verhindert ihn also, die mildere Strafe zu erleiden. Er steht von vornherein auf einer Höhe, auf der man nur viel gründlicher sündigen kann, auf der man eine so kleinliche, aber deshalb auch mit geringerer Buße abzufindende Sünde, wie der Diebstahl ist, überhaupt nicht begehen kann.

In subtilerer Weise, aber vielleicht mit der radikalsten Spannung, stehen sich die Rechte und die Lasten der brahmanischen Priesteraristokratie gegenüber. Vielleicht hat es niemals eine Hierarchie gegeben, welche so unbedingt herrschte und welche so fantastische Prärogative besaß, wie diese. Allein sieht man dann das Leben des Brahmanen an, der mit dieser unerhörten Macht ausgestattet war, gegen dessen Wort es überhaupt keinen Appell gab, der als der allein Berechtigte in diesem ganzen Volke erschien, so daß selbst der König nichts andres als der Untertan des Priesters war, so ist es von einer unerträglichen Härte gewesen, von einer Eingeschnürtheit in Formen und Formeln und Kasteiungen und Beschränkungen, daß es wahrscheinlich außerordentlich wenig europäische Menschen gegeben haben würde, die um diesen Preis selbst die unerhörten Rechte des brahmanischen Priesters hätten gewinnen wollen. Er war der mächtigste, aber auch der unfreieste Mensch in Indien.

Die Erscheinungen dieses Typus sind in das Noblesse oblige zusammengefaßt. Alle solche Erschwerungen oder Abzüge von den Vorteilen der adligen Stellung markieren in Wirklichkeit erst ganz deren Exklusivität. Der Nicht-Adlige mag, wenn er will, dieselben Verzichte leisten, aber das gehört nicht zu seiner sozialen Position, es ist eine irrelevante Privatsache — für den Adel aber ist es soziale Pflicht, oder richtiger: es ist sein Standesvorrecht, vieles nicht zu dürfen, wovon der Typus vielleicht das Verbot des Handeltreibens ist, das von den alten Aegyptern her die ganze

Geschichte des Adels durchzieht. Hat der Adel von je betont: quod licet Jovi, non licet bovi, so liegt in seinem Prinzip doch auch das Umgekehrte: quod licet bovi, non licet Jovi. Wenn sich die soziologische Form des Adels zunächst auf seiner scharfen Gruppen-Abgrenzung aufbaut, die das ganze Sein der Persönlichkeit betrifft, so wird dieser Unterschied von allen Nicht-Adligen erst durch die beiden Bestimmungen ganz umschrieben: daß der Adel darf, was andere nicht dürfen, und daß er nicht darf, was andere dürfen.

Offenbar erzeugte das Zusammenleben einer Gruppe aus den inneren Bedingungen ihrer Wechselwirkung dies eigentümliche Gebilde des Adels, das seinen formalen Charakter durch die Gleichheit der wesentlichen Züge unter unendlicher sonstiger Verschiedenheit dieser Gruppen offenbart. Der Adel im alten Rom oder im Normannenreich, unter den Indianern oder im ancien régime besitzt bei aller Unvergleichbarkeit der Lebensinhalte eine Uebereinstimmung der soziologischen Züge; und diese zeigen sich in rudimentärer Art auch an irgend welchen kleineren Gruppierungen, in denen sich ein Bruchteil als „die Aristokratie" zusammenfindet, sei es in großen Famlienkreisen, unter Arbeiterschaften usw. Für den Adel im engeren Sinne hat man diese Gemeinsamkeit mit der Beobachtung illustriert, daß „Adlige sich oft an einem Abend besser kennen lernen, als Bürgerliche in einem Monat." Das liegt offenbar daran, daß die gemeinsamen Bedingungen der Existenz als die natürliche Voraussetzung der Beziehungen mitgebracht werden. In Interessen, Weltanschauung, Persönlichkeitsbewußtsein, Gefühl für den Punkt, an dem sie innerhalb der Gesellschaftsordnung stehen — in alledem koinzidieren die Aristokraten offenbar so weitgehend, und das ist ihnen so bewußt und selbstverständlich, daß sie einander viel eher nahe kommen können, als andere, die sich erst vergewissern müssen, welche Basis denn ihnen gemeinsam ist. Die Adligen brauchen, um „sich kennen zu lernen", nicht so viele Präliminarien.

Diese Homogeneität der formal-soziologischen Stellung tritt in einer Reihe geschichtlicher Erscheinungen bedeutsam hervor. Man hat auf die eigentümliche Tatsache aufmerksam gemacht, daß viele von den hochadligen Familien in den verschiedensten Ländern Europas fremdbürtig sind. In England stammen die Fitzgerald und die Herzöge von Leicester aus Florenz, die Herzöge von Portland aus Holland, in Frankreich die Broglie aus Piemont, die Herzöge Des Cars aus Perugia, die Luynes aus Arezzo, in Oesterreich die Clary aus Florenz, in Preußen die Lynar aus Faenza, in Polen die Poniatowski aus Bologna, in Italien die Rocca aus Kroatien, die Ruspoli aus Schottland, die Torlonia aus Frankreich usw. Nun scheint doch gerade der Adel zu solchen

Verpflanzungen besonders wenig disponiert zu sein: wegen seiner Bindung an den Grundbesitz und wegen seines traditionellen Nationalismus, mit dem seine konservative Weltanschauung verbunden zu sein pflegt. Um so wirksamer müssen also jene angleichenden Momente sein, die eine solche Verpflanzung innerhalb dessen, was man die „internationale Adelsrepublik" genannt hat, nahelegen. Dies setzt sich in besondere Vereinheitlichungen des nationalen Adels fort. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts etwa hat der deutsche Adel untereinander eine sehr geringe Verbindung gehabt. Als nun aber in den Kriegen gegen Napoleon sich die deutschen Adligen der verschiedensten Gegenden begegneten, stellte sich ein Kontakt zwischen ihnen her, der zu ganz eigentümlichen Bildungen geführt hat, z. B. zu der sogen. „Adelskette". Die Adelskette war ein halb geheimer Verein, der wohl zur Zeit des Wiener Kongresses aufkam. Der Adel fühlte, daß seit der französischen Revolution seine Rolle auch in Deutschland, namentlich durch die Bauernbefreiung, gesunken war, und versuchte nun durch Ausnutzung der Solidarität, welche zwischen allem Adel besteht, ein Gesamtgebilde zu schaffen, um die verlorene Bedeutsamkeit irgendwie wiederzugewinnen. Diese Adelskette betonte in ihrem Statut ausdrücklich, daß ihr alles Politische fremd bleiben sollte. Mag dies eine gewisse Täuschung oder Selbsttäuschung enthalten haben, es bringt doch das hier Wesentliche zum Ausdruck: die Gleichgültigkeit der politischen und geographischen Grenzen gegenüber dem, was allem Adel, bloß weil er Adel ist, gemeinsam ist; die Gleichheit der rein materiellen Interessen wäre nicht groß genug gewesen, diesen intergermanischen Adelsverein zustande zu bringen, wenn nicht die tiefere Verbundenheit durch die Form des Adels als solche wirksam gewesen wäre. Simmel weist dann noch auf die Bedeutung des Adels in Oesterreich hin. Die immer gleiche soziologische Stellung des Adels in den verschiedensten Teilen dieses zusammengewürfelten Landes ermöglicht es, daß es einen österreichischen Gesamtadel geben kann, auch wenn es keine österreichische Gesamtnation gibt.

Aber alles bisher Vorgebrachte ist mehr oder weniger äußere Erscheinung, die sich auf die innere Struktur des Adels *gründet*, sie aber noch nicht *kenntlich macht*. Die soziologische Analyse des Adels nun beruht darauf, daß der sozial-allgemeine Inhalt des Lebens dieser Sondergruppe ein ganz einzigartiges Verhältnis zu dem individuellen Sein ihrer Mitglieder besitzt. Das Individuum wird hier nicht nur in eine Einheit vor ihm, neben ihm und nach ihm existierender Individuen aufgenommen, die nach einer sonst nirgends wirksamen Formel mit einander verbunden sind; sondern das Spezifische ist: daß gerade das Beste und Wertvollste dieser ganzen Reihe jedem einzelnen Mitgliede zugute kommt.

Das Gesamtniveau einer Gruppe, das wirklich allen Dazugehörigen Gemeinsame, liegt sonst sehr nahe am Niveau des in ihr am tiefsten Stehenden; denn es kann in der Regel der Hohe zum Niederen hinuntersteigen, aber nicht umgekehrt; was ihnen also gemeinsam sein soll, wird im ganzen der Besitz der Tieferen sein — wie etwa, wenn hundert Menschen in gleichem Tempo zusammen marschieren sollen, dieses Tempo von demjenigen angegeben wird, dessen Marschfähigkeit die geringste ist. Beim Adel nun ist die Voraussetzung die umgekehrte. Jede Persönlichkeit einer Adelsgruppe — sei es die Familie, sei es der Adel eines Landes oder einer Epoche — hat in ihrem Werte teil an dem Glanze, den gerade die hervorragendsten Mitglieder dieser Gruppe erworben haben, sie tritt gleichsam die Standeserbschaft sub beneficio inventarii an, gerade die hier angehäuften positiven Werte an Verdiensten, Vorzügen, Ehren strahlen in einer unabgelenkteren Weise, als dies sonst statthat, auf den Einzelnen über. Dies ist das gute Vorurteil, das die andern Stände dem Adel zugute kommen lassen, das er unter sich hegt, das endlich für jedes einzelne Mitglied sozusagen die Voraussetzung seines Selbstbewußtseins ist und für dieses einen ebenso starken individuellen Halt bildet, wie einen sozialen für die Gesamtheit des Standes. Der Adel hat eine eigentümliche, in seiner Struktur gelegene Zähigkeit in der Konservierung seines „objektiven Geistes", der in Tradition, fester Form, Arbeitsergebnissen usw. kristallisierten Leistung von Individuen. Was so in den einzelnen Familien als ihr Vorzug, Ruhm, Wert besteht, das rinnt gewissermaßen zu der allgemeinen Position des „Adels" zusammen, die insofern doch noch von seiner bloß äußeren Macht zu unterscheiden ist.

Dies tritt sogar an einer eigentlich umgekehrt gerichteten Formung hervor. Von den alten Gentilorganisationen hat man bemerkt, ein Adel wäre sehr häufig dadurch entstanden, daß der Vorsteher der Gens traditionellerweise immer aus demselben Geschlecht gewählt worden wäre. Dieses Geschlecht war also nicht von vornherein das bevorzugte, sondern es wurde dadurch erst bevorzugt, daß man erwartete, es würde immer einen für die Führerstellung Qualifizierten aus sich hervorbringen. — Indem daraufhin die Gesamtfamilie zu einem Adel wurde, diskontierte sie das Verdienst und die Würde, die irgend ein Mitglied von ihr einmal wahrscheinlicherweise erwerben würde und die, gleichsam aus der Zukunft zurückstrahlend, dem ganzen Geschlecht die nobilitierende Substanz verschafften. — Wie die Edelmetalle auch nach vielen Umschmelzungen ihre Wertsubstanz relativ dauernd behalten, so liegt auch dem Gefühl des Adels und für den Adel eine ähnliche Vorstellung zugrunde: als ob seine einzelnen Mitglieder sozusagen nur lauter verschiedene Umschmelzungen, lauter verschiedene Formen

einer dauernden Wertsubstanz seien, welche sich durch die ganze Reihe der Vererbungen hindurch erhält. Damit gewinnt die Beziehung, welche der Einzelne zu seiner historisch auf ihn hinleitenden Gruppe hat, einen ganz besonderen Akzent. Es ist sozusagen eine Unsterblichkeit des Wertes, die der Adel für sich beansprucht und die seine soziologischen Verhältnisse zu realisieren suchen. Daß sich in Rußland keine Aristokratie als geschlossener Stand bildete, hat, mindestens bis zum Zaren Fedor, dem Vorgänger Peters d. Gr., folgenden Grund. Die Ehren und Würden eines jeden hingen ausschließlich von seinem „Dienst", seiner beamtenmäßigen Leistung ab, von der eine Klassifikation der Familien ausging. Es herrschte das eigentümliche Prinzip, daß niemand unter einem Vorgesetzten dienen dürfte, der seinerseits unter dem Vater des Kandidaten gedient hatte; um die Rechte und die Stellung eines jeden nach diesem Prinzip festzustellen, wurden besondere Register geführt. Der Erfolg davon waren unaufhörliche Konflikte über Tatsachen und Rechte unter den in Betracht kommenden Familien, offene und versteckte Nebenbuhlerschaften. Dadurch wurde die Bildung eines zentripetalen Standes, das Zusammenwachsen der einzelnen Kräfte und Vorzüge zu jener gemeinsamen einheitlichen und beharrenden Substanz, um die die ganze soziologische Struktur des Adels wächst, von vornherein unterbunden.

Diese Struktur läßt auch schon erkennen, weshalb der Adel auf Ebenbürtigkeit halten muß. Setzt der Adel gleichsam einen eisernen Fond voraus, aus dem jeder ihm Angehörige ausgestattet wird und der den folgenden Generationen ungeschmälert überliefert werden muß, so darf jedes Mitglied auch nur aus diesem Kreise hervorgegangen sein, kein Kreis, in dem die Vorzüge nicht erblich sind, welche jenen Fond geschaffen haben, darf sich in ihn hineinmischen. Nur so kann man im Großen und Ganzen sicher sein, daß jedes Mitglied auch wirklich an der Kraft, Gesinnung, Bedeutung des Ganzen partizipiere. Diese Ergänzung aus sich selbst trägt die einzigartige Geschlossenheit und Selbstgenugsamkeit dieses Standes, der sozusagen nichts brauchen kann und nichts brauchen darf, was außerhalb seiner selbst liegt. Damit ist er s. z. s. dem Kunstwerk vergleichbar, in dem auch jeder Teil seinen Sinn aus dem Ganzen erhält und das durch seinen Rahmen dokumentiert, daß es sich absolut selbst genügt. Diese Form gibt dem Adel sicher einen großen Teil der ästhetischen Attraktion, die er zu jeder Zeit ausgeübt hat. Denn sie gilt nicht nur von dem Individuum, so daß sie nur an der guten Rasse und daran hinge, daß die Mitglieder des Adels lange Generationen hindurch ihren Körper und ihre gesellschaftlichen Formen besser gepflegt und ausgebildet haben, als es in anderen Ständen der Fall ist; sondern mit dem Gesamtbilde des Adels schwebt ein derartiger Reiz mit,

sicherlich abhängend von der ästhetisch befriedigenden Form des Für-sich-Sein und In-sich-Geschlossenseins, der Solidarität der Teile, welches alles dem Kunstwerk analog ist.

Diese Erfüllung des individuellen Seins mit einer psychologisch und historisch überlieferten Substanz kann freilich gerade zu einer dekadenten Leere führen. Es scheint, als ob ein sozial überlieferter Inhalt erst dann zu einem wirklichen Lebenswert wird, wenn er durch die aus dem Individuum quellende formende Kraft in bestimmtem Maße balanciert wird. In den vorzüglicheren Erscheinungen des Adels begegnet man deshalb gerade einem selbstsicheren persönlichen Dasein, einem Gefühl gleichmäßig starker Unabhängigkeit, aber auch Verantwortlichkeit des Individuums. Dies ist der Erfolg der unter den soziologischen Formungen einzigartigen Enge, mit der ein zuverlässiger, aus der Vergangenheit, dem Nebeneinander und der Zukunft sich ergebender Wesensinhalt mit der individuellen Existenz verwachsen ist und sich in das Bewußtsein eines höheren Lebenswertes dieser umgesetzt hat. Wo aber der individuelle Faktor zu schwach ist, um diesem Wesensinhalt die persönliche Form zu schaffen, da kommt es zu Verfallserscheinungen: es wird dann unvermeidlich jener Wesensinhalt selbst zur Form, der Sinn des Lebens ist nichts als die Bewahrung der spezifischen Standesehre und der „guten Haltung", wie es etwa in dem Adel des ancien régime schließlich eintrat.

Die Bedeutung des „Stammbaumes" ist für dieses Verhältnis der Familie — und des Adels überhaupt — zu ihrem Individuum von tieferer Symbolik: die Substanz, die den Einzelnen bildet, muß durch den einheitlichen Stamm des Ganzen hindurchgegangen sein, wie die Substanz des Zweiges und der Frucht eben die ist, die auch den Stamm gebildet hat. Vielleicht erklärt diese soziologische Konstitution die Abneigung gegen die „Arbeit", die die Aristokratie durch die ganze Sozialgeschichte hindurch gezeigt hat, bis die neueste Zeit mit der Demokratisierung der Wirtschaft darin einen Wandel zu bewirken strebte. Mit der eigentlichen „Arbeit" gibt sich jedesmal das Subjekt an ein Objekt hin, und gleichviel ob der Ertrag der Arbeit wieder auf jenes zurückfließt, so bleibt das Tun als solches doch auf ein unpersönliches Gebilde gerichtet und findet in einer Formung eben dieses seine Vollendung, mag es sich um Bildung und Umbildung von Begriffen in der Erkenntnisarbeit, um die pädagogische Formung eines Schülers oder um die Bearbeitung körperlicher Stoffe handeln. Dies aber widerspricht dem fundamentalen Lebensgefühl der Aristokratie als solcher; denn dieses ist ein absolut persönliches, das den Wert des Subjekts in dem findet, was unmittelbar aus ihm hervorgeht, während die Arbeit das zweckmäßige, auf ein Aeußeres gerichtete Tun ist. Der Edelmann beschäftigt sich, aber er arbeitet nicht

(welche Bestimmungen alle natürlich tausendfach modifiziert auftreten). Krieg und Jagd, die historisch typischen Beschäftigungen des Adels, sind, trotz aller damit verbundenen Mühsal, doch nicht im eigentlichen Sinne „Arbeit", in ihnen hat der subjektive Faktor entschiedenes Uebergewicht über den objektiven, das Resultat zeigt nicht, wie bei der Arbeit, ein von der Persönlichkeit gelöstes Objekt, sondern der Akzent liegt auf der Kraftbewährung des Subjekts selbst. Eine gewisse Analogie mit dem Leistungstypus des Aristokraten könnte höchstens die künstlerische Arbeit bieten, die ja auch nicht eigentlich am Objekt schafft. Nur daß das Tun des Künstlers und dessen Wert ausschließlich aus dem Einzigartigen seiner Individualität fließen, hinter der keine weitere Instanz, die ihn trüge, auffindbar ist — während das Tun und Bewußtsein des Aristokraten auf jener überlieferten Substanz der Familie und des Standes ruht, die in ihm nur eine individuelle, und nun freilich ganz selbstsichere und in sich ruhende Form gefunden hat.

Von dieser Charakteristik des Adels durch die ideelle Kristallisierung von Ehren, Pflichten und Rechten, die innerhalb der Familie und des Standes erworben sind und an der jedes Mitglied teil hat, von dieser Charakteristik kommt eine eigentümliche Ausnahme vor. In China herrscht die Bestimmung, daß der erbliche Adel allmählich abnimmt. Es wird niemals der Adel schlechthin erteilt, der nun dauernd der Familie verbliebe, sondern es besteht eine unendlich fein abgestufte Würdenreihe, für deren Grade wir gar keine entsprechenden Ausdrücke besitzen, und in dieser steht der Sohn stets eine Stufe niedriger als der Vater, so daß nach einer bestimmten Reihe von Generationen der Adel überhaupt erlischt. Bin ich recht berichtet, so wird der höchste Adel, der Fürstenstand, auf sechsundzwanzig Generationen verliehen, so daß nach deren Ablauf — und das gilt auch für die Nachkommen der nicht zur Herrschaft gelangenden Prinzen des königlichen Hauses — die Familie wieder in den Bürgerstand zurücktritt. Diese Anomalie, wie sie auch nur bei einem Beamten- oder Papieradel vorkommen kann, bedeutet sozusagen die normale Entwicklung mit negativem Vorzeichen. Denn diese, wenn auch vielleicht von einer ursprünglichen Verleihung ausgehend, hat ihren Sinn in jener allmählichen Häufung überlieferter Werte, während dort die Substanz gleichsam mit einem Mal gegeben und allmählich verbraucht wird. Dagegen zeigt eine in Tahiti gültige Ordnung die normale Form in einer sehr belehrenden Pointierung. Wenn dort nämlich einem Adligen ein Sohn geboren wird, so abdiziert der Vater seine soziale Würde zu gunsten des Sohnes, und zwar, „weil dieser einen Ahnen mehr hat als der Vater".

In einem satirischen Gedicht von Glaßbrenner aus der Mitte des 19. Jahrhunderts wird die hohle Würde und aufgeblasene

Richtigkeit eines Adligen geschildert, mit der Schlußwendung, daß er doch einen Stolz mit Recht hätte: „Wenn er selig einst verstorben, wird auch er ein Ahne sein.“ Dies ist dasselbe Grundgefühl wie in dem Falle aus Tahiti, und auf der soziologischen Basis, die nun einmal der Adel mit dem größten historischen Erfolge festgehalten hat, keineswegs so sinnlos, wie gewisse Verfallstypen und soziale Gesamtverhältnisse, bei denen jene Basis nicht mehr bestehen kann, es erscheinen lassen.

Denn die Bestimmung dieser Basis läßt sich nun etwa so vollziehen. Jeder Mensch tritt auf als eine gewisse Kombination von Vorherbestimmtheit und Zufälligkeit, von mitgegebenem Stoff und einzigartiger Formung seines Lebens, von gesellschaftlicher Erbschaft und ihrer individuellen Verwaltung. In jedem sehen wir die Präjudizierungen seiner Rasse, seines Standes, seiner Traditionen, seiner Familie, kurz dessen, was ihn zum Träger vorherbestehender Inhalte und Normen macht — diese sehen wir kombiniert mit dem Unberechenbaren und Persönlichen, dem freien Fürsichsein. Beides ist nun in den großen gesellschaftlichen Typenbildungen mannigfaltig gemischt, und zwar im Adel in einer ganz einzigartigen Weise, deren wissenschaftliche Festlegung in abstrakten Begriffen natürlich davon unabhängig ist, daß die Komplikationen der Wirklichkeit in diese reinen Verhältnisse stets trübende, ablenkende Kräfte einwirken lassen. Es sind hier jene mannigfaltigen Präjudizierungen wie in ein Strombett zusammengeflossen: indem die gesamten Lebensinhalte, die Erziehung wie die Ehe, die Beschäftigung wie der politische Standpunkt, die ästhetischen Neigungen wie der ökonomische Aufwand „standesgemäß“ sind, werden alle Normierungen, die dem Individuum das Material seines Lebens gleichsam als Halbprodukt übergeben, durch einen einzigen Kanal hindurchgeleitet.

Gewiß hat es in der Zunft und in Priesterschaften, in den erblichen Berufen und in dem Zwange des Kasten- und Klassenwesens überall bindende Präjudizierungen von derselben oder größerer Strenge gegeben. Allein das Unterscheidende des Adels ist nun, daß jenes andere Lebenselement — die Persönlichkeit, die Freiheit, das Insichruhende — zugleich zu einem höheren Werte und Bedeutung als in den andern Gebilden gekommen ist, weil jene überlieferte Substanz bei ihm nicht die objektive, das Individuum gleichsam übergehende Gestalt angenommen hat, sondern die besondere Form und Kraft des Einzelnen macht diesen ganzen überlieferten Stoff erst lebendig. Mag das Individuum auch oft genug Zwang dadurch erfahren — der Sinn des Ganzen ist doch, daß dieser Stoff von Werten, den der Stand und die Familie aufgehäuft haben, dem Einzelnen zugute komme, und dadurch keine Verminderung, sondern eine Mehrung erfahre; die auf sich ruhende,

für sich verantwortliche und genießende Existenz ist nicht, wie bei vielen andern stark sozialisierten Gebilden, ein Abzug von dem Gemeinwohl und Gemeinbesitz, sondern dessen Ausgestaltung, Bewährung, Steigerung. Zwischen den Extremen: daß das Individuum von seiner Gruppe eingeschluckt wird und daß es ihr mit oppositioneller Selbständigkeit gegenübertritt, steht die besondere Synthese des Adels. Er hat durch die Strenge der standesgemäßen Lebensform, die eine weiteste Berührungsfläche zwischen seinen Mitgliedern schuf; durch die Forderung der Ebenbürtigkeit, die eine physiologische Garantie der qualitativen und historischen Einheitlichkeit des Standes bewirkt; durch die Technik seiner Tradition, die die Werte und Errungenschaften der Familie und des Standes verlustlos wie in ein Sammelbecken einströmen läßt — durch diese soziologischen Mittel hat der Adel seine Individuen in einem sonst nicht erreichten Maße in die Gesamtgruppierung eingeschmolzen.

Aber das so entstandene Gebilde hat nun entschiedener, als irgend sonst, seinen Zweck und Sinn in der Existenz der Einzelnen, in ihrer Macht und Bedeutung, in der Freiheit und dem Selbstgenügen ihres Lebens. Indem der Adel, in seinen reinsten historischen Erscheinungen, die Lebenswerte der Individuen mit einzigartiger Kraft in sein Gesamtgebilde zusammenführt, und indem die Entwicklung dieses wiederum auf die Formung, Steigerung und Selbständigkeit des Einzelnen hinzielt — hat der Adel die Gleichung zwischen dem Ganzen und dem Individuum, den vorbestimmenden Gegebenheiten und den persönlichen Ausgestaltungen des Lebens eine historisch einzigartige Lösung gegeben.

Der baltiſche Humoriſt Dr. Schultz-Bertram.

Ein Gedenkblatt

von

Paul Falck.

Georg Julius Schultz, genannt Dr. Bertram, der bekannte Verfaſſer der „Baltiſchen Skizzen“ (5. Aufl., Reval 1904) und erſter Überſetzer des „Kalewipoeg“ und Verfaſſer der „Hallerlei nurrige Sichten unt ſoterkleichen“ (5. Aufl., Reval 1904) wurde laut Kirchenbuch am 22. Sept. (4. Oktober) 1808 zu Reval im Dompaſtorat geboren. Er iſt alſo nicht, wie er im erſten Kapitel der „Baltiſchen Skizzen“ uns glauben machen will, in einer ſtürmiſchen Nacht auf hoher See an Bord eines Einmaſters zur Welt gekommen. Tatſache aber iſt es, daß er einen fürſtlichen Taufpaten hatte, deſſen Rufnamen er erhielt. Das war der damalige Generalgouverneur von Eſtland Georg Prinz von Holſtein-Oldenburg.

Unſer Humoriſt entſtammt einer alten Predigerfamilie, deren Ahnherr Georg Schultz († 1710 als Propſt zu Röthel in Eſtland) aus Parchim in Mecklenburg ins Baltenland kam. Seinen Vater Chriſtian Timotheus Schultz, Oberpaſtor der Domkirche zu Reval, verlor er bereits in ſeinem erſten Lebensjahre, worauf er im Hauſe ſeines Großvaters mütterlicherſeits, des Propſtes Franz Asverus zu Torma-Lohuſu im Dorpater Kreiſe erzogen wurde. Hier verlebte er ſeine herrlichen Kinderjahre, die er in ſeinem „Paſtorat vor 50 Jahren“ in dem erſten Bande der „Baltiſchen Skizzen“ uns humorvoll beſchrieben hat. Er war ein aufgeweckter, munterer Knabe, ein Liebling ſeiner Großmutter Gertrude Asverus geb. Koch, die ihn immer verteidigte und dabei ſagte: „Macht was Ihr wollt,

in Golly (ſein Koſename) iſt ein Genie verborgen." Sie hat Recht behalten. Er iſt unſer berühmteſter Humoriſt geworden, den man gelegentlich ſogar „den baltiſchen Fritz Reuter" genannt hat. Von ihr mehr als von ſeiner Mutter Karoline Charlotte Schultz geb. Asverus ſoll er ſein humoriſtiſches Talent geerbt haben.

„Seit ſeinem vierten Jahre", berichtet Fr. Brummer (Dichter-Lexikon, Stuttgart 1877, Bd. 2, S. 322), „war er ein ausgebildeter Bücherwurm und bald auch ein Verſeſchmied, doch wurden ſeine poetiſchen Verſuche gerade nicht ermuntert, und als er als Schüler der Domſchule in Reval einſt ein Phantaſieſtück in Hoffmanns Manier geſchrieben, erregte es einen paniſchen Schrecken in ſeiner ganzen Familie, die das Dichten für eine brodloſe Kunſt anſah."

In die damalige Zeit der Hoffmannſchen phantaſtiſchen Romantik verſetzt uns auch Schultz-Bertrams Schilderung Revals. In ſeinen „Balneographiſchen Wanderungen am Oſtſeeſtrande" (St. Petersb. 1849) ſchildert er uns ſeine Vaterſtadt wie folgt:

„Reval iſt ein ſteinernes Epos, eine verkörperte Legende, eine der ſchönſten Punkte der Erde. Reval von der Seeſeite erinnert mich nicht mit Unrecht an Neapel. Ich meine das nicht mit vollem Ernſt, aber ſpiegelt ſich hier nicht die Sonne ebenſo prachtvoll in einem breiten Licht- und Goldſtrom? Hebt ſich die Stadt nicht ebenſo amphitheatraliſch empor? Sind Nargen, Wulf und Karlos nicht drei Inſeln ſo gut wie Capri, Iſchia und Procida? Steht an der Stelle der Villa reale nicht hier das bei weitem herrlichere Katharinental? . . . Das Auge eines erfahrenen Touriſten wird frappiert von dieſen unzähligen Altertümern und pitoresken Gebäuden! Ich rate dem Fremden die einſamen Wallſtraßen aufzuſuchen, ſie ſind ſchmale, rings um die Stadt laufende Gänge. . . Hier trifft man auf die allerabſonderlichſten Bauwerke, und ich habe unter andern das lebhafte Bild von einer Tür mit mir genommen, von einer kleinen, winzigen Tür, dem Zwerge unter den Türen und doch prätentiös wie ein altfränkiſches Tor gebaut und etwa drei Fuß über dem Boden angebracht, vielverheißend mit uralten, verroſteten Hängeſchlöſſern, Riegeln und Klammern verſehen — erſchien es mir wie das in Kupfer oder Holzſchnitt gearbeitete Titelblatt eines geheimnisvollen Buches aus dem 15. Jahrhundert. Dieſe Tür erſchien mir zuweilen im Traum,

und ich hätte ſie gewiß aufſchließen laſſen, wenn ich nicht befürchtet hätte, hinter ihr nur eitel Mehlſäcke zu finden, die meine Illuſion aufs empfindlichſte geſtört haben würden. Geriete doch ein Romantiker in dieſe öden Gänge, er würde die ſchönſten Schauplätze für ſeine Novellen finden, oder Novellen für dieſe Schauplätze. Reval erfriſcht uns geiſtig und körperlich. Ehrwürdig liegt es vor uns da wie ein kunſtvoll gemaltes Manuſkript auf Pergament; wehe denen, die daraus eine elende Ausgabe auf Löſchpapier zu machen gedenken."

Wir Balten ſind meiſt ſehr vertraut mit den Sehenswürdigkeiten des Auslandes, aber leider oft nicht mit denen des Inlandes. Dr. Schultz-Bertram bildet eine Ausnahme; er kannte die Schönheiten des In- und Auslandes aus perſönlicher Anſchauung und liebte ſeine Heimat wie ſelten einer. Er überſah auch die im Inland geborenen Männer von Bedeutung nicht, — wie leider viele von uns, — ſondern meinte, daß unſer Baltenland im Verhältnis z. B. zu Schleswig-Holſtein-Oldenburg ihrer nicht weniger hervorgebracht habe.

Als er 10 Jahre alt war, ſtarb 1818 ſein Großvater in Torma, und Großmutter, Mutter und Enkel bezogen den Witwenſitz Friedental bei Torma, wo unſer Georg zwei Jahre verblieb. — Darauf wurde er mit ſeinem ein Jahr älteren Bruder Moritz († 1880 als Kommandant der Feſtung Dünaburg) dem Propſt zu Luggenhuſen zur weiteren Ausbildung übergeben, der die Knaben zum Eintritt in die altberühmte Ritter- und Domſchule in Reval vorbereitete, wohin ſich die Mutter mit ihren beiden Söhnen 1823 begab.

Mit dieſer Tatſache ſchließen auch ſeine ſpäter erſchienenen humorvollen Aufzeichnungen „Aus der Kinderzeit" in ſeinen Baltiſchen Skizzen ab und beginnen ſeine köſtlichen Aufzeichnungen „Aus der Schülerzeit", die er zuerſt in ſeine „Neuen baltiſchen Skizzen" (Helſingfors 1872) aufnahm. Sie ſind in der neueſten, 5. Aufl., richtig an zweiter Stelle aufgenommen, mit dem Motto: „Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten."

Hier auf dem alten „Akropolis Revalensis", wo die alten Dänen im 13. Jahrhundert ihre noch jetzt erhaltene Burg erbauten, ſteht neben ihr auf dem ca. 200 Fuß hohen Kalkſteinfelſen auch die Ritter- und Domſchule, wo auch die Gebrüder Schultz ihre

höhere Schulweisheit erlernten. Wie Max und Moritz bei Wilhelm Buſch, verübten „dieſe munteren Knaben“ zur Verzweiflung des Kalfaktors allerlei Streiche, ſo daß dieſer einſt verzweifelt ausrufen konnte: „Winf Rubels mechte ich jeben for Armens, wenn dieſe Sſulze wekmechten aus Sſuhle.“ Doch erſt 1827 machten ſie ihr Abiturium und wurde der geplagte Kalfaktor von dieſen munteren Knaben erlöſt. (Ob er 5 Rubel für die Armen aus Freude dafür opferte, darüber ſchweigt aber die Geſchichte).

Intereſſant iſt bei dieſem Abſchnitt folgender Fall. Als man den 19jährigen Georg Schultz fragte: „Was willſt Du werden?“ gab er die ſchnelle Antwort: „Kosmopolit!“ — Der Schrecken war groß. Endlich ließ er ſich überreden, Medizin zu ſtudieren. Dieſe ſeine Studentenzeit hat er in ſeinen beiden Typen: „Student Rot und Blau“ im 3. Teil der „Baltiſchen Skizzen“ köſtlich beſchrieben. Wie viel von dieſen Studentenſtreichen auf ſein eigenes Konto kommen, iſt ſchwer nachzuweiſen. In Dorpat gehörte er ſelbſtverſtändlich der Korporation „Eſtonia“ an und wurde bald wegen ſeiner vielſeitigen geiſtigen Gaben einer ihrer beliebteſten Landsleute. Unter anderem beſaß Schultz-Bertram eine nicht gewöhnliche muſikaliſche Begabung. Als magister cantandi verſtand er unter ſeinen Landsleuten ein Soloquartett heranzubilden, welches bald unter dem Namen „Revaler Nachtigallen“ weit und breit im Lande bekannt wurde. Es liegt nahe, daß man ſich in vielen Familien bemühte, die Sänger als Gäſte bewirten zu dürfen.

„Zu größeren eigenen Kompoſitionen fehlte es meinem Vater an gründlichen Kenntniſſen in der Harmonielehre, doch trat ſeine natürliche Begabung für die Muſik bisweilen in ſeinen freien Phantaſien zutage“, erzählt ſeine Tochter Ella v. Schultz-Adajewski („Balt. Monatsſchrift“ 1896, S. 183 f.). „Er ſagte, in ſolchen Augenblicken fühle er ſich ſelbſt enthoben; er wüßte nicht, was er ſpiele. Wie er auch die Hände auf das Klavier fallen laſſe, entſtanden ganz ohne ſein Zutun Akkorde und Harmonieverbindungen, über die er ſelbſt erſtaunt wäre, denn er könne nicht ſagen, wie ſie hießen und was ſie bedeuteten. Manche ſeiner Melodien ſind von ſeinem Freunde Adolf Henſelt (Profeſſor am Konſervatorium der Muſik in St. Petersburg) fürs Klavier geſetzt worden, ſo das melodiöſe „Ferne Land“. Zu ſeinen eigenen Gedichten komponierte mein Vater zuweilen ſelbſt die Melodie. . . .“

„Der Sinn für das Melodiöſe, für den Wohlklang, findet ſich in allen lyriſchen Gedichten meines Vaters. Jede proſaiſche Härte war ihm peinlich, und mit beſonderer Vorſicht feilte er Proſa und Poeſie, um jede „Kakophonie“ zu vermeiden. Seine Gedichte ſind faſt alle zum Komponieren geeignet und viele (30 Lieder) ſind in Muſik geſetzt (u. a. von dem begabten Rheinländer Karl Vollweiler und auf Veranlaſſung der Großfürſtin Helene Pawlowna in Leipzig gedruckt). Sie ſind in Kennerkreiſen geſchätzt, haben aber beim größeren Publikum nicht ſo viel Verbreitung gefunden, wie dieſe Perlen edler Muſik es verdienen.“ — Unter dieſen kenne ich nur das ſchöne Wiegenlied: „Komme Sandmann leiſe“, „An Thora“, „Zu ihren Füßen“, „In der Ferne“ und „Das Veilchen“. Die Worte dieſes letzten Liedes mögen als Beiſpiel Schultz-Bertramſcher Lyrik hier ſtehen:

Auf der Wieſe pflückt' ich euch,
Kleine blaue Veilchen;
Setze euch ins Waſſer gleich,
Duftet noch ein Weilchen.
Veilchen lieb' ich, Veilchen.
Unter Blättern tief verſteckt
Lauſchet ihr verloren,
Seht, da hab' ich euch entdeckt,
Habe euch erkoren —
Veilchen, liebe Veilchen.
Und ſo geht's dem Mädchen oft,
Glaubt mir, lieben Leutchen,
Grade, wenn es garnichts hofft,
Wird es plötzlich Bräutchen —
Gleichet ganz dem Veilchen.

Ein anderer Komponiſt Schultz-Bertramſcher Lieder iſt der Thüringer Kühmſtett. Beſonders gelang ihm das Lied: „Ich ſoll dich erſt am Abend ſehen.“ Mit ſeinem Freunde Ad. Henſelt gab Schultz-Bertram das Requiem von Mozart in 7 Sprachen (lateiniſch, deutſch, ruſſiſch, lettiſch, eſtniſch, finniſch und ſchwediſch) in Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1860 heraus. Damit nehmen wir Abſchied von dem Sänger und Muſiker Schultz-Bertram, der mit ſeiner Zeit dahingegangen iſt; nicht aber dahingegangen iſt er als der berühmte baltiſche Humoriſt und als großer Kenner der eſtniſchen Volkskunde, ihrer Sprache, ihrer Sagen, Sitten und Gebräuche.

Nachdem Schultz-Bertram in Dorpat 1836 auf Grund ſeiner Diſſertation: „Die Rhinoplaſtica“ ſeinen Doktortitel erlangt hatte, war er auf ſeinen vielen Ferienreiſen ſchon weit im Baltenlande (inkluſive dem alten Ingermanland) bis nach St. Petersburg gekommen und hatte auch die Inſel Hochland beſucht, welche er zuerſt beſchrieb (St. Pet. Ztg. 1848, Nr. 177 ff.). Dabei war er immer eingedenk der Erkenntnis, „daß die praktiſchen Dinge nur durch Erfahrung zu erlernen ſind und unſere ſelbſterkannten Irrtümer mehr Wert für uns haben, als die Erfahrung andrer, welche eben die andern gemacht haben.“

Das führte ihn dazu, Land und Leute zu ſtudieren, Volksſitten und Gebräuche zu beobachten, für die er ein großes Intereſſe hatte. „Sein Zeichentalent kam hier ſeiner Beobachtungsgabe zu Hülfe“, erzählt ſeine Tochter Ella l. c. S. 185. „Nicht nur die landſchaftlichen und die Volkstypen, auch die Wohnſtätten, Koſtüme, Hausgeräte, bis ins kleinſte Detail, finden ſich in ſeinen Notizbüchern charakteriſtiſch wiedergegeben, teils in Farben, teils in Bleiſtiftſkizzen. So übte mein Vater ſchon damals auf praktiſche Weiſe die jetzt ſo ſehr in Aufſchwung gekommene Wiſſenſchaft, die „Folklore“ (die Volkskunde), in allen verſchiedenen Äußerungen, wie Sprache, Sitten, Gebräuche, Lieder, Sagen ꝛc.“

Auf dem Gebiete der eſtniſchen „Folklore“ hat Georg Schultz ſo Bleibendes geliefert, wie nach ihm Auguſt Bielenſtein für die lettiſche Folklore. Iſt er doch der eigentliche Entdecker des eſtniſchen Nationalepos, der „Kaleviade“, von welcher Entdeckung ſeine Tochter Ella l. c. S. 186 mit Recht ſagt:

„Im Jahre 1836, in einer denkwürdigen Sitzung der „Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft“ in Dorpat, machte mein Vater auf die Notwendigkeit aufmerkſam, die im Volksmunde noch lebenden Bruchſtücke dieſes Epos ohne Aufſchub zu ſammeln, ehe die Überlieferungen gänzlich erlöſchen. Auf ſeine Aufforderung hin wurde dieſe Aufgabe dem Dr. Kreutzwald, einem ſeiner Studiengenoſſen übertragen. Wie dieſer es in ſeinem Vorwort zum „Kalewipoeg“ ſagt, „kam dieſes National-Unternehmen hauptſächlich dank der warmen Fürſprache und der zündenden Rede des Dr. Schultz-Bertram zuſtande, durch die er ſeine Begeiſterung auf ſeine Zuhörer übertrug.“ — Über das Verhältnis dieſer beiden Freunde zu einander gibt eine „voluminöſe Korreſpondenz“ wertvollen Aufſchluß,

welche ihre Forſchungen auf dem Gebiete der eſtniſchen „Folklore" zum Inhalt haben. Der Briefſchatz befindet ſich ſeit Dr. Schultz-Bertrams Tode (1875) im Beſitz der Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft in Dorpat und kann erſt 1925 — laut Verfügung — veröffentlicht werden.

Es iſt hier alſo der Ort, die Arbeiten der eſtniſchen Folklore Schultz-Bertrams namhaft zu machen: 1) „Der Streit über die Echtheit der Kalevidenſage" (Inland 1855 Nr. 5); 2) „Der Kalewipoeg". Ein eſtniſches Nationalepos, überſetzt von C. Reinthal und Dr. Bertram (Dorpat 1857—61); 3) „Die Eſtenſage vom Kalewipoeg in ihrer neueſten Geſtalt" (Inland 1859 Nr. 5, 1861 Nr. 6 und Morgenblatt in St. Petersburg 1681, wie in der Revalſchen Ztg. 1861 Nr. 41 und als „Kalewipoja ſäug" in den Sitzungsberichten der Gel. Eſtn. Geſ. 1862 Heft 8. Dazu: „Die Region der Kalewiden-Lager" im „Magazin für die Lit. des Auslandes" 1868 S. 207 f. und ſein „Sendſchreiben an Dr. Kreutzwald in der Dörptſchen Ztg. 1872 Nr. 219); 4) „Zur Geſchichte und zum Verſtändnis der eſtniſchen Volkspoeſie" (Balt. Monatsſchr. 1860, Bd. II, S. 431 ff.). 5) „Ein Bruchſtück aus der Geſchichte der Eſten" (Verhandl. der Gel. Eſtn. Geſellſchaft zu Dorpat 1854). 6) „Die Proſodie der Eſten" (Jahr?) 7) „Eſtniſche Zauberformel und ein eſtniſches Wiegenlied" (Inland 1853 Nr. 20). 8) „Der Turm des Olaus. Ein eſtniſcher Runenkreis." (Inland 1853 Nr. 17.) 9) „Pick Hans" und „Der Kurat". Ein paar Eſtenmärchen (Inland 1852 und im Anhang der Balt. Skizzen 1854). 10) „Der Blitzjunge". Ein eſtniſches Märchen. (Geſ. Schriften. Dorpat 1875, Bd. 2, S. 44 ff.) 11) Wagien. Baltiſche Studien und Erinnerungen (Dorpat 1866, mit 1 Karte), und 12) Ilmatar. Eine divina commedia turanica. Eſtniſch und deutſch. I. Womba Wido oder Idyll auf Erden. II. Monala oder in der Unterwelt, III. Suuletar oder zwiſchen Himmel und Erden. (Dorpat 1870, Bd. 3 der Geſ. Schriften.)

Mit beſonderer Liebe aber pflegte er auch die finniſche Folklore, wie folgende Arbeiten das beweiſen: 1) „Literariſche Nachrichten aus Finnland" (Gel. Eſtn. Geſ. zu Dorpat 1853). 2) „Der Geiſt Finnlands oder jenſeits der Scheeren" (Leipzig 1854). 3) „Über das finnländiſche Nationalepos Kalevala in der neueſten Geſtalt" (St. Pet. Ztg. 1849). 4) „La poisie et mythologie

des Finnois" (Traite envoyé à l'institut historique à Paris 1842). 5) „Sagen vom Ladogasee oder Erzählungen meiner Sſubomoika (Aufwärterin) (Helsingfors 1872), und 6) „Peivasch parnèh oder die Sonnensterne" (Helsingfors 1872). Ferner „Finnische und estnische Runen" und „Die Ruinen von Ani".

Zu bedauern ist, daß sein letztes Werk nach dieser Richtung hin, seine estnische Faustsage „Warawatja", ein Epos wie „Ilmatar", estnisch und deutsch, bei der Übersendung an seinen Leipziger Verleger 1875 verloren ging.

Nach Beendigung seiner Studien ging Dr. Schultz-Bertram als Hausarzt des Generals Uwarow auf dessen prachtvolles Gut Cholm im Smolenskischen Gouvernement, wo er 3 Jahre blieb, von 1836—39. Auch hier studierte er Land und Leute, wie seine „Medizinischen Dorfgeschichten" (Dorpat 1860) das beweisen, worin er das Gesehene und Erlebte in spannender Weise zu erzählen weiß. Ebenso stammen aus dieser Zeit seine interessanten Erzählungen, betitelt: „Episoden aus dem Leben Trischka's des Rasboiniks" (Dorpat 1860), in denen er seine eigenen Erlebnisse auf den jungen Arzt Eduard überträgt.

Von Cholm aus besuchte Schultz-Bertram mit Uwarow 1837 Moskau. In der Nähe der Stadt befindet sich das Kloster Donskoj. Dort hörte Sch.-B. einen eigentümlichen Kirchengesang, der nur diesem Kloster eigen ist. Schultz-Bertrams Urteil lautet: „Es schien mir ein kunstvolles mezzo petto. Starke Männerstimmen sangen ganz sotto voce. — Ganz verschieden ist dieser spezielle Gesang von dem gewöhnlichen russischen Kirchengesang mit vollem Ton. Rubini erklärte laut, daß die Vollendung des Vortrags und der Reichtum an schönen Stimmen in der kaiserlichen Hofkapelle in St. Petersburg alles überträfe, was irgendwo für Kirchengesang existiert. Es ist das sehr natürlich. Nur in Rußland sind die tiefen Kontratöne sehr häufig, und aus den Millionen der Bevölkerung werden die schönsten Stimmen ausgesucht. Der Ruf der Sixtinischen Kapelle hat sich, nach meinen Erlebnissen zu urteilen, gänzlich überlebt." (Anm. 22 zu s. „Bildern aus dem Süden", S. 72 f.)

Mit Rußland beschäftigen sich noch folgende kleine Essays seines fleißigen Geistes, die wir, der Zusammengehörigkeit wegen, hier gleich verzeichnen wollen: „Sorowa, die kleine russische Schweiz"

(St. Pet. Montagsblatt 1862), „Epiſoden aus dem Krimkriege von 1812“ (Berliner „Bazar“ 1868 Nr. 30), „St. Petersburger Chronik. Eine ruſſiſche Nacht vom 25. Sept. 1848“ (St. Pet. Ztg. 1848 Nr. 216), „St. Petersburger Sagen“ (St. Pet. Montagsblatt 1861), „Alte Kriegslieder der Ruſſen“ und „Polniſche Skizzen“ (Balt. Monatsſchr. 1859, Bd. I, S. 463 ff.).

Im Jahre 1839 erkrankte Schultz-Bertram in Cholm lebensgefährlich, doch zum Glück erholte er ſich, und zur Stärkung ſeiner Geſundheit machte er mit ſeinem im Kaukaſus verwundeten Bruder Moritz, der ebenfalls ausländiſche Bäder beſuchen ſollte, eine Reiſe nach Deutſchland (1840). Nach der Kur reiſten ſie über Berlin und Paris nach London und von da nach Hamburg, wo ſie ſich trennten. — Über Leipzig, Jena und Weimar begab ſich unſer Schultz-Bertram nach Wien. Hier blieb er längere Zeit und dichtete zur Feier des Einzuges des Erzherzogs Friedrich eine Kantate, welche Proksch komponierte, aber wie faſt alle ſolche Gelegenheitswerke der verdienten Vergeſſenheit anheimgefallen iſt. Von Bedeutung aber iſt es, daß er in Wien einen alten Dorpater Studiengenoſſen traf, der als begüterter Edelmann ſeinen humorvollen Freund aufforderte, mit ihm nach Italien zu reiſen, was er freudig annahm. Auf dieſe Weiſe wurden con amore Trieſt, Venedig, Florenz, Genua, Rom und Neapel betrachtet, die er in ſeinen „Briefen aus Italien“ (St. Pet. Ztg. 1848 Nr. 215 ff.) beſchrieb und das Land in ſeinen Gedichten „Bilder aus dem Süden“ (Hamburg 1842, dann Dorpat 1869) beſang. In einem längeren Gedicht „Römiſche Oſtern“ in 7 Geſängen ſind tiefſinnige Gedanken über Religion und Kultur niedergelegt, die ihn damals bewegten. Charakteriſtiſch für ſeine religiöſe Anſchauung ſind z. B. folgende Verſe:

Ob es der Schöpfer ſelbſt geweſen,
Der Menſch geworden? — — Eitler Streit!
Es iſt in uns ein göttlich Weſen,
Der Menſch hat Göttermöglichkeit.
Ein jeder, der wie Chriſtus dächte,
Wär' Gottes ebenbürt'ger Sohn.
Bei gleichem Adel, gleiche Rechte
Auf Pöbelſpott und Pöbelhohn. . . .

Lebendig ſind die Chriſtuslehren,
Entwicklungsfähig iſt ihr Geiſt,

Wer glaubt, daß ihre Formen währen,
Den nenn' ich einen Träumer dreiſt.
Wie ſie ihn ſtopfen und verdecken —
Urkräftig ſtrömt der Quell des Lichts,
Vom Papſt und all dem Heer der Sekten
Weiß man nach tauſend Jahren nichts.

Von Neapel aus reiſten ſie per Dampfer nach Marſeille, begaben ſich von da aus etwas in die Pyrenäen und fuhren dann nach Paris. Hier wurde er Mitglied des „Institut Historique", dem er einige ſeiner franzöſiſch geſchriebenen Studien über die finniſche Poeſie und Mythologie überreichte. Als er in Verſaille war, traf er auf dem Wege zum Bahnhof eine Zigeunerin, die ihm einige Zauberformel ihres Stammes herſagte, welche ihn zu intereſſieren begannen. Dabei verſpätete er ſich, der Zug nach Paris fuhr ab, als er noch nicht die Station erreicht hatte. Dieſes Pech oder ſog. Unglück war aber ſein Glück, denn der Zug ſtieß mit einem andern Zuge zuſammen, wobei ſehr viele Menſchen umkamen.

Von Paris aus ging dann die Reiſe nach Rouen, von dort nach Dünkirchen, dann per Dampfer über die Nordſee nach Skagen, dann über Kopenhagen, Bornholm, Dagö, Reval nach Petersburg. Dieſe ausländiſche Reiſe hatte zwei Jahre (1840—42) in Anſpruch genommen. Die Eindrücke und Erlebniſſe waren reiche.

Durch ſeinen berühmten Landsmann Karl Ernſt von Baer kam Schultz-Bertram als Konſervator bei der Kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften 1842 an. Im Jahre darauf wurde er nebenbei noch für die Sommermonate bei der Mineralwaſſer-Anſtalt in Petersburg als Arzt angeſtellt. Außerdem noch ſeit 1845 als Proſektor der neugegründeten kaiſerl. mediko-chirurgiſchen Akademie beim Anatomiſchen Inſtitut angeſtellt und 1854 zum Ordinator am 2. Landmilitär-Hoſpital ernannt. — Indeſſen alle dieſe Stellungen und Beſchäftigungen befriedigten ihn wenig. Auch ſeine Arbeiten auf dieſem Gebiet, ſoweit ſie gedruckt vorliegen, übergehe ich, da ſie längſt ſchon veraltet ſind. Er ſtand wahrlich auf ſeinem wahren Platz nicht da, aber des lieben Brotes wegen mußte er in dieſen ſauren Apfel beißen, — wie ſo viele andere Menſchen, denen es nicht auf ihrem eigentlichen Gebiete zu wirken vergönnt iſt.

Im J. 1845 lernte Schultz-Bertram Frl. Theodora v. Unger kennen. Sie war eine der beſten Schülerinnen ſeines Freundes, des genialen Pianiſten und Komponiſten Adolf Henſelt, aber auch durch ihre anderen guten Herzens- und Geiſtesgaben lernte er dieſe junge und ſchöne Dame lieben. Auch ſie verſtand den geiſtreichen und humorvollen Mann hoch zu ſchätzen, und ſo wurden ſie bald einig und heirateten ſich. Dabei verſtand ſie es ſein Haus nicht nur für ihn zur liebſten Stätte zu machen, ſondern auch für alle ſeine zahlreichen Freunde. So ſah man denn im Schultz-Bertramſchen Hauſe viele Berühmtheiten aus- und eingehen. So ſeinen berühmten Landsmann, den Sprachforſcher Fr. Wiedemann, den man den „Grimm der ugro-finniſchen Sprachen" nennt. Ferner die Komponiſten Anton Rubinſtein, Adolf Henſelt und Karl Vollweiler; ſelbſt Robert und Klara Schumann waren während ihres Petersburger Aufenthalts gerne ſeine Gäſte, wie viele weniger bekannte Künſtler. Unter den Malern war der geniale, aber leider jung verſtorbene N. Uljanow häufig der Gaſt des Hauſes. Dieſer wurde auch der Illuſtrator zu Schultz-Bertrams originellen Kindermärchen: „Martha Mazibill oder der Traum im Ulmenbaum" (Berlin 1857, Dorpat 1860). Es liegt nahe, daß er auch die übrigen Märchen ſeines Freundes, wie „Zauberkäſtchen", „Mauſekatz" und „Fee Minnetroſt und die Krabbetaſche" illuſtriert hätte, wenn nicht der Tod einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. — Seine 5 Kinder, die ihm die Frau ſchenkte, haben ſich, wie ſeine Tochter Ella erzählt, oft an dieſen Märchen erfreut, wenn auch die Moral von der Geſchichte immer dieſelbe bleibt, wie es in der Krabbetaſche heißt:

„Meine lieben, teuren Kinder. Keine größere Freude gibt es in dem Himmel und auf Erden, als wenn ſich der Schlechte beſſert und der Böſe wieder gut wird. O, wie freu' ich mich daher, daß euch, meine lieben Kinder, dies Heil widerfahren iſt."

Der ihm verwandte, 1908 verſtorbene Humoriſt Wilhelm Buſch faßte dieſe ewige Wahrheit noch kürzer zuſammen: „Das Gute — dieſer Satz ſteht feſt — iſt das Böſe, das man läßt."

Der Zauber der Anziehungskraft in dem Schultz-Bertramſchen Hauſe beſtand nicht nur in der Gemütlichkeit, ſondern in der Art und Weiſe, wie Mann und Frau es verſtanden, in den Beſchäftigungen andrer durch lebhaft intereſſante Anregungen einzugehen

und die betreffende Tätigkeit zu fördern. Als vorzüglicher Kauſeur verſtand Schultz-Bertram es, ſie nicht nur zum Lachen, ſondern auch zum Reden zu bringen, worauf denn alle glaubten, „wie unterhaltend ſie geweſen ſind!“

In dieſer Zeit entſtand Schultz-Bertrams Hauptwerk, die „Baltiſchen Skizzen“ 1849 in ſeinem erſten Teil „Aus der Kinderzeit“, welcher Teil zuerſt 1852 in der „St. Petersb. Ztg.“ unter dem Pſeudonym „Dr. Bertram“, der an ihm nun haften blieb, erſchien. Dieſe Skizzen wurden ſofort wiederabgedruckt in Ermanns Archiv (Berlin 1852, Bd. XI), worauf ſie vollſtändig im Dorpater „Inland“ veröffentlicht wurden, um im folgenden Jahre daſelbſt in Buchform zu erſcheinen. Sie wirkten durch ihren originellen Humor auf die Leſer zwergfellerſchütternd, oder wie Graf Nikolai Rehbinder im „Inland“ 1852 ſtreng kritiſch ſagte: „Dieſe treuen, herzlichen und doch humorvollen Schilderungen geben unſer Jugendleben vor 50 Jahren in richtiger Auffaſſung wieder.“ Wer, wie der Schreiber dieſer Zeilen, zu den Söhnen dieſer Großväterzeit gehört, unterſchreibt dieſes Urteil voll und ganz, oder wie Schultz-Bertram ſelbſt in der zweiten Auflage ſeiner längſt vergriffenen „Baltiſchen Skizzen“ (Berlin 1857) im Vorwort ſagen konnte:

„Mein Endzweck war, ſelbſt in den alltäglichſten Zuſtänden unſerer Provinzen die poetiſch-humoriſtiſche Seite aufzuſuchen in Teniers Manier, aber wahr wiederzugeben. Ich verſuchte meine Anhänglichkeit ans Vaterland auch in den Augen der übrigen, reicher begabten, aber kaum glücklicheren Welt zu rechtfertigen. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte es ſich heraus, daß ich keine Ausnahmen beſchrieben hatte, ſondern daß in der Tat ein allgemein treues Bild von dem Leben in Livland um 1810 bis 30 entſtanden war. Perſonen aus den verſchiedenſten Verhältniſſen und Gegenden verſicherten mir nämlich, ganz in ihre eigene Kindheit zurückverſetzt worden zu ſein. Und was man für etwas Apartes hält, gehört am Ende der halben Welt!“

Neben den damals in Deutſchland viel Aufſehen erregenden humoriſtiſchen Schriftſtellern, wie Heinrich Heine (Harzreiſe, Bäder von Lucca) und Fritz Reuter (Läuſchen und Rimels) fand auch unſer Georg Schultz-Bertram bald eine gewiſſe Beachtung, die er ſeiner fraglos originellen und humorvollen Schreibweiſe und dabei treuen Darſtellung verdankte.

„Zum wahren Humor gehören mancherlei und nicht leicht zu vereinigende Ingredienzien", sagt ein scharfer Kritiker Schultz-Bertrams 1869 in der „Europa" Nr. 39 S. 1246 „Ein baltischer Humorist". — „Die wesentlichsten sind: Phantasie, Gemütlichkeit, etwas Teufelei — Ironie, wenn man will — und nicht wenig, aber sorgfältig versteckte Gelehrsamkeit. Die Vorbedingungen: Darstellungsgabe, Geschmack und Takt dürfen dem Humoristen noch weniger erlassen werden, als andern Schriftstellern, denn wenn ihm etwas davon fehlt, wird es bei ihm viel unangenehmer auffallen (wie z. B. bei Heine in den „Bäder von Lucca" kontra Graf A. Platen). Überblickt man unsere hochdeutschen Humoristen, so wird man finden, daß sie von manchen der erwähnten Eigenschaften zu wenig und von andern zu viel besitzen. Sie sind entweder sentimental-ästhetisch und schillernd-gelehrt, oder bloß pudelnärrisch ohne alle Ironie, also langweilig (wie leider oft Jean Paul), oder ironisch bis zur Bosheit und Verzweiflung (wie Heine kontra Birne). Eine realistische und human-heitere Auffassung, hinter der sich nur dann und wann ein bescheidenes Fragezeichen der Negation erhebt, trifft man nur bei den Humoristen der Dialekte (wie bei Fritz Reuter, Groth, Hebel) an. Augenscheinlich werden sie unterstützt durch die Färbung, die sie ihnen entlehnen, und die wiederum auf ihre ganze Anschauungsweise zurückwirkt. — Bertram schreibt nicht durchweg alles in seinem Dialekt (richtiger Jargon), sondern er läßt in seinen Erzählungen nur hin und wieder die halbdeutschen Leute so reden, wie dies auch in dem Lande selbst der Fall ist; aber dies genügt ihm vollkommen, um dem Ganzen den provinziellen Stempel aufzudrücken. Man lebt in Estland, wenn man ihn liest." —

Im Jahre 1872 erschienen Schultz-Bertrams „Neue baltische Skizzen" (Helsingfors 1872). Sie behandeln, wie bereits bemerkt, die Zeit aus den Schülerjahren, die der Herausgeber R. S. der neuesten Auflage der gesammelten „Baltischen Skizzen" (Reval 1904) richtig an zweiter Stelle einordnete, um dann die „Baltischen Skizzen" aus Bertrams Studentenjahren folgen zu lassen, die zuerst im Dorpater Inland 1855, dann in Buchform (St. Petbg. 1855 und in Berlin 1857) erschienen. Unverständlich ist es mir, warum der neueste Herausgeber nicht statt des unverständlichen Anhangs: zwei estnische Märchen, die reizenden Skizzen: „Drei

Dörptsche Bälle" und „Dorpater Größen und Typen, wie „Hallerlei nurrige Sichten und soterkleichen" als Anhang einverleibte. Sie gehören zu diesem dritten Teil, wie sich aus seinem Schatz von Skizzen noch ein ganzer vierter Teil „aus der Philisterzeit" dem Ganzen zufügen läßt. Nach meinem Dafürhalten gehören dazu folgende zerstreut gedruckte Skizzen, die der Einverleibung wert sind, — nämlich die 7 überaus spannenden Skizzen, welche unter dem Titel „Strebismus oder Erinnerungen aus dem Eilwagen" (St. Pet. Akad. Ztg. 1850) zuerst erschienen, dann „Der steinerne Geist", „Die geheimnisvolle Rotunde", „Die dicke Frau", „Ekko und Ello, oder die Vorsehung wacht", „Nach Sibirien", „Die Wetterfäule", „Auf schwindelnder Höh", „Karin und Lotta", „List gegen List" und „Die Philosophie des guten Tons". (Sie sind zum größten Teil in Schultz-Bertrams „Gesammelten Werken", Dorpat 1875, wieder abgedruckt.) Vielleicht kann man noch einen fünften Teil aus seinen zerstreut daliegenden Skizzen zusammenstellen, zu denen meines Erachtens die acht „nordischen Skizzen" (Am Salma-See, Die Waldschenke von Marom, Köstripappa, Das Feldlager ꝛc.) gehören (zuerst gedruckt im St. Pet. Montagsblatt 1861). Ferner seine baltische Humoreske: „Die Physiologie der russischen Droschke" (Balt. Monatsschr. 1860, Bd. II, S. 367 ff.), wie seine „Elektromagnetische und ethische Alekoide. Heimatserinnerungen" (Wiener Tageblatt 1875), „Merkwürdige Geschichte aus der Kinderstube. Eine Kinderverwechslung in Livland" (Wiener Tagebl. 1875), „Der fliegende Holländer, eine nordische Skizze" (Wiener Tagebl. 1875), und „Über die geographische Verbreitung des homo sapiens Linné" (Inland 1848 Nr. 45).

Wenn auch darin nicht zu rütteln ist, daß Dr. Schultz-Bertram unser bester baltische humorische Schriftsteller bleibt und seine „Baltischen Skizzen" nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande hoch geschätzt werden, so dürfen wir hier in unsrer biographischen Skizze nicht vergessen, daß er sich auch als Lyriker, Epiker und Dramatiker versuchte. — In diese Kategorie seines Schaffens gehören — außer den bereits erwähnten komponierten Liedern und „Bilder aus dem Süden" — seine „Peter-Lieder. Charakteristik Peters d. Gr. in poetischen Erzählungen und Distichen" (Berlin 1857). — Ferner außer seinen erwähnten Epen „Ilmatar" und „Warawatja" sind hier die Novellen: „Die Nixe von Pargula"

(Dorpat 1855?), „Der Wolfsritter“ (St. Pet. Akad. Ztg. 1850), „Der Reiter von Paris“ (St. Pet. Montagsblatt 1861), „Enys Wintermärchen im Pelz“ (Helſingfors 1872?) und verſchiedene mir nicht einmal dem Titel nach bekannte Erzählungen zu nennen. Groß iſt auch die Zahl ſeiner veröffentlichten Briefe und Reiſeberichte, wie z. B. ſeine vorzüglichen „Reiſebriefe aus Schottland“ (St. Pet. Montagsblatt 1860) und ſeine „Elsleriana. Briefe von 1848—50“ (St. Pet. Ztg. 1850), wie „Briefe über die Äſthetik der höheren Tanzkunſt an eine junge Tänzerin“ (St. Pet. Montagsblatt 1360) und „Briefe über die Architektur der vornehmſten Gebäude in Paris und Petersburg“ (St. Pet. Montagsblatt 1862). Dann ſeine ſehr intereſſanten Reiſeberichte: „Tübinger Erinnerungen und Eindrücke“ (Inland 1853 Nr. 49) und „Von Stockholm nach St. Petersburg“ (Geſ. Schriften, Dorpat 1875, Bd. II, S. 167 ff.) ꝛc. Unter ſeinen Dramen ſind ſeine Verſuche „Die drei Halsbänder“, „Die Gruppe“ und „Vieux-Saxe“ (Leipzip 1853) und ſeine Überſetzung „Verſtand ſchafft Leiden“, ein Schauſpiel in 4 Akten nach dem Ruſſiſchen (Горе отъ ума) von Gribojedow (Leipzig 1853) zu nennen. Er erfaßte ihn kongenial, wie das der bei uns zum „geflügelten Wort“ gewordene Vers beweiſt:

Was machen uns — Gott, du gerechter!
Für Plage doch erwachſ'ne Töchter.

Aus allen dieſen Arbeiten geht nicht nur hervor, daß er ein ſehr fleißiger Schriftſteller war, ſondern auch, daß er ſeit ſeinem Petersburger Aufenthalt viele Reiſen unternommen hat und überall Land und Leute ſtudierte, wobei ihn immer der Wahlſpruch des Grafen W. Walujew leitete: „Nicht was die Völker und die Klaſſen trennt, ſondern was ſie vereinigt, ſoll man hervorheben.“ Ebenſo ſoll man nicht als Biograph bei ſeinem Helden, was bei ihm menſchlich, allzumenſchlich iſt, bei ſeinen Fehlern mit Wolluſt verweilen, ſondern was er gut machte, mit Freuden hervorheben.

Im Jahre 1858 nahm Schultz-Bertram als Staatsrat ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſt und faßte den Plan, mit den Seinigen ganz nach Deutſchland überzuſiedeln. Da wurde ihm ein glänzendes Anerbieten von dem reichen Fürſten Daſchkow gemacht, ihn als Arzt und Geſellſchafter auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Er nahm es an, und ſo ſah er wieder viele Länder Europas. Am beſten aber gefiel ihm Schottland, welches Land

nächſt Italien den tiefſten Eindruck auf ihn machte. Sie kehrten erſt 1860 nach St. Petersburg zurück, wo Schultz-Bertram das „Montagsblatt, eine literariſche Wochenſchrift mit einer politiſchen Beilage“ ins Leben rief und die Redaktion übernahm. In dieſem Blatte ſtellte er ſich die Aufgabe, die baltiſchen Poeten und Schriftſteller zu einer gemeinſamen Arbeit zu vereinigen. Faktiſch gelang es ihm „eine nicht geringe Anzahl bemerkenswerter inländiſcher Geiſteserzeugniſſe“ in dem Blatte zu veröffentlichen, aber die große Maſſe der Abonnenten und Annoncen glänzten durch Abweſenheit, und ſo ging dieſe hiſtoriſch wertvolle Zeitſchrift 1863 wieder ein. Seine Freunde beredeten ihn nun nach dieſem pekuniären Mißerfolg, wieder in den Staatsdienſt zu treten. Durch Protektion wurde er Sekretär im Miniſterium des Kaiſerlichen Hofes, dann zum Zenſor für die ausländiſche Zenſur ernannt. Damit gelangte er am Ende ſeines Lebens endlich zu derjenigen Tätigkeit, „die ſeiner Natur, ſeinem Temperament und ſeinem Geiſte am meiſten entſprach.“ —

„Der Wunſch, ſich von des „Lebens verworrenen Kreiſen“, — wie die Lieblingsredeweiſe ſeiner alten Mutter lautete, — fern zu halten und ſich unbeirrt von der „Parteien Gunſt und Haß“ die freie Anſchauung zu wahren, ſoweit ſolche Unparteilichkeit dem Menſchen überhaupt möglich iſt, feſſelte ihn an ſeine ſtille Klauſe.“ Sie wurde ihm ſeine Welt, ohne daß er ſich von der Außenwelt als Zenſor ausgeſchloſſen ſah. Als ſolchem blieben ihm Sorgen und Kränkungen nicht erſpart, dann aber ſah er nur die myſtiſchen Buchſtaben A. d. w. v. (d. h. auch das wird vorübergehen) über ſeinem Schreibtiſche ſich an und wurde wieder ruhig. Zu ſeiner Erholung reiſte er dann oft nach Deutſchland oder zu ſeiner Mutter nach Friedental-Torma, oder zu ſeiner verheirateten Tochter Lydia Balz nach Sveaborg. In Finnland lernte er auch den Dichter Elias Lönnroth kennen, den großen Kenner der finnländiſchen Folklore. Von ſeinem „Enaz-Gora“, einer Landzunge am Finnländiſchen Meerbuſen, dieſem öſtlichen Teil ſeines Baltenmeeres, konnte er viel erzählen. „Herrliche Oſtſee!“ ruft er aus. „Ich habe alle Meere Europas beſucht, aber ich gebe der Oſtſee entſchieden den Preis. Nicht etwa, weil ſie das Akkompagnement zu meinen Wiegenliedern komponierte, ſondern weil ſie etwas Nobles, etwas Durchlauchtigſtes hat und keinerlei gefährliche Ungeheuer in ihren Tiefen birgt.“

Im Jahre 1874 ſah es wieder mit ſeiner Geſundheit ſehr bedenklich aus, und er beſchloß, ſich nach Wien in die Kuranſtalt des Dr. Hebra zu begeben. Das geſchah Anfang 1875. Er erholte ſich allmählich und ſchrieb für das Wiener Tageblatt mehrere baltiſche Skizzen. Auch hatte er das Vergnügen, in Wien u. a. Hunfaly, den größten Kenner der magariſchen Folklore kennen zu lernen. Allein auf einer Donaufahrt erkältete er ſich wieder und erholte ſich nur ſcheinbar.

Am 5. April 1875, ein Monat vor ſeinem Tode, ſchrieb er ſeiner Mutter im Vorgefühl des Todes einen ihn trefflich charakteriſierenden Brief, aus dem wir nur folgendes entnehmen:

„Natürlich iſt jedem Menſchen der Tod ſicher, aber ungewiß. Wir können noch alle vor Dir ſterben. Und was iſt denn Sterben? Mein Gott, man macht viel zu viel Weſen davon. Es iſt nur eine andere Art zu exiſtieren, und vielleicht eine angenehmere, als die in unſerem elenden Körper. Ich denke, ich kann weder lebendig noch tot aus Gottes Hand herausfallen, alſo iſt es ganz einerlei, ob hier ob da, ob ſo oder ſo! Laß Du Dir den Tod alſo nicht ſchwarz malen, Du haſt wahrhaftig Dein Lebenlang Deine Pflichten getan und Tauſenden Gutes erwieſen. Nie vergeſſe ich, wie ein alter Bauer einſt ſagte: „Kuhe meie lähme abbi otſima, kui mitte wanna prauale? Olge laps aige, ehk lujus, ehk mulb mure“ (d. h. wo ſollen wir Hülfe finden, wenn nicht bei der alten Frau? Sei es ein Kind oder ein Tier, das krank iſt, oder was es auch ſei!). Gibt Dir das nicht eine freudige Stimmung? .... Sei ganz ruhig! Die Menſchheit verbeſſert ſich in allem. Man muß nur vergleichen, ſo ſieht man, wie ſie bis jetzt immer geſitteter und geſunder wird. Ich habe geſehen, daß die Welt in den 16 Jahren, daß ich nicht im Auslande (in Wien) geweſen, enorm vorwärts geſchritten iſt. So werden die engen Straßen allmählich niedergeriſſen und große luftige Häuſer gebaut. Früher war das Trinkwaſſer ſchlecht, jetzt kommt es vom Gebirge. Da nun die Bevölkerung Luft, Licht und Waſſer hat, ſo ſieht man gar keine ſo ſkrophulöſe Fragen, wie vor 35 Jahren. Alle ſehen ſo geſund und fidel aus. Die früheren Zeiten wußten ja nichts von der Wichtigkeit von Luft, Licht und Waſſer. Ich ſage Dir alſo, gräme Dich nicht, daß die Welt zum Henker geht. Gott führt ſie — und es iſt

ſehr undankbar, wenn wir an der Weisheit ſeiner Führung zweifeln. . ."

Als die Glocken das Pfingſtfeſt einläuteten, entſchlief Dr. Georg Julius Schultz-Bertram am 16./4. Mai 1875 ſanft in die andere Weltanſchauung. Seine letzten Worte waren: „Ich hatte noch ſo Vieles zu ſagen. . ." In fremder Erde auf dem Friedhof zu Matzleinsdorf bei Wien beſtattete man ſeine vergängliche Erſcheinung zur letzten Ruhe. Ein einfacher weißer Stein ſchmückt ſein Grab. — —

Im Jahre 1890 wollte der wirkliche Staatsrat Dr. E. von Schultz die Biographie ſeines berühmten Vaters ſchreiben. In einer Zuſchrift an die „Düna-Ztg." 1890 Nr. 20 bat er um „Briefe und Manuſkripte, die ſich etwa noch im Beſitze der Freunde und Bekannten Schultz-Bertrams befinden, ſowie um perſönliche Erinnerungen und Notizen über ſein Leben und Wirken ihm freundlichſt zur eventuellen Benutzung einſenden zu wollen." Leider iſt aus dieſer Biographie nichts geworden; ſtatt deſſen ſchenkte uns ſeine Tochter Ella (Eliſabeth) verh. Abajewski eine etwas zerhackte, bald vorwärts, bald rückwärts ſpringende biographiſche Skizze, die in der „Baltiſchen Monatsſchrift" 1896 abgedruckt wurde. Sie war trotz alledem unſere Hauptquelle, denn was noch ſonſt biographiſch bei Franz Brümmer, „Deutſches Dichter-Lexikon" (Stuttgart 1877) und bei S. E. v. Grotthuß, „Baltiſches Dichterbuch" (Reval 1895, 2. Aufl.) über unſeren berühmten Landsmann zu finden war, iſt kaum der Erwähnung wert.

Zum Schluß erlaube ich mir den Wunſch auszuſprechen, es wäre für einen unſrer kapitalkräftigen Verlagsbuchhändler wohl hohe Zeit, eine würdige Geſamt-Ausgabe ſeiner wertvollen Schriften erſcheinen zu laſſen. Der Verſuch, den Gläſer 1873 in Dorpat machte, war ein verfehlter und blieb außerdem beim dritten Bande ſtecken. „Es geht den Büchern wie den Jungfrauen", ſagt Ludwig Feuerbach, — „gerade die beſten, die würdigſten bleiben oft am längſten ſitzen. Aber endlich kommt doch noch Einer, der ſie erkennt und aus dem Dunkel der Vergangenheit an das Licht eines ſchönen Wirkungskreiſes heranzieht." Möge dieſer Wunſch in Erfüllung gehen. Das wäre eine patriotiſche Tat, die uns Ehre einbrächte. Wir haben ſie nötig.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Die Feier der Belehnung des Prinzen Karl von Sachsen mit dem Herzogtum Kurland.*

Die Lehn-Nehmung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Karls, als Herzog von Kurland, so den 8. Jenner vor sich gegangen, hat der Polnischen Nation Gelegenheit gegeben, ihren Eifer und ihre Ergebenheit gegen den König und die Königl. Familie öffentlich an den Tag zu legen.

Abends zuvor gab der Fürst Lubomirsky, Woiwode von Lublin, ein prächtiges Abendmahl, welches Se. Königl. Hoheit mit Dero hohen Gegenwart beehrten, und wozu die vornehmsten Herrschaften beiderlei Geschlechts eingeladen waren.

Nach dem Abendessen folgte ein Ball; alle Masken wurden eingelassen, und die Façade des Fürstl. Palastes war prächtig illuminiert, welches die ganze Nacht durch eine Menge Zuschauer mit Vergnügen betrachtet wurde.

Am Tage der Lehn-Nehmung begaben sich Se. Königl. Hoheit aus Dero Zimmer in des Kron-Großstallmeisters Grafens Wielopolsky Palast, und wurden dahin von verschiedenen polnischen Herren begleitet.

Der Fürst Lubomirski, Woiwode von Lublin, und des Graf Brühls von Platter (Broel-Plater), Woiwode von Mscislaw Exzellenz, wurden abgeschickt, um Sr. Königl. Hoheit zu hinterbringen, daß Sich solche in das Schloß begeben sollten. Dieses geschahe durch

*) Nach Winkelmann Bibl. Liv. Hist. Nr. 8888 befindet sich eine in Dresden 1759 gedruckte „Nachricht" über die Belehnung des Prinzen Karl von Sachsen mit Kurland in der Kais. Öffentl. Bibliothek in Petersburg. Der hier mitgeteilte Bericht ist ohne Druckort erschienen und nach einem Exemplar in der Dorpater Universitätsbibliothek kopiert. Wir geben ihn grammatikalisch genau, jedoch ohne Berücksichtigung der alten Orthographie wieder. Der genaue Titel lautet: „Nachricht von der Belehnung Sr. Königl. Hoheit des Printzen Karls von Sachsen mit den Hertzogthümern Curland und Semigallen, Welche den 8. Jenner 1759 In Warschau auf das feyerlichste vollzogen wurde. — Gedruckt im Jahre 1759."

eine Rede, welche des Fürsten Lubomirski Durchl. in polnischer Sprache hielt, wobei er zugleich seine Ehrfurcht und Ergebenheit gegen diesen Prinzen zu erkennen gab. Se. Königl. Hoheit antworteten in eben der Sprache, und bedienten sich insonderheit, was die polnische Nation und den Fürsten Woiwoden anlangte, der höflichsten Ausdrückungen.

Die Ordnung, in welcher der Marsch vor sich ging, war folgende: Alle Kaufleute und Bürger der Stadt Warschau waren in Waffen, deren Anzahl sich ohngefähr bis auf 4000 erstreckte. Die Kaufleute machten ein besonderes Korps Kavallerie aus und waren in einer sehr propren und wohl ausgesuchten Uniform gekleidet. Die übrigen Bürger waren zu Fuße, und hatten sich in verschiedene Kompagnien eingeteilet; alle insgesamt aber hatten sich durch die ganze Krackauer Vorstadt und in allen Gassen der Stadt, wo der Zug durchging, in zwei Reihen gestellet.

Um 10 Uhr wurde das Zeichen gegeben, und die Kutschen der vornehmsten polnischen und litauischen Herrschaften fingen an vorbei zu gehen. Sie waren alle mit prächtig geschirrten Pferden bespannt, und jede Kutsche wurde von Heiducken und Bedienten, so alle Galla-Livrey hatten, begleitet.

Alsdann kamen ohngefähr 200 Bediente zu Pferde; ferner die Königl. Reitknechte in großer Anzahl und ein Detachement von der polnischen Garde zu Pferde.

Eine große Anzahl Offiziers, sowohl von der auf polnischen als deutschen Fuß aufgerichteten Armee, welche insgesamt auf kostbaren Pferden ritten.

Alle junge große Herren, und andere Kavaliers vom Stande, ritten vor und auf beiden Seiten neben der Kutsche Sr. Königl. Hoheit, und machten einen Anblick, der, was den guten Geschmack, die Pracht der Kleider und die Schönheit der Pferde anlanget, nicht besser konnte gewünschet werden.

Ein anderes Detachement von der Garde zu Pferde folgte nach der Kutsche des Prinzen, und der Zug wurde durch 5 Königl. Kutschen, worinnen sich die Vornehmsten des kurländischen Adels befanden, die sich hieher begeben, um dieser Zeremonie beizuwohnen, beschlossen.

In dieser Ordnung ging der Zug von dem gräflichen Wielopolskischen Palais durch die ganze Krackauische Vorstadt, von dar in die Stadt, durch die Johannis-Gasse, um den Markt herum, nach dem alten Königlichen Schlosse.

Die Kron-Garde zu Fuß paradierte in dem großen Schloßhofe auf allen vier Seiten, und die neuen Sächsischen Truppen waren gleichfalls in den zwei andern Schloßhöfen rangiert.

Beim Aussteigen aus der Kutsche wurde Se. Königl. Hoheit durch 4 hohe Reichs-Beamte von Polen und Litauen empfangen;

2 Woiwoden und 2 Kastellane gingen Höchstderoselben bis in das erste Zimmer entgegen, und führten Solche an den Senatorensaal.

Hierauf empfingen die 3 Herren Marschalle, als des Kron-Groß-Marschalls Grafens Bielinski, des Groß-Marschalls von Litauen, Grafen Oginski, und des Hof-Marschalls Grafen Mniszech Exzellenzen, Se. Königl. Hoheit, und führten Höchstdieselben bis in die Mitte des Saals.

Der König saß auf dem Throne und um Ihn herum waren die Ministers und hohen Reichs-Beamten von Polen und Litauen. Der Fürst Radziwill, Woiwode von Wilda und Groß-Feldherr von Litauen, trug die Krone auf einem Kissen von roten Sammet. Der Graf Potocki, Woiwode von Kiew, trug den Reichs-Apfel und das Zepter auf einen dergleichen Kissen; der Fürst Radziwill, Groß-Fähndrich von Litauen, die Fahne; der Graf Wodzicki, Kron-Kanzler, hielt das Evangelienbuch, die Schwerter aber wurden vom Fürsten Lubomirski, Kron-Groß-Schwert-Träger, und dem Grafen Rzewuski, Unter-Truchseß von Litauen, getragen. Der König war bedeckt, wie auch alle Senateurs und Ministri.

Man hatte im Senatoren-Saal einen Balkon angebracht, worauf sich die ausländischen Gesandten befanden. Der ganze Saal war übrigens von Adel und Personen vom höchsten Stande angefüllt. Beim Eintritt in den Senatorensaal machten Se. Königl. Hoheit ernstlich dem Könige einen Reverenz, und grüßeten nachgehends die Senateurs. Als solche sich den Stufen des Throns näherten, knieten Höchstdieselben auf ein sammetenes Kissen, redeten gewöhnlicher maßen Sr. Königl. Majestät in lateinischer Sprache und baten Allerhöchst Dieselben um das Lehn der Herzogtümer Kurland und Semgallen. Die Rede bestund in folgenden Worten:

„So groß die Freude und das Ergötzen, so Ew. Königl. Majestät, als mein Allerdurchlauchtigster König, Vater und gnädigster Herr, empfinden, wenn Allerhöchst Dieselben, mir, als Dero Sohne eine Wohltat erzeigen sollen; so groß, ja noch größer muß das Vergnügen sein, so ich bei mir verspüre, wenn ich den besten Vater um eine Wohltat bitten und ersuchen soll. Die Herzogtümer Kurland und Semgallen in Livland, die, wie bekannt, nach Erlöschung der Kettlerischen Familie keinen rechtmäßigen Prinzen haben, befinden sich, nach dem Ausspruche und Anordnung der von der sämtlichen Republik durch den Pazifikations-Reichstag errichteten Konstitution in Ew. Königl. Majestät Macht und Gewalt. Ich bitte also, nicht aber etwan aus Begierde zu diesen Ländern und zu dieser Würde, sondern vielmehr mit derjenigen Ehrfurcht, die ich meinem Könige und Vater schuldig bin, Ew. Königl. Majestät hiermit demütigst und fußfällig, daß Allerhöchst Dieselben mir bemeldete Herzogtümer zu Lehn gnädigst geben möchten. Wie nun niemals unter den Menschen eine größere Bereitwilligkeit und

Emsigkeit eines, der etwas zu erteilen und zu vergeben hat, kann gesehen worden sein, als diejenige ist, die Ew. Königl. Majestät als König und Vater bezeigen, also soll auch keine größere Erkenntlichkeit eines dankbaren Gemüts, als das meinige, der ich die Ehre habe, Ew. Königl. Majestät Sohn und Untertan zu sein, gefunden werden. Was übrigens die Pflicht und Treue eines Vasallen, womit ich nun dem polnischen Throne und Reiche verbunden werde, und welches beides von mir soll heilig gehalten werden, anlanget, soll meine gegen Ew. Königl. Majestät und herzgeliebtesten Herrn Vater angeborner Gehorsam, worinnen ich mir niemals von Kindern guter Art werde zuvor kommen lassen, und meine gegen die polnische und litauische Nation hegende aufrichtige Liebe, das Wort sprechen und ein sattsamer Bürge sein. Diese Liebe soll weit mehr als alle Denkmale unsers Hauses, ja selbst als die Heiligkeit des Eides, den ich in Ew. Königl. Majestät Oberherrschaft abzulegen bereit bin, bezeigen, daß sich solche mit dem Blute ihrer vorigen Könige in uns ergossen und mit solchen fortgepflanzet worden sei."

Der Kron-Großkanzler, Graf Malochowski, antwortete Sr. Königl. Hoheit im Namen des Königs in eben der Sprache. — Hierauf naheten Sich Höchst Dieselben dem Könige, nahmen die Fahne in die Hand, und legten den Eid der Treue, nach dem bei dergleichen Vorfällen für die Herzoge von Kurland vorgeschriebenen Formulor, als Vasall von Polen in die Hände des Königs ab.

Als diese Zeremonie vorbei, so ersuchte der Kron-Groß-Marschall, Graf Bielinski, den neuen Herzog, sich auf ein Tabouret, so zur Linken des Königs stund, zu setzen.

Nachdem Se. Königl. Hoheit einige Augenblicke gesessen, traten Höchstdieselben vor den Thron und dankten Sr. Königl. Majestät stehend in folgender Rede:

Allerdurchlauchtigster König und Vater!
Allergnädigster König und Herr!

Ich bin vollkommen überzeugt, daß Ew. Königl. Majestät meine Worte und Rede nicht bedürfen, noch von mir eine weitläuftige Danksagung erwarten, da Allerhöchst Denenselben die Gesinnung meines Gemütes und das Innerste meines Herzens schon bekannt ist. Man erdenke auch wie man will, auf was für Art ein durch so eine Wohltat zur Dankbarkeit verbundener Sohn seinem geliebtesten Vater, Könige und Herrn, sein dankbares Gemüt zu bezeigen schuldig, so achte ich mich zu allem, was nur ausgedacht werden kann, verbunden, und bekenne zugleich, daß keine Art des Dankes und der Erkenntlichkeit, wie solche auch Menschen erdenken möchten, mir hierin eine Genüge leisten könne.

Denn ob ich gleich heute als ein Gott schuldiges Opfer, Dir, meinem Könige und Vater, mein Leben und Blut dargeboten habe, so ist doch beides Dein, und ich habe es von Dir bekommen.

Ich werde also weit besser tun, wenn ich Ew. Königl. Majestät gnädiges Wohlwollen gegen mich mit einem ehrfurchtsvollen Stillschweigen verehre, folgends aber in der Tat und durch meine Pflicht und Gehorsam lebenslang bezeige, wie viel ich Ew. Königl. Majestät zu danken habe.

Auch werde ich es mir allezeit eine Schuldigkeit sein lassen, mich außer derjenigen Pflicht und Treue, die ich als Vasall dem Könige und Reiche schuldig, bei der Durchlauchtigen Republik wegen einer so einmütigen Zuneigung und Verlangen, welches sowohl die polnische als litauische Nation zu mir gehabt, bestens verdient zu machen.

Die Kurländer aber, die ich aus Ew. Königl. Majestät und der Durchlauchtigen Republik besondern Güte schon als die meinigen, als tapfere Männer betrachte, stelle ich vollkommen in Sicherheit, dergestalt, daß sie erfahren sollen, wie das Jagellonische Blut, dessen letzter König in Polen dieses Herzogtum errichtet, das Wohl von Kurland und Semgallen allezeit befördert habe, und künftig befördern werde. Gott wolle also alles glücklich von statten gehen lassen. Ich flehe solchen deswegen an, und küsse Ew. Königl. Majestät für Dero so reichlich mir erwiesene Gnade und Wohltat fußfällig und mit größter Zärtlichkeit die Königliche und väterliche Hand."

Des Kron-Groß-Kanzlers Malochowski Exzellenz antworteten darauf in eben der Sprache.

Als die Zeremonie vorbei, so begleiteten die Herrn Groß-Marschälle von Polen und Litauen, und der Herr Kron-Hofmarschall Graf Mniszech und andere hohe Reichsbeamte der Krone und des Großherzogtums Litauen Se. Königl. Hoheit, den neuen Herzog, aus dem Senatorensaal bis an die Kutsche.

Se. Königl. Hoheit der Herzog von Kurland kehrten aus dem Schlosse in des Grafen Wielopolski Palais, und zwar auf eben diese Art, wie solche angekommen, zurücke, der Herr Graf Brühl, Staroste von Warschau, trug vor der Kutsche Sr. Königl. Hoheit die kurländische Fahne. Der Zug wurde endlich durch das Korps der Kavallerie der Kaufmannschaft, so Se. Königl. Hoheit den Herzog bis an das Wielopolskische Palais begleiteten, beschlossen.

An eben dem Tage begaben sich Se. Königl. Hoheit zu den Prinzen Primas, so ein prächtiges Mittagsmahl zubereiten lassen, wo auch zugleich die meisten Herrschaften eingeladen waren. Abends gaben Se. Exzellenz der Kron-Groß-Marschall Graf Bielinski ein prächtiges Abendmahl, worzu die größten Herrschaften insgesamt eingeladen waren. Se. Königl. Hoheit beehrten diese zahlreiche Versammlung mit Dero hohen Gegenwart, und sahen mit größten Vergnügen, wie das Vorhaus des Palasts auf eine sehr wohl ausgesonnene Art erleuchtet und mit Sinnbildern und sinnreichen Überschriften, die sich zu der wichtigen Begebenheit schickten, ausgezieret war.

Des andern Tages, als den 9. (Januar), beehrten Se. Königl. Hoheit des Kron-Groß-Kanzlers, Grafen Malachowski Exzellenz, und speiseten daselbst zu Mittage, wo sich gleichfalls eine große Menge Herrschaften, die darzu eingeladen waren, befanden.

Der neuernannte Fürst-Bischof von Krakau, Soltyk, feierte diese Begebenheit mit einer Abendmahlzeit, wobei sich sowohl eine große Pracht als Delikatesse zeigte und endlich mit einem Ball beschlossen wurde. Se. Königl. Hoheit beehrten solches gleichfalls mit Dero hohen Gegenwart, und taten am 10. dieses ein gleiches bei des Herrn Kron-Hof-Marschalls Grafen von Mniszech Exzellenz, als welche ein prächtiges und nach der vorigen Art wohleingerichtetes Abendmahl gaben.

Die Fürnehmsten der Kurländischen und Semgallischen Herren, die sich zu dieser Solennität, 15 an der Zahl, eingefunden, sind der Herr von Mantenfel-Szöge; von Vittinghof-Scheel, Oberster bei der französischen Armee; von Brüggen; von Bähr, Kapitän bei der polnischen Garde; von Behr, Königl. Kammerherr; von Keyserling, Königl. Geheimer Rat und Kammerherr; ingleichen der Starost von Bauske, von Hahn; von Rönne; von Korff, Starost von Rossitten, erster Deputierte von Kurland; von Heyßling, zweiter Deputierte von Kurland; von Howen, Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Kurland Kanzler; von Howen, dessen Sohn; von Mirbach, Königl. Kammerherr; von Nolde, Starost von Frauenburg; und von Heyking, Oberst-Lieutenant Sr. Königl. Hoheit.

Des Herzogs von Kurland Königl. Hoheit beehrten den 12. das Kollegium der P. P. Scholarum Piarum, worinnen der junge polnische Adel erzogen wird, mit höchst Dero hohen Gegenwart. Der junge Graf Mniszech, ein Sohn des litauischen Kammerherrn, statteten höchst Denselben im Namen der sämtlich zahlreichen Noblesse, die sich in gedachtem Kollegio befindet, den untertänigsten Glückwunsch in lateinischer Sprache ab, und übergab Höchstdenselben alsdann seine Rede gedruckt.

Solche erlangte den Beifall aller anwesenden hohen Herrschaften, als Bischöfe, Senateurs, Ministres, hohe Reichsbeamte von Polen und Litauen, ingleichen der allhier residierenden ausländischen Ministers, und des kurländischen sich hier befindlichen Adels. Alle insgesamt pflichteten den sowohl billigen und rechtmäßigen Lobeserhebungen, die des Herzogs (!) von Kurland darinne beigelegt wurden, einstimmig bei, und waren höchst erfreut, daß sie zu gleicher Zeit Höchstdenenselben insbesondere die aufrichtige Gesinnung, so die ganze polnische Nation, als auch alle Fremde, gegen Se. Königl. Hoheit hegen, bezeigen konnten.

Wir Sachsen nehmen billig den größesten Anteil an dieser für unsern allergnädigsten Landesvater so höchsterfreulichen Begebenheit, und bitten den Himmel, daß er den neuen Zweig der unverwelklichen Raute eine lange und glückliche Regierung verleihen möge.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Fünfzigster Jahrgang.

LXVI. Band.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1908.

Inhaltsverzeichnis.

Band LXVI.

	Seite
Der Estländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug im J. 1792	1
Eigenart der deutschen Geschichte. Von Oberlehrer **R Blum**	38
Die Wiedergeburt Preußens. Von **H. Lehbert**	65
Heinrich Heine. Eine literarische Skizze. Von **Karl Krah** (Riga)	83
Vier Briefe eines Rigensers aus Petersburg vom J. 1805	91
Georg von Brevorns Briefe an Theodor Baron Krüdener. Mitgeteilt von **Otto M. Stackelberg**-Kiwidepäh . . . 107.	153
Rückblick auf die Geschichte der Baltischen Monatsschrift beim Beginn ihres 50. Jahrgangs. Von **H. Diederichs.**	123
Der Afrikaforscher Wilhelm Junker. Von **Paul Falck**	193
Der Schmied vom Eiland. Gedicht von **Manfred Kyber**	218
Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts. Von **C. Hörschelmann.**	219
Das eiserne Herz. Gedicht von **Manfred Kyber**	233
Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten". Von Pastor **W. Bielenstein**-Mesothen	234
Stockholmer Spaziergänge. Von **(Henri Olof)**	249
An unsere Leser	271

* * *

Beilage: **Baltische Revolutionschronik.** Vom 21. November bis zum 31. Dezember 1905.

Der Eſtländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug 1792.

Ein baltiſches Gedenkblatt zur Feier des 350jährigen Jubiläums der Univerſität Jena.

Am 30. Juli d. J. kannte die Univerſität Jena auf eine 350jährige Vergangenheit zurückblicken. Das Jubiläum der altberühmten Hochſchule wurde unter außerordentlich lebhafter Beteiligung ehemaliger Jenenſer feſtlich begangen.

Auch die baltiſchen Provinzen hatten allen Anlaß, an dieſem Feſttage der Jenaer Univerſität dankbar zu gedenken, mit der ſie von jeher lebhafte Beziehungen unterhalten haben. Namentlich während des ganzen 18. Jahrhunderts zogen ſehr zahlreiche Livländer, Kurländer und Eſtländer zum Studium in die Stadt an der Saale, und auch noch im 19. Jahrhundert haben nicht wenige ſich dort ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung gholt. Von 1710 — 1765 ſind nicht weniger als 509 Balten dort immatrikuliert worden und ſeit dem Entſtehen der Landsmannſchaften hat ſtets auch die der Liv- und Kurländer dort eine anſehnliche Rolle geſpielt. Bei dem Friedensfeſt im J. 1763 zogen auch ſie mit ihrer weißen Fahne mit auf, angeführt von ihren Vorſtehern v. Saß, Hugenberger, Jädiken, Hautt und v. Fircks. Ihre Fahne iſt auf einem zeitgenöſſiſchen Bilde, das dieſe Friedensfeier darſtellt, deutlich zu erkennen (vgl. Fabricius, Geſch. der deutſchen Korps). Bei der Gründung der Burſchenſchaft im J. 1815 gehörten zu den erſten neun Vorſtehern auch nicht weniger als zwei Kurländer, die stud. jur. Georg Teichert und Guſtav Wilpert, und ein Livländer, der stud. jur. Julius Walter. Und als 1816 die Burſchenſchaft jene ſchöne Feier zur Erinnerung an den zweiten Pariſer Frieden auf dem Marktplatze veranſtaltete, da ſang ſie ein von stud. thol. Karl Chriſtian Ulmann aus Livland, dem ſpäteren Dorpater Profeſſor und Biſchof, gedichtetes Lied (vgl. Keil, Geſch. des Jenaiſchen Studentenlebens S. 181, 207, 365, 374). Am bekannteſten iſt aber wohl der Anteil geworden, den einer unſrer Landsleute an dem berühmten Auszug der Jenaer Studenten im J. 1792 gehabt hat: der Anführer dieſes Auszuges war der Eſtländer Heinrich Dahl.

Zur Jubelfeier Jenas iſt eine beſondere Feſtſchrift von Ernſt Barkowski erſchienen, die in geiſtvoller Darſtellung die Vergangenheit der alten Univerſität

an uns vorüberziehen läßt. Hier wird dieſes Studentenauszuges auch gedacht, wenn auch, dem Charakter des Buches entſprechend, natürlich nur in aller Kürze. Es ſei geſtattet, als ein kleines baltiſches Gedenkblatt zur Jubelfeier, die ausführliche Schilderung mitzuteilen, die Heinrich Dahl ſelbſt von dieſem Ereignis entworfen hat. Wir verdanken den Hinweis darauf der Güte des Herrn Paul Falck in Riga. Dieſe Schilderung iſt nicht einmal in Keil, Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens verwertet worden und auch ſchon daher wohl der Wiedergabe wert. Sie iſt in einem ſehr ſeltenen Buche enthalten, das Dahl im J. 1804 veröffentlichte, im zweiten, einen Abriß ſeines Lebens bietenden Bande (S. 308—255) ſeiner „Weltgeſchichte aus ihrem höchſten Geſichtspunkte betrachtet."

Wir ſchicken zunächſt einige knappe Lebensdaten über Heinrich Dahl oder, wie er ſich ſelbſt nannte, Heinrich von Dahl voraus. Er wurde am 8. April 1770 zu Goldenbeck in Eſtland geboren, wo ſein Vater Joachim Heinrich († 1796) Paſtor war. Sein Großvater Heinrich († 1729) war zuletzt Lehrer der griechiſchen Sprache in Reval geweſen. Zuerſt bis zum 15. Lebensjahre zu Hauſe unterrichtet, wobei er ſich einer großen Freiheit und Ungebundenheit erfreute, beſuchte er 3 Jahre die Domſchule in Reval und bezog ſodann, nachdem er wieder zwei Jahre zu Hauſe verbracht hatte, wie einſt auch ſein Vater die Univerſität Jena. Hier hatte er gleich in den erſten Tagen drei Menſuren mit einigen der berühmteſten Fechter unter den Jenaiſchen Burſchen zu beſtehen. Er verſtand vom Fechten nichts, nahm jedoch die Herausforderung an, ohne ſich erſt noch einpauken zu laſſen. Zwar trug er eine ziemlich ſtarke Verwundung davon, ſchnitt aber ſonſt ſo gut ab, daß er fortan Ruhe hatte und nicht leicht jemand mit ihm anbändeln mochte. Das hatte ihm gleich von vornherein eine geachtete Stellung eingebracht. Bald nach dem Studentenauszug, im Mai 1793 verließ er Jena. Er wurde zuerſt drei Jahre lang Hauslehrer in Moskau beim Generalleutnant Jaſykow. Im J. 1797 wurde er Feldjäger und reiſte als ſolcher mit Depeſchen nach Dresden und Berlin. Dann wurde er nach Omsk geſchickt, um auf der ſibiriſchen Linie Feldjägerdienſte zu tun, bald jedoch wieder nach Petersburg zurückberufen. Er ging nun wieder als Feldjäger mit dem ruſſiſchen Geſandten Fürſten Repnin nach Berlin und Wien. Da traf ihn 1799 ein Mißgeſchick; er ſollte Depeſchen nach Petersburg bringen, erkrankte jedoch unterwegs heftig in Karlsbad und ſah ſich genötigt die Depeſchen per Poſt weiterzuſchicken. Das war ein Dienſtvergehen, infolge deſſen er es nicht mehr wagte nach Rußland zurückzukehren. Er ſtudierte nun in Wittenberg Handelswiſſenſchaften, wurde dann von einem Hamburger Kaufmann Strothers angeſtellt. Bald aber ging er nach Leipzig, wo er Sprachunterricht erteilte, und endlich nach Warſchau, wo er Hauslehrer bei einem Herrn v. Dangel war und vergebtich auf Begnadigung des Kaiſers wartete. Er erhielt ſie nicht, auch nachdem er gleichſam zu ſeiner Rechtfertigung ſeine Lebensbeſchreibung und „Weltgeſchichte", die er dem Kaiſer widmete, veröffenttlicht hatte. Im J. 1807 machte er ſeinem Leben durch einen Sturz aus dem Fenſter ein Ende.

* * *

H. v. Dahls Darstellung des Jenaer Studentenauszuges nach Erfurt 1792.

„Die akademischen Orden sind bloß auf Erreichung vorübergehender Zwecke auf der Universität gerichtet; die von denselben vorgeschriebenen Verbindlichkeiten in Rücksicht jedes einzelnen Mitgliedes gelten also nur während der Studienjahre dieses letzteren, und wer demnach von denselben eine gefährliche Fortdauer in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates glaubt, irrt sich sehr und legt einer Sache eine Wichtigkeit bei, die sie in keiner Rücksicht jemals hatte. Abenteuerliche Vorstellungen vom Ritterwesen; Begierde auf Bällen, bei Konzerten, Schlittenfahrten und andern öffentlichen Aufzügen zu glänzen; und vorzüglich die Notwendigkeit bei manchen Vorfällen in einem furchtbaren Verteidigungsstande aufzutreten: gaben jeder solchen engeren Vereinigung vieler Kräfte das Dasein; und die Erscheinung muß demnach notwendig dort aufhören, wo die hinreichenden Gründe zu derselben fehlen.

Aus dieser Darstellung ergibt sich denn mit leichter Mühe, daß alle Ordensverbindungen, ob sie gleich das nie für den Staat waren noch werden können, was man so oft in Rücksicht derselben gefürchtet hat, dennoch für die Ruhe und den Zweck der Universitäten selbst dadurch sehr nachteilig sind, daß sie durch ihre wechselseitige Nebenbuhlerschaft einen unaufhörlichen Grund zu gefährlichen Zweikämpfen abgeben und den Studierenden selbst in vielen Fällen seiner Bestimmung nachzuleben hindern. Ich kenne diese Nachteile nur zu sehr aus eigener Erfahrung, und habe demnach sogar während meines akademischen Lebens immer aufrichtig gewünscht, daß die geheimen Verbindungen jeder Art auch auf Universitäten nicht statthätten; allein die Mittel und Wege, die man in dieser Hinsicht von seiten der Akademien eingeschlagen und, oft mit Unrecht, Grausamkeit und Unkunde des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse geltend gemacht hat, konnte ich immer nur aus dem Grunde meines Herzens mißbilligen. Überzeugt bin ich, daß die genannten Korporationen, als Mißgeburten grauer Vorurteile, die selbst an dem noch bestehenden abenteuerlichen Gange der öffentlichen Geschäfte und des Privatlebens auf den meisten deutschen Universitäten eine starke Nahrung finden, auch einst von selbst verschwinden werden, wenn die Fackel einer humanen Vernunft auch die bizarren Formen des Herkommens und Schlendrians dunkler Jahrhunderte in diesen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit wird näher beleuchtet und deren Abänderung als notwendig

dargestellt haben. Bis dahin aber wäre es meiner Meinung nach heilige Pflicht für die Lehrer aller Universitäten, unabläßig dahin zu streben, den Ordensverbindungen, in welchen sich gewiß viele wackere junge Männer von Geist und Herz befinden, eine solche Richtung zu geben, die der sittlichen und geistigen Kultur der Jugend vollkommen entspräche. Dieses wäre mit leichter Mühe zu bewerkstelligen, wenn man mit einer nur geringen Selbstverleugnung dem egoistischen Grundsatze: „von Andern alles, von sich selbst nichts zu fordern" entsagen wollte; und man hätte dann nicht nötig, als Gegengewichte gegen die Ordensverbindungen neue Korporationen gesetzlich einzuführen, die, nach dem Urteil jedes unparteiischen Kenners, bei allen oben genannten wirklichen Nachteilen der ersteren, sich auch noch als die gefährlichsten Feinde aller Sittlichkeit und Gesittetheit darstellen.

Nach diesem wenigen von mir Geäußerten über geheime Verbindungen auf Universitäten ist es also leicht zu erachten, daß ich bald nach meiner Aufnahme in eine derselben weder dasjenige darin fand, was mein schwärmerischer Geist suchte, noch die großen Nachteile derselben mir lange verborgen bleiben konnten. Da ich indessen dadurch mit einer Menge, von seiten ihres Geistes und Herzens sehr achtungs- und liebenswürdiger Menschen in nähere Gemeinschaft trat, so konnte ich mich nachher auch nie entschließen, den auf mich genommenen Verbindlichkeiten durch meinen Heraustritt aus der Gesellschaft ungetreu zu werden. Ich blieb vielmehr immer der aufrichtigste und beständigste Anhänger derselben, aus keiner andern Absicht, als um ein wirklich vorhandenes und nicht zu verhinderndes Übel durch meine Bemühungen, soviel ich dazu beitragen konnte, so unschädlich als möglich zu machen.

Daß die Wirkungen solcher Anstrengungen sowohl von meiner Seite als auch von derjenigen verschiedener meiner gutdenkenden Mitgenossen an dem Orden der Unitisten sehr sichtbar wurden, mag die Jenaische Universität selbst unparteiisch beurteilen, die da weiß, daß die Mitglieder der genannten Verbindung durch Fleiß, Sittlichkeit und Gesittetheit einen sehr guten Ruf behaupteten; und daß ich für meine Person so manchen Zweikampf und unangenehmen Handel rückgängig machte, indem ich in den monatlichen Zusammenkünften die unruhigen Köpfe unter meinen Brüdern durch nachdrückliche Reden und Vorstellungen ununterbrochen zur Achtung gegen jeden Fremden überhaupt und gegen die Mitglieder der andern Verbindungen insbesondere ermunterte — dies müssen alle diejenigen meiner Verbündeten bezeugen, die mit mir zu gleicher

Zeit ſtudierten. In dieſer Hinſicht darf ich alſo ganz ruhig und ohne Erröten vor dem Richterſtuhle meines eigenen Bewußtſeins ſtehen; denn es liegt meiner Meinung nach unendlich mehr Verdienſt darin, wirklich beſtehende, unvermeidliche Übel ſelbſt zum Beſten des Ganzen zu lenken, als das Gute bloß, ohne irgend einige Antriebe zum Böſen, zu befördern.

Das Zutrauen, das ich mir demnach bei allen Mitgliedern meines Ordens durch meinen unveränderlichen Charakter zu erwerben Gelegenheit fand, erhob mich endlich auf den Standpunkt eines Hauptes von einigen ſechzig Verbündeten. Die aufrichtigſte Liebe und Anhänglichkeit der wirklich edlen jungen Männer, deren Kräfte ich damals zu leiten ſo glücklich war, erwarben mir eine beinahe blinde Folgſamkeit in allen meinen Anordnungen. Jedermann, ſelbſt meine erklärteſten Gegner auf der Univerſität werden wiſſen, daß ich eine ſolche Stimmung in meinem Orden nur zum Guten überhaupt und zum Wohle der Akademie insbeſondere benutzte, wozu die unten folgende Erzählung der letzteren Szenen meines akademiſchen Lebens die Belege enthält.

Dieſe Auftritte ſind es, die mir ſchon vor 12 Jahren von Übelgeſinnten den Namen eines Unruheſtifters zuwege brachten; mich ſpäterhin der Gefahr ausſetzten, unter der vorigen Regierung Rußland als ein gefährlicher Menſch für den Staat geſchildert zu werden, und die man jetzt in der entſcheidenden Periode meines Lebens nicht ermangeln wird, womöglich ganz zu meinem Nachteil bekannt zu machen. Um daher den unangenehmen Wirkungen vorzubeugen, die eine liebloſe Verdrehung der Wahrheit für mich haben könnte, ſchreite ich hier zur genauen und unverſtellten Darſtellung von Studentenereigniſſen im 1792ſten Jahre in Jena, bei deren Leitung ich mich nicht nur keiner Feigheit in irgend einer Sache bewußt bin, ſondern vielmehr überzeugt ſein zu können glaube, daß ich durch meine ganze damalige Aufführung das Wohlwollen aller guten Einwohner jener Univerſität verdient hatte.

Ich meine hier jene bekannte Auswanderung nach Erfurt aller damals in Jena als Studierende vorhandenen Ausländer, deren Zahl ſich auf viele Hunderte belief und deren Hauptanführer ich abzugeben beſtimmt wurde.

Ehe ich zur Erzählung dieſer in mancher Rückſicht gewiß auffallenden Begebenheit ſchreite, merke ich zuvörderſt an, daß ſie nie ſtattgefunden haben würde, wenn ſich Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar nicht damals außerhalb ſeines Landes im Felde gegen Frankreich befunden hätte. — Dieſer gerechte und

menſchenfreundliche Fürſt, der ſich bei ſo vielen früheren Vorfällen immer als einen Gönner der Studenten bewieſen hatte, würde auch diesmal durch ſeine Gegenwart gewiß verhindert haben, daß ſich ein einzelner Studierender zum unbeſchränkten Deſpoten aller ſeiner Mitgenoſſen aufwarf und ſich in dieſer Hinſicht durch allerlei falſche, ſeinem allgemein als ſehr unſittlich und hinterliſtig anerkannten Charakter angemeſſene Vorſpiegelungen das Zutrauen und den Beiſtand der Akademie ſelbſt zu erſchleichen wußte. Da indeſſen dieſes letzte jetzt der Fall war und den Unterdrückten am Ende nichts weiter übrig blieb, als Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, ſo wird wenigſtens die hier folgende aufrichtige und wahre Erzählung jener oben genannten Auftritte beweiſen, daß dieſelben in den Annalen der Studentenunruhen durch ihr ganzes Gepräge Epoche machten und ſich vor allen ihren früheren Geſchwiſtern, ſelbſt nach dem Urteil ſehr würdiger Univerſitätslehrer und rechtlicher Menſchen aller Art ſehr vorteilhaft dadurch auszeichneten, daß in denſelben nichts von dem gewöhnlichen wilden Tumultuieren zur Nachtzeit, wodurch den ſchuldloſen Einwohnern durch Fenſtereinwerfen und anderes unſittliches und boshaftes Verfahren immer unſäglicher Schaden zugefügt wurde, vorkam, ſondern alles mit der größten Offenheit am hellen Tage betrieben ward; die ganze ſtudierende Welt nur eine Stimme gegen einen einzigen intriguanten Störer der öffentlichen Ruhe in ihrer Mitte hatte; in dieſer Hinſicht ganze Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen ihre Obrigkeit ihre Beſchwerden auf dem Wege der Geſetze geltend zu machen ſich beſtrebte; und nur dann erſt, als keine ihrer rechtmäßigen Vorſtellungen beherzigt, ſie nach Willkür von einem einzigen unſittlichen Studenten beherrſcht und ihre Geduld aufs höchſte gemißbraucht wurde, — ſich mit männlicher Standhaftigkeit zu einer Auswanderung nach einer andern Univerſität entſchloß, die mit der größten Ordnung, Ruhe und Geſittetheit unter den aufrichtigſten Tränen aller Einwohner Jenas im Juni des 1792ſten Jahres vor ſich ging. Dieſer ganze Vorgang nun, von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende, war folgender:

Immer nämlich hatten die Akademien überhaupt jede Gelegenheit begierig benutzt, um den Ordensverbindungen den völligen Untergang zuzuführen. Gegen die Rechtmäßigkeit und den Nutzen ſolcher Unternehmungen konnte nie ein vernünftiger Mann irgend eine Einwendung machen, und nur die Mittel, zum Zweck zu gelangen, waren, wie ich ſchon oben bemerkt habe, immer äußerſt inkonſequent.

Nie waren sie es aber in einem höheren Grade, als in dem genannten 1792sten Jahre in Jena, wo man in dieser Hinsicht, und um die wohltätigste Reform, wie man sich ausdrückte, in dem ganzen Sittenwesen der studierenden Welt zu bewirken, einen, durch die allgemeine Meinung hinlänglich als sehr ungesittet, intriguant und boshaft gewürdigten Menschen als Werkzeug gebrauchen wollte.

Dieser Mensch hieß Polyxo, war ein Grieche von Geburt und von der Natur mit den herrlichsten Geistesgaben ausgeschmückt, die aber in Vereinigung mit dem schlechtesten Herzen nur desto gefährlicher wurden. Aus Halle relegiert, kam er nach Jena, entsagte dem Orden, in welchem er sich bisher als Mitglied befunden hatte und kündigte sich unter dem Schutze der Universität öffentlich als den Stifter einer neuen Verbindung an, die zum Zweck haben sollte, die 4 in Jena vorhandenen Orden zu stürzen und den Zweikämpfen entgegenzuarbeiten.

Ein solcher angekündigter Zweck verdiente gewiß die aufrichtige Teilnahme jedes rechtlichen Mannes; nur daß ein Polyxo zur Ausführung desselben erwählt ward, mußte Verdacht erregen, und wenigstens mußte die Jenaische Universität aus dem einzigen Umstande der Relegation, und daß der genannte Reformator als der wütendste Schläger und Renommist bekannt war, die Reinheit der Absichten eines Menschen bezweifeln, den sie zum unumschränkten Gebieter des akademischen Daseins so manchen wackeren jungen Mannes bestimmte.

Dieser im höchsten Grade intriguante Kopf wußte durch falsche Vorspiegelungen aller Art, durch nachgemachte Namensunterschriften und dergleichen Winkelzüge mehr, der Universität die Meinung beizubringen, daß er alle Studierenden in Jena, die Mitglieder der 4 Orden abgerechnet, auf seiner Seite habe, die alle entschlossen wären, eine neue Verbindung einzugehen, in der künftighin alle Streitigkeiten bloß bei einer Tasse Chokolade abgetan werden sollten. Da nun die genannten 4 Ordensgesellschaften zusammen genommen höchstens die Anzahl von 300 Subjekten ausmachten und die Menge aller Studierenden sich beinahe auf 1000 belief, so glaubte die Universität natürlich, daß Polyxo mit seinem vermeinten Übergewicht die übrigen geheimen Gesellschaften leicht in den Staub treten könnte, und erteilte demselben nach solchen falschen Berechnungen die unbeschränkteste Vollmacht, seinen Entwürfen gemäß in der studierenden Welt zu walten, wie er es immer nur für gut fände.

Auf einen ſolchen mächtigen Beiſtand ſich ſtützend, begann er erſt jetzt gewalttätig für eine Verbindung zu werben, die vermöge ſeiner vorigen hinterliſtigen Angaben ſchon vollendet dageſtanden hatte. Mit gebieteriſchem Weſen machte er jetzt jedem fremden Subjekt den Antrag, ſich unter die Geſetze ſeiner zu errichtenden Verbindung zu begeben, und traf er auf eine Weigerung, ſo mißhandelte er den ihm Widerſtehenden tätlich, verfügte ſich hierauf zu dem derzeitigen Prorektor, gab den Beleidigten fälſchlich als ein Mitglied dieſes oder jenes Ordens an, und den Unglücklichen ſchützte dann weder ſein Fleiß noch ſeine gute Aufführung gegen eine Relegation, die ihn vielleicht auf die ganze übrige Zeit ſeines Lebens zum Elend verurteilte.

Auf dieſem ſehr verwerflichen Wege hatte jener, von der ſelbſt irre geführten Univerſität geſchützte Reformator des Sittenweſens unter den Studierenden, zwar manchen Proſelyten gemacht; allein ſeine Verbindung war immer noch der Gegenſtand des Spottes der 4 übrigen Orden, in denen ſich immer der Kern der ſtudierenden Welt befand.

Doch Widerwärtigkeiten aller Art waren nicht geeignet den ſtandhaften und wirklich hellen Geiſt eines Polyxo zurückzuſchrecken. Er ſetzte demnach ſeine Entwürfe auf dem obengenannten hinterliſtigen Wege fort und näherte ſich in dieſer Hinſicht denn endlich auch meiner Perſon.

Jedem rechtlichen Manne von gereinigten Grundſätzen, der um meine Mitwirkung zu edlen Zwecken bei mir anhielt, war ich immer bereit, meine Hand zum Unterpfande meiner Genehmigung aus voller Seele darzureichen; nur Polyxo durfte von ſeiten ſeines Herzens nie in meinen Wirkungskreis gehören, und da ich mich außerdem in meinem Orden mit den edelſten jungen Männern ſchon einige Zeit hindurch mit höheren, auf die Beförderung der ſittlichen und geiſtigen Kultur gerichteten Zwecken beſchäftigte, ſo konnte ich den Anträgen von Polyxo nur ein mitleidiges Lächeln entgegenſetzen.

Entrüſtet hierüber, verſicherte er mich hoch und teuer, daß mein Aufenthalt in Jena nicht mehr von langer Dauer ſein ſollte, und eilte, mich bei dem derzeitigen Prorektor als das Haupt des Unitiſtenordens anzugeben. Ich ward vorgeladen und mußte die Relegation unterſchreiben, welches nur eine Einleitung zu einer wirklichen Verbannung war, die mich einige Zeit darauf gewiß treffen ſollte. Umſonſt ſtellte ich der ungerechten Behörde, vor der ich ſtand, vor, daß man mir während meines ganzen akademiſchen

Lebens, das jetzt sich seinem Ende nahte, nicht das mindeste in irgend einer Sache vorzuwerfen habe; umsonst berief ich mich auf die Liebe und Achtung, die ich bei allen rechtlichen Menschen genoß; umsonst erinnerte ich an mein ruhiges und stilles Betragen und an die Befugnis, die ich nach den Gesetzen der ganzen Welt hätte zu fordern, daß man mir erst beweise, ich sei wirklich das Haupt eines Ordens, — man nahm auf nichts mehr Rücksicht, denn ich war nun schon einmal bestimmt, als Opfer der geheimen Machinationen eines unmoralischen Menschen zu fallen.

Tief gekränkt durch eine solche eigenmächtige Verfahrungsart, versicherte ich dem derzeitigen Prorektor, daß wenn man mir einst bei meiner Rückkehr in mein Vaterland Zeugnisse meines Betragens auf der Universität abfordern sollte, ich mit gutem Gewissen die mir bevorstehende Relegation als die beste Empfehlung hervorziehen könnte, weil diese seit einiger Zeit der Preis der exemplarischsten Aufführung geworden wäre, und nach einer solchen Erklärung entfernte ich mich mit Recht erbittert.

An der Tür begegnete ich meinem Widersacher auf seinem Wege zu neuen Nichtswürdigkeiten. Ich faßte ihn sogleich mit derjenigen Herzlichkeit, die mein Temperament von jeher gegen jeden feigen Kabalenmacher äußerte, bei der Hand, schüttelte dieselbe gewaltig und rief ihm zu: Von heute ab sind wir beide erklärte Gegner, aber nur Gegner im offenen Felde, weil ich nie für Hinterlist geschaffen war.

Wirklich sann ich von diesem Augenblick an auf Pläne, wie ich meinem Feinde auf offenem Wege beikommen könnte, welches indessen, trotz der allgemeinen Unzufriedenheit, die dessen eigenmächtiges und herrisches Wesen unter allen Studierenden verbreitet hatte, so lange immer unmöglich war, als die durchgängige Meinung dahin ging, daß Polyzo wirklich gegen 700 Subjekte in seiner Verbindung zählte. Ein fürchterlicher Vorgang indessen führte mich in dieser Hinsicht zu einer ganz entgegengesetzten Gewißheit, und seit dieser Zeit trat ich öffentlich gegen meinen Widersacher auf und zwang ihn mir das Feld zu räumen.

Die Landsmannschaft der Ungarn feierte eines Abends mit Musik auf öffentlichem Markte das Thronbesteigungsfest ihres Kaisers. Nach vollbrachter Feierlichkeit ertönte aus dem Haufen der versammelten Studenten eine Stimme, die da rief: Pereat Polytzo! (Untergang dem Polyzo!) und Vivat sequens! (es lebe wer da folgt!) — der gewöhnliche Aufruf zu nächtlichen Exzessen.

Ich mißbilligte sogleich in der Seele diesen inkonsequenten

Schritt wider einen Menschen, dessen Gewandtheit und Ränke aller Art ganz andere Waffen zur Bekämpfung nötig machten; und da ich überdem immer den innigsten Abscheu gegen alles nächtliche Tumultuieren und gegen jeden hinterlistigen Angriff hegte, so ging jetzt mein ganzes Bestreben dahin, alle meine Freunde und Brüder dahin zu stimmen, sich dem lärmenden Zuge nicht anzuschließen. Meine Bemühungen waren von dem besten Erfolg, und nur einer meiner Verbündeten, den ich nicht hatte auffinden können, war bei den mörderischen Szenen, die jetzt vorgingen, mit gegenwärtig gewesen.

Die tumultuierende Gesellschaft bestand aus 40—50 Individuen und hatte als Anführer an ihrer Spitze einen jungen Ankömmling auf der Universität. Dieser Zug begab sich nun gerade nach der Wohnung des Polyzo, und während ein Teil davon die Fenster seines Zimmers einschmetterte, ging ein anderer zu ihm herauf, um ihn gefänglich einzuziehen. Der Unglückliche war aus seinem Bett entsprungen und hatte sich in seinen Kleiderschrank versteckt. Seine grausamen Verfolger warfen indessen diesen um und wühlten durch einige Öffnungen desselben mit Degen und Hiebern so lange darin umher, bis der Versteckte, von Todesangst getrieben, hervorsprang, seinen Feinden das Licht ausblies, ans Fenster lief und sich zwei Stock hoch barfuß und im Hemde auf die Straße hinausstürzte. Hier war er indessen aufs Glas seiner zerschlagenen Fenster gefallen, und in seinem Blute liegend, ward er nun von seinen rachsüchtigen Widersachern gefaßt und nackend wie er war in eine benachbarte Straße geführt, wo der Anführer des Tumults ihn auf seinem entblößten Hieber beschwören ließ, daß er keinen angeben wolle, den er auch erkannt haben sollte. Polyzo schwor, sah sich aber auch zugleich mit vieler Gegenwart des Geistes in dem vom Monde beleuchteten Kreise seiner Verfolger um, erkannte alle und zeigte sie am andern Tage auch alle bei der Behörde an.

Während dieser in jeder Hinsicht verabscheuungswürdigen Gräuelszenen hatte ich, um auch nicht den entferntesten Schein eines Teilnehmers an einem solchen brandmarkenden Vorfalle zu haben, mich mit meinen Freunden in das Haus unseres Speisewirts begeben, von wo aus ich indessen dem traurigen Vorgange zusehen konnte. Hier war es nun, wo ich die wirklichen Verhältnisse Polyzo's auf der Universität mit einem Blicke durchschaute. Ich schloß: daß, weil sich niemand von seinen Verbündeten zu seiner Rettung zeigte, da der Zug der ihn so sehr Mißhandelnden

doch nur aus 40—50 Individuen beſtand, er auch gewiß noch wenig Teilnehmer an ſeiner von ihm geſtifteten Verbindung habe, und daß alle ſeine Vorſpiegelungen in dieſer Hinſicht nur freche Angaben der Unwahrheit ſein müßten; und auf dieſe Rechnung gründete ich einen Plan, den ich nachher im offenen Felde gegen meinen Gegner aufs glücklichſte ausführte.

Bei den eben angeführten ſchauderhaften Auftritten hatte es indeſſen noch nicht ſein Bewenden, ſondern der wütende Zug verfügte ſich nach dieſen ſeinen vermeinten Heldentaten zum Hauſe des derzeitigen Prorektors, zerſchmetterte demſelben alle ſeine Fenſter, ſtürmte in den Garten hinein, vernichtete ſeine Statuen und machte alles dem Erdboden gleich, mit einer Wut, wie man ſie kaum bei jungen Männern, die ſich der Ausbildung des Geiſtes und Herzens widmeten, hätte erwarten ſollen.

Auch während dieſes Vorgangs hatte ich mich mit meinen Freunden in dem Hauſe eines ehrlichen Bürgers aufgehalten, um bei Gelegenheit Zeugen vorführen zu können, daß ich dergleichen Auftritte von ganzer Seele verabſcheute.

Noch dieſelbe Nacht war die Nachricht von dieſen Vorfällen durch eine Stafette nach Weimar gelangt, und des andern Tages frühe war eine Kommiſſion zur Unterſuchung dieſer Angelegenheiten in Jena. Ich ward, wie leicht zu erachten, vorgeladen; es konnte mir indeſſen nicht ſchwer fallen, mich vor der Behörde der ſachkundigen und billigen Richter, vor der ich gegenwärtig ſtand, in Rückſicht der ſchmutzigen Auftritte des vorhergegangenen Abends vollkommen zu rechtfertigen, zumal da mein ganzes Betragen im Geheimen von einem Pedell der Univerſität war beobachtet worden.

Zugleich entſchloß ich mich aber auch jetzt die dermalige allgemeine Stimmung auf der Univerſität zu benutzen, um die Unterſuchungskommiſſion durch einen offenen und auffallenden Schritt zu überzeugen, daß Polyzo ſich das Vertrauen der Akademie auf dem illegalſten und hinterliſtigſten Wege zu erſchleichen gewußt; daß er durch das herriſcheſte Verfahren gegen alle ſeine Mitſtudierende eine allgemeine Unzufriedenheit unter denſelben hervorgebracht habe; und daß, wenn auch gleich nach dem Wunſche jedes rechtlichen Mannes, die ſchauderhaften Szenen des vorherigen Abends der ſtrengſten Ahndung der Geſetze unterworfen werden müßten, es doch auch zugleich die künftige Ruhe der Univerſität notwendig erforderte, daß ein wirklich unmoraliſcher Mann, wofür Polyzo allgemein anerkannt ſei, außer Stand geſetzt werde, mit dem Schickſal der Studierenden nach Willkür zu ſchalten.

Die Ereigniſſe, welche dieſem zufolge von nun an unter meiner Leitung in Jena ſtatt hatten, müſſen von den vorhergegangenen mörderiſchen Vorfällen aufs genaueſte getrennt und unterſchieden werden.

Es war 8 Uhr morgens, als ich von der Unterſuchung im Schloſſe entlaſſen wurde. Sogleich heftete ich an die ſchwarze Tafel eine ſchriftliche Einladung an die ganze ſtudierende Jugend, ſich um 11 Uhr in dem ſogenannten „Paradies“, einem öffentlichen Spazierort bei Jena, einzufinden, wo ich ihre Meinung in Hinſicht dringender Angelegenheiten einziehen möchte.

Die drei Stunden, die mir in der Zwiſchenzeit übrig blieben, wandte ich zu Hauſe dazu an, eine Bittſchrift an die durchlauchtigen 4 Fürſten, die Kuratoren der Univerſität, abzufaſſen, worin ich in einer unverſtellten Sprache die drückende Eigenmacht ſchilderte, welche Polyzo unter dem Schutze der Akademie gegen ſeine Mitſtudierende ohne Unterſchied der Perſon übte; wie kein Studierender ins künftige mehr imſtande ſei, die Dauer ſeines akademiſchen Aufenthalts durch Fleiß und gute Aufführung zu beſtimmen, und worin ich endlich im Namen aller Studierenden um den unmittelbaren Schutz der durchlauchtigſten Fürſten ſelbſt flehentlich anſuchte, da für uns in dieſer Hinſicht von der Univerſität nichts mehr zu hoffen ſei.

Mit dieſer Schrift verfügte ich mich zur angeſetzten Stunde ins „Paradies“ und fand hier die ganze ſtudierende Welt verſammelt. Sogleich ward um herum ein großer Kreis geſchloſſen und einige hundert meiner akademiſchen Genoſſen beſtiegen außerdem die umherſtehenden Bäume, um nichts von meinem Vortrage zu verlieren.

Mit lauter Stimme las ich jetzt meinen Aufſatz vor, und nach Beendigung desſelben tönte mir von allen Seiten ein enthuſiaſtiſches Bravo! entgegen.

Wohlan, meine Freunde und Brüder! erwiederte ich auf ſolche unzweideutige Zeichen der aufrichtigſten Genehmigung, wenn es denn auch Eure Meinung iſt, auf einem offenen Wege uns den gerechteſten Fürſten zur Abſtellung unſerer gegründeten Beſchwerde zu nähern, ſo beweiſet dieſes durch Euer Aller Namensunterſchrift. Dieſe begann jetzt unter freiem Himmel und währte drittehalb Stunden ununterbrochen fort, ſo daß nunmehr die geſamte ſtudierende Welt ſich gegen das bisherige Verfahren der akademiſchen Obrigkeit erklärt hatte. Gewiß das untrüglichſte Merkmal der gerechten Sache der unterdrückten ſtudierenden Jugend!

Nach Verlauf alles dieſes ſtellte ich mich an die Spitze meiner in verſchiedenen Kolonnen daſtehenden Kameraden und führte ſie in dieſer Ordnung um 2 Uhr nachmittags in die Stadt und gerade nach dem Schloſſe, wo die Kommiſſion in ihren Unterſuchungen begriffen war. Meine Anhänger bildeten einen großen Kreis um das Gebäude herum und ich für meine Perſon erſuchte ſie um die Erlaubnis, vor der Unterſuchungsbehörde erſcheinen zu dürfen, welches mir auch ſogleich bewilligt ward.

Mit meiner von allen Studierenden unterſchriebenen Bittſchrift näherte ich mich mit gebührender Achtung dem Präſidenten der oft genannten Kommiſſion, bat, man möchte den Schritt, den ich hier an der Spitze ſo vieler Hunderte von Studierenden unternommen hätte, aus keinem widrigen Geſichtspunkte betrachten, ſondern überzeugt ſein, daß derſelbe die durch ſchmutzige Leidenſchaften geſtörte Ruhe der Univerſität einzig und allein zum Zweck habe, und las darauf der Behörde meinen Aufſatz ſelbſt vor, mit der Bitte, denſelben an die Durchlauchtigſten Fürſten, an welche derſelbe gerichtet war, gelangen zu laſſen.

Der Präſident verſprach mir dieſes, verließ aber zugleich ſeinen Sitz und nahte ſich dem Fenſter, aus welchem er das ganze Schloß von Studierenden umringt ſah. Wenn Sie denn, fragte er mich darauf, mit ſo friedlichen Geſinnungen, als Sie vorgeben, gekommen ſind, was ſoll denn jener Aufzug dort? — Ihnen bloß beweiſen, war meine Antwort, daß der Grieche Polyzo, der Urheber alles bisherigen Unfugs, es gewagt hat, nicht bloß die akademiſche Obrigkeit, ſondern auch ſelbſt die Fürſtenhöfe zu hintergehen, indem er fälſchlich durch nachgemachte Namensunterſchriften hat dartun wollen, daß alle Studierende ſeine Anhänger wären. Ich, ſetzte ich hinzu, habe mich ſchon einiger Zeit zum Gegner im offenen Felde jenes intriguanten Kopfes erklärt, und jene dort, indem ich zum Fenſter hinaus zeigte, der Kern der ſtudierenden Jugend, alle Ausländer, haben ſich für die gute Sache, die ich verteidige, beſtimmt. Übrigens ſtehe ich Ihnen dafür, daß wir in Geduld und mit der größten Ruhe und Geſittetheit die Entſcheidung der durchlauchtigen Fürſtenhöfe abwarten werden.

Über dieſe Erklärung bezeigte der Präſident ſeine Zufriedenheit; ich ward entlaſſen und eilte zu meinen, mit Sehnſucht meiner harrenden Kameraden. Dieſe führte ich jetzt auf den großen Marktplatz der Stadt, erſuchte ſie hier einen Kreis zu bilden, trat in deſſen Mitte und machte meinen begierigen Zuhörern meine Unterredung auf dem Schloſſe bekannt, indem ich ſie zugleich bei

allem, was gut und edel ist, flehentlichst bat, den gerechten Fürsten, denen wir unsere Sache nun übergeben hätten, aus voller Seele zu vertrauen; in dieser Hinsicht sich auch nicht des geringsten Exzesses oder irgend einer Selbstrache schuldig zu machen, sondern in Ruhe und unter Erfüllung aller ihrer Pflichten der höheren Entscheidung entgegenzusehen; und überhaupt die Leitung dieser ganzen Angelegenheit mir zu überlassen. Von allen Seiten tönte mir wiederum ein lautes Bravo! entgegen. Alles ging in der größten Ordnung auseinander und kehrte zur Verwunderung aller Einwohner der Stadt zu seiner Bestimmung auf eine Art zurück, als wenn durchaus nichts vorgefallen gewesen wäre. Ein auffallender Beweis, wie sich auch die für so wild ausgeschriene Jugend auf Universitäten durch eine schonende Behandlung zu allem leiten läßt!

Gewiß hatte man meine Bittschrift entweder garnicht an die Fürstenhöfe gelangen lassen, oder man hatte den Verlauf der Dinge ganz zum Nachteil der Studierenden geschildert; denn Polnitz begann mit jedem Tage sein Spiel immer frecher und herrischer zu treiben, und jedes gesetzliche Gesuch dagegen ward von der akademischen Obrigkeit selbst mit Hohngelächter empfangen.

So ging es einige Wochen nach den eben erzählten Ereignissen fort, bis sogar eines Morgens früh zur Bewunderung und Bestürzung der ganzen studierenden Welt eine starke Besatzung mit klingendem Spiel in Jena einrückte und Offiziere und Soldaten laut äußerten, man würde die unruhigen Burschen schon mit dem Bajonett zurechte weisen.

Ein solches Verfahren mußte uns Studierende notwendig innig kränken und erbittern; denn wir hatten ja bis dahin noch nichts begangen, was wider die Gesetze stieß, sondern hatten vielmehr mit der größten Achtung gegen diese letzteren bloß um Abstellung unserer gegründeten Beschwerden angesucht und sollten jetzt durch Bajonette dafür behandelt werden.

Bei so bewandten Umständen trat nun die ganze studierende Welt enger zusammen. Es befanden sich in Jena 13 verschiedene Landsmannschaften; jede derselben erwählte jetzt aus ihrer Mitte zwei Subjekte zur Repräsentation; diese beratschlagten gemeinschaftlich mit mir, dem nun bestimmten Hauptanführer bei den Studentenangelegenheiten, was bei diesem oder jenem Vorfalle zu tun sei, und teilten dann die jedesmaligen Resultate solcher Beratschlagungen ihren Landsleuten mit, so daß auf diesem Wege

die ganze ſtudierende Jugend durch das engſte Band der Eintracht mit einander verbunden ward.

So vorbereitet zu allem, was da vorgehen könnte, ward ich eines Tages, als die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten kein Ende nahmen und durch die falſchen Angaben von Polytzo ſogar viele Unſchuldige in die tumultuariſchen Szenen jenes ſchaudervollen Abends mit verwickelt werden ſollten, mit neuen Vorſtellungen und Bitten um Abſtellung unſerer Beſchwerden von der ſtudierenden Jugend an den derzeitigen Prorektor abgeſchickt. Ich fand dieſen Herrn bei dem Kommandanten der Beſatzung und entledigte mich mit gebührender Achtung gegen denſelben meines Auftrages. Man verlangte die Punkte unſeres Geſuchs ſchriftlich, welches ich ſogleich zu bewerkſtelligen verſprach und mich deshalb in meine Wohnung begab.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, an einem der ſchönſten Sommertage. Die Stadt war leer von Studenten, die ſich auf den nahegelegenen anmutigen Dörfern vergnügten; und nur ich ſaß einſam auf meinem Zimmer, um die obengenannten Punkte des Geſuchs der ſtudierenden Jugend ſchriftlich abzufaſſen.

Alle dieſe Umſtände nun glaubte der derzeitige Prorektor benutzen zu müſſen, um einen vielleicht lange entworfenen Plan in Rückſicht meiner in Ausführung zu bringen; denn kaum hatte ich ihn verlaſſen gehabt, um mich in meine Behauſung zu begeben, ſo hatte er den Befehlshaber der Beſatzung aufgefordert, ſeine Truppen ausrücken zu laſſen, um mich, da ich nicht ſogleich Beiſtand zu erwarten hätte, einzuziehen, und dann, wie er ſich ausdrückte, mit den übrigen Studierenden ſchon fertig zu werden, wenn ich erſtlich aus deren Mitte fortgeſchafft ſei.

Ob ein ſolches Verfahren offen und edel war gegen einen Menſchen, der ſich aus den reinſten Abſichten zur bloßen Begründung der von Grund aus erſchütterten Ruhe der Univerſität an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu ſtellen geſucht und ganze Wochen hindurch einen aufs höchſte gekränkten und mit Recht erbitterten Haufen kraftvoller Jünglinge durch beſtändiges Zureden, unaufhörliche Bitten und durch die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit, die er ſich unter demſelben zu erwerben ſo glücklich war, in den Schranken der Achtung gegen die Geſetze und die öffentliche Sicherheit zurückgehalten hatte, — dies überlaſſe ich dem Urteil des mich richtenden Publikums. Ob es aber auch klug gehandelt war, eine unverhältnismäßige Zahl von Truppen auf eine beiſpielloſe Art am hellen Tage unter einer gereizten, mut-

vollen Jugend aufziehen zu lassen, darüber mögen die nun folgenden Szenen entscheiden, aus denen erhellt, daß dieser Tag ein furchtbarer Tag für Jena geworden wäre, und sich durch die blutigsten Auftritte in den Annalen dieser Universität würde verewigt haben, wenn ich nicht mit Aufopferung meiner letzten Kräfte und mit Gefahr meines eigenen Lebens meinen von allen Seiten auf die Besatzung wütend eindringenden, mit Mordgewehr aller Art versehenen Kameraden widerstanden hätte.

Diesem zufolge war ich noch mit der schriftlichen Abfassung obengenannter Punkte auf meinem Zimmer beschäftigt, als 7—8 Kur- und Livländer eiligst zu mir hereinstürzten mit dem Zuruf: Freund Dahl, rette dich! die ganze Besatzung ist im Anmarsch auf deine Wohnung, um dich aus unserer Mitte gewaltsam fortzureißen. — Ihr traut mir also die Feigheit zu, erwiderte ich kalt, Euch in dem entscheidendsten Zeitpunkte im Stich zu lassen. Nein, meine Freunde! ich für meine Person werde beweisen, daß ich des allgemeinen Zutrauens, das mich an die Spitze Eurer Angelegenheiten stellte, wert bin; allein ich werde zugleich auch jetzt Gelegenheit haben, an Eurem Betragen sowohl, als an dem meiner übrigen Genossen wahrzunehmen, ob ich die Sache vernünftiger Jünglinge oder bloß aufbrausender Knaben zu leiten bestimmt bin. Wir wollen doch sehen, was die Besatzung verlangt!

Mit diesen Worten warf ich mir meinen Säbel um und eilte, begleitet von meinen wenigen genannten Freunden, nach dem großen Marktplatz Jenas, weil ich hier die Truppen anzutreffen glaubte.

Kaum war ich hier angelangt, so sah ich von der entgegengesetzten Seite durch eine enge Straße die Besatzung, aus Infanterie und Kavallerie bestehend und von den beiden akademischen Gerichtsdienern angeführt, heranrücken. Als der ganze Zug auf dem Markt angelangt war, nahte ich mich, obgleich noch immer einzeln dastehend, demselben mit entblößtem Säbel und rief ihm von Ferne ein lautes Halt! entgegen. Die Truppen stellten sich in Reih und Glied mit geschultertem Gewehr, und ich redete den ersten Gerichtsdiener folgendermaßen an: Freund! was bedeutet dieser beispiellose Aufzug zu einer Zeit, wo nicht die mindesten Exzesse begangen worden, sondern die ganze studierende Welt die auffallendsten Proben der Gesittetheit aller Art und der Achtung gegen die öffentlichen Gesetze gegeben hat? Ich habe gehört, daß man sich heimlich meiner Person bemächtigen wolle, und bin deswegen gekommen, mich öffentlich greifen zu lassen. Wohlan, da

bin ich, faſſen Sie mich! Zugleich aber auch will ich nicht mehr verantwortlich ſein für das grenzenloſe Unheil, das durch ein ſolches ſchreiendes Verfahren über die Univerſität wird verhängt werden.

Beruhigen Sie ſich, war die Antwort des mich zitternd bei der Hand faſſenden Pedells, dieſes war nie unſere Abſicht; im Gegenteil ſind Sie in der Meinung der Akademie ſelbſt ſehr gut angeſchrieben und ſie vertraut vollkommen Ihrem Einfluß zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ordnung.

Wenn dieſes iſt, erwiderte ich, warum läßt man am hellen Tage Bajonette blitzen unter einer Jugend, die ſich nur zu willig gezeigt hat, ſich zu allem Guten auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Schonung leiten zu laſſen. Ihr Aufzug iſt in jeder Hinſicht unklug, und machen Sie, daß er vom Markt verſchwinde und nie wieder ohne Urſache am hellen Tage ſtatt habe, weil meine Kräfte ſonſt nicht hinreichen werden, mein den Fürſtenhöfen gegebenes Verſprechen zur Erhaltung der Ruhe bis zur Entſcheidung unſerer Angelegenheiten zu erfüllen.

Während ich dieſe Unterredung führte und die Truppen ſich bereiteten den Marktplatz zu verlaſſen, hatten ſich alle Studierende bei dem Gerücht, daß ich gefänglich eingezogen ſei, von den umliegenden Dörfern wieder in der Stadt eingefunden, waren in Maſſe mit Säbeln, Piſtolen, Ofengabeln, Knütteln und anderem Gewehr auf dem Markt erſchienen und näherten ſich jetzt mit einem wütenden Geſchrei der Beſatzung.

In dieſer fürchterlichen Kriſe, wo das Leben ſo vieler Menſchen durch einen unklugen Schritt der akademiſchen Obrigkeit in Gefahr geſetzt war, werden alle Einwohner Jenas wiſſen, daß ich mich mit der Fläche meines entblößten Säbels bittend und flehend dem zerſtörend eindringenden Strome meiner aufs äußerſte erbitterten Kameraden entgegenwarf, dadurch den Truppen Zeit verſchaffte, ihre Stellung zu verlaſſen und auf dieſem Wege dem ſchrecklichſten Blutbade und dem unabſehbarſten Unglück der Univerſität vorbeugte.

Kaum aber war die Beſatzung verſchwunden, als ſich die ganze Wut der Studierenden gegen mich kehrte und mich unter den bitterſten Vorwürfen der Verräterei beſchuldigte, weil ich verhindert hätte, daß die ganze Beſatzung niedergemacht wurde.

Ehe Ihr mich verurteilt, meine Freunde, erwiderte ich ruhig, ſo ſchließt erſtlich einen Kreis und hört meine Meinung. Nun ſtellte ich den Erbitterten mit lebhaften Farben und mit gerührter Stimme die ſchrecklichen Folgen der Verbrechen vor, zu denen ihre

unüberlegte Hitze sie bald verleitet hätte. Ich beschwor sie nochmals, die Leitung ihrer Angelegenheit mir zu überlassen und versichert zu sein, daß, wenn wegen falscher Vorspiegelungen aller Art unsere Gerechtsame nicht beherzigt würden, uns ein unfehlbares Mittel übrig bliebe, unsere Sache auf eine Art durchzuführen, wo man uns nicht nur auf keine Weise zu verfolgen befugt wäre, sondern wir auch selbst unseren erklärtesten Gegnern Achtung gegen unser Betragen abnötigen würden. Ein lautes Vivat! tönte meiner Rede entgegen*.

Es war 8 Uhr Abends (17. Juli), da alles dieses vorgegangen war und ein Gerichtsdiener der Universität zu mir trat mit der Bitte, mich aufs Schloß zu verfügen, um mich hier mit einigen versammelten Professoren und dem Kommandanten der Besatzung über die Studentenangelegenheiten freundschaftlich zu besprechen. Ich forderte erstlich eine Ehrenversicherung von jenen versammelten Herren, daß man meine Person nicht zurückzuhalten gesonnen sei, und nachdem ich diese erhalten hatte, verfügte ich mich bewaffnet zu der angezeigten Gesellschaft.

Die vorhergegangenen Szenen hatten mein ohnehin warmes Blut in eine brausende Bewegung gesetzt, und so kann man sich leicht die Stellung denken, in der ich mich vor die mich betrachtenden Herren hinpflanzte. Den Befehlshaber der Besatzung fragte ich zuvörderst, ob er nach dem, was er vorgehn gesehen, noch überzeugt sei, uns unruhigen Burschen, wie sich seine Truppen ausgedrückt hatten, durch Bajonette zurechtweisen zu können. Es ist wahr, fügte ich hinzu, die Geschichte vergangener Studentenauftritte hat genugsam bewiesen, daß einzelne Soldaten ganze Scharen tumultuierender Studenten mit ihren bloßen Springstöcken auseinandergetrieben haben; und es muß daher desto auffallender gewesen sein, zu sehen, wie sich diesmal die studierende Jugend in einer vernichtenden Stimmung und völlig furchtlos einer Abteilung von Kavallerie und Infanterie, von der sie wußte, daß sie scharfgeladenes Gewehr bei sich trug, entgegenwarf. Dort aber, fuhr ich fort, siegte immer über bloß einzelne Parteien der Studierenden das eigene Bewußtsein ihres Unrechts; und hier steht die gesamte studierende Welt da im Gefühl ihres Rechts und ihrer Unschuld, fest entschlossen, sich nur durch Vernunft und Billigkeit leiten lassen zu wollen.

---

*) Die ganze bisher erzählte Szene ist in Kupfer gestochen und muß noch in verschiedenen Exemplaren in Jena vorhanden sein. (Anm. Dahls.)

Man erteilte mir in dieser Unterredung erneuerte Versicherungen, die gerechten Beschwerden der Studierenden abzustellen, wogegen ich von meiner Seite versprach, bis zur völligen Entscheidung der Angelegenheiten die öffentliche Ruhe zu erhalten, insofern jeder Schritt zur neuen Reizung von seiten der Akademie selbst vermieden würde.

Mein Aufenthalt auf dem Schlosse hatte indessen meinen Kameraden zu lange gedünkt. Sie hatten geglaubt, daß man mich gefangen zurückhalten wolle, und hatten sich in dieser Meinung wiederum auf dem Markt versammelt, um mich, wenn ihr Argwohn gegründet wäre, durch Sturmlaufen zu befreien.

In einer dumpfen Stimmung fand ich sie demnach bei meiner Zurückkunft alle auf dem Pflaster des Marktplatzes gelagert. Meine Erscheinung war das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung und zur Bildung eines Kreises. Mit der äußersten Anstrengung meiner beinahe gänzlich verschwundenen Stimme machte ich meinen Kameraden das Resultat meiner letzten Unterredung auf dem Schlosse bekannt, bat sie abermals flehentlichst, in Geduld und Ruhe der gewiß gerechten Entscheidung unserer Angelegenheiten entgegenzusehen und ohne die geringsten Exzesse zu ihren Pflichten zurückzukehren. Ein lautes Jauchzen war die Antwort meiner Zuhörer, und in einer Viertelstunde herrschte in ganz Jena eine Stille, wie man sie nach einem so furchtbaren Tage gewiß nicht erwarten durfte.

Es schien indessen, als wenn die akademische Obrigkeit mit der Mäßigung und Gesittheit der Studierenden durchaus nicht zufrieden wäre; denn alles, was bei den angezeigten Umständen nur erbittern konnte, ward gegen dieselben in Bewegung gesetzt. So war es denn auch früh des andern Tages (18. Juli) nach den kurz vorhergegangenen belehrenden Auftritten und nach dem heiligsten Versprechen von seiten des Prorektors, jede neue Reizung zu vermeiden, daß einige meiner Freunde zu mir kamen, um mich zu benachrichtigen, daß eine Verordnung an der schwarzen Tafel erschienen sei, worin jeder Studierende unter Strafe der Relegation aufgefordert ward, alle seine Waffen, sogar bis auf seinen Spazierstock, abzuliefern.

Es war augenscheinlich, daß man uns nur außer Verteidigungszustand setzen wollte, um mit unsrem Schicksal nach Willkür zu schalten, weil man sonst nicht eine solche Verordnung erlassen hätte, die völlig unnötig war, da wir uns unserer Waffen noch in keinem Falle zu irgend eines Menschen Nachteil bedient hatten.

Wohl denn, erwiderte ich entschlossen, zu weit getriebene Geduld ist Schwachheit, und will man uns durchaus wider Wissen und Willen der gerechtesten Fürsten als Leibeigene und Kinder behandeln, so mag unser Betragen von nun an beweisen, daß wir Männer zu sein fähig sind. Fort, meine Freunde! benachrichtigt die studierende Welt, daß ich mich sogleich in ihrer Mitte befinden und die jetzt zu nehmenden Maßregeln mit ihnen verabreden werde.

Diesem zufolge erschien ich bald nachher auf öffentlichem Markte und fand alle Studierende in Gruppen nach ihren Landsmannschaften verteilt. Zu jeder derselben begab ich mich besonders und überzeugte sie, daß aus dem ganzen Verfahren gegen uns wahrzunehmen wäre, daß wir uns bloß als ein Spielballen in der Hand der akademischen Obrigkeit befänden; daß unsere Angelegenheiten gewiß entweder garnicht vor die Durchlauchtigen Kuratoren der Universität gebracht, oder doch ganz zu unsrem Nachteil entstellt worden; und daß wir folglich durch einen entscheidenden und auffallenden Schritt die menschenfreundlichsten Fürsten in den Stand setzen müßten, die Wahrheit zu erfahren und unsere unbilligen Verfolger zur Rechenschaft zu ziehen. Jena, meine Freunde, fügte ich hinzu, ist eine Stadt, die nur von Studenten ihren Lebensunterhalt zieht; der durchaus größte Teil der Studierenden besteht aus Ausländern, die ihren künftigen Aufenthalt, wo es ihnen nur immer gefällt, zu nehmen befugt sind; die nicht sehr weit von hier gelegene Universität Erfurt wird uns mit offenen Armen aufnehmen; laßt uns entschlossen dahin wandern, und wir werden die guten Wirkungen dieses Schrittes bald erfahren, indem unsere Unterdrücker dann die gerechte Ahndung des Fürsten befürchten und diesem zufolge uns unsere Gerechtsame zugestehen müssen.

Die allgemeine Meinung erklärte sich sogleich für meinen Vorschlag; alles war zur Auswanderung entschlossen und der folgende Tag zur Ausführung dieses Entschlusses festgesetzt.

Diese Stimmung war nicht etwa die vorübergehende Wirkung kindischer Aufwallungen, — sie war nicht mit derjenigen zu vergleichen, die späterhin die Studierenden ebenfalls, aber ohne einen feststehenden Entwurf, auf die benachbarten Dörfer und Berge von Jena auswandern ließ, von denen sie endlich nach einigen Tagen wieder ungebeten in die Stadt zurückkehren mußten. Nein, hier stand die ganze studierende Jugend da und hatte nur eine Stimme, die: zu beweisen, daß sie als vernünftige und gesittete junge Männer ihre Gerechtsame standhaft zu behaupten wüßte.

Dem zufolge wurden sogleich die schleunigsten Anstalten getroffen, um am andern Tage (19. Juli) mit Hab und Gut und in der besten Ordnung einen Ort zu verlassen, wo wir so viele Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen die Gesetze vergebens um Befriedigung unserer billigen Forderungen angesucht hatten.

Eine gehörige Menge großer Fuhrwagen waren mit unseren Habseligkeiten beladen; jede der auswandernden Landsmannschaften hatte sich eine Fahne zur Erhaltung der Ordnung auf dem bevorstehenden Marsche verfertigen lassen; der größte Teil der Studierenden war mit einem Säbel und einem Paar Pistolen bewaffnet, und in dieser Stellung erwartete jede Landsmannschaft in einem besonderen Hause, vor welchem immer zwo Schildwachen ausgestellt waren, mit Begierde den folgenden Tag, um sich ins Paradies zu begeben, von wo aus der ganze Zug angeordnet werden sollte.

Als die Universität jetzt sah, daß sie es mit entschlossenen Jünglingen zu tun hatte, so geriet sie in große Bestürzung und schlug jetzt neue Wege ein, um ihre Mißgriffe womöglich wieder unschädlich zu machen. In dieser Hinsicht ward zuvörderst der Pedell von dem derzeitigen Prorektor an mich abgeschickt, mit dem Auftrage, mich auf eine Tasse Kaffe zu Sr. Magnifizenz einzuladen, welche sehnlichst wünschte, alle bisherigen Irrungen auf der Universität beizulegen. Meine Antwort war, daß ich nach allem, was bisher vorgegangen sei, in einer solchen Einladung eine neue Schlinge, die man unsrer Gutmütigkeit legen wolle, zu mutmaßen genötigt wäre; daß mich der größte Teil meiner zur Auswanderung fest entschlossenen Kameraden einer Verräterei gegen ihre Angelegenheiten schuldig machen würde, wenn ich mich jetzt noch zu Sr. Magnifizenz verfügen wolle, und daß es mir folglich unendlich leid täte, ihre gütige Einladung nicht annehmen zu dürfen.

Jetzt versammelte sich der ganze akademische Senat, und nach einer äußerst stürmischen Sitzung, in welcher sich die Herren Professoren gegenseitig die bittersten Vorwürfe wegen ihres Verfahrens gegen uns gemacht haben sollen, ward mir gesetzlich anbefohlen zu erscheinen. Meine Antwort auf einen solchen Befehl war die nämliche, die ich kurz vorher dem Prorektor hatte zukommen lassen, mit dem Zusatz, daß alle am folgenden Tage nach Erfurt auswandernden Studierenden sich zwischen den Mauern Jenas in keine Unterhandlungen mehr einzulassen entschlossen wären.

Nach allen diesen fehlgeschlagenen Schritten erschien endlich ein landesherrliches Reskript, welches allen Landeskindern, deren

Zahl sich indessen nicht viel über 200 belief, unter Verlust der künftigen Versorgung aufs strengste untersagte, an der bevorstehenden Auswanderung mit teilzunehmen. Dies war ein fürchterlicher Schlag für diesen kleinen Teil der Studierenden; denn der Enthusiasmus für die gerechte Sache war so groß und so allgemein, daß diese letzteren nur durch einen solchen Befehl von ihrer Mitwirkung zurückgehalten werden konnten und diese Notwendigkeit uns übrigen daher nur unter den heißesten Tränen ankündigten.

Unter solchen Auftritten war die Nacht, die letzte Vorgängerin des entscheidenden Tages, eingebrochen. Die Stille des Grabes ruhte über ganz Jena; alle Studierenden überließen sich in ihren Quartieren dem Schlummer, und nur die Besatzung war unter den Waffen, weil sie an Studentenszenen dieser Art, wo alles mit der größten Gesittheit betrieben ward, noch garnicht glauben konnte und daher immer noch fürchtete, unser Auszug würde unter den größten Exzessen vor sich gehen.

Kaum graute der für Jena unvergeßliche Tag (19. Juli), so schallte es auch schon durch alle Straßen: ins Paradies, fort ins Paradies! Die livländische Landsmannschaft, die mit den Russen, Est-, Liv-, Kurländern und Polen ungefähr 70—80 Individuen ausmachte, fand sich mit ihrer großen weiß atlaßnen Fahne zuerst an dem Orte ihrer Bestimmung ein; und nach und nach erschienen auch alle übrigen Abteilungen, unter denen verschiedene indessen mit tumultuarischem Lärmen und entblößten Säbeln sich näherten.

Nachdem alles versammelt war, richtete ich an meine mir innig anhängenden Kameraden folgende wenigen Worte: Freunde und Brüder! der heutige Tag muß einen großen Teil Deutschlands überführen, daß die gewöhnlich als zügellos, wild und ungestüm ausgeschrieenen Studenten auch der größten Sittlichkeit, Gesittheit, Mäßigkeit und Vernunft fähig sind. Ganze Wochen hindurch haben wir für unsere Gerechtsame auf eine Art gehandelt, wie sich selbst nach dem Urteil der würdigsten Männer in den Annalen der Universität kein Beispiel findet. Auch unsere letzte Trennung von unsrem bisherigen Aufenthalt zeichne sich daher durch ein vorteilhaftes Gepräge von allen früheren Studentenauftritten aus. In schwermütiger Stimmung mögen wir der ebenso schwermütigen Musik folgen, die uns zu dem Tore der Stadt herausleiten wird. Sittlichkeit, Gesittheit und stille Würde bezeichne unsern Zug und übergebe unsere Unterdrücker dem durchbohrenden Gefühle, daß sie gute, vernünftige und gefühlvolle Jünglinge durch Unrecht und

rauhes Betragen aller Art von sich gescheucht haben. Steckt daher Eure Säbel in die Scheide, meine Freunde! und zieht sie nur dann erst wieder hervor, wenn es gegründet sein sollte, wie ich gehört habe, daß sich die Besatzung unserem Auszuge ohne alle Befugnis widersetzen wolle; denn in diesem Falle wollen wir Gewalt mit Gewalt vertreiben; als mutvolle Männer uns einen rechtmäßigen Weg zu unserem Ziele bahnen; und ich werde mich dann bestreben, Euch an meiner Person ein Richtzeichen in Eurem ganzen Verfahren aufzustellen.

Die vernünftigen jungen Männer, zu denen ich sprach, fühlten die Wahrheit meiner Vorstellungen, und alle Säbel waren sogleich in ihrer Scheide. Jetzt ging das Losen unter den Landsmannschaften, in welcher Ordnung sie die Kolonnen formieren sollten, vor sich, und nur der livländischen wurde einstimmig ohne alle Vorkehrungen die Stelle der anführenden Abteilungen zugestanden.

So geordnet setzte sich jetzt die ganze Masse in Bewegung. An der Spitze des Zuges blasende Instrumente aller Art, die durch die schmelzendsten und schwermütigsten Töne ein ruhiges und gesittetes Daherschreiten von ferne ankündigten; und am Schluß schwer beladene Frachtfuhren, die nur zu deutlich bewiesen, daß wir eine bloße Farce zu spielen nicht gesonnen waren. Durch zwei Reihen auf beiden Seiten aller versammelten und laut schluchzenden Bürger und Einwohner der Stadt zog diese imponierende Masse langsamen Schritts über den Markt nach dem Tore hinaus, welches auf die Straße nach Weimar und Erfurt leitet. Keine laute Stimme ließ sich hören, alles war in sich gekehrt, und nur stillschweigend reichten hie und da mit tränendem Blick sich trennende Bekannte die Hand zum Zeichen fortwährender Freundschaft.

Eine große Bestürzung bemächtigte sich bei so bewandten Umständen unserer Verfolger; denn jetzt kamen auch alle Bürger Jenas mit den dringendsten Vorstellungen ein und versicherten, daß auch sie zur Erhaltung ihres Daseins uns nachziehen müßten, wenn wir nicht wieder zurückberufen würden.

Wir Studierende setzten indessen unsern Weg auf Weimar zu fort. Der Tag begann drückend heiß zu werden und mit großer Begierde strebte daher jeder von uns das Gasthaus Ketschau auf dem halben Wege nach Weimar zu erreichen, um auf irgend eine Art sich zu seinem bevorstehenden Marsche zu stärken. Da indessen der Gastwirt hieselbst auf einen so starken Zuspruch nicht vorbereitet

war, so konnte nur ein geringer Teil von uns befriedigt werden, und eben daher von verschiedenen Seiten ein lautes Murren und Drohen, nach Jena zurückzukehren. Hier war es denn auch, wo ich mich der Vorstellung des Mosis an der Spitze der Israeliten in den Wüsten Arabiens nicht enthalten konnte. Erneuerte Ermunterungen indessen von meiner Seite brachten auch wiederum neue Harmonie unter meine unzufriedenen Kameraden, und in dieser Stimmung setzte sich dann die gesamte Masse abermals zur Vollendung ihrer Reise in Bewegung.

Angelangt in einem Gehölz nahe bei Weimar, ritten uns aus dieser Stadt zwei angesehene Männer von öffentlichem Charakter entgegen, und stellten uns vor, wir möchten nach Jena zurückkehren und versichert sein, daß man alle unsere Beschwerden abstellen würde. Die Sachen waren indessen zu weit gediehen, als daß ein solcher Rückzug mehr statthaben konnte. Mit aller diesen Männern gebührenden Achtung erwiderte ich demnach im Namen aller Studierenden, daß wir unser Quartier am nämlichen Tage in dem Dorfe Nora auf Erfurter Gebiete aufzuschlagen gesonnen wären, und daß wir folglich nur dort, frei von dem nachteiligen Einflusse, der sich bisher bei unsrem tadellosesten Verfahren zwischen den Mauern Jenas immer geäußert hätte, zu unterhandeln bereit sein wollten, und nach dieser Äußerung setzten wir unsern Zug weiter fort.

Kaum waren wir solchergestalt zum Gehölz hinaus, in dessen Niederung die Stadt Weimar vor uns lag, so sahen wir den Kommandanten dieses Ortes, begleitet von zween Husaren, uns entgegensprengen. Der Anführer! war die Frage. Hier ist er! meine Antwort. Ich habe Ihnen meine gemessenste Order mitzuteilen, die dahin geht, die strengsten Maßregeln gegen Sie zu ergreifen, sobald Sie sich unserer Stadt auf 200 Schritte nähern! Während einer solchen Erklärung hörte man verschiedene Schüsse aus Kanonen und kleinem Gewehr fallen. Diese Drohung wirkte einen Augenblick auf die Masse meiner Kameraden; ich bemerkte eine wellenförmige Bewegung in dem Ganzen und sogar verschiedene Subjekte, welche sich bereiteten nach Jena zurückzueilen. In dieser dringenden Lage, wo das Beispiel einiger Furchtsamen unsern ganzen Zug mit einer völligen Auflösung bedrohte, beschwor ich die beiden achtungswürdigen Repräsentanten der mecklenburgischen Landsmannschaft, die Herren von Bassewitze, ihre standhaften und mutvollen Landsleute aus der Mitte des Zuges, in der sie sich befanden, an das Ende des Zuges zu führen, und die Wenigen,

die ihre Freunde in dem entſcheidendſten Augenblick verlaſſen zu wollen ſich nicht ſcheuten, ſogar mit Gewalt von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Unterdeſſen ſuchte ich ſelbſt meine Kameraden zu überreden, daß die oben angeführte Drohung durchaus nicht fähig ſein dürfte, Männer zu ſchrecken; daß wir alle Ausländer und zum Teil Untertanen mächtiger Regenten wären, und man es alſo nie wagen dürfte, ſolange wir dem Lande, in dem wir uns befänden, weder irgend einen Schaden zugefügt hätten, noch zuzufügen geſonnen wären, mit Mordgewehr gegen uns zu verfahren, weil ſonſt unſere Landesväter mit ernſter Stimme das Blut ihrer ſchuldlos gefallenen Kinder zurückfordern würden. Darauf wandte ich mich zum Kommandanten und bewies ihm, daß er uns als Reiſende betrachten müſſe, die nach der übelſten Behandlung in Jena ihren Aufenthalt zu verändern geſonnen wären, und er alſo, da unſer Weg uns über Weimar führte, uns nicht ohne die größte Unbilligkeit denſelben unterſagen könne. Übrigens, ſetzte ich hinzu, hätte man an unſerem ganzen bisherigen Betragen wahrgenommen, daß wir als geſittete junge Männer kämen, und als ſolche möchte man uns nicht länger hindern, den Ort unſrer Beſtimmung zu erreichen. Marſch Kameraden! und der Zug ging vorwärts.

Der Kommandant ſprengte zurück in die Stadt, und als wir an den Schlagbaum beim Tore anlangten, fanden wir dieſen niedergelaſſen, die Wache unter dem Gewehr und den Befehlshaber uns mit der einnehmendſten Freundlichkeit anzeigen, daß wir unſern Weg um die Stadt herum auf die Erfurter Straße hinaus nehmen möchten, zu welchem Behufe derſelbe uns ſeine beiden Huſaren als Wegweiſer mitgab.

Solchergeſtalt gelangten wir denn ohne die geringſten Hinderniſſe auf die entgegengeſetzte Seite von Weimar gerade auf die Straße nach unſerem beſtimmten Standquartier Nora hinaus. Es war ein drückend heißer Tag. Erſchöpft waren wir alle in einem hohen Grade, vorzüglich aber ich, der ich mehr einem dem Grabe Erſtiegenen, als einem Lebendigen ähnlich ſah und mich auch wirklich meinen letzten Stunden nahe glaubte.

Zu einer ſolchen Entkräftung trug außer den vorhergegangenen Anſtrengungen die ſtarke Gemütsbewegung, die ich bei Weimar hatte, ungemein viel bei, vorzüglich da ich mich auf einmal von allen meinen Kameraden treulos verlaſſen dachte. Dieſe nämlich hatten ſich unter der Menge der Einwohner der Stadt, welche an dieſem Tage alle in Bewegung waren, verloren, ſo daß ich mich nur noch von einigen Kur- und Livländern umgeben ſah, mit

denen ich am Ende einsam meinen Weg nach dem Orte unsrer Bestimmung fortsetzte.

Eine halbe Stunde von Weimar kam uns der Reichsgraf von Castell mit seinem würdigen Hofmeister nachgefahren und führte uns Erfrischungen an Obst und Wein aller Art zu. Durch sie wiederum etwas gestärkt, eilte ich nun mit meinen wenigen Gesellschaftern das Erfurter Dorf Nora zu erreichen. Ich langte hier endlich gegen Abend an und erstaunte nicht wenig, als ich hier die ganze Masse der Studierenden schon vor mir fand, die sich nach ihren Landsmannschaften einquartiert und ihre Fahnen zu den Fenstern herausgesteckt hatten. Ein frohes Jauchzen tönte mir von allen Seiten entgegen, und nachdem ich jeder Abteilung meiner Kameraden meinen Besuch abgestattet, legte ich mich so erschöpft nieder, daß ich gegen einige meiner Freunde meine Besorgnis äußerte, nicht weiter handeln zu können.

Einige Stunden Ruhe indessen, deren ich wirklich seit einigen Wochen durch alle erzählten Ereignisse in einem hohen Grade beraubt gewesen war, gaben mir meine völlige Stärke und Gesundheit wieder, und der folgende Tag (20. Juli) fand mich zu allen Anstrengungen abermals bereit.

Zuvörderst wurden jetzt Deputierte an den damaligen Herrn Koadjutor von Dahlberg nach Erfurt abgeschickt, um bei demselben die Erlaubnis auszumitteln, seine Universität beziehen zu dürfen. Diese ward uns schriftlich zugesandt unter der Bedingung: alle unsere Pistolen abzuschießen, unsere Fahnen zusammenzuwickeln und in Ruhe und Ordnung, wie bisher geschehen, uns der Residenz zu nähern. Mit dieser Erklärung fuhren zwei andere Abgeordnete nach Weimar, um daselbst anzuzeigen, daß wir am folgenden Tage unsern Einzug in Erfurt zu halten gesonnen wären.

In Jena sah es mittlerweile unter den Bürgern ebenfalls sehr stürmisch aus. Ihres Unterhalts durch die vorerwähnte Auswanderung durchaus beraubt, bereiteten sie sich uns mit Hab und Gut nachzuziehen, wenn wir nicht innerhalb einer bestimmten Zeit zurückkehrten. Bei so bewandten Umständen ward man denn in Weimar mit Erstaunen gewahr, daß von der akademischen Obrigkeit die Angelegenheiten der Studierenden aus einem sehr falschen Lichte dargestellt und diesen letzteren großes Unrecht zugefügt worden; und einer solchen Einsicht bedurfte es nur, um nach menschenfreundlichem Willen eines abwesenden Fürsten, der sich immer als einen wohlwollenden Beschützer der studierenden Jugend gezeigt hatte, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dieſem zufolge fanden ſich die beiden Herren, welche Tags vorher uns im Gehölz von Weimar entgegengeritten waren, bei uns in dem Dorfe Nora ein, um ſich mit uns über die vorgefallenen Irrungen zu beratſchlagen. Alle Studierenden vergnügten ſich größtenteils in Erfurt, und nur die Repräſentanten und ich waren in Nora zurückgeblieben, um die Ereigniſſe zu leiten.

In der Verſammlung dieſes Teils der ausgewanderten Studenten begannen demnach die Unterhandlungen, die uns beſtimmten, nach Jena zurückzukehren. Es konnte nicht ſchwer fallen, ſich mit Gerechtigkeit liebenden Männern einzuverſtändigen, denen unſere Angelegenheiten bisher immer falſch waren vorgeſtellt geweſen. Die beiden Hauptpunkte unſrer Verhandlungen betrafen den durch die allgemeine Meinung als unmoraliſch verurteilten Griechen Polyzo und den derzeitigen Prorektor (Ulrich). Nachdem wir in dieſer Hinſicht durch auffallende Beweiſe dargetan hatten, daß erſterer die drückendſte Eigenmacht gegen ſeine Mitſtudierenden ausgeübt hatte und hierin von dem letzteren aus eigennützigen Abſichten ganz gegen den gewöhnlichen Lauf gerechter Geſetze war unterſtützt worden, ſo ward denn auch unſer Verlangen vollkommen gebilligt und zugeſtanden, welches dahin ging, daß erſterer noch vor unſrer Ankunft in Jena dieſe Univerſität auf immer mußte verlaſſen haben, und letzterer ſein Amt einem andern übergeben ſollte. Die übrigen Punkte waren unweſentlich und betrafen bloß die Anordnung unſeres froheren und glänzenderen Rückzuges.

Bei allen dieſen Verhandlungen war indeſſen ſelbſt von den Ausgewanderten ausdrücklich darauf angetragen worden, daß die Gräuelſzenen, welche dem gerechten Kampfe der Studierenden um ihre Gerechtſame vorangegangen waren, aufs ſtrengſte unterſucht und die Schuldigen der Ahndung der Geſetze unterworfen werden ſollten, — ein Beweis, daß beide Erſcheinungen ſehr genau von einander müſſen unterſchieden werden.

Es war 4 Uhr nachmittags, als unſere ebengenannten Geſchäfte vollendet waren und ich darüber ein ſchriftliches Dokument ausgefertigt erhalten hatte. Mit dieſem begab ich mich ſogleich nach Erfurt zu meinen Kameraden, erhielt ihre vollkommene Beiſtimmung und bat ſie demnach, ſich am folgenden Tage vor Anbruch desſelben wieder unter ihren Fahnen einzufinden, um ſich nach Jena zurückzubegeben. Da indeſſen dieſer Rückzug in jeder Hinſicht glänzender und fröhlicher, als der Auszug den Umſtänden nach ſein konnte, vor ſich gehen ſollte, ſo hatten wir Repräſentanten alle uns mutige Pferde aus Erfurt und Weimar kommen laſſen,

und die übrigen Studierenden, obgleich zu Fuß, hatten sich dennoch auch in ihre glänzendsten Kleidungsstücke eingehüllt.

Kaum war die Sonne am Horizont emporgestiegen (23. Juli), so saß alles zu Pferde und hatte sich alles unter seinen Fahnen geordnet. Mit entblößtem Seitengewehr, fliegenden Fahnen und klingendem Spiel setzten wir uns jetzt auf Weimar zurück in Bewegung. Eine halbe Viertelstunde von dieser Stadt kamen uns die beiden Herren, welche den Tag vorher bei uns in Nora gewesen waren, sehr freundschaftlich entgegengeritten, um uns in die Stadt zu führen. Als wir uns dem Tore nahten, wo die Wache unter dem Gewehr stand, äußerten eben diese Herren ihren Wunsch gegen mich, daß wir, indem wir die Wache vorbeizögen, unsere Säbel in die Scheide bringen möchten. Ich will sehen, erwiderte ich, was mein Beispiel zu wirken vermag, da die Zeit zu kurz ist, um mich darüber mit meinen Kameraden zu besprechen. Als ich jetzt mit meinem Pferde hart an der Wache stand, steckte ich meinen Säbel ein, warf bloß einen bittenden Blick rückwärts auf die mir Nachfolgenden — und in einem Augenblick war alles Seitengewehr in der Scheide. — Welch eine Warnung für die Lehrer auf Universitäten, die unaufhörlich über die Wildheit und Rauheit der Studierenden klagen, da es doch in ihrer Macht stünde, durch ein schonendes, zutrauliches und humanes Betragen die studierende Jugend zu allem, was sittlich und gesittet ist, mit leichter Mühe zu leiten!

Nachdem solchergestalt der ganze Zug von vielen Hunderten die Wache vorbeigegangen war und meinem Beispiele zufolge das Seitengewehr wieder entblößt hatte, nahm derselbe unter einem unglaublichen Zuströmen des Volkes und der übrigen Einwohner von Weimar seine Richtung in der größten Ordnung dem Markte zu, wo die beiden würdigen Professoren, die jetzt verewigten Herren Döderlein und Walch unserer harrten und uns mit der diesen edeln Männern eigentümlichen Innigkeit zur glücklichen Beendigung unserer Angelegenheiten und zur frohen Rückkehr nach Jena aufrichtig Wohl wünschten.

Nicht lange darauf waren wir zu den Mauern Weimars heraus und befanden uns solchergestalt nach einen paar Stunden schon nahe an der Abfahrt des sogenannten Schneckenberges, der ins Mühltal bei Jena führt, als wir einen langen Zug von einigen Hunderten unserer in dieser Universität durch das obengenannte Reskript zurückgehaltenen Kameraden uns jubelnd entgegenkommen sahen. Bald standen sie in ihren mit Laub umwundenen Hüten, mit ihrer gemeinschaftlichen Fahne und mit ihrem

Anführer uns gerade gegenüber, und dieser letztere bewillkommnete uns jetzt mit einer herzlichen Anrede, die von unserer Seite erwidert ward. Hierauf teilte sich der Zug der Entgegengekommenen; wir Ausgewanderten rückten durch die beiden, uns enthusiastisch begrüßenden Reihen unserer Brüder hindurch; diese schlossen sich jetzt an uns an, und in dieser Ordnung ging es den Schneckenberg hinab ins Mühltal hinein.

Als wir uns der nicht weit von Jena gelegenen Ölmühle, einem gewöhnlichen Spazierorte der Studierenden näherten, wurden wir die ganze, unserer Ankunft mit Sehnsucht harrende Bürgerschaft der Stadt gewahr, welche uns ebenfalls mit ihrem Anführer, mit Erfrischungen aller Art und mit einigen kleinen Stadtkanonen entgegengekommen waren. Nachdem das Geschütz bei einer Annäherung von ungefähr 20 Schritten unserer ersten Kolonne zu unserer Begrüßung abgefeuert, die Freude der Bürgerschaft über unser Wiedererscheinen durch ihren Anführer uns in einer ungezierten, aus dem Herzen fließenden Anrede geäußert, und diese von meiner Seite im Namen meiner Kameraden durch eine Gegenerklärung erwidert worden, so setzte die ganze studierende Welt ihren Zug fort; die Bürger schlossen sich an diesen an, und in einer solchen Ordnung geschah der Einmarsch der drei Tage aus Jena entfernt gewesenen Studierenden unter dem unglaublichsten Jubel der zuschauenden Einwohner in den Bezirk einer von uns allen im Grunde innigst geliebten Stadt.

Von dieser ganzen eben beschriebenen Menschenmasse ward jetzt auf dem großen Marktplatze Jenas noch zum letzten Mal ein dreifacher Kreis geschlossen, aus dessen Mittelpunkt hinaus ich an der Spitze aller Repräsentanten zu Pferde an meine Kameraden eine kleine Ansprache hielt, in der ich die Notwendigkeit schilderte, jetzt nach einer gerechten Entscheidung unsrer Angelegenheiten ruhig zu unseren Pflichten zurückzukehren und diesen mit erneuerten Anstrengungen obzuliegen. Darauf brachte ich noch nach Studentensitte ein dreimaliges, von allen meinen versammelten Freunden laut nachgesprochenes Hoch! dem abwesenden Landesfürsten und der Autorität der Gesetze; und nun begaben sich alle Studierende mit der edeln und gesitteten jungen Männern anständigen Ruhe und Ordnung in ihre Wohnungen zurück, während ich mit den Repräsentanten immer noch zu Pferde, die Fahnen nach dem akademischen Senatshause begleitete, wo die beiden Pedelle uns erwarteten, die genannten Fahnen von uns in Empfang zu nehmen und dieselben in dem Sitzungssaale aufstellten. — —

So endigten sich Ereignisse, welche unter einer aufs äußerste erbitterten Jugend ganze Wochen hindurch ohne die geringsten Exzesse, immer nur am hellen Tage und mit der größten Achtung gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit, stattfanden. Sie unterschieden sich von allen ähnlichen Studentenauftritten durch ein solches Gepräge sowohl, als auch dadurch. daß nicht etwa einzelne Abteilungen aus kindischem Mutwillen, wie es gewöhnlich der Fall ist, tumultuierend auftraten, sondern die ganze studierende Welt mit unüberwindlichem Enthusiasmus für Gerechtsame kämpfte, die derselben durch weise Landesgesetze zugesichert waren, welche indessen in Rücksicht ihrer durch den Eigennutz und die kleinlichen Leidenschaften einzelner Individuen beispiellos verletzt wurden.

Die Rolle, die ich in diesen Begebenheiten spielte, hat mir schon gleich anfangs und auch noch späterhin von einigen mir nicht wohlwollenden Menschen verschiedene nachteilige, selbst meine Ruhe im Staate bedrohende Urteile zugezogen; allein ich darf desfalls völlig unbekümmert sein, da mein eigenes Bewußtsein und die allgemeine Meinung derer, die mich handeln sahen, in dieser Sache völlig zu meinem Vorteil entschieden haben.

Die Ruhe der Jenaischen Universität war durch kleinliche Leidenschaften von Grund aus erschüttert; die dermalige akademische Obrigkeit war gesonnen, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der Studierenden, die sie garnicht kannte, eigennützige Absichten eines relegierten, unmoralischen Menschen mit Gewalt durchzusetzen, und zitternd sah unter solchen Umständen jeder gute Einwohner Jenas der ununterbrochenen Erneuerung schon vorgefallener Gräuelszenen entgegen, als ich mich aus den reinsten Absichten entschloß, mich an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu stellen, und dahin zu streben, diese im offenen Felde und frei von allen schmutzigen Rücksichten einer glücklichen Beendigung zuzuführen. Ob mir dieses gelungen ist, darüber mag die vorstehende unverstellte Erzählung jener Begebenheit und der allgemeine Enthusiasmus und die ungeheuchelte Liebe entscheiden, die ich von meinen gleichzeitigen akademischen Genossen sowohl, als auch von den ehrlichen Einwohnern Jenas und der umliegenden Flecken und Städte zu erfahren so glücklich war.

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen währte mein Aufenthalt noch in Jena fort, und die Akademie muß mir selbst das beste Zeugnis geben, daß ich das Ansehen, welches ich durch die erzählten Auftritte in der ganzen studierenden Welt errungen hatte, in Vereinigung mit dem Prorektor und anderen würdigen Univer-

sitätslehrern nur zu sittlichen Zwecken gebrauchte. Die Zweikämpfe, die sonst fast täglich vorgefallen waren, unterblieben jetzt während der letzten sechs Monate meines akademischen Lebens gänzlich; denn ich widersetzte mich denselben vereinigt mit meinem Orden, ohne daß ich befürchten durfte, von unruhigen Köpfen für mutlos gehalten und darnach mißhandelt zu werden, zumal da meine Verbindung damals aus den beherztesten Fechtern bestand, die ihre Kraft nur für höhere Zwecke gerne beschränkten, und ich selbst in früheren Zeiten einen furchtbaren Duell mutvoll bestanden hatte. Meinem Orden bemühte ich mich, noch vor meiner Abreise, durch den Beistand einiger edlen und denkenden Männer eine innere Form zu erteilen, die geeignet wäre, der eigentlichen Bestimmung eines Studierenden nicht nur garnicht Abbruch zu tun, sondern dieselbe vielmehr mit vereinten Kräften zu befördern und dadurch ein wirklich bestandenes Übel völlig zum Nutzen des Ganzen umzuschaffen.

Nach solchen Vorkehrungen, bei denen ich die reinste Absicht hatte der Universität, selbst bei meiner Entfernung von derselben, noch zu nützen, verließ ich im Mai des 1793sten Jahres unter den unzweideutigsten Äußerungen der aufrichtigsten Zuneigung der Studierenden sowohl, als aller guten Einwohner Jenas diesen Ort, wo ich unter Geist und Herz erhebenden Beschäftigungen die drei glücklichsten Jahre meines Daseins verlebt hatte, und kehrte, trotz meiner Aussichten einer ehrenvollen Laufbahn in der Fremde, in mein Vaterland zurück, voll der beherztesten Entschlüsse, dem Interesse desselben und meiner Monarchin alle meine in der besten Blüte dastehenden Kräfte hinzuopfern.

* * *

Im Anschluß hieran sei es gestattet, auch noch eine andere Darstellung des Jenaer Studentenauszuges zum Abdruck zu bringen, die dies Ereignis in humoristischer Weise, in biblischem Stil, behandelt. Sie ist zwar schon mehrfach gedruckt (bei Keil, Gesch. des Jenaer Studentenlebens S. 262 ff., und im Inland 1861 Nr. 35 unter dem Titel: Nachricht von einem baltischen Helden.), doch wird ein Wiederabdruck hier um so eher am Platze sein, als die früheren Drucke nicht gerade überall leicht zur Hand sind. Die Anmerkungen sind von Herrn P. Falck hinzugefügt worden.

*

„Es begab sich zu der Zeit, da Ulrich[1] Landpfleger in Israel war, daß das Volk des Herrn[2] sehr gedrückt war und viel zu leiden hatte, und es war Jammer und Wehklagen an allen Enden. Und der Herr erhörte sein Wehklagen und nahm sich seiner an und sprach:

Mich jammert meines Volks und ich will einen Mann aus ihrer Mitte erwecken, daß er ihr Führer sei aus diesem Lande der Trübsal. Und er sahe gnädiglich an seinen Knecht Dahl aus dem Lande der Liven und sandte seinen Engel herab, daß er ihm erscheine.

Da trat der Engel des Herrn zu seinem Knechte Dahl in der Nacht und tat seinen Mund auf und redete also:

Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in dem Lande Jena, und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie trüben, und habe ihr Leid erkannt. Und bin herniedergefahren, daß ich sie errette und ausführe aus diesem Lande in ein gut und weit Land, darinnen Milch und Honig fließt, nämlich an den Ort der Erfurter, Göttinger, Erlanger, Hallenser und Leipziger. So gehe denn hin und ich will dich zum Landpfleger senden, daß du mein Volk aus der Philister Lande führest, und ich will mit dir sein und das soll das Zeichen sein, daß ich dich gesendet habe.

Und er tat also, wie ihm der Herr gesagt hatte; der Herr aber verstockte das Herz des Landpflegers, daß er sprach: Du und dein Volk sollen nicht von dannen ziehen.

Und der Engel erschien ihm abermals im Gesicht und sprach: Darum so gehe hin zum Volke des Herrn und mache daß es sich in Stämme zerteile und Älteste aus seiner Mitte erwähle, je zwei und zwei ein jeglicher Stamm. Und siehe des andern Tages ging der Knecht hin und tat also, wie ihm der Herr befohlen hatte, daß er tun sollte.

Und das Volk teilte sich in zehn Stämme, die da sind die Kuren und Liven[3], Rheinländer, Reichsländer, Holsteiner, Ungarn, Kursachsen, Franken, Westphalen, Hannoveraner und Mecklenburger und erwählte Älteste aus ihrer Mitte und folgte ihnen.

Es begab sich aber des folgenden Tages, des 17. des Mondes Juli, daß der Auserkorene wandelte fürbaß auf dem Markt; da

---

[1]) Prorektor in Jena 1792.

[2]) d. h. die Studenten.

[3]) Zu der Landsmannschaft der Livländer in Jena hielten sich nach H. v. Dahl (Selbstbiographie S. 339) nicht nur alle Liv-, Est- und Kurländer, sondern auch einige Polen und Russen.

umgab ihn der Kriegsknechte Schar mit Spießen und Stangen. Und der Knecht des Herrn schrie laut und sprach: Siehe Herr, man will mich fahen mit Spießen und Stangen, daß man mich verderbe vor dieser Welt.

Aber der Herr hörte sein Schreien und sprach: Fürchte dich nicht, mein Knecht Dahl, denn ich bin mit dir und ich will nicht, daß du verderben sollst vor diesen Leuten.

Und die Worte erschollen laut, daß es sein Volk hörte und kam zu helfen dem Auserkorenen in der Not. Der Kriegsknechte Schar aber war sechzig. Und das Volk kam samt seinen Ältesten mit Schwertern und Bogen und es war eine Menge Volks beisammen. Und siehe, es entstand eine große Furcht unter den Kriegsknechten und sie sprachen: Des Volkes ist viel und der Herr ist mit ihnen, und wer kann mit dem rechten?

Und sie zogen von dannen und der Herr tat ein Zeichen, daß das Roß, da der Kriegshauptmann aufsaß, fiel und das Bein brach auf ebenem Markt. Dieses alles aber begab sich um die sechste Stunde, da die Sonne sich neigte von Westen.

In derselben Nacht erschien der Herr abermals seinem Knechte im Gesicht und sprach: Umgürte deine Lenden und beschuhe deine Füße und zeuch in ein Land, das ich dir zeigen werde, und das ganze Volk mit dir.

Und es geschahe wie der Herr geredet hatte. Des andern Tages früh um die zweite Stunde versammelte sich des Volks viel im Garten des Herrn[1] und ein jeglicher hatte seine Habe bei sich.

Und jeglicher Stamm stellte sich je vier und vier nebeneinander und seine Ältesten vor ihm und zogen von dannen, und ein jeglicher Stamm hatte sein Panier und Zeichen vor sich nach ihrer Väter Weise, auf daß sie sich nicht zerstreuten, sondern beisammen blieben.

Und ein Chor Geiger und Pfeifer zog vor ihnen her gegen das gelobte Land Erfurt, und sie weineten sehr zu verlassen ihre Stätte, da sie gewohnet hatten, und die Philister weineten mit ihnen und legten vor dem Tore der Stadt ihre Habe auf Kamele und Wagen zehn an der Zahl.

Der Herr aber ließ regnen über die Stadt der Philister gewaltiglich in derselben Nacht, so daß ihre Felder und Gärten

[1]) „Paradies" bei Jena genannt, von wo aus die Studenten am 19. Juli 1792 früh den Auszug aus Jena über 400 an der Zahl antraten.

überschwemmten und ihre Flüsse aus den Ufern traten. Und der Herr ging vor seinem Volke her und trocknete ihre Stege und führte sie trocken durch das Tal des Todes, das da heißt das Mühltal.

Es begab sich aber, da das Volk eines Feldweges von dannen zog, daß der Abgeordnete des hohen Rates, der da hauset in der Stadt des ganzen Landes, die man nennet Weimar, dem Volke entgegenkam und zu ihm sprach: Ziehet nicht von dannen, sondern kehret um zu euren Hütten, auf daß man euch Recht widerfahren lasse.

Da redete der Knecht des Herrn und sprach: Mit nichten werden wir wieder umkehren und wieder zurückziehen in der Philister Lande. Denn wir ziehen von dannen, wie der Herr uns gesagt hat, bis unsere Feinde gelegt sind zum Schemel unserer Füße.

Darauf wandelte das Volk wieder fürbaß um die Stadt Weimar, allwo der hohe Rat sein Wesen treibet, und ließen die Stadt gen Mittag, denn der Herr wollte nicht, daß sein Volk durch die Stadt zöge und sich mit ihren Töchtern vermischte, denn sie waren böse.

Und als sie hinter der Stadt waren, lagerte sich das Volk ins Gras, je zehn und zehn, daß man des Volkes Menge schätzte und ihnen zu essen und zu trinken gäbe. Und siehe, als sie geschätzt wurden, waren ihrer vierhundert, ohne ihre Knechte und Treiber.

Und die Bewohner der Stadt weinten und wehklagten, daß das Volk nicht genug hätte, um seinen Hunger zu stillen, und sandten ihre Weiber und Töchter zu ihnen, die sprachen: Ihr Kinder des Herrn, es jammert uns, daß ihr nicht genug habet zu essen und wir dürfen euch nichts reichen, denn unsere Obern sind böse und schmälen auf euch.

Und der Herr sättigte sein Volk, daß es aufstand und von dannen zog gen Rohra[1], ein fast kleines Städtlein auf der Grenze des gelobten Landes.

Es war aber um die dritte Stunde, als das Volk seine Hütten aufschlug in diesem Städtlein und die Bewohner brachten ihnen von den Früchten des Landes, auf daß sich die Fremdlinge erholten von der Hitze des Tages.

Und das Volk hauste allda drei Tage lang[2], denn es war

---

[1]) Der Ort liegt in der Nähe von Erfurt.

[2]) Vom 20.—23. Juni 1792 zogen sich die Verhandlungen der Studenten hin. In Erfurt wollte man sie freundlichst aufnehmen und infolgedessen zog

hier gut sein und sie hatten Geiger und Pfeifer aus dem gelobten Lande und tanzten in Reigen und aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge. —

Es geschah aber den Tag vor dem Sabbath, daß der hohe Rat sich versammelte und sprach: Es ist nicht gut, daß die Menge Volks aus unsrer Stadt gegangen ist. Denn sie haben viel Gold und Silber mitgenommen, das sie von den Leuten derselben Stadt geborgt. Lasset sie uns wieder rufen, daß sie ihre Wohnungen kehren und ihres Amts pflegen; lasset uns ihnen Gutes tun, denn sie sind gut und der Herr ist mit ihnen.

Und sie schickten Abgeordnete in ihre Gezelte, die sprachen: Kehret wieder um! Schon sind eure Feinde gelegt zum Schemel eurer Füße und Freude und Jauchzen soll vor euch hinziehen.

Da erschien der Herr seinem Knecht Dahl abermals im Gesicht und sprach: Stehe auf mit deinem Volke und ziehe wieder gen Jena, denn es soll dir da wohlergehen und du sollst das gelobte Land finden, das ich deinen Vätern verhießen habe und du und dein Stamm sollen voranziehen.

Und du sollst für deinen Stamm ein neues Panier machen lassen; denn das alte ist nicht gut. Darum so sende deinen Gehülfen Bock ins gelobte Land und ich will mit ihm sein, daß er das Panier machen lasse.

Und der Knecht des Herrn tat, wie ihm befohlen war und sandte seinen Gehülfen Bock, und der Herr war mit ihm, daß er machen ließ ein groß weißseidnes Panier und es schmückte mit rot- und weißseidenen Franzen und ließ darein sticken mit rotem Bande die Worte, die ihm der Herr gesagt hatte: Vivat libertas academica.

Das Panier aber gefiel dem ganzen Volke sehr, denn der Herr hatte es so bestellt. Und am ersten Tage der Woche um die dritte Stunde machte das Volk sich auf samt seinen Wagen und Kameelen, und folgten dem Panier die übrigen Stämme samt seinen Ältesten.

Es begab sich aber, daß die Menge Volks durch die Stadt des hohen Rates zog und in das Tal des Todes kam. Siehe,

---

Jena andere Seiten auf, d. h. versprach 1) die sofortige Entfernung des Unheilstifters Polyzo; 2) da der Prorektor Prof. Dr. Ulrich nicht abgesetzt werden konnte, daß alle Studentenangelegenheiten der Geh. Justizrat Prof. Dr. Walch leiten werde; 3) vollständige Amnestie aller durch Polyzo ungerechter Weise Relegierten; 4) ehrenvollen Rückzug durch Weimar und Jena und Aufbewahrung der 10 Fahnen in der Aula.

da kamen zwei Männer nach dem Herzen Gottes daher gerollt auf einem feurigen Wagen. Und er hielt die Räder des Wagens und bändigte die feurigen Rosse, daß sie still standen durch seine gewaltige Hand, auf daß die Männer beantlitzten das heilige Volk, das da stand und sich musterte.

Und sie begaben sich weg von dem Wagen und naheten sich dem Volke. Da sprach Döderlein, der Hoheprieſter und sein Suffete Walch[1], den ihm der Herr an die Seite gegeben hatte, daß er ihm zum Munde sein sollte:

Ihr Männer, lieben Brüder, wißt, eure Klagen sind zu des Herrn Ohr gedrungen und er hat sein Volk mit gnädigen Augen angesehen und ich will euch Frieden schaffen in dem Lande, daraus ihr gewandert. Kehret um in eure Behausungen und seid guten Mutes, denn die Töchter des Landes warten eurer und der Herr wird alles zum Besten lenken.

Als nun das Volk kam an den Berg, der die Schnecke heißt[2], siehe, da kam ihnen entgegen der übrige Teil des Volkes mit Geigern und Harfen an ihrer Spitze und ihren Ältesten und Herold aus dem Lande der Russen[3] und umhalseten ihre zurückkommenden Brüder und streueten Zweige auf ihren Weg und bekränzten ihre Häupter mit Laub.

Auch die Philister mit ihren Weibern und Kebsweibern, Söhnen und Töchtern, Kindern und Kindeskindern kamen dem Volke entgegen bis an den Ort, der da heißt die Papiermühle[4], und reichten ihnen die Getränke des Landes, Ziegenhainer Bier mit Zitronen angetan, auf daß sie sich erquickten.

Siehe, da tat sich die Erde auf und es ging ein Feuer auf wie die Blitze des Himmels, und es erscholl ein Krachen des Donners, daß die Berge erbebten[5].

Das Volk aber fürchtete sich nicht, sondern zog festen Mutes seinen Weg, denn der Herr war mit ihnen und sie hatten gute Sache. Und sie zogen in die Tore der Stadt mit Hörnern und Trompeten in ihrer Mitte und Jubel und Jubelgeschrei erscholl an allen Enden.

---

[1]) Beide Professoren, welche für die gerechte Sache der Studenten eintraten.

[2]) Der Schneckenberg führt ins Mühltal bei Jena.

[3]) Nämlich die inländischen Studenten der 4 Fürstentümer, deren Herrscher Kuratoren der Universität Jena waren.

[4]) Oehlmühle bei Jena.

[5]) Gemeint sind hier die kleinen Böller und Kanonen, welche die „Philister" zur Feier der Rückkehr „krachen" ließen.

Die Töchter der Stadt aber lagen in den Fenstern der Häuser und freuten sich sehr, daß das Volk, das aus fremden Landen kommen war, zurückkehrte in ihre Stadt.

Und die Philister folgten dem Zuge und riefen: Heute ist unserem Lande großes Heil widerfahren. Die Kinder des Herrn aber steckten ihre Schwerter in die Scheide und legten ihre Paniere nieder zum ewigen Gedächtnis in den Häusern des hohen Rats, die da heißen die Kollegien, und aßen und tranken und waren guter Dinge bis an das Ende ihrer Tage." —

Eigenart der deutſchen Geſchichte.

Von
Oberlehrer **R. Blum.**

Es ſei mir geſtattet, im Folgenden auf einige eingenartige Seiten der geſchichtlichen Entwicklung des deutſchen Volkes einzugehen. Ich beabſichtige nicht etwas Erſchöpfendes zu geben, ſondern nur einige markante Eigentümlichkeiten der deutſchen Geſchichte durch den Vergleich mit der Entwicklung andrer Völker ſchärfer zu beleuchten. Die Wiſſenſchaft der Völkerpſychologie iſt noch nicht ſo weit entwickelt, daß man mit einiger Sicherheit von einem allgemein anerkannten Volkscharakter ſprechen und aus ihm als dem gegebenen Kern die Schickſale einer Nation mit einleuchtender Notwendigkeit ableiten könnte. Dagegen läßt ſich der Einfluß der Umgebung, der räumlichen und zeitlichen Verhätniſſe auf das Leben des Einzelnen, wie die Entwicklung der Völker mit größerer Sicherheit feſtſtellen.

I.

Verſuchen wir es zunächſt die Frage zu beantworten, welchen Einfluß die Eigenart des geographiſchen Schauplatzes auf die geſchichtliche Entwicklung des deutſchen Volkes gehabt hat. Ein Vergleich mit andern Ländern Europas wird uns die Beantwortung der Frage erleichtern.

Je klarer die Natur ſelbſt die Grenzen eines Gebiets gezogen hat, je weniger der innere Zuſammenhang dieſes Gebiets durch natürliche Hinderniſſe geſtört wird, um ſo ſicherer iſt ſein dereinſtiger Zuſammenſchluß zu einem Staatengebilde im Verlauf

der Geschichte zu erwarten; und umgekehrt, je zweifelhafter die natürlichen Grenzen eines Gebiets sind, je mehr es im Innern durch Bergketten, Wüsteneien und unpassierbare Sümpfe in Einzellandschaften zerlegt wird, um so zweifelhafter erscheint das Gelingen des politischen Zusammenschlusses, um so mehr Zeit nimmt der Prozeß in Anspruch und um so unsicherer erscheint die Dauerhaftigkeit eines Erfolges. Die sichersten Grenzen haben Gebiete, die auf mehreren Seiten von inselarmen Meeresküsten umschlossen oder durch unübersteigbare Gebirge abgesperrt sind; die unsichersten Grenzen bilden weitgedehnte offene Ebenen.

Ein Blick auf die Karte Europas lehrt, daß Deutschland in dieser Beziehung hinter den meisten andern Ländern unseres Erdteils zurücksteht. Die günstigsten Vorbedingungen für den Zusammenschluß zu einem Staat und die Abwehr fremder Eindringlinge hat in Europa wohl Großbritannien, wenn man die beiden Gebirgsländer Wales und Schottland abrechnet. Seine steilen Küsten ersparen ihm noch jetzt die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. So gelingt denn schon im 9. Jahrhundert der Zusammenschluß, der nur zeitweilig von den dänischen Wikingern aufgehoben wird. Seit der normannischen Eroberung ist England nie wieder zersplittert worden; im 12. Jahrhundert beginnt die Eroberung von Wales, im 14. die Versuche, Schottland anzugliedern, die im J. 1707 endgültig von Erfolg gekrönt werden.

Kaum weniger günstig wäre die Lage der skandinavischen Halbinsel. Aber der unwegsame Gebirgsriegel der Kjölen trennt die Ost- und Westhälfte so schroff von einander, daß sich trotz gemeinsamer Abstammung diesseit und jenseit derselben Völker mit verschiedener Sprache und verschiedenem Nationalcharakter entwickelt haben. Der Versuch, sie zu einem Staatengebilde zusammenzufassen, der mehrfach, zuletzt im 19. Jahrhundert, gemacht wurde, ist vor kurzem, vielleicht für immer, gescheitert.

Von der Natur begünstigt scheinen auch die Pyrenäische und Apenninische Halbinsel: von 3 Seiten vom Meere umgeben, im Norden durch hohe Gebirge von den Nachbarländern getrennt, liegen ihre natürlichen Grenzen unverrückbar fest, und wir sollten erwarten, dort von altersher bestehende geschlossene Staaten zu finden. In der Tat drängte die geschichtliche Entwicklung der pyrenäischen Halbinsel im Laufe des Mittelalters einem solchen

Zuſammenſchluß zu, der mit der Verbindung Aragoniens und Kaſtiliens gegen Schluß des 15. Jahrhunders und der Angliederung Portugals im Jahre 1580 endgültig erreicht ſchien. Doch war dieſer Zuſtand nicht von Dauer. Der geographiſche Grund liegt offenbar darin, daß der Geſchloſſenheit der äußeren Grenzen ein Mangel an innerem Zuſammenhang gegenüberſteht: das geſamte Innere der Halbinſel iſt erfüllt von weitgedehnten öden Hochflächen. So hat ſich an der iſolierten weſtlichen Peripherie ein ſpaniſcher Dialekt zu einer ſelbſtändigen Schriftſprache, dem Portugieſiſchen, entwickeln können, wie das gleichzeitig mit dem von der plattdeutſchen Sprache abgeſplitterten Niederländiſchen geſchah. Mit der ſelbſtändigen Schriftſprache entſtand ein auf ſeine Eigenart eiferſüchtiges Nationalgefühl, das zur Sprengung der Union zwiſchen Spanien und Portugal führte. So iſt es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, die pyrenäiſche Halbinſel zu einem Staate zuſammenzuſchließen.

Mehr Erfolg hat die apenniniſche Halbinſel gehabt, aber ſpät genug iſt es zur Einigung des Landes gekommen: auch hier ſteht der Geſchloſſenheit der äußeren Grenzen jener Mangel an innerem Zuſammenhang gegenüber. Die Apenninen löſen die Halbinſel in eine Reihe mehr oder weniger iſolierter Landſchaften auf. Mit dem Einbruch der Langebarden in Italien verläuft denn auch die Geſchichte des Nordens in andere Bahnen, als die des Südens, in dem Griechen, Araber, Normannen und Spanier der Reihe nach gebieten. Erſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fließen der Norden und Süden in eine geſchichtliche Einheit zuſammen. Dies Ergebnis im Gegenſatz zu der Entwicklung der pyrenäiſchen Halbinſel wurde dadurch erleichtert, daß dank dem großen Florentiner Dante der toskaniſche Dialekt ſeit dem 14. Jahrhundert ſich die Geltung einer allitalieniſchen Schriftſprache errang und alle übrigen Dialekte aus dem Felde ſchlug. Die „divina comedia“ ſpielte in Italien dieſelbe Rolle, wie die Bibelüberſetzung Luthers in Deutſchland.

Von der Natur begünſtigt erſcheint ferner die Geſtaltung der Grenzen Frankreichs. Im Norden, Weſten und Süden vom Meere beſpült, von Spanien durch die Pyrenäen, von Italien durch die Alpen, von Deutſchland durch den Wasgenwald getrennt, ſcheint nur die nordöſtliche Grenzſtrecke unſicher und verſchiebbar.

Die Geſchichte beſtätigt uns dieſes Ergebnis. Seit den Tagen der Karolinger, beſonders ſeit der Auflöſung des burgundiſchen Reiches, iſt die franzöſiſche Oſtgrenze beſtändig hin und her verſchoben worden, im Ganzen zu Gunſten Frankreichs. Auch der innere Zuſammenhang des Landes iſt inniger als in Spanien und Italien: von der Mündung der Schelde bis zum Fuß der Pyrenäen erſtreckt ſich eine zuſammenhängende Ebene. Nur das Rhonegebiet iſt durch einen Kranz von Gebirgen von dem übrigen Frankreich getrennt und nähert ſich ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach dem nördlichen Italien. Hier beſtand ſeit den Karolingern das burgundiſche Reich, hier wurde die provençaliſche Sprache geſprochen, hier erreichte die geiſtige Kultur früh eine ſo hohe Blüte, daß Nordfrankreich dahinter zurückſtehen mußte, bis die Albigenſerkriege im Anfang des 13. Jahrhunderts dieſe ganze Kultur zertraten und der geiſtige Schwerpunkt dauernd auf den Norden verlegt wurde. In den beiden folgenden Jahrhunderten wurde dann das Rhonegebiet auch politiſch Frankreich einverleibt, die Grenze rückte bis zu den Alpen vor und der Pariſer Dialekt gewann als Schriftſprache die Oberhand über das Provençaliſche.

Unvergleichlich viel ungünſtiger iſt die Geſtaltung der Grenzen und des inneren Zuſammenhanges in dem von dem deutſchen Volke bewohnten Gebiet, ſo ungünſtig, daß nur etwa Polen und die Balkanhalbinſel ebenſo unvorteilhafte natürliche Bedingungen für die Entwicklung eines geſchloſſenen Staates aufzuweiſen haben. Nur im Norden und Süden bilden Nord- und Oſtſee einerſeits, die Alpen anderſeits unverrückbare natürliche Grenzen. Im Weſten fehlt, abgeſehen von der kurzen Strecke des Wasgenwaldes, eine ſichere Grenze gegen Frankreich, im Oſten hängt die norddeutſche Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung mit der polniſchen und weiterhin ruſſiſchen Ebene zuſammen. Nirgendwo gibt es in dieſen Gebieten eine Linie, die man mit einiger Sicherheit als die natürliche Grenze Deutſchlands bezeichnen dürfte. Die Folge iſt geweſen, daß die politiſchen und nationalen Grenzen an dieſer Stelle ſich im Lauf der Geſchichte beſtändig verſchoben haben. Im Weſten hat, wie bereits erwähnt, Frankreich davon Vorteil gezogen. Die franzöſiſche Grenze liegt heute viel weiter öſtlich, als in der Entſtehungszeit des franzöſiſchen Staates und Volkes, in den Tagen der letzten Karolinger. Ja, die Ungunſt politiſcher

Verhältniſſe hat im Bunde mit den geographiſchen dazu geführt, daß ein reindeutſcher Stamm, die Niederfranken, die Verbindung mit der Hauptmaſſe des deutſchen Volkes gelöſt, ſeinen Dialekt zu einer ſelbſtändigen Schriftſprache entwickelt und ebenſo wie die Portugieſen auf der pyrenäiſchen Halbinſel ein ſelbſtändiges Staatsweſen begründet hat, das von einer Vereinigung mit Deutſchland nichts wiſſen will. So kommt es, daß das Mündungsgebiet des größten deutſchen Stromes, des Rheins, im Beſitz eines entfremdeten Volkes und Staates iſt. — Im Oſten hat umgekehrt das deutſche Volk im letzten Jahrtauſend von dem Fehlen natürlicher Barrieren Vorteil gezogen. Während in den Tagen der Karolinger die öſtliche Grenze deutſcher Siedelungen in der norddeutſchen Tiefebene Elbe und Saale darſtellten, erreichen jetzt die vorgeſchobenſten Poſten geſchloſſener deutſcher Anſiedlungsgebiete die Mündung der Memel. Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wurde das Gebiet zwiſchen Elbe, Saale und Oder und die Oſtſeeküſte bis zur Memelmündung germaniſiert. Aber die Geſtalt der nationalen Grenze gegenüber dem politiſchen Gebiet zeigt ein zerriſſenes zufälliges Ausſehen, und niemand wird dieſer Grenze eine ebenſolche Dauerhaftigkeit zuſchreiben wollen, wie ſie beiſpielsweiſe dank den Pyrenäen die ſpaniſch-franzöſiſche Grenze beſitzt. Das Ergebnis iſt: kein Land Weſteuropas beſitzt auf ſo weite Strecken unſichere natürliche Grenzen, wie das von den Deutſchen bewohnte Gebiet.

Und zu dieſer Unſicherheit der Grenzen geſellt ſich ein Mangel an innerem Zuſammenhang, wie ihn in ſo hohem Grade in Europa nur noch die Balkanhalbinſel aufzuweiſen hat, die es ja bekanntlich auch nie zu ſtaatlichem Zuſammenſchluß gebracht hat. — Scharf ſcheiden ſich die nördliche und ſüdliche Hälfte, Tiefebene und Gebirgsland voneinander, getrennt durch jene gewaltige Kette von Gebirgen, die ſich vom Knie des Rheins bis zu den Quellen der Oder hinzieht und den Römern als Einheit erſchien, der ſie den Namen des hercyniſchen Waldes beilegten. Noch bis tief ins Mittelalter hinein waren dieſe Berge von unwegſamen Urwäldern bedeckt, ſo daß der Verkehr zwiſchen den ſüddeutſchen Stämmen und den Niederſachſen bis auf die Eroberungskriege Karls d. Gr. weniger rege war, als der Verkehr letzterer mit Dänen und Angelſachſen. Nur Karl d. Gr. iſt es zu danken, daß nicht ſchon damals

in größerem Maßſtabe geſchah, was durch die Begründung der holländiſchen Nation ſpäter in kleinerem Maßſtabe ſich vollzog: die Abtrennung eines großen Teils der Deutſchen von der Hauptmaſſe, der Zuſammenſchluß der Sachſen und Dänen zu einem fremden feindſeligen Staatsweſen, das in ſeiner politiſchen und geiſtigen Entwicklung eigene Wege gegangen wäre.

Auch die Flußſyſteme der nördlichen Tiefebene zeigen kaum einen Zuſammenhang mit dem ſüdlichen Gebirgsland. Nur der Rhein ſtellt die Verbindung her, und weiterhin die Elbe, die aus dem böhmiſchen Gebirgskeſſel herabſtrömt. Wenn irgendwo im Bereiche des locker verbundenen Gebiets zwiſchen den Alpen und dem Meere ein natürliches Zentrum nachgewieſen werden könnte, eine natürliche Verbindung zwiſchen Süden und Norden, eine Landſchaft, die von der Natur ſelbſt berufen wäre, in dieſem Teil Europas dieſelbe Rolle zu ſpielen, wie Moskowien in Rußland und Isle de France in Frankreich, — ſo müßte ſie in Böhmen geſucht werden. Aber gerade dieſes Gebiet war, noch ehe es zur Bildung eines deutſchen Staates und Volkes gekommen war, in den Stürmen der Völkerwanderung von einem zähen ſlawiſchen Völkchen beſiedelt worden, das einem engeren Zuſammenſchluß norddeutſcher und ſüddeutſcher Stämme bis heute ernſthafte Hinderniſſe entgegenſetzt: die ſparſame Gunſt der geographiſchen Bedingungen wurde durch die Ungunſt einer hiſtoriſchen Zufälligkeit ins Gegenteil verkehrt. — Die meiſten Länder Weſteuropas ſind in der glücklichen Lage, daß die Mündungen der in ihnen entſpringenden Flüſſe innerhalb der natürlichen Grenzen des Gebiets liegen. Für Süddeutſchland iſt es verhängnisvoll, daß die Lebensader des ganzen Gebiets, die Donau, im weiteren Verlauf Länder, die auf keine Weiſe in die natürlichen Grenzen Deutſchlands eingerechnet werden können, durchſtrömt und endlich in unerreichbarer Ferne mündet. Das Donauſyſtem iſt die große Ausnahme unter den Flußſyſtemen Europas, und an dieſer Ausnahme iſt nahezu ein Drittel Deutſchlands beteiligt. Die Folge davon iſt, daß der natürliche Zuſammenhang des deutſchen Gebiets noch lockerer, die zentrifugale Tendenz noch ſtärker wird. Die am mittleren Donaulaufe wohnenden Stämme ſchauten flußabwärts nach Ungarn und der Balkanhalbinſel; dort gab es Intereſſen zu verteidigen, die ihnen näher zu liegen ſchienen, als die Intereſſen ihrer nord-

deutschen Volksgenossen. Das historische Ergebnis dieser zentrifugalen Tendenz ist die Begründung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die demnach in gewissem Sinne von der Donau geschaffen worden ist, wie Ägypten vom Nil. Allerdings, zur Ausbildung einer selbständigen Schriftsprache wie in den Niederlanden ist es bei den Deutschen Österreichs nicht gekommen.

Ungeheuer ist demnach der Einfluß der geographischen Gestaltung Deutschlands auf die historische Entwicklung des deutschen Volkes. Im Mittelalter gravitierte der Süden mehr nach Italien als nach der nördlichen Tiefebene mit ihren selbständigen Flußsystemen; der Norden ging lange Zeit seine eigenen Wege. Der Verkehr erfolgte auf dem Umwege durch das Rheingebiet. Erst eine Zeit mit reicher entwickelten Verkehrsmitteln überwand das durch den hercynischen Wald gegebene Hindernis und führte Süden und Norden enger zusammen. — Dagegen gelang es nicht, die Wirkungen der Besetzung des böhmischen Gebirgskessels durch die Czechen einerseits und der donauabwärts gerichteten zentrifugalen Tendenz des deutschen Südostens anderseits aufzuheben. Ebenso wenig ließen sich die Folgen der nationalen Verselbständigung der Niederländer beseitigen. Der Mangel an innerem Zusammenhang, die ungünstige geographische Gestaltung des deutschen Gebiets haben zur Folge gehabt, daß der politische Zusammenschluß später erfolgte, als in den andern Ländern Westeuropas, ausgenommen Italien, und bis heute unvollständig geblieben ist. Niemand wird mit Bestimmtheit behaupten wollen, daß die heutige Gestalt der Grenzen des deutschen Reiches in demselben Sinne Anspruch auf unabsehbare Dauer habe, wie etwa die Gestalt der Grenzen Spaniens oder Italiens oder Frankreichs, für die höchstens unbedeutende Verschiebungen in Betracht kommen können.

II.

Die Geschichte mancher Völker läßt sich mit einem wohlgebauten Drama vergleichen, das vom ersten bis zum letzten Akt von einer einheitlichen, stetig fortschreitenden Handlung getragen wird, so daß jeder folgende Akt die in den vorhergehenden geknüpften Fäden weiterführt bis zu dem Höhepunkt, unter Umständen bis zu der Schlußkatastrophe. Unter einem ästhetischen Gesichtspunkt gesehen, gewährt die Geschichte solcher Völker ein Verstand

und Schönheitsſinn gleichermaßen befriedigendes Schauſpiel. Die Entwicklung der Handlung erfolgt von innen heraus, ohne dem Zufall eine entſcheidende Rolle zu gönnen, die angeſchlagenen Töne finden Zeit, vollſtändig auszuklingen. Der Einheit der Handlung entſpricht die Einheit des Orts.

Einen ſolchen Aufbau zeigt z. B. die Geſchichte des römiſchen Volkes. Die Entwicklung der Verfaſſung, das Wachstum der Grenzen, die Umbildung des Stadtſtaats zum Weltreich vollzieht ſich mit unaufhaltſamer logiſcher Konſequenz. Auf den Sturz der Monarchie folgt die Adelsherrſchaft, auf den Kampf der Stände der Ausgleich der politiſchen Rechte und die Periode der großen Eroberungen unter der Leitung der vermögenden Geſchlechter patriziſcher wie plebejiſcher Herkunft. Das gewaltige Wachstum des Staates führt zur Bereicherung und Korruption des neuentſtandenen Amtsadels, zur Verarmung des Bauernſtandes infolge der unaufhörlichen, in fremden Ländern zu führenden Kriege. Die patriotiſch geſinnte Nobilität der puniſchen Kriege bildet ſich zu der egoiſtiſchen, korrumpierten Optimatenpartei der jugurthiniſchen und ſullaniſchen Zeiten um. Der ehrenfeſte Bauernſtand der guten alten Zeit erliegt wirtſchaftlich den militäriſchen Anforderungen und der Konkurrenz der von Sklaven bewirtſchafteten Latifundien; er wird zum käuflichen Proletariat. Mit innerer Notwendigkeit tritt damit an die Stelle der bisher maßgebenden beiden Faktoren, des Senats und der Volksverſammlung, ein neuer dritter Faktor: das dem ſiegreichen Feldherrn ergebene Söldnerheer. An die Stelle der Republik tritt die Militärmonarchie, die Verfaſſung des Stadtſtaats bildet ſich um zur Verfaſſung des Weltreichs. Nicht mehr die Intereſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung Roms ſind maßgebend. Der Imperator ſtützt ſich auf das Heer und die Sympathien, die ihm die gute Verwaltung der Provinzen ſichert. Immer weiter ſchreitet die Verſchmelzung der Provinzialbevölkerung mit den Römern fort, immer weiter breitet ſich die Romaniſierung aus. Der Höhepunkt der römiſchen Geſchichte wird im 2. Jahrhundert nach Chriſto erreicht. Aber der Höhepunkt birgt zugleich den Keim des Verfalls in ſich. Mit der weiterſchreitenden Vermiſchung mit den unterworfenen Völkern erfolgt nicht nur eine weitere Verbreitung, ſondern auch eine fortſchreitende Verflachung und Barbariſierung der Kultur. Der Rückgang des

geistigen Lebens, die Abnahme der militärischen Tüchtigkeit, die Erschlaffung der patriotischen Impulse führten dann dazu, daß das römische Reich unter den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrach.

Wir sehen, die römische Geschichte gleicht einem kunstvoll in Akte gegliederten Drama, das mit innerer Konsequenz dem Höhepunkt und der Schlußkatastrophe zudrängt. Die Geschichte anderer Völker gleicht einem weniger kunstvoll gebauten Drama, in dem die Einheit der Handlung und des Orts nicht gewahrt ist, in dem begonnene Entwicklungen jäh unterbrochen, in jeder Szene neue Motive aufgenommen und später fallen gelassen werden, in dem ein oft wiederholter Ortswechsel neue Personen mit neuen Zielen auf die Bühne bringt. Wohl kann diese oder jene Szene ein geschlossenes, ästhetisch befriedigendes Bild enthalten, aber einen harmonischen Gesamteindruck hinterläßt ein derartiges Drama nicht. Zu dieser Art von Dramen gehört auch, um es gleich vorweg zu nehmen, die Geschichte des deutschen Volkes, wenn man die letzten 1000 Jahre ins Auge faßt. Ganz anders allerdings wird unser Urteil ausfallen, wenn wir uns auf die Geschichte der letzten 250 Jahre beschränken. Denn erst mit dem Aufsteigen Preußen-Brandenburgs kommt die Einheitlichkeit und der stetige Fortschritt in die deutsche Geschichte, den wir in der römischen Geschichte bewundern, und der der englischen Geschichte der letzten 1000 Jahre ihren unvergleichlichen Reiz verleiht.

Gestatten Sie mir, dies Urteil näher zu begründen.

Im 9. Jahrhundert löste sich aus dem Schoß des karolingischen Weltreichs das heutige Deutschland. Eine deutsche Nation gab es damals noch nicht. Die 4 großen Stämme der Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern lebten ohne nähere Verbindung mit einander, ohne das Bewußtsein, einem gemeinsamen Volke anzugehören, jeder Stamm mit eigener Sprache, eigener Sitte, eigenem Recht. Erst die späteren Heerfahrten nach Italien ließen das Gefühl der Gemeinsamkeit und Verwandtschaft aus dem Gegensatz zu den Wälschen emporwachsen. Erst im 10. Jahrhundert entstand der Name der Deutschen. Der führende Stamm waren im karolingischen Reich die Franken gewesen. Aber im Anfang des 10. Jahrhunderts kam mit Heinrich I. die Führung an die Sachsen, eine vom nationaldeutschen Standpunkt aus günstige Wendung, da die

wichtigſte Aufgabe des eingeengten jungen Staats, wenn man die Dinge unter dem landläufigen Geſichtspunkt der Machtpolitik betrachtet, die Ausdehnung nach Oſten auf Koſten der Elbſlaven war, zu deren Löſung die Sachſen die berufenſten waren. Doch die Dynaſtie war kurzlebig, die Germaniſierung des Oſtens geriet nach verheißungsvollem Anfang ins Stocken, der Urenkel Heinrichs I., Otto III., ſtirbt ſeiner Heimat entfremdet, die Sachſen als Barbaren verachtend, im fernen Italien. Der hiſtoriſche Schwerpunkt wird mit der Wahl Heinrichs II. von Baiern nach Süddeutſchland verlegt. Sachſen löſt ſich ſeitdem mehr und mehr vom übrigen Deutſchland und geht eigene Wege. Mit den ſaliſchen Kaiſern kommt die Führung wieder an den Stamm der Franken. Heinrich der III. ſtellt die Grenzen der deutſchen Oſtmark im Kampf mit den Ungarn endgültig feſt. Seine Nachfolger reiben ihre Kräfte im Kampf mit dem Papſttum auf. Als der Friede notdürftig wiederhergeſtellt iſt, ſtirbt mit Heinrich V. die Dynaſtie aus. Noch einmal kommt mit der Wahl Lothars die Führung an die Sachſen. Damals beginnt der zweite große Vorſtoß gegen den ſlaviſchen Oſten. Durch die Vermählung ſeiner Tochter mit dem welfiſchen Baiernherzog bereitet Lothar die engere Verbindung der beiden durch ihre koloniſatoriſchen Aufgaben im Nordoſten und Südoſten wichtigſten deutſchen Stämme, der Sachſen und Baiern, vor. Aber die Wahl des Hohenſtaufen Konrad wirft das ganze Werk wieder über den Haufen. Zwar die Sachſen ſetzen auf eigene Hand unter der Führung Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und der Wettiner ihre koloniſatoriſche Tätigkeit fort. Aber der hiſtoriſche Schwerpunkt Deutſchlands wandert wieder nach dem Süden, nach Schwaben, dem die italieniſchen Verhältniſſe weit näher lagen als der Kampf mit den Slaven. Die Zertrümmerung der Macht Heinrichs des Löwen durch Barbaroſſa im Jahre 1180 war vom Standpunkt der nationalen Intereſſen aus ein Nachteil. Wohl ſchritt auch nach der Kataſtrophe im 13. Jahrhundert, während die letzten Hohenſtaufen mehr und mehr Italiener wurden, der deutſche Einfluß nach Oſten fort: der deutſche Orden beſetzte und koloniſierte das Gebiet der Weichſelmündung und übernahm das Erbe der Schwertbrüder an der Düna. Aber nur mit Mühe wurden Konkurrenten wie die Dänen abgewehrt. Sachſen löſte ſich nach dem Sturze des Löwen in kleinere Territorien auf, die zu

einer einheitlichen Aktion unfähig waren. Dasselbe geschah gleichzeitig mit der Entfremdung und dem Sturz der Hohenstaufen in Schwaben und Franken.

Der historische Schwerpunkt Deutschlands wanderte im 13. Jahrhundert nach dem Osten in die Kolonisationsgebiete. In den nächsten 100 Jahren ringen die Habsburger von Österreich, die Wittelsbacher von Baiern, die Luxemburger in dem halbslavischen Böhmen um die Führung in Deutschland. Daneben spielt der deutsche Orden unter Winrich von Kniprode und der Hansabund unter Führung von Lübeck eine große Rolle, während im Westen der Rhein zur sogenannten „Pfaffengasse" wird und am Fuß der Alpen der Schweizer Bund sich langsam vom übrigen Deutschland löst. Die Luxemburger von Böhmen sind es dann, die Deutschland den Rücken kehren und ihre Blicke nach Südosten donauabwärts zu richten beginnen. Bis auf die Gegenwart dauernden territorialen Gewinn haben sie Deutschland nur durch die Angliederung Schlesiens geschaffen.

Die Erben ihrer Politik werden im 15. Jahrhundert die Habsburger, die nach mancherlei Mißerfolgen im 16. Jahrhundert Böhmen und zum Teil Ungarn endgültig gewinnen und damit den Grund zu der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der heutigen Entfremdung des deutschen Südostens legen. Noch im 15. Jahrhundert gewinnen sie aus dem burgundischen Erbe die sogenannten „17 Provinzen", das alte Gebiet der Nordfranken, um im folgenden Jahrhundert durch Preisgabe an Spanien auch deren Entfremdung dem übrigen Deutschland gegenüber vorzubereiten.

Während so im 15. und 16. Jahrhundert das Haus Habsburg glanzvoll emporsteigt, doch nicht zum Heile der politischen Macht Deutschlands, gewinnen im Nordosten 2 Staaten auf altem Kolonisationsgebiet, Kursachsen unter den Wettinern und Brandenburg unter den Hozenzollern, eine bescheidenere Bedeutung, während der Orden durch die aufsteigende litauisch-polnische Macht und die Hansa durch das Aufblühen der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und endlich Englands lahm gelegt werden. Holstein kommt zum Schaden der Hansa im 15. Jahrhundert in dänische Hände. Das baltische Kolonisationsgebiet verliert im 16. Jahrhundert jeden Zusammenhang mit dem Reich.

Kursachsen wird im 16. Jahrhundert der Hort der Reformation gegenüber dem Hause Habsburg, Baiern im Beginn des 17. Jahrhunderts durch Maximilian die Burg der Gegenreformation.

Ein wichtiges Ergebnis von dauernder Bedeutung für den politischen Zusammenschluß Deutschlands hat die 400jährige verlustreiche und unstete Periode vom Sturz der Hohenstaufen bis zum Westfälischen Frieden gehabt: sie schenkte Deutschland eine allgemein anerkannte Schriftsprache. In den Tagen der Hohenstaufen dominierte der bairisch-österreichische Dialekt. Die Anfänge unserer heutigen Schriftsprache führen auf den Sprachgebrauch der kaiserlich-luxemburgisch-böhmischen Kanzlei zurück. Von Luther aufgenommen und bereichert, wurde diese Sprache durch die Bibelübersetzung die allgemein anerkannte Schriftsprache. Die sprachliche Einigung erleichtert die staatliche. Eine Tatsache, wie die Ausbildung des niederfränkischen Dialekts zur selbständigen Schriftsprache, die eine politische Angliederung der Niederlande fast ausgeschlossen erscheinen läßt, ist seit dem endgültigen Siege der Sprache Luthers wohl unmöglich geworden.

Der große 30jährige Krieg endlich räumt mit der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit der bisherigen geschichtlichen Entwicklung auf und schafft die Situation, aus der sich in unaufhaltsamer Entwicklung die gegenwärtige politische Gestaltung Deutschlands ergeben hat. Österreichs Ansprüche auf unumschränkten Einfluß in Deutschland werden zurückgewiesen, seine Anteilnahme an den deutschen Angelegenheiten wird geringer, der Elsaß wird ohne erheblichen Widerstand Frankreich überlassen. Die Siege Prinz Eugens verlegen den Schwerpunkt seiner Interessen endgültig nach dem Osten. Baiern beginnt seine einflußreiche Stellung infolge der fortschreitenden Konsolidierung Österreichs einzubüßen und sucht zeitweilig — ohne Erfolg — an Frankreich eine Stütze zu gewinnen. Den größten Gewinn im Westfälischen Frieden heimst dagegen unter den deutschen Territorialfürsten der große Kurfürst ein, nachdem Branddenburg durch die Angliederung Preußens den entscheidenden Vorsprung vor dem Nachbarn Kursachsen gewonnen hat. Die Siege über Polen und Schweden, die Schlachten von Warschau und Fehrbellin lenken die Aufmerksamkeit Europas auf den kleinen Staat und stärken ihn soweit, daß auch die Bildung eines neuen

Staats an seiner Westgrenze, des Kurfürstentums Hannover, trotz dessen Verbindung mit England seit Anfang des 18. Jahrhunderts, sein Wachstum nicht gefährden kann. Ebenso ungefährlich bleibt die Verbindung Kursachsens mit dem zerrütteten Polen. Der Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich I., erhält den Königstitel, dessen Sohn Friedrich Wilhelm schafft den mustergültigen Beamtenstand, auf dem Preußens Größe beruht. Friedrich d. Gr. bringt dann die Entscheidung. Die Eroberung und Behauptung Schlesiens im Kampf mit halb Europa stellt Preußen den Großmächten ebenbürtig an die Seite, macht es zum gefährlichen Rivalen Österreichs in Deutschland und gibt ihm einen nie mehr einzuholenden Vorsprung gegenüber seinen Nachbarn, Kursachsen und Kurhannover. Rußland muß es sich gefallen lassen, daß Preußen sich an der Teilung Polens beteiligt.

Die Kriege Napoleons zertrümmern das alte Reich, Österreich verzichtet auf die deutsche Kaiserkrone, aber auch für Preußen scheint ein Rückschlag einzutreten: es verliert seine polnischen und westelbischen Erwerbungen, während Baiern, Württemberg und Kursachsen, von Napoleon begünstigt, gewaltig an Umfang zunehmen, besonders auf Kosten der geistlichen Fürstentümer, und mit dem Königstitel ausgestattet werden. Doch die „Freiheitskriege" stellen Preußen in erweitertem Umfange wieder her, nur daß es zum Heile der nationalen Ausgestaltung Deutschlands seine rein polnischen Erwerbungen mit Warschau an Rußland überlassen muß; der deutsche Bund wird wiederhergestellt, doch ohne die frühere unerhörte Zersplitterung: die geistlichen Fürstentümer bleiben beseitigt, Baiern, Württemberg, Baden u. a. behalten ihren erreichten Umfang. Österreich und Preußen teilen sich in die Hegemonie, ein Zustand, der mit Notwendigkeit zum Zusammenstoß führen mußte, wie seiner Zeit der Dualismus der Hegemonie in Hellas. Die Siege von 1866 zwangen Österreich, aus dem deutschen Bunde auszuscheiden und damit eine schon im 14. Jahrhundert begonnene Entwicklung abzuschließen. Der norddeutsche Bund unter Führung des durch Angliederung Hannovers und einiger kleinerer Staaten erweiterten Preußens wurde begründet und durch den Anschluß Süddeutschlands während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zum deutschen Reich umgestaltet. Schon 1864 wurde Schleswig den Dänen, 1871 Elsaß-Lothringen den Franzosen ab-

genommen. Von ursprünglich zum deutschen Reich gehörigen, von einer kompakten deutschen Bevölkerung bewohnten Gebieten liegen also nur Holland, Nordbelgien, die östliche Schweiz und Deutsch-Österreich außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches. In den 80er Jahren endlich begann Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik, es erwarb Kolonien in Afrika und Australien und Hafenplätze in Ost-Asien, um seiner gewaltig anwachsenden Bevölkerung überseeische Absatzgebiete und neue Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen.

Sie sehen aus dieser Übersicht, daß erst seit 250 Jahren der einheitliche und stetige Zug in die deutsche Geschichte kommt, den die Geschichte Englands seit dem Zusammenschluß der angelsächsischen Königreiche, die Geschichte Frankreichs seit den ersten Kapetingern, die Geschichte Rußlands seit dem Emporkommen Moskaus zeigt. Was dahinter zurückliegt, ist eine unerquickliche, ästhetisch unbefriedigende Aufeinanderfolge von mißlungenen Anläufen, die der deutschen Geschichte mit Recht den Vorwurf der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit eingetragen haben. So spricht Hebbel von der Ergebnislosigkeit der älteren deutschen Geschichte. Nur etwa die griechische Geschichte kennt einen annähernd so häufigen Wechsel des historischen Schwerpunkts. Wie dieser sich in Deutschland von Sachsen nach Franken, von da nach Schwaben und endlich in die östlichen Kolonisationsgebiete verschiebt, um nach dem 30jährigen Kriege sich in Brandenburg zu fixieren, so schiebt er sich in Hellas von Sparta nach Athen und wieder zurück, von da nach Theben, nach Phokis und endlich nach Makedonien. Nicht umsonst ist Preußen Deutschlands Makedonien genannt worden. Die Parallele ist allzu verlockend. Und so wie man mit Makedonien eine neue Geschichtsepoche beginnen läßt, obgleich es die hellenische Kultur übernahm, so darf man auch mit dem großen Kurfürsten eine neue Epoche der deutschen Geschichte beginnen lassen und behaupten, daß die Geschichte des deutschen Volkes jünger ist, als die seiner westlichen Nachbarvölker, ja selbst die Rußlands.

III.

Höchst eigenartig, ohne Parallele im übrigen Europa, ist ferner der bundesstaatliche Charakter der deutschen Verfassung, die Vereinigung einer ganzen Reihe fürstlicher und städtischer Terri-

torien zu einem Gesamtstaat unter der Führung des Mächtigsten unter ihnen. Wie ist es gekommen, daß diese Reste des Mittelalters, diese Erinnerungen an den Lehnsstaat, in Deutschland erhalten blieben, während sie in Frankreich, dem typischen Feudalstaat des eigentlichen Mittelalters, bis auf den letzten Rest geschwunden sind? Sind doch beide Staaten aus derselben Wurzel, dem karolingischen Reich, emporgewachsen, und zu wie verschiedenen Ergebnissen hat die bisherige innere politische Entwicklung geführt!

Das wichtigste Merkmal des modernen Staats ist ein zahlreiches besoldetes, nicht erbliches Beamtentum, das die Befehle seiner Auftraggeber, mag es nun ein Monarch oder ein Parlament sein, prompt ausführt. Erst durch das besoldete Beamtentum ist der Staat ein ebenso wichtiger Faktor für die Gestaltung des Lebens geworden, wie die Wirtschaftsformen, die Religion und Sitte, endlich seit einigen Jahrhunderten auch die Wissenschaft und Kunst. In einem naturalwirtschaftlichen Zeitalter aber ist ein besoldetes Beamtentum unmöglich, und weder das karolingische Reich, noch die aus ihm hervorgegangenen Staaten haben ein solches Beamtentum besessen. Die Beamten konnten nur mit Landbesitz besoldet werden, der stets die Tendenz zeigt, erblich zu werden. Die Erblichkeit des Landbesitzes aber zieht die Erblichkeit der Ämter nach sich; — so entsteht der Lehnsstaat. Er war in Frankreich vom 10. bis zum 13. Jahrhundert noch weit schroffer entwickelt, als in Deutschland. Dennoch ist es den französischen Königen gelungen, durch eine kluge Hauspolitik und umsichtige Ausnutzung der seit dem 13. Jahrhundert beginnenden Geldwirtschaft ihn nach und nach zu beseitigen und an seine Stelle den modernen Beamtenstaat zu setzen. Von den deutschen Königen ist diese Aufgabe entweder überhaupt nicht begriffen oder zu spät in Angriff genommen worden.

Allerdings ist der Erfolg der französischen Könige mindestens in ebenso hohem Grade der Langlebigkeit ihrer Dynastien zuzuschreiben, wie ihrer Umsicht. Während bei der Kurzlebigkeit der deutschen Königsgeschlechter der Nachfolger immer damit beginnen mußte, das ihn bedrohende Werk seines Vorgängers zu zerstören.

Als die sächsischen Könige die Festigung des deutschen Reiches in Angriff nahmen, versuchten sie es vergeblich oder doch nur mit

halbem Erfolge, der Erblichkeit der höchsten Ämter, des Herzogs- und des Grafenamts, entgegenzutreten. So kam Otto d. Gr. auf den Gedanken, als Gegengewicht gegen den Laienadel die Geistlichkeit, bei der die Gefahr der Erblichkeit ausgeschlossen war, mit Amtsbefugnissen und Verwaltungsbezirken auszustatten. Er legte damit den Grund zu den späteren geistlichen Fürstentümern. Aus den Kreisen der Geistlichkeit gingen von nun an die höchsten Reichsbeamten hervor. Vorbedingung der günstigen Wirkung einer solchen Verfassung war selbstverständlich, daß die Besetzung der geistlichen Ämter ganz in den Händen des Königs lag, und daß der König einen gewissen Einfluß auf die Päpste, die seit Bonifacius als Häupter auch der deutschen Kirche galten, ausübte. Das führte Otto nach Italien, und damit begannen die Romfahrten der deutschen Könige, die anfänglich um deutscher innerpolitischer Zwecke willen unternommen wurden, später aber die Aufmerksamkeit der Könige mehr und mehr von den Aufgaben in Deutschland selbst ablenkten. Schon Otto des Gr. Enkel, Otto III., ist dieser Versuchung erlegen.

Etwa ein Jahrhundert hat die Ottonische Verfassung, im Ganzen zum Heile Deutschlands, bestanden; dann erwies es sich, daß sie schwere innere Gefahren in sich barg. Der Kampf mit dem Papsttum begann. Deutschlands Unglück wollte es, daß in dem gefährlichsten Moment, als Kardinal Hildebrand mit seinen Forderungen hervortrat, ein unmündiger Knabe auf dem Throne saß. Das Papsttum gewann einen Vorsprung, der nicht mehr einzuholen war. Jeder Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles hörte seit der Kreierung des Kardinalkollegiums auf; ein bescheidener Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Ämter in Deutschland wurde in dem Wormser Konkordat mit Mühe gerettet. Die Macht, mit der Otto d. Gr. im Interesse des Reiches die deutsche Kirche ausgestattet hatte, schlug nun zu dessen Nachteil aus. Und während des 50jährigen Kampfes war auch die Macht des weltlichen hohen Beamtenadels gegenüber dem Königtum so gewachsen, daß sie bereits den Charakter einer erblichen Landesfürstengewalt gewonnen hatte.

Die Hohenstaufen beschränkten sich auf Schwaben und Franken, überließen fast den ganzen Rest Deutschlands den mächtigsten der Laienfürsten, den Welfen, um in Italien, das ihnen näher lag,

freie Hand zu haben, und suchten eine Stütze an dem während des Investiturstreits und der ersten Kreuzzüge emporgekommenen niederen Adel, dem sogenannten Rittertum, zu gewinnen. Es ist bewunderungswürdig, wie viel sie mit so unsicheren Mittel zu erreichen, welche Rolle sie in der internationalen Politik zu spielen wußten. Deutschland haben sie nicht genützt, sondern geschadet. Sie benteten Deutschlands Kräfte für die Ziele ihrer italienischen Politik aus. Die nationalen Aufgaben besorgten ihre Gegner, die Welfen. Und als der Versuch, den inneren Frieden aufrecht zu erhalten, scheiterte und mit der Zertrümmerung der welfischen Machtstellung endete, da bedeutete dies Ergebnis nach außen hin keinen Gewinn für Deutschlands Wachstum in östlicher Richtung, nach innen keinen Gewinn mehr für die Macht der deutschen Könige, die ihre italienische Politik der Heimat allzu sehr entfremdet hatte; und so wurde durch den Sturz des Löwen das dem Laienadel günstige Ergebnis des Investiturstreits nur verstärkt; nur daß an die Stelle der großen Stammesherzogtümer Territorien von mittlerer Größe traten, so daß in Deutschland schließlich überhaupt niemand mehr eine imponierende Machtstellung besaß. Vielleicht, daß Heinrich VI. sich mit Erfolg der Entwicklung der Dinge entgegengestemmt hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Doch ein Versuch, das Wahlrecht zu beseitigen und die Erblichkeit der Kaiserwürde durchzuführen, scheiterte. Und nach seinem Tode brach jener verhängnisvolle Bürgerkrieg zwischen Hohenstaufen und Welfen aus, den Papst Innocenz III. benutzte, um den Verzicht selbst auf das Wormser Konkordat zu erlangen. Friedrich II. endlich, nur den italienischen Verhältnissen zugewandt, erkannte die seit dem Investiturstreit in Deutschland erfolgte Umwandlung der geistlichen und weltlichen Reichsbeamten in Landesfürsten mit eigenem Münz-, Befestigungs- und Gesetzgebungsrecht offiziell an und gab ihnen die Hauptquelle der königlichen Einkünfte, die Zölle, preis. Und das zu einer Zeit, wo der durch die Kreuzzüge bewirkte Aufschwung des Handels, das Wachstum der Städte, die beginnende Geldwirtschaft den allmählichen Ersatz des erblichen Lehnsbeamtentums durch ein modernes, besoldetes Beamtentum ermöglicht hätten. Die neue Geldwirtschaft ist nicht mehr dem Königtum im Kampfe mit den großen Vasallen, sondern diesen im Kampfe mit ihren Aftervasallen zugute gekommen.

Anders verlief, wie schon gesagt, die Entwicklung in Frankreich, wo die Könige bescheiden Hauspolitik trieben, sich nicht durch italienische Ziele ablenken ließen, die Kirche nicht mit so großen Machtbefugnissen ausstatteten, daß der Verlust der Investitur den Bankrott der Zentralgewalt herbeiführen mußte, die beginnende Geldwirtschaft umsichtig für staatliche Zwecke auszunutzen wußten und so den Grund zur Vernichtung des Lehnswesens und zur vollständigen Einigung Frankreichs legten.

Das Ergebnis der inneren Entwicklung von den sächsischen Kaisern bis auf Friedrich II. ist in Deutschland nie wieder vollständig erschüttert worden. Aus dem Kreise der Landesfürsten sonderte sich ein bevorzugter Kreis, das Kurfürstenkollegium, aus. Die Versuche Maximilians, die Zentralgewalt zu stärken, die fürstliche Gewalt einzuschränken, scheiterten, ebenso die Karls V. und Ferdinands II. Die Reformation trug dadurch, daß sie auch die kirchlichen Verhältnisse der Willkür der Landesherren auslieferte, nur zur Stärkung der fürstlichen Gewalt bei. Der westfälische Friede gestand den Landesfürsten sogar das Recht des Bündnisses mit fremden Staaten offiziell zu. Das „deutsche Reich" war ein leerer Begriff, die Bezeichnung eines lockeren Staatenbundes geworden. Die Napoleonische Zeit brachte den Zusammenbruch der schwerfälligen Maschinerie, die Beseitigung der geistlichen Fürstentümer, die Verminderung der Zahl der Kleinstaaten und das Wachstum der größeren auf deren Kosten. Aber diese erhaltenen Reste des Mittelalters erwiesen sich als so lebenskräftig, daß die Begründung des neuen deutschen Reiches nicht in den Formen des zentralisierten Staats, sondern nur in den Formen eines Bundesstaats erfolgen konnte. Schon die Beseitigung Hannovers erregte solche Unzufriedenheit, daß die deutsche Regierung noch jetzt mit ihr zu rechnen gezwungen ist. Wenn nicht ein neuer Sturm über Europa hinbraust, wird die deutsche Kleinstaaterei als Rest des mittelalterlichen Lehnstaats wohl noch langen Bestand haben.

IV.

Die herrschende politische Weltanschauung eines Volkes ist das Ergebnis seiner geschichtlichen Erfahrungen. Ein Volk, das seine größten Erfolge Massenbewegungen verdankt, in dem die Erinnerung lebendig ist, daß die Gestaltung seiner äußeren und

inneren politiſchen Lage das Ergebnis der Tatkraft nicht einzelner hervorragender Männer, ſondern breiter Schichten des Volkes iſt, pflegt eine demokratiſche Weltanſchauung zu haben. Umgekehrt ein Volk, das unter dem Eindruck ſteht, daß Maſſenbewegungen nicht zum Ziele führten, daß die wichtigſten Ziele ſeiner Politik von einzelnen hervorragenden Männern auf Wegen erreicht wurden, die anfänglich das Mißtrauen der öffentlichen Meinung erregten, pflegt eine ariſtokratiſche Weltanſchauung zu haben.

Eine ausgeſprochen demokratiſche Weltanſchauung haben die Bürger der nordamerikaniſchen Union. Kein Wunder, denn die größten Erfolge der Union, die Befreiung der Kolonien von dem Joche Englands, die Niederkämpfung der Sklavenſtaaten des Südens waren das Ergebnis von Maſſenbewegungen, denen gegenüber ſelbſt hervorragende einzelne Männer, wie Waſhington und Linkoln, eine beſcheidene Rolle ſpielten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß das Ergebnis ein völlig abweichendes geweſen wäre, wenn die Tatkraft dieſer Männer nicht in die Entwicklung der Dinge eingegriffen hätte.

Ebenſo iſt die politiſche Weltanſchauung der Engländer demokratiſch. Schon die Vernichtung der ſpaniſchen Armada von 1588 war eher der patriotiſchen Begeiſterung des ganzen Volkes, das auf eigene Hand den Kleinkrieg zur See führte, als der überlegenen Leitung der Regierung zu verdanken. Die rieſigen engliſchen Kolonien, auf denen die wirtſchaftliche Größe Englands beruht, ſind von privaten Handelskompagnien ohne maßgebende Mitwirkung der Regierung erworben worden. Die beiden erfolgreichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts, denen England ſeine parlamentariſche Regierung verdankt, ſind Bewegungen breiteſter Volksſchichten geweſen. In England zuerſt beginnen Maſſenmeetings und Maſſenpetitionen den Gang der Politik zu beeinfluſſen. Und ebenſo iſt die Parlamentsreform von 1832 durch eine Bewegung, die das ganze Volk ergriff, erzwungen worden. Nirgendwo in Europa wird die ſogenannte öffentliche Meinung mit ſolchem Reſpekt behandelt, wie in England. In einem Kampfe zwiſchen den regierenden Klaſſen und der öffentlichen Meinung ſteht der Engländer von vornherein auf der Seite der Maſſen. Der Engländer iſt ſich bewußt, daß ſein Vaterland ſeine ungeheuren Erfolge der unermüdlichen Tatkraft des ganzen Volkes verdankt

und betrachtet jede monokratische oder aristokratische Bevormundung mit Mißtrauen und Widerwillen.

Ähnlich war die Stimmung in Athen nach den Siegen über die Perser. Perikles feierte in seinen Reden, Sophokles in seinen Dramen, Herodot in seiner Geschichte die demokratischen Ideen der Freiheit und Gleichheit. Erst die Mißerfolge des peloponesischen Krieges bringen den Rückschlag, der schon bei Thukydides seinen Ausdruck findet, bis er bei Plato in der Erklärung gipfelt, die demokratische Verfassung sei die schlechteste aller Verfassungen.

Wie verhält es sich nun damit in der deutschen Geschichte? Verdankt das deutsche Volk seine größten Erfolge imposanten Massenbewegungen, wie wir sie in England finden, oder der Leitung und Bevormundung einzelner im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung handelnder hervorragender Männer?

Die Antwort kann nicht schwer sein: Zweimal im Lauf der Geschichte ist das deutsche Volk von einer gewaltigen Massenbewegung ergriffen worden. Das erste Mal im 16. Jahrhundert, als es sich um die kirchliche und soziale Reform und die Befreiung von Rom handelte; das zweite Mal im 19. Jahrhundert, als es die politische Einigung erreichen wollte. Beide Male sind die Massenbewegungen kläglich gescheitert; die Ziele sind zum Teil wohl erreicht worden, aber auf Wegen, auf denen die öffentliche Meinung sie nicht suchte, von Männern, die vor der Klarstellung des Ergebnisses von ihr mit erbittertem Haß verfolgt wurden. Ich will versuchen, das kurz zu begründen.

Die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts war nicht eine ausschließlich religiöse, sondern auch eine politische, insofern sie ein starkes Kaisertum herbeisehnte, und eine soziale, insofern sie die Bauernbefreiung und demokratische Reform der Städteverfassung sich zum Ziele setzte. Gerade dadurch gewann sie den Charakter einer Massenbewegung. Das von den gebildeten Führern der Bauernbewegung aufgestellte Programm umfaßte nicht nur religiöse, sondern auch politische und soziale Forderungen, deren Erfüllung erst das 19. Jahrhundert gebracht hat. An der Unreife und Maßlosigkeit der Massen scheiterte das seinen Zielen nach großartige Unternehmen. Die politische und soziale Bewegung sahen sich zum Stillstande verurteilt, die religiöse Bewegung geriet unter die Bevormundung der Fürsten unter wachsender Teilnahm-

loſigkeit der breiteren Volksſchichten. Der ſchmalkaldiſche Krieg ſchien auch ſie mit der Ausrottung und Rückkehr zu Rom zu bedrohen. Da rettete der „Judas von Meißen", der Verräter Moritz von Sachſen, wenigſtens die Reſte des Proteſtantismus durch ſeinen erneuten Verrat an dem Kaiſer. — Das klägliche Ergebnis der ſtolzen Bewegung, zu deren Beginn Hutten ausgerufen hatte, es ſei eine Luſt zu leben, war der Ausgsburger Religionsfriede mit dem famoſen Grundſatz „cujus regio, ejus religio". Es kam dazu, daß ein katholiſcher und proteſtantiſcher Fürſt um den Glauben ihrer Untertanen eine Parte Schach ſpielten. Nur eine vollſtändige Erſchlaffung und Teilnahmloſigkeit des Volkes macht ein derartiges Ergebnis faßlich. Damals ſoll ſich der gegen ſogenannte Höherſtehende kriechende, unterwürfige Charakterzug ausgebildet haben, der dem Engländer z. B. an dem Deutſchen auffällt.

Einen weit erfreulicheren, wenn auch in den Grundzügen ähnlichen Verlauf nahm die zweite große Bewegung, die das geſamte deutſche Volk ergriff: die Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts. Die Not der napoleoniſchen Zeit weckte das Nationalgefühl, die Freiheitskriege wurden in der Hoffnung geführt, der Preis werde ein ſtarkes geeintes Deutſchland ſein. Die Enttäuſchung führte zu einem ſtarken Anwachſen der demokratiſchen, fürſtenfeindlichen Bewegung, die in der Revolution von 1848 zum Ausbruch kam. Wie ſeiner Zeit die Bauernbewegung von 1525, ſo ſcheiterte der Verſuch, mit demokratiſchen Mitteln ein einiges Deutſchland aufzubauen, an der politiſchen Unreife nicht nur des Volks im engeren Sinne, ſondern auch der Gebildeten. Friedrich Wilhelm IV. wies die ihm von dem Frankfurter Parlament angebotene Kaiſerkrone zurück, da ſie nach Revolution rieche. Was der Volksbewegung nicht gelungen war, das gelang dem verhaßten Junker Bismarck, den die öffentliche Meinung mit einer Erbitterung ohne Gleichen verfolgte. Als man dann zur Beſinnung kam, war das Ergebnis ein tiefes Mißtrauen gegen demokratiſche Bewegungen überhaupt, eine Befeſtigung der monarchiſch-ariſtokratiſchen Weltanſchauung, die trotz aller Proteſte gegen Byzantinismus heutzutage noch als die herrſchende in Deutſchland angeſehen werden kann. Auch Bismarck rief ja nach der Kunde von dem Siege bei Sedan aus: „Jetzt iſt die Herrſchaft der monarchiſchen Weltanſchauung für die nächſten 100 Jahre in Deutſchland geſichert!"

V.

In meinen Ausführungen habe ich verſucht nachzuweiſen, einen wie großen Einfluß die geographiſche Beſchaffenheit Deutſchlands auf die Geſtaltung ſeiner Grenzen, den Zeitpunkt ſeines politiſchen Zuſammenſchluſſes und die Stetigkeit ſeiner Entwicklung gehabt hat. Ich verſuchte weiterhin nachzuweiſen, wie die heutige Verfaſſung Deutſchlands durch Vorgänge des frühen Mittelalters und die politiſche Weltanſchauung des deutſchen Volkes durch Erfahrungen der letzten Jahrhunderte mitbeſtimmt iſt. Das Ergebnis der Beſchäftigung mit geſchichtlichen Studien iſt die Erkenntnis, in wie hohem Grade die Gegenwart von der Vergangenheit beeinflußt und wie unfertig ſie in vielen Beziehungen noch iſt. — Πάντα ῥεῖ ſagt der alte joniſche Philoſoph Herakleitos, das heißt „Alles fließt“.*

*) Ohne allem in dem obigen Artikel Geſagten beiſtimmen zu können, glauben wir doch, daß um des vielen Anregenden willen, das darin enthalten iſt, unſeren Leſern dieſe Gedankenreihe willkommen ſein wird.

Die Red. der „Balt. Mon.“.

Berichtigungen.

In dem Aufſatz „Der baltiſche Humoriſt Dr. Schutz-Bertram“ Balt. Monatsſchr. Heft 6 ſind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 318	Z.	2	von oben:	ſtatt: Die Rhinoplaſtica — lies: De Rhinoplastica.
S. 320	Z.	5	„ „	ſind die Worte: und „die Ruinen von Ani“ — auf S. 321 an Z. 6 anzuſchließen.
S. 323	Z.	1	„ „	ſtatt: v. Unger — lies: v. Unzer.
„	Z.	5	von unten:	lies: iſt ſtets das Böſe, das man läßt.
S. 325	Z.	17	von oben:	ſtatt: Birne — lies: Börne.
S. 326	Z.	8	„ „	ſtatt: Stebismus — lies: Im Strabismus.
„	Z.	11	von unten:	ſtatt: darin — lies: daran.
„	Z.	12	„ „	ſtatt: humoriſche — lies: humoriſtiſche.
S. 327	Z.	2	von oben:	ſtatt: Emys — lies: Enags.
S. 328	Z.	8	von unten:	ſtatt: Enaz-Gora — lies: Enag-Gora.
S. 329	Z.	5	„ „	ſtatt: Fragen — lies: Fratzen.
S. 330	Z.	15	„ „	ſtatt: S. E. v. Grotthuß — lies: J. E. v. G.

De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen rein, im Gebrauch sparsam.

½ kg. genügt für 120 Tassen.

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung."

Ges. geschützt.

Fabrik gegr. 1790.

Die Wiedergeburt Preußens.

Von

H. Lehbert.

Die Niederlage bei Jena traf die preußiſche Monarchie ins Mark, der Ruhmeskranz preußiſcher Unbeſiegbarkeit war zerriſſen und in den Staub getreten, aber wie ein ſengender Blitzſtrahl fuhr der furchtbare Schlag in die Seele des preußiſchen Volkes und zündete die heilige Flamme gerechten Volkszorns, die den vermeſſenen Verächter aller Völker- und Menſchenrechte verzehren ſollte. Noch war das Schlimmſte nicht geſchehen und erduldet, aber ſchon war die Stimmung des Volkes eine andere. „Tiefer Ernſt lag über den Gemütern, heißere Gebete ſtiegen empor zum Allerhöchſten, mancher wetterfeſte Bauer blickte grimmig auf zum Bilde des großen Königs an der Wand.“ — Berthold Niebuhr ſchrieb damals: „Ich habe in dieſen Tagen nirgends mehr ſo viel Kraft, Ernſt, Treue, Gutmütigkeit vereinigt zu finden erwartet; mit einem großen Sinn geleitet wäre das Volk der ganzen Welt unbeſiegbar geweſen.“ Ja, Kraft und Treue hatten die Preußen, denn ſie allein waren deutſch geblieben. Die übrigen Deutſchen aber, beſonders aber die erlauchten deutſchen Fürſten, waren elende Trabanten Napoleons geworden. Kurſachſen ließ ſich in den Rheinbund aufnehmen und Napoleon „begnadigte“ den Kurfürſten mit der Königskrone. So waren denn die Albertiner auch Könige geworden, wie ihre verhaßten Nachbarn, die Hohenzollern. Hier freilich durch hohe Verdienſte, dort durch niederträchtigen Verrat an der deutſchen Sache. Und ihren Verrat feierten ſie jetzt noch obendrein durch ein Feſt. Treitſchke ſchreibt:

„Auf dem Markte zu Leipzig prangte der Altar des Altarlandes, die Studenten rückten im feierlichen Zuge heran und verbrannten dort ihre Fackeln unter dem Jubelgesang: Gerettet ist das Vaterland. Auch die Kadaver der akademischen Anatomen schlossen sich dem kursächsischen Nationalvergnügen an. Eine erleuchtete Inschrift über der Eingangstür verkündete: Selbst die Toten rufen: Lebe.“ Ja, die Toten mußten schon mithelfen. Sie konnten ja nicht widersprechen. Lebende, die eine Zunge und ein Herz hatten, fanden sich vielleicht nicht in genügender Anzahl.

Wenn die deutschen Fürsten so handeln konnten, kann es uns wahrlich nicht wundern, wenn die Polen, durch ein ungerechtes Schicksal brutal zu Boden getreten, sich erhoben und vom preußischen Könige abfielen. Ich begreife nicht, wie König Friedrich Wilhelm gerade darüber so tief erbittert sein konnte. Freilich, die Lage Preußens wurde dadurch furchtbar gefährlich. Napoleon nutzte die Situation sofort mit diabolischer Gewissenlosigkeit und Gründlichkeit aus. Er ließ Tausende von Waffen verteilen, verleitete die Polen in den preußischen Regimentern zur Desertion. Er reizte und lockte die unglücklichen, leichtgläubigen Toren durch das vorgehaltene und vorgelogene Trugbild der Wiederherstellung Polens. In einem Bulletin schreibt Napoleon: „Die Vaterlandsliebe und das Nationalgefühl der Polen, es ist gestählt worden durch das Unglück. Seine erste Leidenschaft ist wieder Nation zu werden. Die reichsten Edelleute kommen aus ihren Schlössern, um mit lauter Stimme die Wiederherstellung Polens zu verlangen. Das Schauspiel ist wahrhaft rührend, aber wird die Nation aus der Tiefe des Grabes wieder zum Leben zurückkehren? Gott allein, der die Verknüpfung aller Ereignisse in Händen hat, ist Richter über dies große politische Problem.“ So heuchelt und höhnt dieser Teufel und spricht von Gott und Vaterland, verspricht aber nichts Bestimmtes und ist im Grunde entschlossen den Polen nie mehr als schöne Worte zu schenken.

Der Aufstand in Polen zwang Alexander I. den Preußen die versprochene Hilfe zu bringen. Er sandte ein Heer, dessen zuchtlose, rohe Soldaten den preußischen Bauer erbarmungslos quälten und malträtierten. Am 7./8. Februar kam es zur Schlacht bei Preußisch-Eylau. Noch einmal leuchtete preußische Tapferkeit in hellem Glanze auf. Der erste Hoffnungsschimmer, den eine

herrlichere Zukunft der zerschlagenen Nation auf den Weg warf. Schon war der linke Flügel der Russen besiegt, da erschien Scharnhorst mit 5000 Mann Grenadieren und 16 Geschützen auf dem Schlachtfelde, warf sich sofort auf den Feind und schlug ihn aus dem Dorfe Kutschitten, stürmte den Wald hinter dem Dorfe und trieb den Feind bis zum Dorfe Sausgarten, von wo Davout am Morgen ausgebrochen war. Aber der Sieg gab dem Kriege keine bessere Wendung. Das Schicksal Preußens war besiegelt. Vergeblich bemühte sich die Diplomatie um Englands und Österreichs Hilfe. Die Hilfe blieb aus. Preußen aber und Rußland schlossen nun am 26. April in Bartenstein einen Vertrag. Im Artikel 15 verpflichteten sich die beiden Herrscher die Waffen nur vereinigt niederzulegen und bis zum Ende des Krieges gemeinsame Sache zu machen. Leider blieb die Kriegführung der Russen schwerfällig und schlecht. 4 Monate lag Bennigsen unbeweglich. Napoleon arbeitete mit fieberhafter Schnelligkeit, zog von allen Seiten Verstärkungen herbei. Was half die glänzende Verteidigung Kolbergs durch Gneisenau, was nützte der verwegene Todesmut des unglücklichen Schill. Am 14. Juni wird Bennigsen bei Friedland von Napoleons Übermacht vollständig zerschmettert. Alexander I., plötzlich zusammengebrochen und völlig mutlos, bietet Napoleon den Waffenstillstand an. Napoleon, der den Anschluß Österreichs an die Verbündeten befürchten konnte, ging mit Freuden ein. Der Waffenstillstand wird am 21. Juni geschlossen und kein Preuße war dabei.

Die Nachricht traf Hardenberg wie ein Donnerschlag. Nun hing das Schicksal Preußens von Gnade und Ungnade der beiden Kaiser ab. Am 25. Juni fand die erste Unterredung der beiden Kaiser statt auf einem Floß im Niemen, und der König von Preußen mußte vom Ufer aus zusehen. Am 3. Juli schickte Napoleon zwei Urkunden im Entwurf, die eine enthielt den Friedensvertrag, die andere den Bündnisvertrag. Am 4. Juli gab Napoleon die schriftliche Erklärung ab: Das Fürwort des Kaisers Alexander werden den König von Preußen in den Besitz all der Lande wieder einsetzen, welche an die beiden Hasse grenzen. — Später versuchte die unglückliche Königin Luise das Herz des Siegers menschlich zu stimmen. Die Unterredung fand zu Tilsit, im Hause eines Müllers statt. Die Gräfin Vase begleitete die Königin auf ihrem

ſchweren Gang. Sie entwirft ein intereſſantes Bild von Napoleon: Er iſt auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunſenes, braunes Geſicht, dabei iſt er korpulent, klein und ganz ohne Figur, ſeine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck ſeiner Züge iſt hart, er ſieht aus wie die Incarnation des Erfolges. Nur der Mund iſt ſchön geſchnitten. Er war äußerſt höflich, ſprach ſehr lange allein mit der Königin. Die Königin ſagte unter anderem: Sie könne nur die Hoffnung hegen, daß er als Sieger, der das ganze Land im Beſitz habe, ſeinen Sieg nicht mißbrauchen werde. Napoleon ſchrieb bald darauf ſeiner Gemahlin: Ich war galant und habe mich an meine Politik gehalten. In einem andern Brief ſchrieb er ſchadenfroh: Ihre Bitten glitten ab wie das Waſſer vom Wachstuch.

Am 7./8. Juli wurde der Friede zu Tilſit unterzeichnet. Die Bedingungen waren furchtbar hart, faſt vernichtend für Preußen. Alle Länder zwiſchen Elbe und Rhein mußte Preußen abtreten, alle polniſchen Erwerbungen von 1793. Preußen behielt von 5700 Quadrat nur noch 2800, von $9^3/_4$ Mill. Einwohnern nur $4^1/_2$ Millionen. Die polniſchen Provinzen erhielt der König von Sachſen und dazu den Titel Herzog von Warſchau. Die Länder zwiſchen Elbe und Rhein, dazu genommen Hannover, Heſſenkaſſel, Braunſchweig ſchlug Napoleon mit roher Siegerfauſt ſchnell zum Königreich Weſtphalen zuſammen und beglückte ſeinen Bruder Jerome mit der Königskrone. Die Großmachtſtellung Preußens ſchien für immer verloren, ſeine Exiſtenz in Frage geſtellt. Je ne veux pas aneantir la Prusse hatte Napoleon der unglücklichen Königin geſagt. Es war eine freche Höflichkeitslüge. Es wollte es wohl vernichten. Nur nicht mit einem Schlage zerſchmettern, das konnte er im Augenblick nicht. Aber wohl will er allmählich ſein Opfer erwürgen, indem er die eiſerne Schlinge mit jedem Monat enger zuſammenzog. Die unglaubliche Kopfloſigkeit des preußiſchen Feldmarſchalls Kalkreut, der ein warmer Verehrer Napoleons geweſen und geblieben, kam Napoleons Abſichten auf halbem Wege entgegen. Am 12. Juli 1807 ſchloß der weiſe Feldmarſchall eine Konvention ab. Hiernach ſollte die Räumung der von den Franzoſen beſetzten Provinzen des preußiſchen Staates ſofort beginnen und am 1. November vollendet ſein. In einem andern Paragraph aber hieß es: Die Räumung erfolgt *erſt, wenn* die auferlegte

Kontribution abgetragen iſt. Bis zum Tage der Räumung ſollen die franzöſiſchen Truppen im Lande verpflegt werden. Ob es 50 Tauſend, 100 Tauſend, oder 200 Tauſend Mann ſein ſollten, war nicht geſagt. Was allem aber die Krone aufſetzte: Wie hoch die Kontribution ſein ſollte, darüber fand ſich kein Wort in der Konvention. Man hört nicht, daß der preußiſche Feldmarſchall, als er ſeine unglaubliche Kopfloſigkeit erkannt, ſich eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen hätte, trotz der Erbitterung, die gegen ihn herrſchte. Legationsrat Roux ſchrieb an Hardenberg: der Feldmarſchall gehöre entweder ins Irrenhaus oder an den Galgen. Napoleon nutzte die Konvention in ſchamloſer Weiſe aus. Am 13. Juli rechnete er 73 Mill., am 18. Juli 80, am 22. Juli waren es ſchon 120 geworden, die Preußen als Kriegskontribution zahlen ſollte. Nach Berechnungen von Duncker ſollen dem erſchöpften Lande in den zwei Jahren der Okkupation 1 Milliarde und 129 Mill. Francs abgepreßt worden ſein, etwa der 16fache Jahresertrag der geſamten Roheinnahme des Staates. Andere Berechnungen ergeben eine geringere Summe, etwa 600 Mill. Francs. Immerhin für ein Land von 5 Mill. Einwohnern, durch den Krieg erſchöpft, ohne Kredit und Reichtum eine unerſchwinglich hohe Summe. Vergeblich ging der Prinz von Preußen nach Paris, vergeblich erbot er ſich ſamt ſeiner Gemahlin als Geiſel in franzöſiſcher Haft zu bleiben bis zur Abtragung der Kriegsſchuld. Napoleons Haß gegen Preußen kannte keine Grenzen. Er ahnte die zähe, ungebrochene Volkskraft des kleinen Staates. Lehmann ſchreibt: Er lobte die Offiziere, welche Preußen brutaliſierten, und feuerte ſie zu größerer Strenge an. Auch kleine Veranlaſſungen weckten ſinnloſe Zornausbrüche.

Lehmann erzählt: Als zwei Schauſpieler, die in franzöſiſcher Offiziersuniform auftraten, von preußiſchen Offizieren ausgeziſcht wurden, forderte er in maßloſen Worten Genugtuung: bis die beiden Hauptſchuldigen erſchoſſen, werde er die Räumung des Landes ſiſtieren, befriedige man ihn nicht, ſo werde er den Krieg erklären. Mit ſolchen Gefühlen ſchaute Napoleon auf das niedergeworfene Preußen, das ſchon durch den vorigen Krieg ſo unerhört gelitten hatte. Das Elend und die Verwüſtung des Landes ſpottet aller Beſchreibung. Ganze Gebiete in Oſtpreußen lagen wie ausgeſtorben da, ganze Dörfer waren verſchwunden. Aber Napoleons Haß war dadurch noch nicht geſtillt. Immer wieder verſtand er

für die Bestohlenen und Ausgeraubten neue Lasten zu erfinden. So z. B. ließ er alle Kranken aus den Hospitälern in Warschau und Westfalen sofort nach Preußen schaffen. Ebenso sorgte er dafür, daß das unglückliche Preußen, dem er das Mark aus den Knochen, das Blut aus den Adern gesogen hatte, auch völlig entwaffnet wurde. General Songis, befahl der Kaiser, wird sich so einrichten, daß er in den Teilen Preußens, die wir besetzt halten, nicht eine Flinte, nicht ein Korn Pulver zurückläßt. Ich will lieber die Waffen zerbrechen, als sie den Preußen überliefert sehen!"

Zur rohen Gewalt fügte der große Mann noch kaltblütig den rohen Betrug, den frechen Wortbruch. Gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Vertrages wurde Neuschlesien sofort mit Warschau vereinigt. Infolge des Krieges und dank der Politik Napoleons war die wirtschaftliche Notlage Preußens geradezu beispiellos in der Geschichte. Durch die Kontinentalsperre, die Napoleon zur wirtschaftlichen Schädigung Englands mit allen Mitteln der Gewalt durchzuführen versuchte, wurde der preußische Handel geradezu gelähmt. Die Rhederei — berichtet Treitschke — verringert sich in kurzer Zeit von 34,000 auf 20,000 Last. Die Fabriken stehen still, die Bankrotte häufen sich. Und doch wird in derselben Zeit in Ost- und Westpreußen eine progressive Einkommensteuer ausgeschrieben, die bis auf 20 pro Hundert steigt. Mußten so die Wohlhabenden bluten, die immerhin Blut nachbehielten — was litt erst die Masse des Volkes. Unheimlich schnell stieg die Zahl der Bettler und der unterstützungsbedürftigen Armen. Stein fand jenseits der Weichsel — so erzählt er in einem Brief — die Kräfte des Landes erschöpft, den Viehstand zerstört, mehr als eine Stadt und viele Dörfer durch Feuer vernichtet, Tausende von Familien im Elend; ein einziges Amt hatte 500 Kinder von verschollenen und gestorbenen Eltern, die durch Sammlungen und auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Was Napoleon in seinem wilden, unbarmherzigen Haß erstrebt, schien erreicht zu sein. Preußens politische und militärische Größe schien für immer vernichtet. Blutlos, kraftlos, totwund lag es am Boden. Aber nur eines hatte Napoleon nicht vermocht, nur einen Gegner hatte er nicht überwunden, das war der preußisch-deutsche Geist, die unbesiegbaren sittlichen Kräfte in der preußischen

Volksſeele. Napoleon, dieſe furchtbare Verkörperung des rückſichtloſeſten Egoismus, rechnet ſelbſt immer und überall nur mit egoiſtiſchen Motiven. An ideale Triebfedern, an den echten Seelenadel der Menſchen und Völker, an die grenzenloſe Liebe zur Idee glaubt er nicht. Er, die Incarnation des Böſen, traf immer das Richtige, wenn er mit dem Böſen im menſchlichen Herzen rechnete. Die Kraft des Guten aber ſah er nie, — hier war ſeine Seele leer, ſein Auge blind. Mme. de Remuſat ſagt: „Ich habe ihn nie eine gute oder ſchöne bewundern oder begreifen ſehen.“ — „General“, redet 1808 Napoleon Mathieu Dumas an: „Sie gehören zu den Dummköpfen, die an die Freiheit glaubten.“ — „Ja, Sire, und ich gehöre noch immer zu ihnen.“ — „Und Sie haben wie alle andern an der Revolution aus Ehrgeiz mitgewirkt.“ „Nein, Sire, denn ich halte genau dort, wo ich 1789 hielt.“ — „Sie haben ſich von Ihren Beweggründen nicht genug Rechenſchaft abgelegt. Sie können ſich nicht von den übrigen unterſcheiden, das perſönliche Intereſſe ſpielt immer eine Rolle.“ — Hier hören wir aus Napoleons eigenem Munde: für die gewaltigen Triebkräfte idealer Begeiſterung hat Napoleon kein Auge, er ſieht ſie nicht, er glaubt an ſie nicht, und darum iſt er an ihr geſcheitert. Dieſe ideale Begeiſterung hat ſeine Kraft gebrochen, gebändigt, ſein Glück und ſeine Macht in Stücke geſchlagen. Denn wer einem großen und edlen Volke die Seele im Leibe töten will, den ſtürzen die Götter ins Verderben. Das Schickſal hat Napoleon zuletzt wie Prometheus an den Felſen gefeſſelt zu langer und gerechter Qual.

Was gab den Deutſchen das Recht und die unbeſiegbare Kraft des Widerſtandes? Das ſtolze Bewußtſein, die Welt mit geiſtigen Schätzen überſchüttet zu haben wie kein anderes Volk. Einer der ſtolzeſten unter den deutſchen Geiſteskönigen, Schiller, ſchrieb in einem unvollendeten Gedicht im Jahre 1801 nach dem ſchmachvollen Frieden zu Luneville die herrlichen Verſe:

Das iſt nicht der Deutſchen Größe,
Obzuſiegen mit dem Schwert:
In das Geiſterreich zu dringen,
Vorurteile zu beſiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen, —
Das iſt ſeines Eifers wert.
Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,

Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg verkündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Hohen Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Ein Volk von Geisteshelden, das solche unsterbliche Siege auf dem Schlachtfelde des menschlichen Gedankens erfochten hatte, konnte nicht durch den übermütigen Herrenwillen auch des gewaltigsten Übermenschen vom Erdball einfach weggefegt werden. Ein Volk, das einen Goethe, Schiller, Kant sein eigen nennt, ist durch ihre Schöpfungen geadelt und erhöht und kann auch nie als Staat und Volk zugrunde gehen. Es ist ungeheuer schwer, in knappen Zügen von dem überschwänglichen Reichtum dieser Zeit ein lebhaftes Bild zu malen, und doch zwingt uns unsere Aufgabe zu einem schüchternen Versuch. Wir können natürlich nur im Fluge jene herrlichen Jahre streifen, — wollen hoffen, daß etwas vom köstlichen Goldstaub der Zeit an unseren Flügeln haften bleibt.

Die deutsche Aufklärung, die deutsche Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert wurzeln im Protestantismus. Der befreiende Geisterruf, den Martin Luther über die deutsche Erde erschallen ließ, weckte einen mächtigen Widerhall im 18. Jahrhundert. Denn religiöser Ernst vertieft und erhebt den Geist der deutschen Wissenschaft und Kunst. Aber diese Wissenschaft und Kunst reinigen auch die Religion von ihren zeitlichen und vergänglichen Formen. Die französische Aufklärung dagegen gipfelt in reinem Materialismus. Sie leugnet die Existenz und das rein geistige Sein der Seele. Die deutsche Aufklärung, so groß und kühn sie in ihrer vernichtenden Kritik gegen die Überlieferung ist, bleibt im Herzen fromm und hütet treu den geistigen Kern der Überlieferung. Goethe sagt:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein.

Das Höhere, Reine, Unbekannte ist eben Gott. Goethe sagt: Ich glaube an Gott, das ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. Und so fühlten — sagt Lamprecht — im Grunde auch alle die Großen der Zeit, ein Herder, ein Kant, ein Schiller. Ebenso urteilt Treitschke über die deutsche Aufklärung: „Die Kühnheit ihrer Kritik ward ermäßigt durch eine tiefe Ehrfurcht vor der Religion. Sie weckte das Gewissen, welche der englisch-französische Materialismus einschläferte, sie bewahrte sich den Glauben an den persönlichen Gott und an den letzten Zweck der vollkommenen Welt, die unsterbliche Seele des Menschen."

Alle unsere großen Geister sind im Herzen durchdrungen vom Gottbewußtsein, sie glauben an ihn, sie schauen ihn in den Wundern der Welt, in den Wundern des eigenen Herzens. Sie alle aber sehen im Namen Gottes nicht das Höchste, sondern in der Erfüllung seines Willens. Im Anfang war die Tat, so enthüllt sich Faust durch einen Blitzstrahl plötzlicher Erleuchtung das Rätsel der Weltschöpfung, der Welterhaltung. Und ebenso steht die göttlich gute Tat als das höchste Ziel da, zu dem Faust durch sein heißes Streben nach Vollkommenheit geführt wird. Und mit dem Meere besteht er den göttlichen Strauß, um auf freiem Lande mit freiem Volk zu stehen. Der Wille ist gut, wenn er dem Gewissen gehorcht. Denn das Gewissen ist ein Spiegel des göttlichen Willens in unserer Seele, ist eine Stimme Gottes in uns. Und das unsterbliche Gewissen sei Sonne deinem Sittentage — sagt Goethe. Ist nicht der kathegorische Imperativ des berühmten Philosophen Kant dasselbe wie das Gewissen. Dieser kathegorische Imperativ, das Gewissen, enthüllt uns unsere wahre Bestimmung auf Erden, es enthüllt unserem Geiste unsere Pflicht. Wundervoll sind Kants Worte über die Bedeutung der Pflicht — trotz ihrer etwas spröden und abstrakten Töne (Lamprecht S. 366):

Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest . . ., sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenngleich sie ihm im Geheimen entgegenwirken; wo ist der deiner würdige Ursprung, wo findet man

die Wurzel deiner ewigen Abkunft. Es kann nichts Geringeres sein, als das, was den Menschen über sich selbst erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnwelt unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur. Diese Achtung erweckende Idee der Persönlichkeit stellt uns die Erhabenheit unserer Natur (ihrer Bestimmung nach) vor Augen." Kant, der schärfste wissenschaftliche Kopf des Zeitalters, der für alle Zeit in seiner Kritik der reinen Vernunft bewiesen, daß das Wesen der Dinge, das Ding an sich, daß wir Gott, Freiheit, Unsterblichkeit niemals theoretisch beweisen und erkennen können, ist im tiefsten Grunde seines Geistes überzeugt, daß wir gerade das glauben dürfen, ja glauben müssen, wofür den Beweis zu liefern dem logischen Denken unseres Verstandes immer versagt bleiben wird. Dieser Glaube enthüllt uns den Kern unseres Wesens. Denn wir Menschen sind von wunderbarer Doppelnatur. Wir gehören der Welt der Erscheinung an, aber wir tragen auch das Ding an sich, das ewige Wesen der Welt, wir tragen Gott ins uns. Und das Göttliche in uns ist der freie gute Wille. Der empirische Wille, lehrt Kant, gehört der Welt der Erfahrung an, der intellegible Wille, der innerste Kern unseres vorweltlichen, überweltlichen Seins ist frei. Weil wir im Leben handeln müssen und nur handeln können, wenn wir glauben, daß wir frei sind, so müssen wir an diese Freiheit glauben.

Sehr treffend faßt Treitschke diese Gedanken Kants zusammen: „Aus der Notwendigkeit des sittlichen Handelns ergab sich ihm, nicht gestützt auf theologische Krücken und eben darum unwiderstehlich siegreich, die große Erkenntnis, daß das Unbegreiflichste das Allergewisseste ist: das empirische Ich unterliegt den Gesetzen der Kausalität, das intellegible Ich handelt mit Freiheit." Kants Lehre vom freien Willen, der mit Freude der Pflicht gehorchen muß, seine Lehre vom kathegorischen Imperativ fuhr wie frischer, erquickender „Höhenwind" in die überhitzte schwüle Atmosphäre rührseliger Sentimentalität und weinerlicher willensschwacher Gefühlsüberschwänglichkeit, — ein machtvoller Weckruf des Willens zu männlicher Tat. Und diese Lehre wirkte um so gewaltiger, als Kants Persönlichkeit und Leben von Willenskraft und ernster Pflicht-

erfüllung durchdrungen und durchglüht war. Er lebte und ſtarb, wie er in ſeiner Lehre es gefordert. — Lamprecht ſagt: „Kant handelt nach dem Grundſatze ſeiner Schrift. Von der Macht des Gemütes durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu werden. Im Knabenalter überaus ſchwächlich, zeitlebens von zartem Körperbau, von eingebogener Bruſt und ſchwacher Haltung, hat er gleichwohl die Altershöhe des Pſalmiſten erreicht und ſeine Lebensdauer war, faſt darf man es ſagen, weniger ein Werk der Natur, als ſeines eiſernen Willens.“ Ich füge hinzu: Ebenſo wie ſeine philoſophiſchen Werke nicht nur die Geſchenke ſeines Genius, ſondern die Frucht ſeiner unermüdlichen, Jahrzehnte hindurch mit eherner Konſequenz in einer Richtung ſtrebenden Denkarbeit.

In Kants Philoſophie fand auch Schiller Beruhigung und Aufklärung. Die unerſchütterliche, über jeden Zweifel erhabene Überzeugung, daß die Wurzel unſeres irdiſchen, ſinnlichen Daſeins in die Welt des Überſinnlichen reichen, der feſte Glaube, daß der freie Wille in uns die Brücke ſchlägt vom Menſchlichen zum Göttlichen — das ſind auch die Grundpfeiler von Schillers Weltanſchauung. Das Bild aber ſeines Lebens erhebt unſer Herz nicht minder wie ſeine Werke. Stolze, triumphierende Siegerkraft des Geiſtes und des Willens leuchten aus allem entgegen, was Schiller tat und litt, faſt aus jedem Wort, das er geſprochen und geſchrieben. Ja er beweiſt es, „daß die Willigkeit des Gemüts, ſich von überſinnlichen Triebfedern leiten zu laſſen, das edelſte aller menſchlichen Vermögen iſt.“ Wie Kant beſaß auch er den Willen, von dem er ſagt: „Der Wille iſt der Geſchlechtscharakter des Menſchen und die Vernunft ſelbſt iſt nur die ewige Regel desſelben. Vernünftig handelt die ganze Natur, ſein Vorzug iſt nur, daß er mit Bewußtſein und Willen vernünftig handelt. Alle andern Dinge müſſen, der Menſch iſt das Weſen, welches will.“ — Im Lichte dieſes Gedankens ſchaut Schiller das Leben der Menſchen und das Leben der Menſchheit, d. h. der Geſchichte. „Die Welt, ſagt Schiller, als hiſtoriſcher Gegenſtand iſt im Grunde nichts anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freiheit des Menſchen. Über den Erfolg dieſes Kampfes berichtet uns die Geſchichte, und nur aus dieſem Geſichtspunkte iſt uns die Weltgeſchichte ein erhabenes Objekt.“

Das sind einige von den goldenen Lehren, die unsere großen Unsterblichen uns hinterlassen. Diese Lehren sind der ewigen Wahrheit entströmt, sie sollen und können uns innere Kraft geben, das Ewige in uns zu bewahren. Nur eines fehlte allen diesen großen Männern: der helle Klarblick für die Notwendigkeit des nationalen Staates. Auch Schiller fehlt dieser Klarblick. Er starb 1805, im Jahre vor der Schlacht bei Jena, 8 Jahre vor den Freiheitskriegen. Er selbst hat das Erwachen der Nation nicht miterlebt, ihm selbst ist der Nationalitätsgedanke nicht aufgegangen. Er lebte ganz umfangen vom Irrwahn weltbürgerlicher Stimmung und Gesinnung. 1789 in einem Briefe an Körner schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine einzige Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Schranke durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment — und was ist die wichtigste Nation anderes? — nicht stille stehen. Er kann sich dafür nicht weiter erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Und doch hat uns derselbe Schiller seine Jungfrau von Orleans, seinen Wilhelm Tell hinterlassen, — berauschende Triumphgesänge auf die unsterbliche Siegeskraft begeisterter Vaterlandsliebe. Die Glut gerechten Zorns, die tausende von deutschen Jünglingen und Männern während der Freiheitskriege in ihrem Herzen spürten, sie bricht in hellen Flammengarben aus Schillers herrlichen Versen empor:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben,
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Leben,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.

Was Schiller versagt blieb, hat ein glückliches Geschick einem andern Jünger Kants, dem Philosophen Fichte geschenkt: Zeuge der Wiedergeburt des preußisch-deutschen Volkes zu sein. Vor seinen Augen vollzog sich diese Wiedergeburt, hervorgerufen durch die Not und durch den machtvollen Weckruf der edelsten deutschen Herzen. In seinem Herzen erlebt Fichte selbst die große Wandlung wie kaum ein anderer. Noch 1804 auf die Frage, welches ist das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? hatte Fichte geschrieben: Im allgemeinen ist es Europa und insbesondere in jedem Zeitalter der Staat, der auf der Höhe der Kultur steht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir uns über die Handlungen und Schicksale der Staaten beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis ans Ende der Tage. — Aber schon 1806, noch vor der Schlacht bei Jena, als die Gefahr nur erst droht, war die Wandlung eingetreten, der Traum des Weltbürgertums gewichen. Fichte schrieb an Staatsrat Beyme und bat, man solle ihn als Feldprediger in den Krieg ziehen lassen, denn da er nicht zu fechten verstehe, wolle er Schwerter und Blitze reden, den Kriegern das Herz zu befeuern, daß sie im Getümmel festen Sinn in der Brust behalten, selbst im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges denken. Fichtes Anerbieten wurde freilich abgelehnt. Nach der Schlacht bei Jena, im Winter 1807/8, war Fichte in Berlin. Hier im Saale der Akademie vor einem auserlesenen Publikum hielt Fichte seine berühmte Rede an die deutsche Nation. Auf der Straße vor dem Hörsaal dröhnten die französischen Trommeln, im Saale saßen französische Spione. Ich weiß, was ich wage, schrieb Fichte im Januar 1808 an Staatsrat Beyme. Ich weiß, daß mich wie Palm ein Blei treffen kann. Aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern sterben. Antike Größe liegt in diesen einfachen Worten. Carlyle hat Recht, wenn er von Fichte sagt: Der kolossale diamantene Geist, aufrecht und klar ragt er empor wie ein Fels, ein Cato Major in einer heruntergekommenen Zeit. — Selbst ein Lasalle, der geistige Vater der deutschen Sozialdemokratie, die so schonungslos und oft so ungerecht mit den Idealen der Vergangenheit ins Gericht geht, hier hat er nur Worte glühender Bewunderung. Er schreibt: „Hier in dieser Stadt warf Fichte dem fremden Eroberer jene Gedankenflammen entgegen,

welche noch heute die Brust eines jeden der Begeisterung nicht ganz erstorbenen Deutschen mit einem heiligen Feuer durchdringen. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden an die deutsche Nation, welche, eines der gewaltigsten Ruhmesdenkmäler unseres Volkes, an Tiefe und Kraft weithin alles übertreffen, was uns in dieser Gattung aus der Literatur aller Zeiten und Völker überliefert ist. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden in einer Zeit, wo alles feige und erschrocken sich dem Weltbeherrscher unterwarf, er allein widerstehend, den Blitz des Gedankens schwingend in der Hand, das Auge fest auf das Ewige gerichtet." Warum wirkten diese Reden damals und noch heute so gewaltig? — weil sie der machtvollste Ausdruck für die Schöpferkraft des deutschen Idealismus sind. Hier schimmern Strahlen von jenem Geiste, der über dem Chaos mit schaffender Werdelust schwebte. Treitschke hat Fichte den Ikaros unter den deutschen Idealisten genannt. Wohl schwang sich Fichtes Geist dem ewigen Lichte so kühn und hoch entgegen, wie es kein Philosoph gewagt. Aber es war kein vermessener Flug und das ewige Licht hatte ihn nicht gestraft, wie Ikaros, das ewige Licht gab seiner Seele Genesung und durch sein Wort Heilung der kranken Zeit.

Das Volk, dessen materielle Kraft- und Machtmittel durch Napoleon gebrochen und geraubt waren, dessen Leib, wie ich gesagt, blutend und todwund am Boden lag, brauchte zu seiner Aufrichtung und Rettung die Anspannung aller geistigen Kräfte. Und feiert nicht gerade in Fichtes Philosophie diese Spannkraft des reinen Geistes ihren höchsten Triumph? Ist nicht in seiner Philosophie die metaphysische Denkkühnheit bis zur Grenze der Überspannung angespannt. Kant befreite den Menschengeist von der Herrschaft der Materie. Der Inhalt unseres Geistes ist nicht eine bloße photographische Wiederspiegelung der Wirklichkeit. Unser Erkenntnisvermögen malt die Dinge der Außenwelt nicht sklavisch treu, wie sie sind, sondern unser Geist gestaltet den Stoff der Wirklichkeit nach ewigen Gesetzen und Formen, die er, der Geist, selbst in sich trägt. Zeit und Raum sind nicht wirkliche Eigenschaften der Dinge, sondern Formen unserer inneren rein geistigen Anschauung. So hat Kant dem Menschengeist sein Herrschaftsgebiet wieder erobert, aber freilich diesem Geiste auch seine Schranken bezeichnet.

Das Weſen alles Seins, das Ding an ſich können wir nicht erkennen. Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt. Aber Kant erkennt doch ein objektives Sein außerhalb unſerer Vorſtellung als eine für ſich beſtehende Wirklichkeit an. Das Ding an ſich können wir zwar nicht erkennen, aber es exiſtiert, es iſt da. Über Kant geht Fichte weit hinaus. Das einzige Reale, ſagt er, iſt unſer Geiſt, unſer denkendes Ich. Im Satze Ich bin ich, ſetzt der Geiſt ſich als wirklich, konſtatiert er ſeine eigene einzige Realität. Indem das Ich ſich ſelbſt ſetzt, ſetzt es auch das Nicht-Ich. Und das Nicht-Ich, die äußere Welt der Erſcheinung, die uns umgebende Wirklichkeit iſt nur eine Geburt unſeres Ich, eine Schöpfung unſeres Geiſtes. Wie kommt der Menſch an das Objekt heran, fragt Fichte, und antwortet ſich ſelbſt: Die Denktätigkeit muß es das Objekt ſelbſt produzieren. — Sehr ſcharf und geiſtreich formuliert Laſſalle den Gedanken: „Das Ich oder das reine Denken iſt das konſtitutive Geſetz und der poſitive, erzeugende Mutterſchoß alles nur aus ihm ſich entwickelnden und ableitenden Objektiven und Realen.“ Das iſt der Grundgedanke der Fichteſchen Philoſophie. Vom Geiſte dieſes überkühnen und ſiegestrunkenen Idealismus getragen, rollen die Feuerwellen ſeiner herrlichen Reden aus dem Unendlichen ins Unendliche, und damals, als ſie ſich mit der Zeit und den Zeitgenoſſen berührten, weckten ſie Kräfte, die alles beſiegten. Denn nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemütes iſt es, welche Siege erkämpft.

Als Fichte ſeine Reden hielt, bildeten die Deutſchen eigentlich noch nicht ein Volk, denn ſie lebten noch in keinem Nationalſtaat, ſie gehörten noch nicht ſich ſelbſt, ſie waren das Privateigentum einiger hundert großer und kleiner Herren. Fichte aber betrachtet die Deutſchen ſchon als eine Nation und ſagt: Ich richte meine Reden an alle Deutſchen ſchlechtweg, ich werfe ſie beiſeite alle die trennenden Unterſchiede, welche unſelige Ereigniſſe in der Nation gemacht haben. In dem Geiſte, deſſen Ausfluß dieſe Reden ſind, erblicke ich ſchon die Einheit der Nation als gegenwärtig und wirklich. Zu allen Deutſchen redete, auf alle will er wirken, alle deutſchen Gemüter zu Entſchluß und Tat entzünden. „Ich will ihnen beweiſen, daß kein Menſch, kein Gott, kein Ereignis uns helfen kann, ſondern daß wir nur ſelber uns helfen können und

müssen. Wir sind tief, unsagbar tief gesunken, daß uns gewöhnliche Mittel nicht helfen können. Nur ungewöhnliche, nie bisher gebrauchte Mittel können uns helfen und heben. Wir müssen uns selbst und die ganze Nation zu einem neuen Wesen umschaffen mit neuen, unerhörten Kräften. Die Nation, sagt Fichte, muß zu einem ganz neuen Leben erzogen werden, und das einzige Mittel, unser Dasein zu erhalten, ist eine gänzliche Veränderung der bisherigen Erziehung und Bildung. Die bisherige Erziehung verdient diesen Namen garnicht. Sie hat zwei große Mängel gehabt. Zunächst ist sie oberflächlich gewesen, ist nicht in die Tiefe, wie Fichte sagt, nicht zur Lebensregung und Lebensbewegung gedrungen. Die Erzieher haben viel von Tugend und Moral geredet, „aber niemals ist es ihnen gelungen, im Geiste des Zöglings ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu solcher Lebhaftigkeit zu steigern, daß die Zöglinge, von heißer Liebe zu ihr erfüllt, sich zur Darstellung dieser sittlich-idealen Ordnung getrieben fühlten." — Und der zweite Fehler. Die bisherige so beschränkte Bildung und Erziehung ist nur einer sehr kleinen Minderheit des Volkes, nur den sogenannten gebildeten Klassen zuteil geworden. Das Volk erhält fast gar keine Bildung. Wir aber, sagt Fichte, wollen die Bildung an alle Deutschen bringen, so daß durch diese neue Nationalerziehung alle Unterschiede der Stände wirklich aufgehoben werden und verschwinden sollen. Und auch so redet Fichte Adel und Bürgertum an: Euch beschwöre ich, nehmt diese neue, wahrhaft echte Bildung in euch auf und bringt sie dem Volke. Denn nur so könnt ihr mit eurer bisherigen Wirksamkeit die Welt versöhnen und so eine Fortdauer in Zukunft verdienen. Lag in diesen Worten herbe Anklage, so bebt wie das Wetterleuchten zukünftiger Gewitter die zornige Drohung in seinen Worten: „Ihr werdet nicht berechnen können, wie lange es noch in eurer Gewalt stehen wird, an der Spitze dieser Angelegenheit zu stehen, denn ihr wißt nicht, ob nicht das Volk nach kurzer Zeit sich selbst wird helfen können."

Ist nicht in diesen Worten dem kommenden Jahrhundert ein gewaltiges Arbeitsprogramm gegeben, der einzige Weg gewiesen, die politischen und sozialen Fragen richtig zu lösen. Erzieht euch selst zuerst zu höherer Bildung, zu höherer sittlicher Kultur, aber wollt sie nicht allein genießen als euer Privileg, sondern bringt

die höchste, freiste Bildung selbst zu den Millionen hinab, pflanzt eure hohe sittliche Kultur in ihre Herzen. Eure Leitung und eure politische Macht allmählich überflüssig zu machen, das ist eure höchste Bestimmung auf Erden, euer schönstes Denkmal in Zukunft. In Fichtes politischem Vermächtnis, 1813 geschrieben, in seinen ungedruckten Fragmenten hat er diese Gedanken ungemein kraftvoll geprägt. Er spricht vom Wesen, von der Aufgabe des Staates. Der Staat braucht zu seiner dauernden Kräftigung, ja er braucht sie wie seine Seele, „die bürgerliche Freiheit". Diese wollen alle, kein Volk von Sklaven ist möglich. Nicht mehr umzubilden daher wäre ein Volk, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen. Dazu also ist es fortzubilden, um seine nationale Existenz zu sichern. Der absolute Staat, der Zwangsstaat, sagt Fichte, hat nur in einem Falle Berechtigung, wenn die erste Absicht der Fürsten ist, sich selbst als Zwingherrn überflüssig zu machen. Seine Zwangsgewalt ist nur dann berechtigt, wenn er sie braucht, um alle Untertanen zur eigenen Einsicht und Freiheit zu erziehen.

Das sind die leitenden Gedanken der ersten Rede, und sie zu vertiefen und durchzuführen ist die Aufgabe der späteren Reden. Ich kann hier nur einige Höhenpunkte des Gedankens streifen. Fichte charakterisiert die neue Erziehung, wie er sie plant. Sie soll zu einer ernsten, besonnenen Kunst werden, einen festen, unfehlbar guten Willen im Menschen zu bilden. Dieser gute Wille kann aber nur gewonnen werden, wenn eine hohe, heilige Liebe zum Guten geweckt wird, anstelle der Selbstliebe, die nur das eigene sinnliche Wohlsein liebt, worin nach Fichte alle Schlechtigkeit besteht. Um aber diese heilige Liebe in die Herzen der Zöglinge zu pflanzen, müssen wir seinen Geist fähig machen, wie Fichte sagt, nicht nur Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder für die Wirklichkeit selbsttätig zu erzeugen. Wir müssen sein Erkenntnisvermögen zu höherer philosophischer Bildung entwickeln, damit er fähig wird, mit eigener Geisteskraft und daher auch mit heißer Liebe und Lust sich selbst sein Ideal im Leben zu gestalten. Fichte wird nicht müde, den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung zum selbsttätigen Denken als erste und höchste Forderung der Erziehung hinzustellen. Das bloß passive Verhalten bringt Gift und Tod der jungen Seele, das bloß leidende Empfangen lähmt

und tötet die Erkenntnis — warnt Fichte. Die entwickelte Selbsttätigkeit des Denkens aber wird doch dem Zögling die Kraft geben, nicht nur ein Bild der irdischen sittlichen Weltordnung zu entwerfen, die da niemals ist, aber ewig *werden* soll, sondern sie wird ihn auch anleiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung sich zu gestalten, in der nichts wird, und die auch niemals geworden ist, sondern die da ewig nur ist. Er wird erkennen, daß da nichts wahrhaftig ist, als das geistige Leben, und daß dies geistige Leben das göttliche Leben selber ist, und daß wir nur in dieser unmittelbaren Berührung mit dem göttlichen Leben, mit Gott — Licht und Seligkeit finden können.

Die Erziehung zur Religion ist die letzte Aufgabe unserer Erziehung. Denn nur die Religion gibt uns Kraft, wie Fichte sagt, bei klarer Einsicht in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortzuarbeiten, mutig den Schweiß des Säens zu erdulden, ohne Aussicht auf Ernte, wohlzutun auch den Undankbaren und mit Taten und Gütern zu segnen auch die, die da fluchen, und nach hundertfältigem Mißlingen dennoch auszuharren im Glauben und in der Liebe. Arbeiten wir in diesem Geiste, dann erreichen wir auch das schier Unmögliche. Wie ein Prophet und Seher verkündet Fichte am Schluß seiner gewaltigen Rede: „Höre dieses Zeitalter, das Gesicht eines alten Sehers. Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: weissage von diesen Gebeinen, der Herr will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet. Und ich weissagte, wie mir befohlen war. Siehe, da rauschte es und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, es kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und ihrer war ein großes Heer."

„Lasset immer, ruft Fichte begeistert die Bestandteile unseres hohen geistigen Lebens ebenso ausgedorrt, und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Totengebeine des Sehers. Der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben."

Heinrich Heine.

Eine literariſche Skizze

von

Karl Krah (Riga).

In ſeinem Buche „Hinter der Weltſtadt“ finden ſich von Wilhelm Bölſche folgende Worte: „Vor mir an der Wand hängt ein alter, vergibter Stich. Nach einem Popperſchen Gemälde von 1843. Heine im Schlafrock, mit offenem Hemdkragen, äußerſt ſchlicht; aber im Auge ein eigentümlicher Glanz, ein echter Dichterblick, den kein anderes Porträt ſo beſitzt. Am Rahmen ſtecken ein paar Buchsbaumzweige — von der Grabſtätte auf dem Friedhofe Montmartre zu Paris. Ich denke der Stunde, da ich ſie gepflückt. — In der Zwielichtwende eines Winternachmittags. Die Gräber da oben alle im tiefen Schnee. Und unten die unabläſſig rollende, grollende Weltſtadt, von der ein rotfahles Licht in den Nebeldunſt rann, wie Blut und Pulverdampf einer Schlacht im Tal. Das Jahrhundert ſelber ſchien da unten zu brauſen, mit ſeinem raſtloſen Wellenſchlage eines Meeres von unhemmbarem Leben. Hier das Grab aber lag wie auf dürrer Strandbüne, armes Gebein eines Schiffbrüchigen, das der Sturm ans Ufer geſpült. — Mich faßte der melancholiſche Gedanke, welchen geringen Kraftaufwand die Natur nur gebraucht, um einen Menſchen, ob groß, ob klein, perſönlich aus der Flut ſeines Jahrhunderts hinauszuwerfen. Ein paar Rückenmarckskrämpfe, eine kleine Gabe Morphium zu viel. Und die Welle greift das Gebein und ſchleudert es auf den Dünenſand. Aber ein anderer Gedanke kreuzte den erſten mit ſiegender Gewalt. Wie unendlich ſchwer

umgekehrt, ja unmöglich es ist, eine Geisteskraft, eine echte Geistesindividualität, die in ihrem Jahrhundert einmal festen Fuß gefaßt, wieder unterzukriegen, wieder herauszubringen aus dem großen Ideenleben einer Zeit. In diesem Sinne war das Grab hier oben leer. Der Mann war niemals gestorben."

Ich füge hinzu, in diesem Sinne wird jenes Platanenüberschattete Grab da oben immer leer bleiben, Heinrich Heine wird nie sterben. Zwar gibt es keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte deutscher Kunst, deren Name von der Parteien Haß und Gunst verwirrt so schwankt, wie der seine. Aber schon das genügt, um erkennen zu lassen, daß es sich hier um einen Außergewöhnlichen handelt. Swift sagt: „Erscheint ein wahres Genie in der Welt, so könnt ihr dasselbe daran erkennen, daß alle Dummköpfe ein Bündnis dagegen geschlossen haben." In der Tat wird nun bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert von einem Teil der Kulturmenschheit versucht, diesen Mann in den Olymp zu erheben, indessen ein anderer ihn immer wieder mit Schmutz bewirft und bestrebt ist, ihn in den Staub des Alltags herabzuziehen. Fluch des Besonderen! Nur mit Einem, der ihr abtrünnig wurde, sei es als Gott, sei es als Teufel, der aus dem Rahmen ihrer Anschauungen heraustrat, hat sich von jeher die Masse beschäftigt. Sie hat entweder versucht, das Außergewöhnliche mit Hohn und Spott, mit Schmähungen und elenden Nichtigkeiten zu sich in den Staub herabzuziehen, oder aber es seines Verdienstes dadurch zu berauben, daß sie es über die Wolken erhob. Der Satz, daß die Geschichte als gerechte Richterin uns jene Geister in ihrer wahren Größe zeigt, ist nur sehr bedingt richtig. In seinem Buche „Der Deutsche und seine Kunst" sagt Karl Scheffler: „Das Gefühl allein entscheidet über die Werte, und es gibt keinen Richter, der der alten und ewig neuen Frage: was ist Wahrheit? ein Urteil sprechen und ihm Geltung verschaffen könnte."

Heinrich Heine aber ist nicht tot, ist es nicht, obwohl die brandenden Wellen von Paris längst seine Gebeine an den Strand des alten Montmartre gespült haben. Jener Haß, mit dem ihn gerade heute wieder ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode biedere Handwerker im Reiche der Kunst und in die Toga weltlicher Macht gehüllte Größen mit Worten oder Taten begeifern, ist dafür bester Beweis. In einem unlängst erschienenen Buche

von Albert Reibmayr, „Entwicklungsgeſchichte des Talents und Genies", finden ſich eine Anzahl feinſinniger Illuſtrationen zu dieſem Thema in die folgenden Worte gekleidet:

„Der Satz, daß das Talent der beſte Haſſer des Genies und ſein grimmigſter Feind bei Lebzeiten iſt, mag paradox erſcheinen. Der Grund liegt darin, daß jede geniale Idee oder Tat viele beſtehende Intereſſen reformiert, verletzt oder zum mindeſten ſtark umändert. Das Genie hat daher alle jene, deren Intereſſen durch die geniale Idee verletzt oder geſtört werden, zu unverſöhnlichen Feinden, und nicht einmal diejenigen, deren Intereſſen dadurch gefördert werden, immer zu Freunden. Denn die Menſchen erkennen viel ſchneller die Möglichkeit der Schädigung ihrer Intereſſen und reagieren ſchneller darauf, während ſie den Nutzen oft erſt ſpät erkennen, da er ja auch häufig erſt ſpät eintritt. Daraus ergibt ſich im Anfang von ſelbſt das Überwiegen des Haſſes gegenüber allen genialen Ideen. Aber nicht die Verletzung der materiellen Intereſſen iſt für die Menſchen das empfindlichſte, ſondern vielmehr iſt es die Verletzung des geiſtigen Hochmuts. Schon die ſehr ausgeſprochene Individualität des Genies iſt es, die den Herdenſinn der großen Menge reizt."

Dieſen allgemeinen Haß gegen das Genie hat übrigens Heine ſelber mit den Worten geſchildert: „Alles wird man Dir verzeihen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie."

Ganz anders verhält ſich dagegen dem Genie gegenüber echte Größe. Hier gibt es keine Spur von Haß oder kleinlicher Mißgunſt, nur Bewunderung und Hochachtung auch dem gegenüber, woran es vielleicht dem eigenen „Ich" am meiſten mangelt. Ich erinnere an das einzige Verhältnis Goethes zu Schiller und an das einfache, eine Welt umſchließende Wort Napoleons über Goethe: „Voilà un homme." Zu ihnen gehört auch Friedrich Hebbel, jener knorrige, norddeutſche Recke, der ſo weit über ſeine Zeit hinauswuchs, daß wir erſt jetzt die Schauer ſeiner einſamen Größe empfinden. Er ſchreibt über ſeinen erſten Beſuch bei Heine in Paris: „Es kam nun gleich ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen uns in Gang, wir wechſelten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder ſich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Myſterien der Kunſt. Mit Heine kann man das Tiefſte beſprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unter-

haltung, wo man bei dem anderen nur anzuticken braucht, wenn man den eigenſten Gedanken aus ſeinem Geiſte hervortreten laſſen will. . . . Daß er Dichter iſt, tiefer, wahrer Dichter, ein ſolcher, der ſich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu ſtehlen, ſondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, — das tritt aus ſeiner Geſtalt wie aus ſeiner Rede hervor."

Auch der verſtorbene Eduard Griſebach, der lebensſprühende „Tannhäuſer"-Dichter und feinſinnige Biograph Arthur Schopenhauers, gehört zu dieſen wenigen Menſchen, die dem Künſtler Heine ein Denkmal errichtet haben, das unverrückbar weit über ihre Zeit hinaus auch für die Nachwelt noch vollſte Geltung behalten hat. Beinahe jämmerlich und armſelig mutet es uns an, wenn Talentchen von Heute und Tagesgeſtirne zweiter und dritter Ordnung immer wieder an dieſen ehernen Poſtamenten zu rütteln wagen. Auch Griſebach iſt ſchon der Meinung, daß Kunſt nichts mit Religion und Vaterland zu tun habe, ſondern daß „Kunſt" von „können" abſtammt und daher nicht nur, wie Karl Scheffler einmal geſagt hat, „der deutſcheſte Maler allemal der iſt, der am beſten malen, ſondern auch der deutſcheſte Dichter der iſt, der am beſten dichten kann." Schon der alte Goethe hat das gewußt. In ſeinen Geſprächen mit Eckermann ſteht: „Was heißt denn: ſein Vaterland lieben? und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln — was ſoll er denn da Beſſeres tun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken?"

In ſeinem Buche „Die deutſche Literatur", einem Bändchen, das auch noch in anderer Beziehung höchſt Wertvolles enthält und das mit Recht verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, zeichnet uns Griſebach ein ſo feines und klares Bild des Künſtlers Heine, daß ihm nichts von ſeiner Göttlichkeit geraubt, ihm aber auch nichts von ſeiner Menſchlichkeit genommen wird. Beſonders verſucht er darin auch den Fluch nicht zu entkräften, der auf dem unglücklichen Dichter laſtet und der allein uns den Menſchen Heine, wenn auch nicht entſchuldbar, ſo doch verſtändlich machen kann. Wer ſich eingehender mit der Dichtung Heines beſchäftigt und nur

einiges aus ſeinem Leben weiß, wird bald merken, daß es bei ihm noch öfter als bei anderen Dichtern und Künſtlern die eigene Perſon iſt, die verſchleiert im Mittelpunkt all ſeiner Schöpfungen ſteht; daß es ſeine eigenen Leiden und Leidenſchaften ſind, die er ſeinen Geſtalten zugrunde legt, vom „Buch der Lieder“ an bis zum „Romanzero“ und ſeinen letzten Gedichten. Daraus iſt ihm kein Vorwurf zu machen, im Gegenteil, gerade dies iſt ein Charakteriſtikum des Genies. Größere ſchufen ebenſo; ich denke wieder an Goethe. Die Naturaliſten haben hierfür den Satz geprägt: „Die Kunſt iſt ein Stück Wirklichkeit, geſehen durch den Spiegel der Perſönlichkeit“; la nature vue au travers d'un tempérament, wie ihn Zola in ſeiner prägnanten Kürze formuliert hat.

Doch liegt hier bei Heine auch der Punkt, an dem er ſcheiterte, lauert hier das Verhängnis, dem der größere Teil ſeines Lebenswerkes zum Opfer fiel. Shakeſpeare, Goethe, in der bildenden Kunſt Michel Angelo und Leonardo — um die Größten zu nennen — ſchufen Ewigkeitswerte, weil ſie im Individuellen das Typiſche, im eigenen „Ich“ reſtlos die Welt verkörperten. Nicht ſo Heine. — In dem oben genannten Büchlein ſagt Griſebach: „Das Fragmentariſche der perſönlichen Lyrik kann aber nur dann zu einer höheren Bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethiſche Idee ausſpricht, oder die ethiſche Fortentwicklung des Dichters, wie bei Goethe, ihr ſpätes Licht auf jene frühen Schöpfungen zurückwirft und ſie dadurch aus ihrer unſittlichen Vereinzelung erlöſt.“ Das iſt Heine aber nur in wenigen ſeiner Dichtungen geglückt. Erſt am Ende ſeines Lebens ſchuf er, wohl von einer geheimen Ahnung ſeines baldigen Endes eingegeben, einige Perlen, die dieſem Wertmeſſer völlig genügen und zu dem Vollendetſten zählen, was echte Kunſt überhaupt geſchaffen hat. Hierher gehören das erſt aus ſeinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht „Vimini“, das „Kortez-Epos“ des Romanzero und die Dichtung „Vitzliputzli“, ſowie aus dem Romanzero noch „Rhampſinit“, „Marie Antoinette“ und „Der Appollogott“. Namentlich die letzten ſind von jenem goldigen Humor verklärt, der, wie der Dichter ſelber einmal ſagt, die lächelnde Träne im Wappen hat. Hier hat Heine Bahnen eingeſchlagen, die weit entfernt von der Mondſchein-Romantik, von der ſchönſeligen, ruchlos peſſimiſtiſchen Scheinkunſt ſeines „Buches der Lieder“ ſind, Bahnen, wie ſie vor ihm ſchon Goethe und

Brentano besonders bereits gegangen waren. Der letzte namentlich ist es, an den der Dichter sich anlehnt, über den er aber auch mit meisterhaftem Können in den eben genannten Schöpfungen hinausgeht. Hier treffen wir jene tiefe Symbolik, die das Kennzeichen aller echten und großen Kunst ist. Doch sind dies im Lebenswerk Heines nur vereinzelte Gipfel einer Gebirgskette, die sich zwar hoch über die Niederung und oft noch weit über Mittelgebirge erhebt, aber doch auch nur ganz spärlich ihre höchsten Spitzen bis in das reine Blau poetischer Kunst treibt. Firnwind weht nur selten in seinen Schöpfungen. Daß dies dem Dichter nur so selten gelang und nur in Werken, die gewissermaßen sub auspiciis aeternitatis entstanden, hat einen tieferen Grund. — Heine war Jude, das ist der Fluch, der auf ihm lastet, der seine Kunst begrenzt. Wenn hier von Judentum die Rede ist, so darf man darunter, wie Weininger in „Geschlecht und Charakter" sagt, „nicht ein Volk oder gar ein Bekenntnis verstehen, sondern nur eine Geistesrichtung, eine psychische Konstitution, die als Möglichkeit für jeden Menschen existiert, ob dem Glauben nach Christ, Jude oder Heide, für eine Richtung, die im historischen Judentum bloß ihre grandioseste Verwirklichung gefunden hat." In diesem Sinne darf man Judentum und Jude schlechthin nicht verwechseln. — Judentum aber und große Kunst, Firnenkunst will ich einmal sagen, um den Begriff recht klar zu machen, sind entgegengesetzte Pole. Wie der Jude im Staatsleben zum Kommunismus neigt und kein Verständnis für monarchische Ideen hat, so auch in der Kunst. Er neigt stets mehr zum Nivellieren als zum Aufbauen und kann sich nie über den Rücken einer Gebirgskette hinaus bis zu den ewigen Firnen arischer Kunst und Denkart erheben. Wo es einmal geschieht, da wird er sich untreu, da hat er in einem günstigen Moment sein Judentum überwunden. So auch Heine. Es ist die Tragik seines Dichtens, daß in ihm den größten Teil seines Lebens das Blut einer Rasse reiner pulsierte, als vielleicht der erste, flüchtige Augenschein lehrt. Jene einzelnen oben erwähnten Dichtungen sind einige solcher Bergriesen, seine übrigen Schöpfungen aber, sein eigentliches Lebenswerk, liegt viel, viel tiefer. Dennoch ist auch dies noch hoch genug, um Jahrhunderte zu überdauern, um den rastlosen Wellenschlag der Zeit sich brechen zu lassen an dem stillen Grabe da oben auf dem Montmartre zu Paris.

Hierher gehören seine „Neuen Gedichte", in denen er, wie Grisebach sagt, „mit sinnlicher Glut seine wunderschönen Weiberverhältnisse in Paris in persönlichster Sprache und fast so ungeniert wie Goethes römische Elegien schildert." Hierher gehören jene ergreifenden Strophen des „Romanzero", in denen er zu dem verlassenen Glauben seiner Väter zurückkehrt, in denen er sich nach diesem Glauben sehnt wie nach einer Geliebten, die er in wildem Sinnenrausche einst von sich stieß und die ihm doch ewig in der Seele brennt. Hierher gehören auch die in ihrer Menschlichkeit so tief ergreifenden „Gedichte an die Mouche", „Die Wahlverlobten" und die letzten Tribute des sterbenden Dichters an die Welt. Sie alle werden noch dauern, wenn längst der Wirbeltanz kommender Jahrhunderte ein „Buch der Lieder" mit sich fortgeführt haben wird; sie werden aber auch dann noch dauern, wenn die Nachwelt längst über die Propheten einer engherzigen, nationalen Kunst gerichtet hat. Das „Buch der Lieder" ist Heines schwächste Schöpfung und nichts als ein flackerndes Racketenfeuer witzsprühender Sentimentalitäten, dessen einzelne Gedichte nur blenden und deren geistreiche Pointen durch ihren ungeheuren Sarkasmus verblüffen. Daß es noch heute diejenige von Heines Schöpfungen ist, welche die weiteste Verbreitung gefunden hat und die am tiefsten in die Massen gedrungen ist, beweist nichts gegen diese Behauptung. „Die Mehrheit? Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen" — sagt Schiller.

Soweit mit Grisebach, an den sich diese Zeilen anlehnen. Im letzten Teile seiner Schrift streift dieser dann noch die politische Tätigkeit Heines. Wenn er hier gleich vielen anderen den Stab über dem Dichter bricht, ja ihn der Schamlosigkeit zeiht, so ist das falsch und wenigstens insofern verfehlt, als er diese Tätigkeit gleichsam mit der Kunst des Dichters identifiziert. Selbst dann, wenn der Dichter Heine und der Mensch nicht zwei grundverschiedene Personen sein würden, wäre das nur bedingt richtig. Wer wollte es verschmähen, an einem heißen Sommertage in einem kühlen, klaren Bache, der murmelnd zwischen blumigen Wiesen, unter schattigen, überhängenden Büschen dahingurgelt, sich Erquickung und Labung zu holen, weil dieser zu Zeiten, wenn es im Gebirge donnert und blitzt, auch schmutziges, schlammiges Wasser führt und tosend den morschen Brückensteg der Alltäglichkeit in die Tiefe reißt?

Mögen Heines Schmähschriften gegen den deutschen Michel daher auch noch so bezeichnend sein für den Menschen Heine, für den Künstler beweisen sie nichts. Wo ist überdies der Mann, der sich als Mensch vollständig mit seiner Kunst, mit der von ihm verfochtenen Idee, mit seiner Lehre deckt? Hier kommen nur ganz wenig Große in Betracht, etwa die Religionsstifter Buddha und Christus und teilweise vielleicht Luther. Was aber die Tätigkeit Heines als Feuilletonist anbetrifft, so weise ich nochmals darauf hin: Heine war Jude. Kann man ihn nicht von diesem Fluche befreien, so suche man aber seine Schwere auch nicht herabzumindern, seine Tragweite nicht zu kürzen und zu entkräften. Vielleicht, daß er dann am Menschen Heine verständlich erscheinen läßt, was er uns am Dichter raubt. Schrieb Heine aber jene umstrittenen politischen Artikel und Feuilletons zum Teil in einer so feingeschliffenen Form, wie „Atta Troll" etwa, daß sie die Nachwelt für mehr nahm als sie sein sollten, so trifft die Schuld nicht den Dichter. — Man sollte Heines Werke in zwei große Abteilungen spalten, eine, die die Kunst des Dichters umfaßt, — auch seine Dramen hätten hier mit Recht einen Platz zu beanspruchen, — und eine, die seine politischen Gedichte und jene feuilletonistischen Brotartikel enthält.

Aber selbst wenn nur die im Anfang erwähnten wenigen echten Perlen seiner Poesie, in denen er den höchsten Gipfel der Kunst erklomm, die Zeiten überdauern werden, so wird doch „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn." Sie werden ewig auch für ihn Geltung behalten, jene Verse, mit denen er von der Mouche und vom Leben Abschied nahm:

Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst verstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit Poeten.
Die kann der Tod nicht gänzlich töten;
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung.
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —

Vier Briefe eines Rigenſers aus Petersburg vom Jahre 1805.

Als nach Aufhebung der Statthalterſchaft die alte Stadtverfaſſung Rigas wiederhergeſtellt worden war, traten unter der Bürgerſchaft zwei Parteien hervor, von denen die eine die Beibehaltung der neueingeführten allgemeinen Stadtordnung verlangte, die andere die alte Stadtverwaltung wiederhergeſtellt wünſchte, wie ſie ſich im Laufe der Jahrhunderte in Riga entwickelt hatte. Dieſe verſchiedenen Anſchauungen traten namentlich hervor, als 1802 Kaiſer Alexander I. perſönlich in Riga weilte. Daher befahl dieſer (29. Januar 1803), die ganze Rigaſche Bürgerſchaft zuſammenzuberufen und abſtimmen zu laſſen, ob wirklich alle oder doch der größere Teil der Bürger die Einführung der allgemeinen Stadtordnung wünſche. Bekanntlich ergab ſich beim Ballotement, daß von 949 Stimmen bloß 334 dafür waren, die andern aber für Beibehaltung der wiederhergeſtellten alten Verfaſſung [1].

Ein kaiſerlicher Befehl vom 21. März 1803 rief nun ein beſonderes Komitee aus den drei Ständen der Stadt ins Leben, das ſich mit einer Reviſion der Stadtverfaſſung zu beſchäftigen hatte. Es erhielt den Auftrag, die beſtehende Verfaſſung ſorgfältig zu prüfen, und wenn ſich darin etwas fände, was den Zeitumſtänden gemäß abzuändern wäre, ſolches nach den Grundſätzen der beſtätigten Munizipalverfaſſung vorzuſchlagen und das Reſultat der Arbeit in einem Memorial durch eine beſondere Deputation zur Beſtätigung vorlegen zu laſſen.

[1]) Vgl. Einleitung ins Provinzialrecht II, 158 ff. — Intereſſante Mitteilungen darüber enthalten auch die Aufzeichnungen des Aeltermanns Max. Ludw. Hewelke, über die C. Mettig berichtet hat. Sitzungsberichte der Alt.-Geſ. 1895, S. 105.

Glieder dieses Komitees waren[1]: der Bürgermeister Karl Gustav v. Jannau[2], der Ratsherr und damalige Waisenherr Joh. Georg Stresow[3], der Ältermann großer Gilde Joh. Georg Raawe[4] und später der Ältermann Georg Konrad Wiggert[5], der Kaufmann Hermann Dietrich Bienemann[6], der Ältermann kleiner Gilde Dornborff, der Ältermann Mauer und nach dessen Tode der Älteste Langer.

Fast zwei Jahre lang war dieses Komitee beschäftigt. Erst in der Ratssitzung[7] vom 16. Januar 1805 konnte der wortführende Bürgermeister v. Jannau berichten, daß die weitläufigen Arbeiten zur Untersuchung der Stadtverfassung nunmehr gänzlich beendet seien. Es bleibe nur noch übrig, das Memorial durch drei Deputierte in Petersburg vorzustellen. Dazu wurden denn nun auch sogleich die nötigen Anordnungen getroffen. Das Komitee hatte zu Deputierten erwählt: als Vertreter des Rats den Bürgermeister v. Jannau, als Vertreter der großen Gilde Herm. Dietrich Bienemann und als Vertreter der kleinen Gilde den Bürger Strauß. Außerdem war der Deputation zur Besorgung der nötigen Berichte und Ausfertigungen noch der Ratssekretär Johann Bernhard Schwartz[8] beigegeben, der bisher auch schon als Sekretär des Komitees fungiert hatte.

Weder das erwähnte Memorial noch ein Bericht dieser Deputation, die einige Wochen später sich nach Petersburg begab und wohl bis zum Juni dort verweilte, scheinen sich im Stadtarchiv erhalten zu haben. Dagegen fanden sich in den Sammlungen der Altertumsgesellschaft 4 Briefe des Sekretärs Joh. Bernh. Schwartz an den Rigaschen Ratsherrn Johann Christoph Schwartz, damals beim Vogteigericht und späterhin Bürgermeister[9], die wohl verdienen, mitgeteilt zu werden. Sie enthalten

[1]) Vgl. auch Bergmann, Erinnerungen an das unter dem Szepter des russ. Kaisertums verlebte Jahrh. S. 36.

[2]) Böhtführ, Ratslinie Nr. 740.

[3]) Böhtführ, Ratslinie Nr. 749.

[4]) Wurde 1796 Aeltester, 1802 Aeltermann großer Gilde; † 1824. Vgl. Rig. Stadtbl. 1824, S. 185—87.

[5]) Wurde 1802 Aeltester, 1804—30 Aeltermann gr. Gilde; † 1831.

[6]) War 1792—1800 Aeltester gr. Gilde; † 1821. Vgl. Rig. Stadtbl. 1821, S. 161—166. — [7]) Ratsprotokoll (Publica) 1805, 1, 49–51.

[8]) Joh. Bern. Schwartz war seit 1800 Obersekretär und Assessor beim Vogteigericht. Böhtführ Nr. 761.

[9]) † 1824. Böhtführ Nr. 748. Vgl. den Nekrolog über ihn Rigasche Stadtbll. 1824, S. 289—95.

eine Fülle Streiflichter auf Personen und Zustände in Petersburg, auf die Arbeiten der Gesetzkommission und den Gang der rigaschen Verfassungsangelegenheit, die wohl das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen dürfen, zumal die Briefe von einem höchst gebildeten, klar denkenden und scharf beobachtenden Manne geschrieben sind.

Im Anschluß an die einleitenden Bemerkungen lassen wir nunmehr die vier Briefe folgen.

I.

Petersburg, d. 24. März 1805.

Mit vollem Herzen danke ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, für Ihre Erinnerung an mich und Ihre guten Wünsche für unseren hiesigen Aufenthalt. Der Himmel gebe, daß sie in Erfüllung gehen und die Heiterkeit, die die Außenseite der Residenz wohl auf jeden hiesigen Ankömmling verbreitet, nicht künftig durch einen widrigen Gang unsres Geschäfts verdrängt werde.

Ihre Ansicht über den Hauptpunkt unsres Geschäfts ist auch die meinige. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, ob man überhaupt Munizipalstädte erhalten will oder nicht, und ob man ein gutes Gefühl für Riga und seine Bewohner haben wird oder nicht. Da wir bis jetzt noch in gar keine Aktivität treten können, weil wir unsre Hauptsachen noch erwarten, so haben wir darüber noch nichts erfahren können, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil wahrscheinlich noch niemand höhern Orts gedacht hat, wie er es mit uns machen will.

Der Graf Kotschubey hat mit der ihm eigenen Humanität die Komitee aufgenommen und mit großer Artigkeit sich darin gefügt, daß man ihm mit einem Umwege erklärt hat, die Personen seien zwar da, aber die Sachen erwarte man noch. Wenn diese seltene Höflichkeit nicht gewesen wäre, so würde unser guter Januau wohl auf eine verdrießliche Art überzeugt worden sein, daß das Reisen an sich selbst wohl nicht gerade unser Hauptgeschäft ist. Ich für meine Person habe auf diese Artigkeit nicht gerechnet, sondern bin, um nicht lange Gesichter zu sehen, die man billig erwarten mußte, unter der Auslegung, daß ich als eine nicht-offizielle Person bei bloßen Zeremonie-Visiten keinen Teil nehmen könne, von Kotschubey und also auch von den übrigen Ministern fürs erste, bis die Arbeit anfängt, weggeblieben.

Die übrigen Minister haben die Visiten sehr artig, Rumänzow sogar abgeschmackt artig aufgenommen. Das ist zwar besser, als wenn sie sich unhöflich dabei aufgeführt hätten; indessen läßt sich daraus nichts augurieren, denn es geschieht durchaus gegen Jeder-

mann und man kann sich überhaupt nicht genug auswundern, welch eine liebenswürdige Aufführung hier unter allen den Ständen und Personen, die sich sonst wohl in die Brust zu werfen pflegen, herrscht.

Nächstdem, was man im ganzen von Munizipalverfassungen hält, ist nun wohl das wichtigste, wem unsere Arbeit übertragen wird. Davon ist auch noch nicht das geringste zu erfahren, indessen habe ich, soviel es sich tun ließ, ungefähr das Terrain zu sondieren gesucht, um doch wenigstens, da ich sonst nichts tue, Konjunkturen [!] in den Tag hinein machen zu können. Da ich nun beständig die Ohren spitze und mich soviel umhertreibe, als möglich ist, so kann es vielleicht sein, daß ich dies und das erfahren habe, was in der Folge einen Fingerzeig geben kann.

Die Gesetzkommission scheint überzeugt zu sein, daß unsere Arbeit, wenn auch nicht hauptsächlich von ihr durchgegangen, doch wenigstens an sie gebracht werden wird, um ihr Sentiment einzuholen. Ich vermute auch, daß man von seiten einiger Redakteurs das Seinige tun wird, um unsrer Arbeit diesen Gang zu geben, selbst wenn sie ihn nicht natürlicher Weise nähme. In dieser Gesetzkommission haben wir drei aufrichtige und ehrliche Freunde; dieses sind Zimmermann, Hehn und Würst. Diese drei lieben den Ort und haben sich von der Güte seiner Einrichtungen überzeugt. Kömmt einer von denen zum Mitreden, so halte ich die Hauptsachen unsrer Verfassung für gerettet. Sahlfeld[1] glaubte ich auch auf unsrer Seite, bin aber, wo nicht vom Gegenteil überzeugt, doch sehr in meiner Meinung irre geworden. Ich hatte in einer zutraulichen Stunde mit ihm ein Gespräch über den Wert oder Unwert unsrer Verfassung im Ganzen und war freilich darauf gerüstet, eine Menge unverdauter Theorien über Städteverfassungen überhaupt bei ihm bekämpfen zu müssen[2], aber das hatte ich nicht erwartet, ihn bis über die Ohren in den Lügen der Raaweschen Partei, die schon in Riga kein Mensch mehr anhören mag, stecken zu finden, z. B. daß man Familien im Rat forterbe, daß man eine geheime Anwendung der Gelder habe ꝛc., und versicherte mich überdem, dieses alles unwiderleglich schriftlich zu haben. Das Einzige, was sich auf diese betisen antworten ließ, besonders da sie sowohl im Ganzen als im Einzelnen aus dem Raaweschen Gesichtspunkt genommen waren, beschränkte sich natürlich auf meine

---

[1]) Georg Friedrich Sahlfeld, Sohn eines Handwerkers aus Dorpat, hatte sich aus kümmerlichen Verhältnissen emporgearbeitet. Seit 1803 war er Juriskonsult des Justizministeriums, seit 1804 Redakteur der zweiten Abteilung der Gesetzkommission und Prokureur des Justizkollegs der liv-, est- und finnländischen Sachen. Vgl. auch Schriftstellerlexikon IV 8 ff.

[2]) Auch der bekannte Entwurf Sahlfelds zu einer liturgischen Ordnung der evangelischen Kirche krankte an allzu viel dem Leben abgewandter Theorie. Vgl. Dalton, Verf.: Gesch. d. evang.-luth. Kirche in Rußland. S. 223.

Aeußerung, daß die Komitee eben deswegen etabliert worden, um diese Beschwerden zu untersuchen, hier aber nichts bewiesen worden sei. Am Ende wird seine gerühmte authentische Quelle die Kleemannsche Klage sein. Ich kann Ihnen gestehen, daß ich ziemlich bestürzt über die gemachte Entdeckung nach Hause fuhr, mich aber beinahe ebenso schnell beruhigt habe, und das zwar deswegen, weil er in der ganzen schiefen Ansicht steckt, die nach allem, was man hört, wenigstens vom Ministerium des Innern nach ihrem wahren Wert beurteilt wird, und überdem, weil ich nach eingezogener Erkundigung über seine Geschäftslage gar keine Ursache habe zu glauben, daß er persönlich über unsre Sache mitzureden haben möchte. Auch ist er trotz seiner Präokkupation ein passabel vernünftiger und gutmütiger Mensch, der allenfalls, wenn er der Sache näher gebracht werden sollte, von seinen Vorurteilen zu befreien sein möchte.

Die Gesetzkommission kommt mir vor wie das deutsche Reich während des großen Interregnums. Alle, vom ersten bis zum letzten, sind weder an theoretischer Rechtskenntnis, noch an Erfahrung Männer, wie man sie für diese Arbeit fordern müßte; demohngeachtet aber hält sich fast ohne Ausnahme jeder einzelne Redakteur für den klügsten und sieht mit Bedauern auf das Machwerk seiner Mitbrüder. Rosenkampff[1] kann nicht bitterer gehaßt sein, als von seinen eigenen Expeditionen, denn er hat das Mittel gefunden, andere Leute für sich arbeiten zu lassen und die gloire davon zu ziehen. In der Abwesenheit von Nowossilzow ist ihm dies hauptsächlich geglückt, die andern hübsch in Schatten zu stellen. Diesen aber scheint er aus der Reihe seiner Gönner verloren zu haben, denn als N. zurückgekommen ist, hat es zwischen ihm und R., wie mich Augenzeugen versichern, eine unangenehme Explikation gegeben. N. hat schon vorher, ehe R. eingetreten ist, sich über die Gesetzkommission mit Unzufriedenheit geäußert und dann im allgemeinen hingeworfen, man müßte es machen wie in England und die Untauglichen so lange verabschieden, bis man die Rechten gefunden habe. Als darauf R. hineingetreten ist und ihn an das Packet, was ihm übersandt worden, erinnert hat, so hat N. darauf geantwortet, er sähe, daß man anstatt zur wirklichen Arbeit zu schreiten, sich wieder darauf beschränkt habe, öffentlich die Rubriken zu nennen, über welche man gesonnen sei zu arbeiten. Die darauf gemachte Erklärung, daß es nötig gewesen sei, diese Arbeit in einem förmlichen Doklad an den Kaiser zu adressieren, hat er nicht gelten lassen, sondern gemeint, dies sei keine Ursache, dasselbe viermal drucken zu lassen, und nach Durchsicht dessen, was nun

[1] Gustav Adolf v. R. war seit 1804 erster Redakteur und Konferenzsekretär der Gesetzkommission. Er wurde 1809 Chef der Zivilabteilung dieser Kommission. Vgl. auch Schriftstellerlexikon III, 565 ff.

geschehen sei, werde er wissen, ob er dem Kaiser für die bei dieser Gelegenheit ausgeteilten Orden seinen Dank abstatten könne oder nicht [1].

Man glaubt allgemein, daß bei der Rückkunft von N. Rosenkampff vielleicht außer Aktivität gesetzt werden dürfte. Nowosilzow geht aber jetzt, wie Sie wahrscheinlich schon in Riga wissen werden, in wenigen Tagen wieder ins Ausland, um womöglich einen Friedenskongreß zu organisieren, und soll, wie man sagt, von seiten des englischen Hofes charte blanche haben, um auf die russischen Friedensbedingungen abschließen zu können.

Ein nicht minder wichtiges Blatt im Petersburgischen Bilderbuch ist Parrot [2]. Er hat das persönliche Zutrauen des Kaisers in einem solchen Grade, daß er über die Minister sogar einen eklatanten Triumph gehabt hat. Sawadoffsky nämlich hat sein Parochialschulen-Projekt nicht zum Vortrag gebracht wissen wollen, Czartorisky, sein ehemaliger Prokureur, ist auch dagegen gewesen und Klinger [3] hat ihm den Vortrag dieser Sache in der Schuldirektion verweigert. Darüber hat sich Parrot beim Kaiser beklagt und einen Auftrag an den Minister Sawadoffsky exportiert, daß zu diesem Endzweck eine Sitzung gehalten werden solle, worauf nun Klinger die Segel gestrichen, selbst den Vortrag in der Sache übernommen und sie durchgeführt hat. Indessen ist dadurch ein Mißverhältnis zwischen P. und seinen ehemaligen Protekteurs entstanden, so daß er jetzt, wie es scheint, keine andere Stütze hat, als den Kaiser selbst, was freilich nicht wenig ist, besonders da er in solchen Fällen einen ziemlichen Starrsinn haben soll. P. hat angefangen, sich ein wenig den Kamm schwellen zu lassen und von Dingen mitzureden, die nicht für ihn gehören, was ihm hauptsächlich Feinde gemacht hat. Das hat ihm dann einen großen Wischer von seiten seines Hauptgönners Nowosilzow bei dessen Zurückkunft, wie mich abermals Augenzeugen versichern wollen, gegeben. Es ist ihm die Lehre erteilt worden, daß wenn man mit dem Kaiser spräche, man sich auf Dinge zu beschränken habe, die das Geschäft und das Amt, das man bekleide, mit sich brächten, daß es selbst anständig und pflichtmäßig sei, wenn der Kaiser sogar das Gespräch auf Dinge brächte, die nicht zum Vortrage gehörten, sich dahin zu bescheiden, daß man darüber nicht mitsprechen könne, am allerwenigsten aber gebühre es sich, selbst Dinge auf die Bahn zu bringen, zu denen man nicht berufen sei.

Die Ordensgeschichte von Albanus [4] mißbilligt hier alle

[1]) Rosenkampff hatte 1805 den Annen-Orden 2. Kl. erhalten.

[2]) Der bekannte erste Rektor der ehemaligen Universität Dorpat, Georg Friedr. P. — [3]) Fr. Maximilian von Klinger.

[4]) August Albanus, Wochenprediger an St. Peter in Riga und seit 1804 zugleich livl. Gouvernementsschuldirektor, hatte 1805 den Wladimir-Orden 4. Kl. erhalten. Er war bekanntlich später, seit 1823, Oberpastor von St. Peter.

Welt, man sieht es dafür an, was es ist, nämlich daß Parrot in der Provinz hat zeigen wollen, was er vermag. Besonders ist den Leuten das Prediger- und Ritterverhältnis anstößig. Ob in Rücksicht unsrer Schule viel Gescheidtes herauskommen wird, daran zweifle ich, denn teils ist der Kaiser selbst sehr von den Geschäften der Universität unterrichtet und hat also natürlich eine günstige Meinung davon, teils hat er in diesen Tagen den Kurländern, die in Rücksicht ihrer Schule ähnliche Wünsche haben, antworten lassen, er sei dieser Tracasserien müde und wolle es bei dem Bescheid von Samadowsky bewenden lassen. Das ganze Verhältnis der Universität beruht auf der persönlichen Lage von Parrot. So viel scheint ganz gewiß zu sein, daß er sich so ziemlich alles, was um den Kaiser herum ist, zum Feinde gemacht hat und von niemand Unterstützung erwarten darf, als vom Kaiser selbst. Sogar Klinger soll sich nicht mehr mit ihm so gut stehen als sonst, und ich glaube, entweder macht des Kaisers Gunst aus P. einen sehr bedeutenden Menschen, oder er fällt in ein Nichts zurück. In wie weit Sonntag[1] hier mit daran gearbeitet haben mag, Klinger wieder hübsch in das Parrot- und Albanussche System einzuführen, kann ich nicht wissen, vermute es aber zuverlässig.

Die dritte Hauptfigur für uns ist Beck. Ich weiß nicht, weswegen man uns weiß gemacht hat, er sei Riga und seiner Verfassung nicht geneigt. Er hat uns schon mehrere Mal sehr aufrichtige gute Ratschläge gegeben, interessiert sich für unser Geschäft und hat sich so bei uns eingeludert, daß er keinen Abend fehlt und bis Mitternacht seiner alten Manier zufolge schwatzt. Obgleich er bei einem ganz andern Departement angestellt ist, so gilt er doch allgemein bei den Ministern, besonders aber bei Kotschubey, für einen sachkundigen ehrlichen Mann, dessen Aeußerungen über uns und unser Geschäft vielleicht in entscheidenden Augenblicken von bedeutendem Nutzen sein können. Ich arbeite daran, ihm durch einen Umweg mittels Lehrbergs[2] eine Instigation beizubringen, daß er suchen soll, sich zu unsrem Komitee ernennen zu lassen. Wenn mir das gelingt, so stimme ich für meine Person in meinem Zimmer ein Tedeum an, denn alsdann, glaube ich, können wir den Kopf überm Wasser behalten. Selbst mag ich davon mit ihm nicht reden, denn ihm sitzt auch eine verdammte Diplomatik im Kragen, die ihn vielleicht mißtrauisch machen könnte. Es ist besser, daß er, wenn er die Sache goutiert, sie für seinen eigenen Einfall hält. Bei Kotschubey ist Speransky erster Kanzleidirektor, und trotz aller seiner Talente ein notorisch bestechlicher

[1]) Der livl. Generalsuperintendent Karl Gottlob S.

[2]) A. Christ. L. seit 1803 Mitglied der gelehrten Sektion der Gesellschaft zur besseren Organisation des Armenwesens in Petersburg; später Akademiker. Schriftstellerlexikon III, 33.

Mensch. Sollte ein russischer Protokollführer gewählt werden, so könnte das Druschinin treffen, der ein feiner, gewandter Arbeiter sein soll, wie mich aber sachkundige Freunde vermuten lassen, in anderen Geschäften zu ensiliert ist, als daß er alle seine Feinheit gegen uns brauchen möchte, was dann recht gut ist. Ueberdem soll er fertig deutsch sprechen, was denn auch wünschenswert wäre.

Ich muß meinen Brief schließen, den ich gerne noch länger fortgesetzt hätte, weil man mich mit der Abfertigung drängt. Nehmen Sie, teuerster Freund, dieses Geplauder für das, was es ist, für den Wunsch, Ihnen alles mitzuteilen, was ich bis dato habe hören können, ohne daß ich mir getraue, daraus Konsequenzen zu ziehen. Ich fürchte nicht viel und hoffe nicht viel. Daß Sie diesen Brief am besten niemand mitteilen, habe ich nicht nötig hinzuzufügen, denn wenn eine Indiskretion über Personen hier bekannt wird, so sind wir fertig und es könnte wohl Rigische Spione geben.

Ueber unser gesellschaftliches Verhältnis behalte ich mir einen Brief vor, den die Post lesen kann. Heute Mittag bringe ich auf der englischen Klubbe zu, wo die Vorsteherwahl gefeiert wird und ich Nowosilzow sehen werde, den man zum ersten Vorsteher gemacht hat. Ueber Sonntags Gastrolle und was dem anhängig nächstens ein mehreres.

Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihr Wohlwollen Ihrem

J. B. Schwartz.

II.

Petersburg. d. 18. April 1805.

Ehe ich Ihren Brief vom 4. d. Mts. erhielt, war ich schon Willens, Sie über alle etwanige Vorwürfe, die Sie sich vielleicht machen könnten, die hiesigen Propositionen abgewiesen zu haben und bei uns geblieben zu sein, völlig zu beruhigen, aber ich sehe mit Vergnügen, daß es nicht nötig ist. Jetzt, da ich den Gang der Arbeiten bei der Gesetzkommission Gelegenheit habe zu sehen und mich zu überzeugen, wie wenig Satisfaktion sich der Staatsbürger davon versprechen kann und wie wenig andererseits die Lebensart, die die Arbeiter führen, dazu geeignet ist, sie für das unangenehme Gefühl, das sie bei ihrer Beschäftigung haben müssen, zu entschädigen, so kann ich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß man, wenn man mit seinen Amts- und gesellschaftlichen Verhältnissen in Riga an Ihrem Platze steht, seiner Seelenruhe und seinen Lebensfreuden feind sein müßte, um sich auf irgendwelche Bedingung in *dieses* Geschäft hierher zu versetzen.

Was das System betrifft, nach welchem hier gearbeitet wird, so werde ich mich in meinem Leben nicht überzeugen, daß man anders vernünftige Vorschläge machen könne, wie es sein soll, als

wenn man vorher weiß, wie es ist, und wenn alle Mitarbeiter, mögen sie auch einzelne Abteilungen zu liefern übernehmen, eine vollkommen gleiche Kenntnis vom allgemeinen Rechtszustande des Reiches haben. Dieses, glaube ich, kann nicht anders bewirkt werden, als wenn man vorher, ohngefähr in eben dem System, wie man das neue Gesetzbuch formieren will, die bestehenden Verordnungen sammelt und alsdann nach den Bedürfnissen, die sie anzeigen, und den Lücken, die man vorfindet, ein geordnetes systematisches Recht zu Hilfe nimmt. Diese Manier scheint aber zu langweilig befunden zu sein. Statt deren hat jeder Redakteur zu gleicher Zeit eine doppelte Arbeit: erstens den status quo zu formieren und sogleich die neuen Bestimmungen über die Abteilung, die er bearbeitet, hinzuzufügen. Zur Formierung des status quo sind hauptsächlich die Gehilfen bestimmt, worunter ich ein paar kenne, die schwerlich dabei nützen können. Dieses Uebel abgerechnet, müßte man die menschliche Natur nicht kennen, um zu zweifeln, daß dem status quo bei dieser Manier eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit zuteil werden muß, da er schon im voraus zur Nebensache verdammt ist. Ueberdem arbeitet jeder Einzelne völlig für sich allein und hat wenig Gelegenheit, seine etwanigen Irrungen über den status quo herauszufinden.

Es wäre noch mehreres über diese Sache zu erinnern, hauptsächlich, daß man sehr viel philosophisches Unwesen in die Gesetzgebung zu mischen sucht und bis dato statt einer Sammlung positiver Gesetze ein Reichskompendium ausgearbeitet zu werden scheint, dergleichen in der Welt genug und wahrscheinlich besser existieren, aber Sie werden wahrscheinlich an dem Gesagten genug haben.

Die persönlichen Verhältnisse der Redakteurs unter einander sind nichts weniger als angenehm aus vorhin angeführten Ursachen. Wenn man nun das Leben sieht, das sie führen, so findet man fort noch weniger Ursache, sich in ihre Lage zu wünschen. Es ist ohnedem hier in Petersburg der schlimme Fall, daß man schlechterdings das Geschäftsleben nicht mit den gesellschaftlichen Genüssen vereinigen kann und sich für das Eine oder das Andere bestimmen muß, aber es ist doch noch verdrießlicher, eine Situation, wo eines dem andern nicht im Wege steht, wie es in Riga der Fall ist, dieser Existenz wegen aufgegeben zu haben. Mancher fühlt das auch. Zimmermann, Hehn, Klazer leben mutatis mutandis wie Studenten; sie sind weder in den Zirkeln am Galeerenhof zu finden, noch haben sie Entree in den Gesellschaften höherer Stände, sondern sind größtenteils auf ihren reciproquen Umgang und auf die Häuser von Dolst, Ettingen und Bock eingeschränkt. Zimmermann habe ich ein einziges Mal in einer andern als dieser Gesellschaft begegnet, die übrigen garnicht.

Mit dem Herrn Etatsrat Ettingen habe ich nicht das Glück, auf einem guten Fuß zu stehen. Er ist ein eitler Narr, der zu glauben scheint, man wisse von den Diners, die er gibt, in allen vier Weltteilen zu erzählen und müsse es sich wenigstens zu gleicher Ehre schätzen, von ihm oder von dem Kaiser zu Tafel gezogen zu werden. Ich wußte nicht, daß G. Schwartz uns dahin empfehlen würde, und traf ihn bei Bock, wo ich ihm aber nicht speziell präsentiert wurde und auch nur gerade soviel Notiz von ihm nahm, als die Konversation mit sich brachte. Als man ihm nach erhaltener Empfehlung die Visite machte, war ich gerade nicht zu Hause und bei seinem gleich darauf folgenden Diner anderweitig engagiert. Aus diesem hat er geurteilt, daß mir an seiner Bekanntschaft nichts gelegen sei; das mag nun aber nicht zu seinen stärksten Irrungen gehören, aber ich wollte auf der englischen Klubbe bei ihm doch eine Einleitung machen, um es mit einer Visite hernach reparieren zu können, wobei er sich zwar höflich, aber nicht so benahm, um mir Lust dazu zu machen. Ich will nun sehen, ob wir uns an dritten Ort näher kommen werden oder nicht und den Erfolg in Geduld abwarten.

Was unsere eigenen Angelegenheiten betrifft, so sind wir in dem unangenehmen Fall, daß die Deputierten nicht zu den Deliberationen selbst gezogen werden sollen, wie es scheint, sondern nur nach dem wörtlichen Inhalt der Ukase bestimmt sind, Auskunft in nötigen Fällen zu geben. Die Komitee ist, wie ich weiß, schon in eine Art von Aktivität getreten, aber noch ist nicht ein offizielles Wort an die Deputierten ergangen, nicht einmal ist es ihnen eröffnet worden, wie sie zusammengesetzt ist. Ich habe es erfahren, daß Gr. Kotschubey, Stroganoff, Nowosilzoff, der Fürst Lapuchin und der Senateur Kosadawleff dort sitzen, aber in diesem Augenblick, da ich dieses schreibe, weiß Jannau davon noch nichts. Auch kann man ihm nicht unvorsichtigerweise alles sagen, denn es ist kein Mensch in der Welt, der weniger Conduite hat als er. Außer der Sachkenntnis hat er nicht eine einzige Eigenschaft, die er hier bedarf, sowohl um in der Welt als mit seinen Kollegen leben zu können. Ueber diesen Gegenstand könnte man einige Bogen vollschreiben, wenn es der Mühe wert wäre.

Diese anfängliche Zurückhaltung in unserem Geschäft entscheidet nun zwar für den Erfolg nichts, auch kann sie sich ändern und wird es wahrscheinlich, sie setzt uns aber in die unangenehme Lage, nicht Vorarbeiten machen zu können, die man vielleicht fordern möchte. Ueber die Gesichtspunkte läßt sich noch durchaus nichts sagen. Damit bin ich nicht ganz unzufrieden, daß die Komitee nur aus den distinguiertesten Personen formiert ist und die Gesetzkommission wenigstens keinen direkten Einfluß haben möchte, wiewohl man ihre Pläne nie ganz übersehen und soviel als möglich sich ihnen zu nähern suchen möchte.

Ihrem Urteil über die Personen, die Sie in Ihrem letzten Briefe anführen, kann ich nicht geradezu widersprechen, nur kann ich mich schlechterdings nicht entschließen, Ihrer Meinung von Z. und dem, was man von ihm gesagt hat, beizutreten. Es kommt übrigens wohl auf seine Meinung nun nicht viel an, aber ich kann es doch nicht glauben. Ebenso wenig habe ich Ursache, an W. zu zweifeln. Was B. betrifft, so haben Sie sehr recht gesehen, aber er kennt mitunter das Geschwätz des Tages und ist nicht unbekannt mit den modernen Ansichten. Für jetzt aber sind alle diese Individua in gar keiner Geschäftsverbindung mit unsrer Sache.

Nachmittags. Eben erfahre ich, daß Druschinin der Sekretär der Komitee ist und sie vorerst ihre Sitzungen noch nicht angefangen hat. Es kann also auch sein, daß man nicht einmal so zurückhaltend sein wird, als ich glaubte. Auf jeden Fall ist durch die Auswahl der Personen zu erkennen gegeben, daß man der Sache Aufmerksamkeit schenkt. Von den Intentionen läßt sich noch durchaus nichts reden. Das Mißverhältnis des Mannes, dem Sie nicht in den Weg getreten wissen wollen, hat sich noch nicht gegeben, sonderbar aber ist es, daß er, den wir doch indirekt als gegen unsere Sache betrachten müssen, in unsere Ansichten über Verfassung von selbst entriert und das, ohne mit irgend einem von uns hier in einem freundschaftlichen Verhältnis zu stehen, sondern aus eigener Ueberzeugung der guten Sache. Soviel für jetzt. In den nächsten acht Tagen wird man hoffentlich mehr wissen. Diese Komitee wird, wie es heißt, auch über die Adelsverfassung infolge der neuesten Schriften das Weitere festsetzen. Sollte das sein, so könnte unser Geschäft vielleicht dadurch Verzögerungen unterworfen sein.

Von Bocks Heiratsprojekten habe ich noch nicht ein Wort gehört. Mit Herrn v. Ettingen ist heute Mittag die Versöhnung vorgefallen. Er hat mich förmlich und feierlich zu sich eingeladen, welches Glück ich denn auch gehörig zu schätzen weiß. Ich habe Ihnen heute den Nachtrag meines ersten Briefes in Rücksicht meiner gesellschaftlichen Lage liefern wollen, aber der Platz ist wieder unmerklich mit anderen Dingen verbraucht. Leben Sie wohl und behalten Sie in gutem Andenken Ihren Ihnen ganz ergebenen . . .

III.

Petersburg, d. 1. Mai 1805.

Wenn Sie sich auch noch so sehr mit Geduld über die Art, wie unser Geschäft betrieben wird, gewaffnet haben sollten, so wird es Ihnen doch etwas sonderbar vorkommen, daß man noch jetzt nicht einmal sagen kann, daß irgend etwas geschehen wäre. An vorläufigen Wahrscheinlichkeiten über ihren Ausgang fehlt es uns freilich nicht und an anderen Orten würde man schon so ziemlich

bestimmen können, was es für ein Ende zu nehmen hätte, hier aber, wo die Beschlüsse, über die man wochenlang nachgedacht zu haben sich das Air gibt, oft in einer Minute wechseln wie das Wetter, kann man nie eher mit Gewißheit von etwas reden, bis man es schwarz auf weiß und die Hauptstadt im Rücken hat.

Unsere Sache steht bis jetzt für unsere Wünsche garnicht günstig. Die jahrelangen Zänkereien unsrer Provinz scheinen den Ministern einen Unwillen gegen die Prätensionen der Deutschen, immer etwas Besonderes haben zu wollen, gegeben zu haben. Wenigstens ist das mit dem Fürsten Lapuchin der Fall, der ein alter russischer Geschäftsmann ist und so ziemlich mit Bekleschoff übereiu denkt. Diese Meinung sucht nun die Gesetzkommission möglichst zu nützen, um die Entscheidung der ganzen Sache entweder in ihre Hände zu bekommen oder sie wenigstens ausgesetzt zu wissen, bis sie mit ihren allgemeinen Plänen für gerichtliche Verfassungen der Städte hervortreten wird, woran sie jetzt eifrigst arbeitet und mit den vornehmsten Punkten in Richtigkeit sein soll, wie einige sagen und andere widersprechen.

Die Komitee hat erst eine Sitzung gehalten oder vielmehr halten wollen, denn es hat deswegen nichts vorgenommen werden können, weil der in diesen Tagen erfolgte Tod der Fürstin Gagarin den Lapuchin außer stande gesetzt hat, irgend eine Arbeit vorzunehmen.

Es ist jetzt unter den Geschäftsmännern in Petersburg Mode, verschlossen zu sein. Die Minister, die am Ende immer einen heimlichen Krieg gegeneinander führen, sind durch die Natur der Sache in diese Lage gebracht und durch den Kaiser, der weder zu sich noch zu anderen Leuten Vertrauen hat. Jeder also, der unter ihnen arbeitet, nähert sich ihrer Conduite, ist höflich, aber starr wie ein Brett, wenn es auf den Punkt von Geschäften kommt, und man muß jedes Wort darüber mit Zangen aus ihnen herausziehen.

Selbst diejenigen bei der Gesetzkommission, welche unsere Freunde sind oder es uns wenigstens glauben machen wollen, z. B. Zimmermann und Würst, tun, wie ich fest überzeugt bin, was sie können, um ihre Klauen mit in unserem Geschäft zu haben, nicht gerade nur einer Partei zu dienen, oder um uns Geld auszuquetschen, sondern wahrscheinlich aus dem natürlichen, vielleicht verzeihlichen Gefühl, daß sie glauben, etwas recht vorzüglich Weises auszuhecken, und den Verdruß nicht haben mögen, eine der vorzüglichsten Städte des Reiches vor ihrer Weisheit gerettet zu sehen. Würst hat mich vor einigen Tagen wieder sehr angelegentlich um Notizen über die Handlungskassa gebeten. Ich werde sie ihm geben, wenn man ein bischen klärer in unserem Geschäft sehen wird, denn ich bin eben nicht gesonnen, Leuten Nachrichten zu fournieren, die sie zuweilen gerade gegen uns anwenden, indem sie

ſich damit gegen dieſen und jenen ein Air von Sachkenntnis geben und unter dieſem Vorwand ſich einen direkteren Einfluß auf unſere Sache verſchaffen können. Der Einfluß der Geſetzkommiſſion auf dies Geſchäft iſt ſchon deswegen ſehr entſchieden, weil der Juſtizminiſter und ſein Kollege in der Komitee ſitzen und Druſhinin, der das Protokoll führt, Referendar bei der Kommiſſion iſt. Druſhinin hat im Ganzen hier eher einen guten als einen ſchlechten Ruf, aber darauf läßt ſich nichts bauen, wenigſtens haben wir noch keine Probe gehabt, daß ihm an der Beförderung der guten Sache etwas gelegen hätte, wiewohl er ſich andrerſeits auch ziemlich vernünftig über das Parteienweſen in unſrer Geſchichte geäußert hat. So z. B. haben wir durch ihn erfahren, daß bei Errichtung unſrer Komitee Galitzin für die Ruſſen ſuppliziert hat, daß ihnen geſtattet werde, ihrerſeits ein Mitglied dazu delegieren zu können, was ihnen aber gnädigſt abgeſchlagen worden. Auf die neuerlich eingeſandte Beſchwerde der ruſſiſchen Kaufleute wird wahrſcheinlich ebenſo wenig Rückſicht genommen werden. Das Memorial unſrer Komitee iſt von Roſenkampff und Sahlfeld geleſen worden. Der erſte hat ſich gegen Jannau geäußert, daß dieſe Arbeit ihnen bei ihren Geſchäften unendlich willkommen ſei, daß die Geſetzkommiſſion ſich's ohnedem zur Pflicht gemacht habe, bei Städten wie Riga Ausnahmen von den allgemeinen judiziären Formen zu machen, daß viele unſrer Vorſchläge ihren künftigen Beſtimmungen nicht zuwider lieſen und was das Zeug mehr iſt. Dem Sahlfeld haben unſere Polizeivorſchläge gefallen und er hat geäußert, daß unſere Meinung ihm ſehr gelegen käme, um ſeine Behauptungen zu unterſtützen. Von Nowoſilzoff, dem Miniſter des Innern, und ſeinem Adjoint haben wir noch nicht die geringſte Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie ſie eigentlich perſönlich über die Sache denken, und das wird wohl den Ausſchlag geben, denn wie ich aus manchem merke, ſcheint die Geſetzkommiſſion eben noch nicht ganz gewiß zu ſein, ob ſie allein über uns zu entſcheiden haben wird oder nicht. Auf jeden Fall wäre es ſonderbar, wenn der Kaiſer den Miniſter des Innern, ſeinen Gehilfen und einen Dritten zu einem Geſchäft delegierte, über welches der Geſetzkommiſſion allein die Entſcheidung vorbehalten ſein ſollte, wobei ſie alſo unnütz ihre Zeit verdürben und ſich über eine Sache au fait ſetzen müßten, die ein anderer ſich vorbehält nach Belieben zu ändern oder wegzuwerfen. Es ſind indeſſen mehr Inkonſequenzen dieſer Art paſſiert, um nicht auch dieſe ſchlimmſtenfalls für möglich zu halten.

Soviel bis jetzt von den neuen Plänen der Geſetzkommiſſion transſpiriert iſt, ſo gehen ſie im Ganzen dahin, daß die Gerichtsbehörden aus Rechtsgelehrten mit ſtändiſchen Repräſentanten, welche letztere aber nur ein votum consultativum haben ſollten, formiert werden ſollen, daß nur aus den Referendaren der Gerichte die

gelehrten Richterstellen besetzt werden sollten und diese nicht ohne ein vorhergängiges Examen anzunehmen sind. Ferner, daß niemand in der Gemeine ein Geschäft treibe, das er nicht gehörig erlernt habe. An alle übrigen Bestandteile einer Stadtverfassung scheinen sie noch garnicht gedacht zu haben und über das Obenangeführte scheinen sie sich noch zu zanken. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, daß für die Rechtsgelehrten auch in ihrer neuen Verfassung, sie sei übrigens wie sie wolle, ein anständiger Platz übrig bleiben wird, aber es gehört eine derbe Portion Egoismus dazu, um sich mit diesem windschiefen Schnack beruhigen und darüber die Hauptsache, das Schicksal der Gemeine im Ganzen, vergessen zu können.

Bei diesen Umständen sind also mehrere Wendungen unserer Geschäfte möglich. Erstens kann es sein, daß, wenn die jetzige Komitee die Arbeit begreift und die nötigen Erläuterungen gefordert hat, sie dem Kaiser unterlegt, daß nicht eher darüber entschieden werden könne, bis die Gesetzkommission im Laufe ihrer Arbeiten ihrerseits diesen Gegenstand für das ganze Reich im allgemeinen bearbeitet hat und man dann die Deputation entläßt.

Dieses glauben und — wünschen die Mitglieder der Gesetzkommission. Sie hätten dann eine recht bequeme Vorarbeit und vielleicht auch, wenn es wirklich dazu kommt, die Hoffnung einer guten Zwickmühle. Dem steht aber mein voriger Strupel wegen Kotschubey im Wege; auch würde sich die Deputation alsdann ihrer gnädigen Entlassung ohngeachtet über die Gegenstände der Administration und besonders der Finanzen an Kotschubey wenden und diese Dinge separat zu betreiben suchen. Hauptsächlich aber würde ich mich über diese Entscheidung dadurch trösten, daß bis jetzt noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß von den Arbeiten der Gesetzkommission etwas reif werden oder zur Ausführung kommen wird, und unterdessen würde es bei uns doch wenigstens bleiben wie es ist. Rosenkampff ist von allen Mitgliedern unendlich gehaßt, und dies ist noch das Einzige, worüber sie einig sind, — in allem übrigen ist nichts als Mißgunst und heimlicher Groll. Ueberhaupt glaubt hier kein Mensch an ihre Fortdauer.

Die zweite mögliche Wendung unserer Angelegenheit ist, daß die Komitee sie nach Maßgabe unserer Arbeiten beprüft und dann zur Bestätigung vorstellt. Dies ist nicht einmal sehr wünschenswert, denn da würden wir immer mehr oder weniger mit der Stadtordnung in Kollision kommen, da diese Herren, wo sie nicht genehmigen, schwerlich etwas anderes vorzuschlagen wissen würden, und alsdann würde bei der jetzigen Stimmung, bei dem dummen Gesuch des Adels ꝛc. immer wohl zwei Drittel davon in Kraft gesetzt werden, falls man nicht unerwarteter Weise das Wort des Kaisers und seine Bestätigung unserer Verfassung achten müßte.

Die dritte mögliche, aber freilich so unwahrscheinliche Manier, daß Bienemann sie sich nicht einmal als möglich denken mag, ist diese, daß man genehmigt, die Verfassung ad interim nach unseren Vorschlägen zu gestalten, bis die Bestimmungen der Gesetzkommission gemacht, publiziert, beprüft und vom Kaiser zur allgemeinen Einführung bestätigt worden, welches sogar nach der Meinung der arbeitenden Mitglieder einige Jahre dauern könnte. Das ist noch die günstigste mögliche Wendung und sie wäre eines Opfers wert, wenn sie herbeigeführt werden könnte, denn was ist nicht alles in einigen Jahren möglich.

Wir sind von Riga mit großen Hoffnungen auf die Gesinnung des Monarchen über Riga weggereist. Von dieser poetischen Ansicht haben wir uns entwöhnen müssen, um in die prosaische überzugehen, daß man sich an einem Ort recht wohl divertieren, mit Vergnügen daran zurückdenken und ihm doch weder etwas Liebes noch etwas Leides im Notfall tun, sondern ihn gelassen von seinen Ministern nach Belieben treten lassen kann. Auch nimmt sich überhaupt manches auf hundert Meilen weit schöner aus als in der Nähe. Das unaufhörliche Mißtrauen ist eine jämmerliche Krankheit auf gewissen Plätzen. Es geht hier ohnedem alles langsam genug, jetzt wird es immer von Einigen mehr beguckt, als zum Ausführen nötig ist, und wenn sie sich nun gegenseitig genug darüber chikaniert haben, so lassen es Alle liegen und es denkt gar kein Mensch mehr daran. Der einzige Geschäftsmann, der, wie man sieht, einen praktischen Blick und einen bestimmten Gang hat, Kotschubey, ist auch genug angefeindet und beargwohnt, wiewohl er bis jetzt in großem Kredit steht.

Parrot gibt das lebendigste Beispiel über den hiesigen Geschäftsgang. Als wir ankamen, war er über die Einführung so in Richtigkeit, daß er in einigen Tagen abreisen zu können glaubte. Der Kaiser selbst hatte es genehmigt. Da kommt Nowosilzow zurück, ärgert sich teils über Parrot, teils findet er die Kosten von 67,000 Rbl. jährlich zu arg (was ich auch finde) und hat das ganze Ding so rückgängig gemacht, daß P. sie nun von neuem anfangen kann.

Dies, mein teurer Freund, sind meine Ideen über unsere Geschäfte. Ich halte es für Pflicht, sie Ihnen mitzuteilen, damit Sie bei etwaigen kursierenden Lügen wissen mögen, was Sie davon zu halten haben. Sicheres kann man durchaus noch garnicht bestimmen, es kann sich noch alles anders geben, als es nach diesen Gerüchten zu vermuten ist, und die erste förmliche Sitzung der Komitee, wozu, wie Druschinin meint, der Graf die Deputation einladen lassen wird, muß darüber Licht geben und auch ausweisen, wohin man sich zu wenden haben könnte.

Rebus sic stantibus werden Sie nun wohl leicht einsehen,

daß alles Vergnügen, welches mir die Hauptstadt und die gesellschaftlichen Verbindungen, die wir unseren Rigischen Freunden verdanken, gewähren könnten, das unangenehme Gefühl nicht aufwiegen, welches der Gang unserer Geschäfte mir macht, und daß ich mich sehne, aus einer zwecklosen Situation, wo ich für die Arbeit total unnütz bin und das Vergnügen nicht mit froher Seele genießen kann, je eher je lieber herauszukommen und in den Zirkel meiner Familie und einer vernünftigen Wirksamkeit zurückzukehren. Ich habe mir sogar darüber einen Termin gesetzt, den ich hoffe halten zu können, wenn auch die übrige Deputation hier bliebe. Leben Sie wohl und erhalten Ihre Zuneigung Ihrem B. Schwartz.

IV. Den 13. Mai 1805.

Zu der Gewährung der Bitte in unserem Memorial, nämlich die ökonomischen Gegenstände, z. B. Zollberechtigung nach einem redlichen System für die Zukunft und der Abnahme der Artillerie und Fortifikation, ist, wie ich soeben erfahre und Ihnen mitzuteilen eile, gegründete Hoffnung. Was die übrigen Dinge betrifft, so ist es auch noch nicht gänzlich entschieden, ob sie alle ganz allein von den Ofenheizern — Schlichting[1] wird Ihnen das Wort erklären — abhängen sollen. Wir erwarten in diesen Tagen eine Abschiedsaudienz. Alsdann wird meiner Meinung nach noch immer nötig sein, die separaten Dinge so einzuleiten, daß man ihre Entscheidung wenigstens im Voraus tarieren kann und im Notfall künftig nur zu treiben braucht, wovon aber gewisse Leute, die jetzt an nichts als ans Wegreisen denken, so wie sie in Riga nur von der Herreise hören wollten, nichts wissen mögen. Auch suche ich, soviel es möglich ist, daß man einige von unseren Vorschlägen, z. B. Polizeiverbesserung, Handelskomitee, Ingrossationswesen in stand gesetzt werde bei unserer Rückkunft sogleich in Gang zu bringen, damit dem lautesten Bedürfnis abgeholfen und die Einigkeit und Zufriedenheit vergrößert werden. Ihr B. S.

*

Erst am 30. Juni 1805 konnte der Bürgermeister v. Jannau im Rat referieren[2], daß die zur Revidierung der Konstitution dieser Stadt nach Petersburg abgefertigt gewesene Deputation vom Minister des Innern Grafen Kotschubey ein Reskript des Inhalts empfangen habe, daß Se. Kais. Majestät befohlen habe, daß solange, bis die Vorschläge zur Revidierung der Stadtverfassung nicht beprüft und darüber Allerhöchst verordnet wäre, in der gegenwärtigen Verfassung der Stadt keine Veränderung vorgenommen werden soll.

---

[1]) Wohl Gustav Friedr. Schlichting, seit 1800 Obersekretär des Rats in Riga. — [2]) Ratsprotokoll (Publica) 1805, I, 402.

Georg v. Breverns Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto M. Stackelberg-Kiwidepäh.

Nach dem Erſcheinen der „Erinnerungen Georg von Breverns[1] in Veranlaſſung ſeines hundertjährigen Geburtstages im Auguſt 1907, bin ich auf Briefe aufmerkſam gemacht worden, die Brevern in den Jahren 1835 bis 1847 an ſeinen intimen Jugendfreund Baron Th. v. Krüdener gerichtet hat und im Archiv von Sniſtep aufbewahrt werden. Durch die Freundlichkeit der noch lebenden Gattin dieſes Jugendfreundes, der Baronin Eliſabeth v. Krüdener geb. v. Wulf bin ich in der Lage, dieſe Briefe hier wiedergeben zu dürfen. Von Freund zu Freund gerichtet, geben uns dieſe Briefe einen tiefen und rückhaltloſen Einblick in Breverns damaliges Denken und Fühlen. Sein Briefwechſel mit Hamilkar v. Fölkerſahm iſt leider vernichtet — er enthielt, wie er ſelbſt ſagt, „ein gut Stück Leben und Geſchichte aus den Jahren 1844 bis 1854", daher iſt das Vorhandenſein der Krüdenerſchen Korreſpondenz doppelt wertvoll.

Um den Zuſammenhang zu wahren, werde ich die einzelnen Briefe mit Breverns eigenen Worten aus ſeinen „Erinnerungen" verbinden.

---

[1]) Georg von Brevern, geb. 4. Auguſt 1807, geſt. 23. Juni 1892. Erinnerungen aus ſeinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Eſtland 1839 - 1842. Herausgegeben von O. M. Stackelberg 1907, Reval Kluge u. Ströhm; Leipzig Rudolph Hartmann.

„Gegen Ende Mai 1835 brachten Budberg und Krüdener[1] mich auf das Dampfboot, kaum hoffend, mich jemals wieder zu sehen, so schwach und elend war ich. Als ich am andern Morgen auf hoher See zum Sonnenaufgange mich aufs Verdeck fahren ließ, wurde mir bald so frei und frisch zu Mute, als ob ich nie krank gewesen, ein Beweis, wie ich besonders nervenleidend gewesen. Berlin, das ich jetzt sehr liebe, sprach mich damals garnicht an, und es ist mir nur erinnerlich, daß ich dort den Grafen Alexander Kaiserlingk kennen lernte, mit dem ich in viel späteren Jahren mich befreundete. . . Die Brühlsche Terasse in Dresden, die sächsische Schweiz entzückten mich: es waren die ersten schönen Gegenden, die ich sah. . . Ems und hernach Weilbach taten mir nicht wohl, die Rheinreise erfreute mich sehr, noch mehr eine mehrwöchentliche Haudererfahrt durch die ganze Schweiz. Im Herbst kam ich nach Mannheim, das mir von vielen Seiten für die Traubenkur und als Winteraufenthalt gerühmt worden.

Gut empfohlen, wie ich es war, fand ich die liebenswürdigste Aufnahme bei Landsleuten deutscher, russischer und polnischer Zunge, neben einigen englischen und einheimischen Familien. Ich war mit der festen Absicht gekommen, mich zu zerstreuen und führte dies, für fast vier Monate, gründlich durch. Den ganzen Winter 1835/36 habe ich nur für und in der Gesellschaft gelebt, so daß ich kaum ein Buch in die Hand genommen, nie einen Abend zu Hause gewesen."

I.[2]

Mannheim, den 27./15. Dez. 1835.

Lieber Theodor,

Nach langer, ewig langer Zeit komme ich wieder dazu, Dir zu schreiben, nicht als ob ich gerade eine Antwort auf meine erste Epistel zur Bedingung einer zweiten gemacht, sondern weil Deutschlands Atmosphäre mich im Schreiben faul gemacht hat, und ich alle Mühe hatte nur die strikt notwendigen Reskripte vom Stapel

---

[1]) Goswin Baron Budberg, geb. 9. Febr. 1809; 1833—39 livl. Ritterschaftsnotär, dann Sekretär; starb zu Baden-Baden 14. April 1880, und Theodor v. Krüdener, geb. 1. April 1808, Besitzer von Neu-Smilsep, gest. 1866, an den oder an die — oft adressiert Breoern an beide zugleich, oder die Freunde senden sich die Briefe zu — diese Korrespondenz gerichtet ist, waren Breverns Freunde aus seiner Dorpater Studentenzeit.

[2]) „Monsieur le Baron Goswin de Budberg à Riga" — adressiert.

laufen zu lassen. Deine Idiosyncrasie gegen die Praxis der Korrespondenz und Deine theoretische Liebe für dieselbe sind zu weltbekannt, als daß ich nicht, trotz aller Korrespondenz-Etikette, mit Dir eine Ausnahme gemacht, wenn nicht die leidige Faulheit gewesen. Diese aber läßt mir auch nun Deinen Brief in seinem vollen Glanze heroischer Selbstüberwindung erscheinen, für welche ich Dir, Du teurer Freund, meinen herzlichsten Dank sage. Ich habe mich gefreut wie ein Kind, als ich Deine Hand erkannte, die mir immer gleich liebe Erinnerungen zurückruft, ob sie sich oft oder selten mir zeige. — Jetzt, wo ich selbst am Ufer des Altvater Rhein bin, jetzt fühle ich erst die volle Wahrheit jenes Ausspruchs, daß dasselbe sehnsüchtige Menschenauge in den Rhein und in die Wolga oder Düna blicke. Mit derselben schmerzlichen Sehnsucht blicke ich in die rasch dahineilenden Smaragdwellen des Rheins nach, wie ich sonst an vaterländischer Küste ins Meer hinausgestarrt! Ermüdet kehrt die Seele zurück von ihrem Fluge in die schrankenlose öde Ferne, aus dem fremden unbekannten Lande, und sucht Trost in der Erinnerung, in dem stillen Garten der Vergangenheit, wo die Geister der Dahingegangenen wehmütig lächelnd an den ermüdeten Wanderer heranschweben und noch lebenswarme Freundeshände die seinigen fassen, um ihn tröstend zu beruhigen. Das völlige Vergessen aller Lebenssorgen, d. h. des physisch-bürgerlichen Lebens, das Entferntsein von allen kleinlichen Rücksichten, die einen zu Hause zu ewiger geistiger Maskerade zwingen, das freie Atmen in der freien Luft — das ist es, was mir den Aufenthalt im Auslande zur Arzenei macht, die dem schwachen Körper wieder einige Kraft gibt, um die Bewegungen der Seele auszuhalten. Hier bin ich überall mein Ich und finde als solches Anerkennung; — zu Hause darf ich nur im einsamen Kämmerlein oder im Kreise einiger weniger Freunde Ich sein, — sonst aber immer nur der Brevern, der nicht weiß, was er mit seiner Persönlichkeit anfangen soll. Doch ist dieser Vorteil nur eine Folge meiner Stellung als Fremder, die mich von allen Rücksichten entbindet, die den Einheimischen hier ebenso fesseln, als bei uns. — Was Mannheim anbetrifft, so läßt sich meines Erachtens hier nur leben, weil die Großherzogin und viele Freunde hier sind; sonst ist es ein verzweifelt philisterhafter Ort, wo in der Aristokratie Stupidität und Stolz, im Bürgerstande Taback- und Bier-politische Bildung, und zwar ziemlich steife vorherrschen. Es ist vielleicht, ja selbst wahrscheinlich, Fehler meiner Erziehung und meiner halbaristokratischen Vorurteile, — ich kann mich aber in das Wesen nicht hineingewöhnen. Die von Tabacksrauch erstickte Freisinnigkeit dringt nicht zu meinem Herzen, und die hiesige echt süddeutsche heitere sinnliche Gemütlichkeit machte mir im ersten Augenblick einen angenehmen Eindruck, ließ mich aber dann mit

meinen norddeutschen Phantastereien kalt. Mir hat der Aufenthalt hier nur eine größere Liebe fürs kleine Vaterland eingeflößt, nicht als ob ich Alles dort besser oder nur ebenso gut fände, als hier, sondern nur, weil es eben das Vaterland ist, und weil Alles, was in meinem Geiste und meinem Gemüte aufgeblüht, doch in jenem armen Boden seine Wurzeln hat.

Den 30. Dez. Erst heute komme ich dazu, meinen Brief fortzusetzen, so wenig bin ich zu Hause und so viel unter Menschen. Du weißt, daß ich nur meiner Gesundheit wegen über die Ostsee geschifft; das ist denn auch der Grund, warum ich hier stets in Gesellschaft bin. Stete geistige Zerstreuung und körperliche Bewegung sind erfahrungsgemäß die besten Heilmittel für meine Seelen-, Starr- und anderen Krämpfe, d. h. immer der Psyche, nicht der Physis, die nur die Zuckungen nachempfindet. Darum habe ich mich aus der stillen heimlichen Gesellschaft der gedruckten Menschen gewaltsam herausgerissen, und mich in die der gedrückten hineingeworfen, denn ein Jeder trägt seine Last. Seit vier Wochen bin ich keinen Nachmittag und keinen Abend zu Hause gewesen, was mir sehr gut körperlich bekommt, außer wenn zuweilen die alte vergebliche Sehnsucht nach Freiheit, Liebe, Ruhm und Glück erwacht und allzu heftig an ihren Kerkerwänden rüttelt. Im allgemeinen aber bin ich von außen ein ordentlicher, vernünftiger Mensch geworden, der selbst in der Dörptschen Gesellschaft gefallen könnte. Ich mache Visiten, gehe auf Diners, bin in den Soirees beliebt, auf den Bällen notwendig, spiele aux petits jeux, aux jeux d'esprit, auch Karten, je nach der Notwendigkeit, und bin überdies recht gut gekleidet. Sage, was willst du mehr? Doch Scherz beiseite, ich bin gerne in der hiesigen Gesellschaft, d. h. in den petits comités, und — unter uns gesagt — auch recht gerne gesehen. Die Damen sind für mich, gegen meine sonstige Gewohnheit, die Hauptsache, weil die Männerwelt klein an Zahl ist und besonders arm an Neunern, was auf mich zugleich ein vorteilhafteres Licht wirft. Die eigentlich einzigen Neuner sind Graf Poniatowsky und Herr v. Forbeck, denn der dritte Baron Marschall Bieberstein ist vor kurzem nach Karlsruhe berufen worden, wo er in wenigen Jahren Minister sein muß. — Von Frauen muß ich Galachows, drei Schwestern, zuerst nennen, die ich wie drei hier gewonnene Freundinnen ansehen kann; dem Bruder sage meinen Gruß und vielfachen Dank für seine Rekommandation. Dann kommt die Gräfin Poniatowska und Miß Sharpe, beide jung, sehr hübsch, und besonders die erstere ausgezeichnet liebenswürdig. Zu diesem Fünfgestirn meines gesellschaftlichen Himmels kommen nun noch viele Planeten, von denen die interessantesten: Cécile Stenbock, Baronin Recke, Gräfin Westerhold und Frl. Vincenti, und dann in einer anderen Sphäre die noch immer hübsche und

liebenswürdige Großherzogin und die ausgezeichnet allerliebste Prinzessin Marie gehören. Bei den Schwestern Galachow bin ich täglich am Vormittage, und fast täglich bei der ältesten, unverheirateten, den Abend, d. h. immer, wenn ich keine Einladung habe. Hier bin ich auch am liebsten, weil ich mir den Zügel schießen lassen darf, was sonst nicht gut geht. Die andern beiden Damen sehe ich auch fast täglich und habe noch den ganzen gestrigen Abend sehr angenehm mit ihnen zugebracht. Die Großherzogin ist sehr gütig gegen mich, so daß von allen jungen Leuten niemand so oft zu den Cercles eingeladen wird, als ich; außerdem sehe ich sie oft bei Fräulein Galachow und der Gräfin Bedern, und endlich auf den Bällen. Am 26., ihrem Namenstage, war ich auch zur Cour, die sehr zahlreich, und wenn auch nicht gerade glänzend, doch sehr bunt war. Ich, nebst noch Einigen, war im schwarzen Frack, langen collants, Degen, Chapeau bas und Schuh und Strümpfen, — Du kannst Dir vorstellen, wie imposant. Zum Neujahrstage bin ich zum großen Hofdiner eingeladen, im selben Kostüm. Mein geistiges Leben beschränkt sich, — abgesehen von vielfach sehr interessanten Unterhaltungen und den Zeitungen, — auf bibliographische Notizen und auf Bücher-Kaufen, denn zum Lesen finde ich keine Zeit. Zum Schreiben noch weniger, woher auch der Grundriß zu einer Schrift über das Verhältnis der Provinz zum Staate seit Wochen unberührt unter meinen Papieren liegt. Für Eure Teilnahme an meinem ersten kleinen Succeß meinen Dank; im Dezemberheft decochiert mir der alte Pölitz[1], bei Gelegenheit einer Kritik, wieder ein Kompliment. Der alte Malchus[2], den ich bedeutend attakiert, hat gesagt, ich hätte ihn verteufelt geritten, er wolle mich schon wieder reiten. Let him come, — ich fürchte mich nicht, da ich keine Ansprüche mache, etwas Vollkommenes geliefert zu haben, sondern eine wichtige halbvergessene Angelegenheit nur unter neuem Lichte zeigen wollte. . .

Dein G. B.

Im Februar 1836 brach ich nach Italien auf. Bei Bern brach ich mir ein Schlüsselbein und blieb dort liegen, bis ich mich nach Genf transportieren konnte, Italien für dieses Mal aufgebend. Dem Schriftsteller Grafen Theodor Walsh durch seine Mutter, Oberhofmeisterin der Großherzogin Stephanie, dringend empfohlen, machte ich bald die Bekanntschaft der Herren Auguste de la Rive[3],

[1]) Karl Heinr. Ludwig Pölitz, Prof. der Staatswissenschaft in Leipzig.

[2]) Karl August Freiherr v. Malchus, Staatsmann, westfäl., dann württembergischer Finanzminister; gest. 1840 in Heidelberg.

[3]) De la Rive, berühmter Physiker, Prof. in Genf, redigierte die „Bibliothique universelle de Genève".

Töpffer[1], Sismondi[2], Cherbuliez[3], Graf Gozzi, — sah bei der Gräfin M. Potocka die ganze Genfer Aristokratie, Liszt und die Gräfin d'Agoult[4], verkehrte aber auch mit dem Gegenpole — James Fazy[5].

II.

Genf, den 14. April 1836.

Teurer Freund,

Gestern Morgen erhielt ich Deinen Brief vom 9., der sich mit dem meinen vom selben Datum gekreuzt hat. So bist Du denn auch in Mannheim, so nah von mir und doch nicht erreichbar. Glaube mir, der Boden hier, wenn er nicht vom Regen so feucht wäre, würde mir unter den Füßen brennen, so zieht es mich fort von hier, dem Altvater Rhein zu, wo ich doch einen der Freunde nach so langer, langer Zeit wiedersehen würde. Ich sehne mich recht danach, mich einmal wieder von Grund meiner Seele auszusprechen: denn seit ich die freundliche Rheinstadt und seine mir so lieb gewordenen Bewohner verlassen, ist die Tür zur Schatz- oder vielleicht Rumpelkammer (alte Erinnerungen sind wenigstens die Menge darin) versiegelt und selbst schon Staub auf dem Siegel. Wer hätte geglaubt, als wir uns trennten, daß wir uns im Auslande, wenn auch nicht sehen, doch schreiben würden?

Gewiß schreibe ich Dir gerne, aber es ist mir schwer zu schreiben, wenn ich keine Antwort erhalte, ob ich wahrlich nicht pointilleux auf dem Punkt bin. So habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, Fölkersahm zum zweiten Male zu schreiben, obwohl ich weiß, daß es ihm Freude machen würde. Angekündigt wurde mir Deine Ankunft durch Sophie Villebois und den Tag darauf durch Budberg, wo Du schon in Riga warst. Der Brief von den Mannheimer russischen Schwestern — das einzige Russische, das ich liebe (sage ihnen das) — sagte mir, daß Du angekommen seist und gleich kreuzten sich mir tausend Pläne im Kopf, wie Du herkommen würdest und wir dann diese herrlichen Gegenden hier besuchen wollten. Doch das scheint nicht möglich zu sein. Hielte mich mein Arm nicht noch zurück, und dann meine Reiseabmachung mit Brevern, dem ich jedenfalls seinen Bedienten wiedergeben muß, so würde ich mich sogleich aufmachen und in die gesegnete

---

[1]) Rudolf Töpffer, Prof. an der Akademie in Genf, bekannter Maler und Novellist, seine „Nouvelles Genevoises".

[2]) Jean Charles Léonard Simond de Sismondi, der Verf. der „Historie des républiques italiennes du moyen-âge".

[3]) Cherbuliez Antoine Elisée, franz. Publizist, lebte damals als Prof. der Akademie in Genf.

[4]) Die Tochter der Gräfin d'Agoult und Lißts, Cosima, wurde bekanntlich die Gemahlin Hans v. Bülow's, später Richard Wagners.

[5]) Schweizer demokratischer Parteiführer in Genf.

Pfalz zurückkehren, wo es gewiß auch nicht so ein Hundewetter ist, wie hier. Abgesehen selbst von der Freude, Dich und meine Mannheimer Freunde wieder zu sehen, so erwarte ich im Mai Sophie Villebois und die Tiesenhausens in die Gegend, da sie einige Zeit in Baden-Baden zubringen wollen, wo ich am liebsten mit ihnen zusammenträfe. Jetzt ist meine allernächste Zukunft sogar unbestimmt, von dem Uebrigen garnicht zu reden. Sollte meine Reise mit Brevern sich zerschlagen, d. h. von Mailand nach Tirol und Salzburg, so bin ich bestimmt Ende Mai in Mannheim oder doch in Baden, wo Du mich leichter erreichen kannst; wenn nicht, so gehe ich gegen den 15. Mai über den Simplon in die Lombardei, trotz der dortigen sporadischen Cholera. Wie Gott will, zu dem ich am allerliebsten reisen möchte! — Daß Dir meine beiden russischen Freundinnen zusagen, freut mich sehr; es ist ein anderer Genre von Liebenswürdigkeit, als der deutsche, qu'en dites-vous? Gehe so oft hin, als Du kannst; Du wirst ihnen immer willkommen sein, und selbst dadurch großen geistigen Genuß haben, denn sie sind wahre Je-länger-je-lieber, an Geist und an Herzen. Ich habe mich selten im Leben so heimisch gefühlt, als in dem kleinen Salon mit den roten Vorhängen, besonders wenn wir ganz allein waren. Die Ploetz ist übrigens noch einer der originellsten Charaktere, die mir vorgekommen; bei all der Beweglichkeit, dem großen scheinbaren Leichtsinn ein so tiefes Gefühl. Der Sinn der älteren Schwester harmonierte aber mehr mit dem meinigen. Beide, und auch die dritte, die wunderhübsche, naive, geistvolle und heitere Mascha Kenney sind mir außerordentlich lieb geworden; ihr Familienkreis war auch der meinige geworden; sie waren mir alle wie Schwestern oder doch Cousinen, denen ich gerne etwas den Hof machte, soviel meine schwachen Kräfte es erlaubten. Für die Donnerstage rekommandiere ich Dir meinen Stuhl; neben der liebenswürdigen Wirtin ist man am besten. Ich war auch stets dort festgeankert, bis ein stärkerer Magnet erschien und mich seinen Bewegungen folgen ließ. Ich meine, wie Du wohl nach meinen Briefen errätst, die Gräfin Poniatowska. Sie hat mich unendlich interessiert und wird mich immer interessieren. Es ist eins der ausgezeichnetsten Erscheinungen, die mir vorgekommen, vielleicht für mich ausgezeichneter als für andere, weil unsere Seelen ziemlich gleich besaitet waren und ich sie daher vielleicht genauer kenne, als sonst irgend Jemand. Du wirst in ihr keine schöne, aber eine sehr geistreiche und interessante Frau finden, so jung sie auch noch ist. Ihr, dem sehr geistvollen Manne und der Tante (Mad. Jaczewska) meinen herzlichen Gruß; sie haben mich mit großer Güte und Freundlichkeit behandelt, und nie werde ich die angenehmen Vormittagsstunden in ihrem blauen Salon vergessen. Bei den Sharpe's wirst Du sie gewiß kennen

lernen, da sie viel zusammen sind, wonach Du bald die Erlaubnis erhalten wirst, sie zu besuchen. Der liebenswürdigen Gräfin vor allen meinen Gruß; bitte sie, in meinem Namen, Dir Einiges von ihrer gemachten Reise und von ihren Plänen mitzuteilen, und nicht mit „que sais-je moi“ auf meine Frage zu antworten, da es mir ein zu trauriger Gedanke ist, so für immer von aller Nachricht von ihr abgeschnitten zu sein. Auch den Sharpe's, besonders der Miß, meinen Gruß; bitte die schöne Maria, nicht allzu schnell den schwarzen Ritter, mit der goldenen Kette und dem unsichtbaren Kreuze auf der Brust, zu vergessen. Ihr schwarzgoldener Beutel hat mich überall begleitet, hat aber nicht als Talisman gewirkt, da ich ihn in der Tasche hatte, als ich mein Berner salto mortale machte. — Von der übrigen Mannheimer Welt ist nicht viel zu rekommandieren, außer Fräulein Vincenti, mit der ich manche Stunden auf den Bällen angenehm verplaudert; Du kannst ihr sagen, daß ich immer gerne an dieselben zurückdenke. — Von den anwesenden Landsleuten ist nichts zu sagen; sie haben mich bedeutend gelangweilt. Begegnest Du irgendwo der Gräfin Rederu, so laß Dich ihr vorstellen und mache meine Empfehlung; sie ist immer überaus gütig gegen mich gewesen. Fritz Berlichingen, der ersten deutschen Klinge, meinen herzlichen Gruß; laß Dich nicht durch sein Wesen abschrecken, denn er ist ein grundnoble deutsche Seele. Wenn Du sehen willst, comment Mr. de Berlichingen se grise en parlant, so laß ein paar Witze auf die Franzosen los; Du könntest ebenso gut in eine Pulverkammer schießen. — Von den Engländern grüße Cotterell und die beiden Bothain von mir, besonders den kleineren William, von dem ich sehr viel halte. — Verlieb Dich im Theater nicht in die Brümmer, deren Aeußeres, glaube ich, mehr verspricht, als ihr Inneres, wenigstens ihr Geist, halten kann, — und nicht in die schöne Piontkowska, der ich mich empfehle. — Wenn Du Dich nicht der Großherzogin vorstellst, so versündigst Du Dich an Dir selbst; wenn ich auch nicht toll werde, wie Reußner, so habe ich doch eine große Verehrung für sie. Daß sie unendlich viel Geist hat, weiß alle Welt; daß sie aber auch unendlich viel Gemüt hat, wissen nur Wenige. Ein Beweis für ihr Gemüt ist schon ihr freundliches Wohlwollen gegen mich, da ich sie nicht durch Geist bestechen konnte, der mir im allgemeinen zwar nicht ganz fehlt, durchaus aber für eine geistreiche französische Gesellschaftskonversation. Auch die Prinzessin ist allerliebst. Schreckenstein und den Damen meine Empfehlung. Siehst Du die Gräfin Walsh, so danke ihr in meinem Namen für die interessante Bekanntschaft ihres Sohnes und seiner Frau, wo ich gestern einen sehr angenehmen Abend zugebracht, mit den Potozkis und Graf Gozzo, und heute da capo machen werde. — Morgen bin ich bei Mme. Clavier, auf einer musikalischen soirée, und

Montag bei einer Amerikanerin Mme. Otis in Montbrilliant. Ich bin durch die Golitzins zu dieser Bekanntschaft gekommen, ich weiß nicht wie. In meinem nächsten Briefe werde ich Dir mehr von den Menschen schreiben, die ich hier sehe; — ich muß jetzt schließen. Den beiden Schwestern tausend Grüsse; in den nächsten Tagen schreibe ich ihnen. Nadine Ploetz sage, daß sie mich nie mehr erfreut hat, als durch ihren Aerger über meinen Brief; was ich dort gesagt, war übrigens nur ein Scherz. Auch ihm, Ploetz, meinen Gruß; gehe vorsichtig mit ihm um, d. h. immer mit Artigkeit und Aufmerksamkeit, denn er ist sehr susceptibel. Dem kleinen Bodenhausenschen Ehepaar meinen Gruß. — Heute oder morgen schicke ich Dir zwei Oblatenschächtelchen für die beiden Schwestern, gib sie ihnen ab.

Nun lebe wohl, mein teuerster Theodor, den Deinigen meine herzlichsten Grüsse. Schreibe mir oft, wie ich es auch tun werde, und gib mir von allen meinen Freunden Nachricht. Alles, was Du mit ihnen gesprochen, interessiert mich; ich denke mich dadurch in meine freundliche Winterzeit zurück. Lebewohl.

Dein G. B.

III.[1]

Genf, den 22. April 1836.

Teurer Freund,

Heute nur einige flüchtige Zeilen. Vorgestern erhielt ich einen Brief aus Rom, wo mein Vetter mir schreibt, daß vielleicht aus unsrem Zusammentreffen in Mailand nichts werden kann, da die Cholera mit Heftigkeit in Venedig ausgebrochen. Er findet wegen derselben Sache in Neapel von mir einen Brief, und so ist es denn mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nach Italien gehen, sondern gerade an den Rhein zurückkehren werde. Schreibe mir mit umgehender Post daher, wie lange Du noch in Mannheim bleibst. Solltest Du nicht vielleicht einen kleinen Abstecher hierher, oder bis Bern, oder bis Freiburg im Breisgau machen können, damit wir doch etwas von Gottes schöner Welt zusammen sehen könnten? Kannst Du mir bis Bern entgegenkommen, so sollst Du dort einen sehr liebenswürdigen Menschen, Graf Gozzi kennen lernen, wenn Du willst, auch die berühmte Gräfin Bombelles[2] (Ida Brun, Schwester der Reunenkampff-Gustav). Wir würden nach Thun fahren, die beiden Seen beschiffen und vielleicht bis Lauterbrunn gehen können, jedenfalls nach Interlaken.

---

[1]) Monsieur le Baron Théodor de Krüdener - Mannheim.

[2]) Die Gemahlin des Grafen Ludwig Philipp v. Bombelles, damals österreichischen Gesandten in Bern und Tochter der Schriftstellerin Friederike Brun. Ihr Haus war Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft.

Durch meinen Brief an Herrn von Plötz wirst Du wohl erfahren haben, daß ich hier ein sehr angenehmes Leben führen könnte, wenn mir nicht das Gefühl meiner geistigen Inferiorität jeden Genuß verbitterte. Mein einziger Trost ist, daß ich Alles auf meine wenig Geläufigkeit im Französischen schiebe; wäre die Konversation deutsch, so könnte ich wenigstens etwas mehr den Leuten die Stange halten. Dazu kommt, daß ich eine Scheu habe, mein innerstes Gefühl Leuten gegenüber auszusprechen, die ich wenig kenne und wo ich nicht sicher bin verstanden zu werden. Der Einzige, mit dem ich con amore sprechen kann, ist Gozzi. — Die Gräfin Potocka[1] ist sehr ausgezeichnet und ich glaube ebenso sehr an Gemüt als an Geist, aber ich bin ihr gegenüber timide, sie ist zu sehr an die brillante französische Konversation gewöhnt. Unsre Fahrt am 18. nach Morner war sehr angenehm, die Aussicht vom Salève sowohl nach dem Montblanc als nach Genf zu über Alles schön. Alles war munter und sogar ich belebt, so daß ich sehr viel mit besagter Gräfin tête-à-tête konversiert habe. Den Abend sollte ich zur Amerikanerin Otis, war aber zu müde und zog die sitzende, stumme, der stehenden und sprechende Langeweile vor, d. h. ich ging ins Theater und sah drei höchst alberne Vaudevilles. Am 20. war ich am Abend bei der Clavier, gestern bei Walsh, wo wir erst nicht lange vor Mitternacht auseinandergingen. Morgen diniere ich bei Galitzin solenniter und bin den Abend bei De la Rive. Sonntag reisen die Potockis und Gozzi, was meinem hiesigen Aufenthalt einen großen Reiz benimmt. — Am 18. erhielt ich einen Brief von Budberg vom 23. März a. St. Er ist wohl, doch schreibt er mir, daß ein finsterer Geist durch unser armes Haus geht. Ich werde ihm aber antworten: und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Firmament. . .

G. B.

„Im Sommer 1836 traf ich in Baden, neben lieben Verwandten, meinen Schul- und Universitätsfreund Baron Alexander Ungern-Sternberg, der damals unter letzterem Namen durch seine Romane sich bekannt gemacht. Bei der Großherzogin Stephanie von Baden sah ich und begegnete beim Kurhause täglich Louis Napoleon, der zu jener Zeit als ein lüderlicher Abenteurer von Niemand beachtet wurde. Seinen Oheim Jerôme lernte ich im Herbst in Mannheim kennen, wo er mit seinem Sohn die Großherzogin besuchte.

[1]) Claudyna P. geb. Gräfin Dzialynska, widmete sich 1830 während der polnischen Revolution auf den Schlachtfeldern und in den Chalcralazaretten mit Hingebung und Heraismus der Pflege ihrer leidenden Landsleute, die allgemeine Bewunderung erregte.

IV.

Mannheim, den 27. Mai 1836.

Liebſter Freund,

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in Genf habe ich durch die Biſe und die ſchlechte Witterung überhaupt viel gelitten, wenn nicht an Schmerzen, aber an dem ſehr viel unangenehmeren dumpfen Unwohlſein. Dazu kam, daß meine intereſſanten Bekannten ſich zerſtreuten, und manches andere; — genug, ich war froh, als ich am 16. Genf verließ. Von Lauſanne aus machte ich eine ſchöne Fahrt auf den See und beſuchte Chillon. Dann befuhr ich den See von Neufchâtel und den Murtener, erfreute mich in Bern an meinem Freunde Gozzi und den Alpen, ging bei Baſel über den Rhein und von Straßburg an ließ ich mich auf ſeinen grünen Wellen ſchaukeln, bis ich am Rheindamm ans Land ſtieg. Mannheim iſt uns allen dreien jetzt, wenn auch auf ſehr verſchiedene Weiſe, merkwürdig geworden. Ich fühlte mich wie zu Hauſe, als ich dort ankam. Ich wohne im Hôtel de Russie, Tür an Tür mit den Pouiatowskys, die ich noch vorfand. — Zuerſt ging ich zu Gernaud und dann zu der jüngeren Schweſter, die mich mit ſolcher Freude empfing, daß er alsbald einen Anfall von Eiferſucht bekam, mir nicht die Hand gab, ſächſiſch zeremoniös war, was jedoch auf ihre Vorſtellungen am folgenden Tage wieder vorüber war. Den Reſt des Abends brachte ich bei der Aelteſten zu, wo ich gleich wieder zu Hauſe war und täglich vormittags und abends bin, ſowie den geſtrigen Donnerstag bei Plötz, mit den Vincentis, Forteſcue und einigen Herren. Beide Schweſtern haben mir viel Schönes an Dich aufgetragen, jetzt und ſchon in ihren Briefen nach Genf. Sie ſind Dir ſehr gut, und wünſchen nur, daß Du nochmals nach Mannheim kämſt, damit ſie ſich ungeſtört Deiner Geſellſchaft erfreuen könnten. Du haſt Dir dort Freunde für immer erworben. Fräulein Vincenti ſprach mir auch gleich von Dir, und ebenſo die junge Gräfin nebſt Miß. Die Polin meinte, daß es ihr leid tue d'avoir tapé sur son enthousiasme; je ne l'aurais pas fait, si j'avais su, que je ne le reverrai plus. Die Engländerin ſagte: Votre ami n'est pas sur, si je suis un peu folle au fortement timbrée, mais c'est ce qui m'a amusée. — Alles bedauert, daß bei dem heurigen Mangel an liebenswürdigen jungen Leuten, Du nicht länger hier geweſen ſeiſt. Die Landsleute haben ſich getrollt. Die alte Walſh hat mich unendlich liebenswürdig aufgenommen; die Großherzogin habe ich noch nicht geſehen, wohl aber das ganze Rudel Engländer. — Genug, ich bin wieder hier in Mannheim und habe alles nach dem Alten gefunden — außer mich ſelbſt. Die lange Einſamkeit in Bern, die vielfache geiſtige Einſamkeit in Genf haben von Grund aus den halben Leichtſinn zerſtört, mit dem ich mich dieſen

Winter hier in die Gesellschaft warf. J'avais assoupi la réflexion, et je réfléchis maintenaut de nouveau. Die Menschen, die mir hier teuer waren, sind es mir noch jetzt und vielleicht noch mehr, ich kann mich aber nicht mehr rückhaltlos hingeben wie sonst; ich bin wieder der Alte geworden, wie ich vor diesem Winter war. Manches mögen dazu die Nachrichten von Hause beigetragen haben, die mir sehr nahe gehen. Aber es ist gut, daß ich alles weiß, laßt mich über nichts im Dunkeln. — Das Inland habe ich erhalten, sowie Forbeck den Duhamel. Mögen die vielen Tiere aber bald ihre Zähne und Krallen wachsen sehen. Sage R., daß ich im Begriff war, einen Aufsatz über das Genfer Gefängnis auszuarbeiten und einzusenden. Da ich aber jetzt die Tendenz und den Zweck gesehen, so werde ich mit meinem Schärflein bis zur Heimkehr warten. Frage ihn, ob er glaubt, daß man jenen Aufsatz mit einigen Spickungen im Journal dieses Monats des Inlands aufnehmen sollte, ohne den Pfeffer zu schmecken. — Gestern habe ich hier den Tell gesehen, von Braunhofer gegeben, da Esglair erst morgen auftritt. Jedes Wort schnitt mir in die Seele und fand ein reges Echo; ich war bouleversé, wie ich das Schauspiel verließ. — Drei sind da, wo ist das Uebrige? Wenn Ihr mich wiedersehtt, werde ich wohl grau sein; Forbeck machte mich darauf aufmerksam, als einen Trost für sich. — Genug für jetzt. Montag werde ich mit ihm nach Frankfurt, um unsere Pässe zu besorgen, auch will ich mich dort wegen der Tiefenhausen umsehen, komme aber wieder her.

So lebe denn wohl, mein Lieber, und schreibe mir. Meine Adresse bleibt immer Mannheim. Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, denn er geht umher wie ein brüllender Leu und sucht quem devoret. Lebewohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester, meinen herzlichen Gruß, auch den Dorpatensern meiner Freundschaft. Gedenket mein. Ich bin mehr bei Euch, als hier. Dein G. B.

V.[1]

Baden-Baden, den 28./16. August 1836.

. . . Was mich betrifft, so wirst Du wohl von Goswin wissen, daß ich seit dem 3. Juli n. St. hier in Baden und bei Gennert in der Kur bin, der mir ein Haarseil über dem Herzen gesetzt hat und mich Ziegenmolken trinken, baden und Duschen nehmen läßt. Ich bin den ganzen Sommer, seit ich Mannheim im Juni verließ, fast nie ganz wohl gewesen; erst seit einigen Tagen atme ich wieder freier und fühle wieder die alte — freilich sehr relative — Lebenskraft. Bis vorgestern habe ich mit den

[1]) Monsieur Théodor de Krüdener de Suislop à Dorpat.

Tiesenhausens und Frau v. Villebois zusammen gewohnt, und habe mich in dem Kreise sehr wohl gefühlt, wo mir so unendlich viel Liebe und Freundschaft ward. Wir lebten eigentlich fast ganz abgeschieden von der übrigen Badewelt, und außer den Spaziergangsbekanntschaften waren wir nur mit der Familie des Baron Fahnenberg mehr liiert. Täglich brachte seine Abende Alexander Ungern bei uns zu, — auch wie ich ein Paria der dörptschen Salons, — dessen Umgang mich manches Unangenehme des Badelebens weniger empfinden läßt. Seit vorgestern früh ist meine Gesellschaft fort über Stuttgart und München nach Wien, und auf der Rückreise. Ich habe sogleich ein anderes sehr hübsches und bequemes Quartier bezogen, das gerade liegt, wo die große Promenade und die Lichtentaler Promenade zusammentreffen. Die Witterung ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, wundervoll gewesen, und noch gestern Abend machte ich nach 10 Uhr mit Sternberg einen Mondscheinspaziergang im bloßen offenen Frack. Wir kehrten nämlich beide von einer kleinen Musik- und Konversations-Soiree aus dem Pavillon der Großherzogin zurück, die so freundlich war, uns dies seltene Kompliment zu machen, da für gewöhnlich dort, wie überhaupt in Baden, nur Routs statt haben. Nach Vorschrift des Arztes habe ich mich von allem dem ganz und gar zurückgezogen und kenne daher fast niemand. Interessante Bekanntschaften waren mir die von Ludwig Tieck und dann eines Grafen Rantzau, dermaligen Hauptes der holstein-schleswigschen Ritterschaft, deren Verhältnisse so viel Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, wenn sie auch um zehn Schritt weiter sind. Er hat mir Dahlmanns urkundliche Darstellung des der Schleswig-Holsteinschen Ritterschaft zustehenden Steuerbewilligungsrechts empfohlen, das zugleich über alle dortigen Verhältnisse Aufschluß geben soll; mache doch R. darauf aufmerksam, sage ihm auch, daß ich ihm sehr für seinen freundschaftlichen Brief danke. — Von Mannheim habe ich gewöhnlich alle 14 Tage Nachricht. Deinen Auftrag an L. Galachow habe ich ausgerichtet, schreibe nur getrost deutsch; Du bist immer in gutem Andenken. Die Kenney ist jetzt dort. Ich habe große Sehnsucht hin, darf aber meine Kur nicht unterbrechen. Ich lese jetzt viel, und werde noch mehr lesen, vielleicht auch schreiben. Ich bin jetzt mit Schlossers „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (eben erschienen) beschäftigt, — ein ausgezeichnetes Werk. Suche von Blum die Gallerie von Charaktergemälden aus Rahels Briefwechsel zu erhalten. Es ist viel Interessantes darin, besonders die Briefe von Marwitz und Gentz haben mich sehr angesprochen. — Kennt man in Dorpat die eben erschienenen zwei neuen Bände von Raumer aus den englischen Archiven über Maria und Elisabeth, Friedrich II. und Rußland? — Noch etwas, was Dich interessieren wird. Die Braschs waren acht Tage hier, die wir meist zusammen

verlebt. Die älteste Tochter erkenne ich als sehr angenehm an. Die letzten Nachrichten waren vom 18. August aus Schaffhausen, von wo sie einen Abstecher nach Zürich und den Rigi machen wollten, wobei ich einiges Verdienst habe. Nun lebe wohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester meinen herzlichen Gruß.

Dein treuer G. B.

„Im Spätherbst 1836 ging ich von Baden über Straßburg nach Lyon, von wo ich mit dem Dampfboot die Rhone hinabfuhr bis Avignon, Nismes und Arles, die mit ihren großartigen Ruinen der mittelaltrigen und der antiken römischen Welt, sowie Montpellier und eine Fahrt durch la Plaine du Crau mit dem Postboot, Marseille und Toulon mir einen tiefen Eindruck machten. In Hyères fand ich den mir von der herrlichen Rhonefahrt bekannten Sulpiz Boisserée[1], mit dem ich viel in der alten Stadt nach Gebäuden des Mittelalters auf der Suche war. Mit Nizza erst lernte ich ganz den Süden kennen und machte dann die schöne Reise an der Riviera di Ponente nach Genua. Das wie ausgestorbene Pisa hinterließ mir mit seinem Domplatze und besonders dem Campo santo unauslöschliche Erinnerungen. Die paar Wochen in Florenz waren für mich voll Genuß, da ich eben Dante's Inferno und Macchiavelli's Geschichte gelesen, somit in der Vergangenheit der Stadt zu Hause war. Kann man doch kaum an einem andern Ort in Italien so das mittelalterliche republikanische Wesen, die Wunderwelt der Renaissance kennen lernen!

Endlich im Januar 1837 war ich in Rom.

VI.

Rom, den 3. März (20. Febr.) 1837.

Lieber Krüdener.

Es ist eine wahre Ewigkeit, seit ich Dir nicht geschrieben. Wie viel Ewigkeiten verflossen, seit Du mir nicht geschrieben, wirst Du wohl wissen. Sind in Kurrista auch die Tintenfässer verpönt? Wie es mir den Herbst und Winter durch ergangen, wirst Du wohl durch Budberg wissen; wie ich einen Teil Frankreichs durchzogen, die Küsten des Mittelmeers bereist und endlich ins schöne Land Italien gekommen, das gewiß und wahrhaftig schön ist, auch wenn es weiter nichts als seinen blauen Himmel hatte. Ich bin

[1]) Sulpiz Boisserée, um Förderung der Kunststudien verdient, legte seit 1804 die nach ihm benannte berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde an, die 1827 von Ludwig von Baiern angekauft wurde.

nicht fürs juste milieu — der deutsche Himmel sagt mir nicht zu, — entweder unser nordischer grauer, oder dieses magisch-schöne Himmelszelt Italiens, wo man wie in ein schönes Auge hineinsehen kann — und das heißt etwas. Wenn wir bei uns und selbst in Deutschland von den vergoldenden Sonnenstrahlen sprechen, so ist es, weil Messing auch gelb und glänzend ist; hier muß man die Sonne, die Lichteffekte sehen, um zu begreifen, daß man Phoebos Apollo anbeten konnte. Jean Paul hat auch gewiß eine Ahnung von der Luna des Südens gehabt, denn auf unsre blasse Hekate passen seine melancholisch begeisterten Schilderungen nicht. Das schönste, was ich bis jetzt gesehen, ist die Riviera di Genova, d. h. die Ufern des Golfes von Nizza über Genua nach la Spezzia und Sarzana und dann die Campagna di Roma, die in ihrer furchtbaren Oede doch so schön ist wie das Meer. Wenigstens kann ich ebenso wie über die Meereswellen stundenlang meinen Blick über die wellige Ebene der Campagna streifen lassen, die baumlos und unbewohnt nur Gräber zeigt und von den malerischen Ruinen der Wasserleitungen einige Abwechslung in ihrer furchtbaren Einförmigkeit hat, die aber durch die herrlichen Sabiner- und Lateinergebirge einen wundervollen Hintergrund erhält. Die Phantasie kann sich von Allem eine Vorstellung machen, die meine wenigstens, außer von den Schweizeralpen und der Campagna. Wie diese geworden, was sie ist, ob sie wieder für Kultur gewonnen werden kann, weiß Niemand. — Vorgestern morgen war der alte Sismondi bei mir, der auch versicherte, daß es ihm trotz aller Nachforschungen noch nicht gelungen, über das Veröden der Campagna historisch bestimmte Notizen zu erhalten; seine letzte Hoffnung ist das Archiv Orsini's, das man ihm zu öffnen versprochen. Sage Friedländer[1], nebst herzlichem Gruß, daß ich Sismondi kennen gelernt. Der zweite Teil seiner interessanten études constitutionelles, der über die Verhältnisse der Landbauern handelt, ist soeben erschienen, allein in Florenz gleich nach der Ankunft verboten worden; vielleicht leiht mir aber der Alte sein eigenes Exemplar. Mit Büchern steht es hier schlimm, und das ist auch der einzige Vorwurf, den ich Rom machen kann, denn abgesehen von allem andern, von Kunst und Geschichte, ist Rom die herrlichste Fremdenrepublik auf Erden. Alles ist den Römern verboten, Alles den Fremden erlaubt, die hier allein die alten freien Römer vorstellen würden, wenn ihre innere Erbärmlichkeit es ihnen erlaubte. Von allen Nationen und fast allen Weltteilen begegnet man hier welche.

Vor einigen Tagen führte ich Nordamerikaner auf den tarpejischen Fels; es sind die Einzigen, die dergleichen kapieren können.

---

[1]) Eberhard David Friedländer, 1828—1854 Prof. in Dorpat.

Die Römer selbst lernen höchstens in einem Auszuge des Livius das alles auswendig, um für einige Paolis ihre Gelehrsamkeit an den Fremden zu verkaufen, im selben Ton, mit derselben Geberde, mit selbem Gefühl, wie sie Affen und Papageien zeigen. Und doch, wenn so ein schwarzbrauner Römer mit seinem spitzen Hut und zerlumpten, aber immer schön drapierten Mantel, sich auf dem Forum sonnt, und seine dunklen Augen jeden Forestiere verächtlich anblitzen, kann ich mich nicht im Innern der Frage erwehren, ob es nicht ein Nachkomme der Grachen ist, der über die Tunlichkeit der Teilung der Vermögen nachdenkt. Die lex agraria würden diese Bettler an der Engelspforte ohne große Commentationen verstehen, wenigstens im Kleinen ermangeln sie nicht dieselbe des Abends ins Werk zu setzen. Nach Rom sollte man alle Unzufriedenen schicken; gegen die nichtswürdige Erbärmlichkeit dieser Regierung erscheint jede andere die des Saturnus.

Erst in der nächsten Woche will ich mich in der Gesellschaft vorstellen lassen, bis jetzt habe ich es immer aufgeschoben, weil solcher Trödel mich nicht interessiert, wenn kein besonderer Magnet mich anzieht, und weil die einsamen stillen Abende am Kamin, wo neben meiner Phantasie und Erinnerung die größten Geister Italiens, Dante und Machiavelli, meine Gesellschaft ausmachen, mir zu lieb sind. Die Hölle habe ich beendet, vertiefe sie mir aber jetzt in succum et sanguinem. Nebenbei schreibe ich auch wieder Etwas, was den gewissen Nutzen hat, mich selbst aufzuklären, da ich ohne Materialien und Hülfsbücher arbeite, daher alles aus mir selbst herausziehen muß, aus dem mentum dessen, was ich gelesen, gesehen und gedacht. Dann aber wird vielleicht auch meine Schrift über Haft und Gefängnis einige Kontroverse erzeugen, was immer Nutzen bringt. Und wo nicht, so ist es mir allemal eins, denn den direkten Vorteil für mich habe ich schon weg. — Von meiner Zukunft weiß ich nichts, denke auch wenig daran, — nicht über diesen Monat hinaus, solange die Miete meines hübschen kleinen Quartiers auf dem Monte Pincio geht. Meine Gesundheit ist gut, aber nur weil ich im Süden bin; nach Norden zurückgekehrt, wird das alte Lied wohl wieder angehn, das mich weniger langweilen würde, wenn ich wüßte, daß der letzte Takt nicht weit wäre. Wenn Du mir gleich antwortest, so adressiere Rome poste restante oder Café greco, sonst wieder nach Mannheim. Schreibe mir je und viel, es kann nicht genug sein. Bleibe immer ein treuer Freund Deinem

G. B.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf die Geſchichte der Baltiſchen Monatsſchrift beim Beginn ihres fünfzigſten Jahrgangs.

Von

H. Diederichs.

Seitdem, ein paar frühere, wenig verbreitete Verſuche abgerechnet, A. W. Hupel in ſeinen „Nordiſchen Miscellaneen“ die erſte allgemein baltiſchen Intereſſen dienende Zeitſchrift herausgegeben hat, iſt eine große Zahl von periodiſchen Zeitſchriften in unſeren Provinzen ans Licht getreten, namentlich am Anfang des 19. Jahrhunderts in üppiger Fülle; doch waren ſie teils von geringer Bedeutung, teils nur von ephemerer Lebensdauer, auch die beſten brachten es in ihrer Exiſtenz nur auf 10 Jahre. Die kurze Lebensdauer ſchien das eigentümliche Schickſal baltiſcher Zeitſchriften zu ſein, an der Gleichgiltigkeit des einheimiſchen Leſepublikums ſcheiterten alle. Nur Hupels „Miscellaneen“ hatten ſich, zuſammen mit ihrer Fortſetzung, den „Neuen Miscellaneen“, eines 17jährigen Beſtehens erfreut. Auch waren es nur äußere Umſtände, welche den Herausgeber veranlaßten ſeine wertvolle und heute noch unentbehrliche Zeitſchrift zu ſchließen.

Nach ihr begründete Sonntag, der auf gemeinnützige Tätigkeit ſtets bedacht war, 1823 das „Oſtſeeprovinzenblatt“, in welchem er die alle drei Provinzen angehenden Ereigniſſe, Verordnungen und Notizen mitteilte; er führte es bis zu ſeinem Tode 1827 fort. Darauf übernahm Garlieb Merkel die Redaktion und gab die Zeitſchrift als „Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Eſtland“ nach etwas erweitertem Plan von 1828—38 heraus. Dieſe Zeitſchrift brachte es alſo im Ganzen auf 16 Jahre. Merkels bekannter

aufklärerischer Standpunkt machte ſich, allerdings etwas gemäßigt, auch in dieſer Zeitſchrift geltend; innerpolitiſche Ereigniſſe wurden nur ſelten berührt, beſonderes Intereſſe wurde der Entwicklung des Landſchulweſens, der Hebung des Ackerbaus und allen gemeinnützigen Unternehmungen zugewendet. Das Provinzialblatt verlor alle Bedeutung und ging bald ein, als eine Zeitſchrift von weit höherer Bedeutung unter Mitwirkung hervorragender Mitarbeiter unter Fr. G. v. Bunges Redaktion ins Leben trat: „Das Inland". Dieſe Zeitſchrift brachte in ihrer erſten glänzendſten Zeit von 1836—1841 auch nicht wenige auf die innere Provinzialpolitik ſich beziehende Aufſätze, ſo im Jahrgang 1838 eine lebhafte Kontroverſe über das ausſchließliche Güterbeſitzrecht des Adels, die in gründlichen Auseinanderſetzungen pro und contra geführt wurde. Auch in den ſpäteren Jahrgängen finden ſich neben vielen wertvollen und bedeutenden hiſtoriſchen, ethnographiſchen, literariſchen Arbeiten auch politiſche Aufſätze, doch traten dieſe immer mehr zurück. Unter wechſelnden Redakteuren hat es das „Inland" auf eine Lebensdauer von 28 Jahren gebracht, geriet zuletzt in ganz ungeeignete Hände und ſtarb endlich, ganz bedeutungslos geworden, am Marasmus senilis. Das Ende des „Inlands" wurde beſchleunigt durch eine neue Zeitſchrift, die es bald völlig überflügelte und ſein Erbe wurde: die „Baltiſche Monatsſchrift". Sie hat ſoeben ihr 50. Lebensjahr angetreten und überragt alſo an Dauer alle ihre Vorgängerinnen; die „Rigaſchen Stadtblätter", die ſich eines noch längeren Daſeins erfreuten, unlängſt aber leider eingegangen ſind, kommen ihres eng begrenzten Zweckes und ihres beſchränkten Leſerkreiſes wegen hier nicht in Betracht. Trotz des halben Jahrhunderts ihres Beſtehens iſt die „Baltiſche Monatsſchrift" noch immer lebensfähig und friſch, erfreut ſich noch immer eines weit verbreiteten Leſerkreiſes und iſt gegenwärtig die einzige, den Intereſſen aller drei Provinzen dienende Zeitſchrift. Wie der Wanderer nach zurückgelegter weiter Strecke auf den hinter ihm liegenden Weg und auf das, was ihm da begegnet, zurückſchaut, ſo iſt es wohl am Platze, beim nahen Abſchluß eines halben Jahrhunderts auf die Anfänge und die wechſelnden Schickſale der „Baltiſchen Monatsſchrift" einen Rückblick zu werfen.

Nach dem Ende des Krimkrieges begann im Reiche eine Reformära: überall erwachte das Beſtreben, alte eingewurzelte

Schäden und Mißstände zu beseitigen, als unzulänglich erkannte Institutionen umzugestalten, sich von dem alle Selbständigkeit lähmenden Druck der Bureaukratie zu befreien, das Staatsleben auf neuen liberalen Grundlagen zu organisieren, und mit ungestümer Hast verfolgte man diese Ziele. Vor allem wurde die Befreiung des Bauernstandes, die Aufhebung der Leibeigenschaft ins Auge gefaßt. Auch in unseren Provinzen machte die politische Erstarrung des letzten Jahrzehnts einem frischen Aufschwunge Platz, eine lebhafte Bewegung der Geister machte sich auf allen Gebieten bemerkbar, in weiten Kreisen erwachte die Erkenntnis von notwendigen Reformen auf fast allen Gebieten des provinziellen Lebens. Die damals in ganz Europa, besonders in Deutschland wie in Rußland die Geister beherrschenden liberalen Tendenzen und Anschauungen gewannen auch bei uns volle Macht über die Geister. Und in der Tat war damals der Liberalismus auch bei uns berechtigt; namentlich in den Kreisen des gebildeten Bürgertums tat sich das Verlangen nach zeitgemäßem Fortschritt immer lebhafter kund, und man empfand das dringende Bedürfnis, sich über die wichtigsten innerpolitischen Fragen in gründlichen Erörterungen auszusprechen. Dazu waren die damaligen Zeitungen ganz ungeeignet, sie beschränkten sich größtenteils auf Registrierung von Nachrichten, hatten auch nicht den Raum zu größeren Aufsätzen. So machte sich das Bedürfnis eines geeigneten größeren Organs für die Behandlung der Tagesfragen in weiten Kreisen geltend. In jener Zeit war das baltische Land reich an hervorragenden Persönlichkeiten. In Riga standen an der Spitze der auf Reformen dringenden Politiker Bürgermeister Otto Müller und Hofgerichtsrat Theodor von Böttticher. Sie faßten den Entschluß, eine eigene Zeitschrift zur Vertretung der liberalen Zeitforderungen zu begründen, die zugleich alle geistigen und materiellen Interessen der gebildeten Bewohner unseres Landes behandeln und fördern sollte. Sie fanden mit ihrem Plane lebhaften Anklang bei dem damaligen livländischen Vizegouverneur Julius v. Cube, der schon vorher als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Suworow für einzelne Reformen tätig gewesen war. Nachdem der Plan der neuen Zeitschrift sorgfältig erwogen und festgestellt war, reichte Cube im Februar 1858 das Gesuch um die Genehmigung der Zeitschrift, welche den Titel „Baltische Monatsschrift“

führen sollte, unter Beifügung des detaillierten Planes beim Ministerium des Innern ein. Suworow unterstützte das Gesuch lebhaft. Nachdem es dann vom Minister des Innern dem Ministerkomitee vorgelegt war und dieses seine Zustimmung gegeben, wurde es Kaiser Alexander II. zur Genehmigung vorgestellt, und der Kaiser erteilte am 29. April 1858 seine Genehmigung; es ist wohl das erste und einzige Mal gewesen, daß eine baltische Zeitschrift die Erlaubnis zu ihrem Erscheinen durch direkten Kaiserlichen Befehl erhalten hat. Die Monatsschrift sollte in Riga oder in Mitau nach dem vorgestellten Programm herausgegeben werden, die Oberaufsicht wurde dem Generalgouverneur übertragen, und dieser ernannte Mag. Hermann Schütze zum Zensor; dadurch erhielt die neue Zeitschrift in gewissen Grenzen völlige Preßfreiheit. Die Redaktion übernahm Theodor v. Böttticher, ihm gesellte sich als zweiter Herausgeber der Ratsherr A. Faltin zu, dem die finanzielle Leitung des neuen Unternehmens zufiel und der außerdem die Aufgabe hatte bemerkenswerte Aufsätze der russischen Presse für die Zeitschrift auszuwählen. Bürgermeister Otto Müller war der stete Berater der Redaktion. — Nachdem alle nötigen Vorbereitungen getroffen und angesehene Personen in den drei Provinzen ihre Mitarbeit zugesagt hatten, erschien das erste Heft der „Baltischen Monatsschrift" im Oktober 1859. Als Vorbild für die neue Zeitschrift dienten die ein Jahr früher ins Leben getretenen „Preußischen Jahrbücher", die als Organ des deutsch-preußischen Liberalismus beim Beginn der neuen Ära in Preußen gegründet worden waren und unter R. Hayms geschickter und kluger Leitung bald großes Ansehen gewannen. Selbst die blaue Farbe des Umschlags der Hefte war in Anlehnung an die Jahrbücher gewählt worden. Die verwandte liberale Tendenz bei aller sonstigen Verschiedenheit wurde von der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" auch bemerkt, und die ersten Hefte der „Baltischen Monatsschrift" sind in den Jahrbüchern mit wohlwollender Anerkennung besprochen worden.

Was war nun das Programm der neuen Zeitschrift? — Es war umfassend genug. Die „Baltische Monatsschrift" sollte provinzielle, russische und ausländische Zeitfragen und Interessen behandeln, insbesondere die Agrarverhältnisse, Handel und Industrie, sowie das Gewerbewesen. Ferner sollte in ihr das Rechtsleben,

die Geschichte der baltischen Provinzen sowie des russischen Reiches, Geographie, Ethnographie und Statistik, Literatur und Kunst gebührende Berücksichtigung finden. Die historischen Aufsätze sollten aber nicht eine Zusammenstellung trockener Namen und Daten liefern, sondern es sollte in ihnen stets die unmittelbare Beziehung zur Gegenwart erkennbar sein, auch sollten sie eine kritisch gesicherte lebendige Darstellung bieten. Die „Baltische Monatsschrift" sollte weiter ein vermittelndes Organ zwischen den russischen und provinziellen, sowie den ausländischen Faktoren und Zuständen bilden, vor allem aber wollte sie anregen zur Beförderung unsrer provinziellen Ziele und ein Organ sein für den geistigen sowohl als auch den materiellen Fortschritt der baltischen Provinzen. Daher sollten in ihr vorzüglich alle notwendigen Reformen in Stadt und Land erörtert und zur Sprache gebracht werden. Die „B. M." sollte einen Sammelpunkt bieten, zu welchem jeder nach Beruf und Kräften beitragen könne und wo jeder finden würde, was zu dem Wohle dieser Provinzen wie des Staates, dem sie angehören, dienlich sei.

Man sieht, es war ein sehr umfassendes Programm, das die Herausgeber in der neuen Zeitschrift durchzuführen versprachen, und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie es nach Möglichkeit verwirklicht haben. Die „Baltische Monatsschrift" war das erste wirklich innerpolitische Organ bei uns, und die Redaktion wie die Mitarbeiter und Leser mußten sich erst allmählich daran gewöhnen alles, was bisher nur auf den Landtagen oder in den Kreisen der Berufsgenossen besprochen worden war, hier jetzt öffentlich erörtert zu sehen. Bedenkt man dabei, daß beide Redakteure durch amtliche Tätigkeit sehr in Anspruch genommene Männer waren und bisher regelmäßiger journalistischer Arbeit völlig ferngestanden hatten, so wird man das, was sie in der Leitung der Zeitschrift geleistet haben, sehr hoch veranschlagen. Sie wurden von vielen Mitarbeitern, auf die sie sicher gerechnet hatten, im Stich gelassen, mußten manche eingesandte Aufsätze für den Druck redigieren oder stilistisch verbessern, dazu die Übersetzungen aus dem Russischen, namentlich in der ersten Zeit, ganz überarbeiten, — alles das nahm viel Zeit in Anspruch. Auch manche Lückenbüßer mußten notgedrungen an Stelle sicher versprochener und dann doch nicht gelieferter Beiträge Aufnahme finden, wie das übrigens wohl

bei jeder Zeitschrift der Fall ist. Daß trotzdem die „B. M." in ihren ersten Heften so viele bedeutende Beiträge gebracht hat, verdient volle Anerkennung. Es gelang den Redakteuren eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter zu gewinnen, die der Zeitschrift eine angesehene Stellung sicherten. Aus den Kreisen der Ritterschaft lieferten vorzüglich Kurländer bemerkenswerte Beiträge, vom livländischen Adel ergriff in der ersten Zeit nur ein einziger das Wort, auch von Mitgliedern des estländischen Adels erhielt die Monatsschrift in dieser ersten Periode nur ganz vereinzelte Beiträge. Sehr lebhaft beteiligten sich Professoren der Dorpater Universität, und zwar fast aus allen Fakultäten, an ihr. In erster Linie ist da Schirren zu nennen, dessen Aufsätze eine wahre Zierde der „B. M." bilden. Die meisten Beiträge lieferten der Astronom Mädler, der damals schon Vielschreiber zu werden begann, und der Jurist A. v. Bulmerincq, dessen wohlgemeinte, aber etwas weitläufige und nicht sehr anziehend geschriebene Aufsätze in großer Anzahl der Monatsschrift zugingen. Einzelne Beiträge erhielt die Monatsschrift von Karl Schmidt, Adelmann, Georg v. Oettingen, Grewingk, mehrere auch vom Philologen L. Mercklin. Die damals streng kirchlicher Richtung huldigende theologische Fakultät hatte sich ein eigenes Organ kurz vor der Begründung der „B. M." in den „Dorpater Jahrbüchern für Theologie und Kirche" geschaffen und beteiligte sich an der „B. M." nicht; nur Professor J. H. Kurtz lieferte einen nichttheologischen Beitrag in seinem umfangreichen, auch heute noch lesenswerten Aufsatz: „Die Entstehung und Ausbildung der mittelalterlichen Universitäten nach ihren Hauptmomenten." Auch unter den Pastoren fanden sich nur wenige Mitarbeiter an der „B. M.", von Anfang an beteiligte sich sehr eifrig G. Brasche in Nieder-Bartau.

Es waren in erster Linie drei Hauptfragen, welche damals alle Politiker beschäftigten und die in der „B. M." zunächst diskutiert wurden: die Agrarreform, das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels und die Justizreform. Dazu gesellten sich dann das Verlangen größerer Selbständigkeit für die städtischen Gemeinden und die Forderung der Literaten, namentlich in Riga, als Bürger durch Eintritt in die Gilden fortan Anteil an der städtischen Verwaltung zu erhalten und politische Rechte auszuüben. Das erste Heft trat im Oktober 1859 etwas schüchtern ans Licht und be-

handelte gar keinen speziell provinziellen Gegenstand. Die letzten acht Monate der Politik des Jahres 1859 — es hatte ja damals eben erst der italienische Krieg stattgefunden — wurden etwas einseitig vom großdeutschen, d. h. österreichischen Standpunkt aus behandelt. Diese einseitige Auffassung findet darin ihre Erklärung, daß damals die Augsburger Allgemeine Zeitung, die ganz den österreichischen Interessen diente, bei uns am meisten gelesen wurde und das politische Urteil bestimmte. In einem der nächsten Hefte trat der Oberhofgerichtsadvokat K. Neumann in Mitau mit Nachdruck gegen die in diesem Aufsatz gegen Preußen ungerecht geübte Kritik auf. Ein andrer Aufsatz behandelte die russische Staatsschuld nach einer russischen Quelle; der dritte Aufsatz des Heftes konnte allgemeines Interesse beanspruchen, er entstammte der Feder des Mannes, dessen Name später jahrelang mit der „Baltischen Monatsschrift" aufs engste verbunden war — Georg Berkholz'. Er behandelte das sogenannte Testament Peters d. Gr., das oft genug, namentlich in englischen und französischen Schriften, verwertet worden war, und wies nach, daß es eine auf Napoleon I. zurückgehende Fälschung sei. Dieser Aufsatz erregte großes Aufsehen, besonders als er, ins Französische übersetzt, in Brüssel veröffentlicht worden war; später ist er auch in einer deutschen Separatausgabe erschienen.

Gleich im zweiten Hefte warf Alphons v. Heyking einen Blick auf die ländlichen Zustände in Kurland und begann damit die Reihe der agrarpolitischen Aufsätze. Krümmer in Werro schrieb bald darauf eine ausführliche Abhandlung über den Proletariercharakter der bäuerlichen Ackerbauindustrie in Livland und Estland, dessen falsche und verkehrte Ansichten und Ausführungen dem verkehrten Titel entsprachen. Ihm ließ eine treffliche Widerlegung zuteil werden Karl v. d. Recke. Karl Neumann gab darauf einen Rückblick auf die Entwicklung der kurländischen bäuerlichen Verhältnisse seit 1817, dagegen betonte der anonyme Aufsatz „Zur Agrargesetzgebung in Kurland" einige notwendige Reformen in längerer Ausführung. Man sieht, wie lebhaft damals die bäuerliche Agrarfrage die einsichtigsten Männer in Kurland beschäftigte.

Zustände, Ereignisse, politische und nationalökonomische Verhältnisse im russischen Reiche waren Gegenstand zahlreicher Aufsätze in den ersten Bänden; so wurde das Schisma und die rechtgläubige

Kirche, die Sekten, ebenso wie die große russische Eisenbahngesellschaft und die neue russische Belletristik eingehend behandelt. Der Verkauf der Reichsdomänen als Finanzmaßregel wurde sorgfältig erwogen. Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna wurde nach Schtschebalsky in einem interessanten Aufsatze dargestellt, und der Aufsatz: „Ein Bild aus dem Pugatschewschen Aufstande" führte den Lesern Ereignisse aus einer gefährlichen Episode der Regierung Katharinas II. vor. Die baltische Geschichte war in den ersten Bänden nur wenig vertreten, dafür aber brachte die Zeitschrift zwei Aufsätze über sie, die zu dem Vortrefflichsten und Besten gehörten, was sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens auf diesem Gebiete enthalten hat, nämlich C. Schirrens „Livländische Charaktere", deren erster Walter von Plettenberg, insbesondere das letzte Jahrzehnt seiner Regierung behandelte und eine glänzende Charakteristik des großen Meisters entwarf, namentlich eine vorzügliche Darstellung der Verhandlungen auf dem Landtage zu Wolmar 1526 und Plettenbergs Stellung zu ihm gab, während der zweite Burchard Waldis, den bekannten Fabeldichter und seine schlimmen Schicksale in Livland auf Grund ganz neuer, bisher unbekannter Quellen schilderte. Es bleibt tief zu beklagen, daß Schirren seine Absicht, dieser ersten eine zweite Reihe livländischer Charaktere folgen zu lassen, nicht ausgeführt hat; wir sind dadurch um eine Anzahl meisterhafter baltischer Geschichtsbilder gekommen. Eine neue Erwerbung Rußlands im Nordosten Asiens fand eine ausführliche Darstellung in Gerstfeldts Aufsatz über die Entwicklungsfähigkeit des Amurlandes, insbesondere in merkantiler Beziehung, der auch mit einer Karte begleitet war. — Im Übrigen haben die ersten Bände der „B. M." den mannigfaltigsten Inhalt. Neben den politischen und nationalökonomischen Angelegenheiten wurden besonders Erziehungsfragen erörtert; so schrieb Karl Hoheisel, damals in Reval, einen Aufsatz über Mädchenerziehung, der sehr viel Wahres und Treffendes enthielt und auch heute noch beherzigt zu werden verdient. Gegen ihn wandte sich, im Wesentlichen zustimmend, aber doch manche Einwendungen erhebend, in einem andern Artikel Johanna Conradi. — A. Schwartz in Riga sprach seine Ansichten über Liberalität in der Jugenderziehung aus; ein anonymer Aufsatz erörterte das Verhältnis der Schule zur Literatur. Auch G. Braschos: „Zur Geschichte unsres Volkes" gehört hierher.

Die baltische Literatur ging ebenfalls nicht leer aus: V. Hehn schilderte in einem nach Inhalt und Form vortrefflichen Essay Karl Petersens Leben und Dichten, Bertram (J. G. Schultz) lieferte einen lehrreichen Artikel zur Geschichte und zum Verständnis der estnischen Volkspoesie und fügte dem gleich ein episches Gedicht aus eigener Feder: Wambo Wido hinzu. Ein ausgezeichnet fein entworfenes, psychologisch scharf eindringendes, vielleicht aber doch etwas zu ungünstiges Lebensbild der berühmten Frau v. Krüdener gab gleich im ersten Jahrgang Schirren. Eine eingehende biographische Skizze und Charakteristik des hochverdienten Landrats Reinhold v. Samson-Himmelstjerna lieferte W. v. Bock, der er später Erinnerungen an Gustav v. Mengden folgen ließ; beide Aufsätze gehören zu den besten aus seiner früheren Zeit. Aber auch die Medizin und ärztliche Tätigkeit fanden in der „B. M." offenen Raum: A. Laurentz erörterte ausführlich die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere in Kurland, und über Augenkrankheit entstand eine lebhafte Kontroverse zwischen Dr. C. Waldhauer, Professor G. v. Oettingen und Dr. H. Schmid in Odessa, die sich durch mehrere Hefte hinzog. Selbst die neuesten Reformen im Reichsgestütwesen blieben in der „B. M." nicht unbeachtet.

Man sieht, die „Baltische Monatsschrift" erfüllte in ihren ersten Bänden die Versprechungen des Programms in reichem Maße; trotz mancher Enttäuschungen, mancher nicht von ihnen verschuldeter Mängel war es den Redakteuren möglich geworden, eine Fülle von lehrreichen Artikeln auf allen Gebieten, insbesondere über die brennendsten Zeitfragen zu liefern. Die liberalen Anschauungen herrschten in der Zeitschrift vor, sie wurden von den Redakteuren gerecht und maßvoll vertreten. Eine Zeitschrift wie diese hatte es in den baltischen Landen noch nicht gegeben, und es war daher auch natürlich, daß sie in immer weiteren Kreisen Verbreitung und Anerkennung fand und auch von den Gegnern des Liberalismus eifrig gelesen und beachtet wurde. Entsprechend dem Wert und der Gediegenheit ihres Inhalts beruhte die „B. M." auch auf völlig gesicherter materieller Grundlage. Die Herausgeber hatten noch vor Beginn der neuen Zeitschrift durch ansehnliche Beiträge, zu denen sich patriotische Männer für drei Jahre verpflichteten, eine sichere Basis geschaffen. Die „B. M." fand eine so günstige Aufnahme und Verbreitung, daß sie schon nach zwei

Jahren ihres Bestehens der Unterstützung entraten konnte und daß aus den Subsidien und den kleinen Jahresüberschüssen ein Reservefond gebildet werden konnte, der in späteren ungünstigeren Jahren der „B. M." sehr zugute gekommen ist. Wie günstig die pekuniäre Lage der „B. M." war, ersieht man auch daraus, daß sie den Mitarbeitern regelmäßig angemessene Honorare zahlte, was bisher noch keine Zeitschrift bei uns getan hatte.

Aber auch außerhalb der baltischen Provinzen, in Deutschland, fand die neue Zeitschrift Anklang und eine ganze Anzahl Mitarbeiter. A. Lammers, der bekannte Freihändler, behandelte die deutschen Gewerbefreiheits-Bestrebungen, und Aurelio Buddeus, der schon früher mancherlei über die baltischen Provinzen veröffentlicht hatte, lieferte auch für die Monatsschrift mancherlei Beiträge, leider auch eine wenig einsichtige Besprechung von O. v. Rutenbergs unkritischer und tendenziöser Geschichte der Ostseeprovinzen, welche die Redaktion bedauerlicherweise ohne jede Bemerkung aufnahm. Der später so bekannt gewordene Oberstaatsanwalt O. Mittelstädt, damals Gerichtsassessor in Posen, lieferte für die „B. M." zwei treffliche Aufsätze, die beide für baltische Leser von Interesse sein mußten: über die preußische Städteordnung vom 9. November 1808 und über die heutige ständische Verfassung in Preußen. Der Appellationsgerichtsrat in Posen, R. Johow, gab einen beachtenswerten Beitrag über die preußischen Agrargesetze der Stein-Hardenbergschen Verwaltungsperiode (1807—1822) und behandelte eingehend in einem andern Aufsatz die Gerichtsverfassung in Preußen. Derselbe besprach auch den Strafprozeß in Preußen. Professor E. Herrmann in Marburg spendete ebenfalls einige Beiträge und der ehemalige Dorpater Professor Osenbrüggen in Zürich schrieb kundige Abhandlungen über das Schwurgericht.

Mit dem Beginn des Jahres 1862 war auch Georg Berkholz, der seit dem Sommer 1861 auf Otto Müllers Betreiben zum Stadtbibliothekar in Riga gewählt worden war, als Dritter in die Redaktion der Monatsschrift eingetreten. Er trug durch seine redaktionelle Tätigkeit und seine lebhafte Beteiligung durch viele Artikel nicht wenig zur Blüte der „B. M." bei, namentlich machten seine sorgfältig überlegten, durch Sachkenntnis und reifes Urteil ebenso wie durch vollendete Form ausgezeichneten

Livländischen Korrespondenzen, die seit dem Juli 1862 regelmäßig erschienen, bedeutenden Eindruck und blieben nicht ohne Wirkung; daß sie vom Standpunkt des Liberalismus geschrieben waren, verstand sich in jener Zeit von selbst. Ein sehr eifriger Mitarbeiter der „B. M." war seit 1861 Julius Eckardt, der bald darauf Mitredakteur der „Rigaschen Zeitung" wurde. Er war eine Zeit lang Böttichers Gehilfe bei der Redaktion und lieferte zahlreiche politische und literarische Aufsätze, auch Übersetzungen aus dem Russischen, und steuerte einen eigenen umfangreichen historischen Aufsatz über den livländischen Landtag in seiner Entwicklung bei. Die lebhafteste Diskussion erregte noch immer die Agrarfrage und das Güterbesitzrecht; mächtig griff in sie ein Th. v. Böttticher mit seiner großen, tief eindringenden Abhandlung: „Der Domänenverkauf in den Ostseeprovinzen", die weit über das im Titel bezeichnete Thema die wichtigsten Zeitfragen behandelte, wie den Bauerlandverkauf, die Justizreform, auch den historischen Nachweis zu führen versuchte, daß in Livland auch Nichtadlige Güter zu erwerben berechtigt seien. Diese Abhandlung erregte damals großes Aufsehen, fand auch nicht wenig Widerspruch, namentlich in Bezug auf Kurland erhoben K. v. d. Recke und K. Neumann begründete Einwendungen und Bedenken. Leider hat sich Th. v. Böttticher nur noch einmal später in einer gründlichen Auseinandersetzung über eine wichtige prinzipielle Frage vernehmen lassen, nämlich über den Pfandbesitz in Livland.

Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein, die folgenden Jahrgänge, ebenso ins Detail gehend, zu besprechen, wie die ersten. Bei diesen kam es darauf an die Ausführung des vorausgeschickten Programms, den Charakter und die Bedeutung der in ihr enthaltenen Abhandlungen und Aufsätze zu kennzeichnen, sowie den weiten Umkreis der in ihr vertretenen Interessen hervorzuheben. Nachdem das einmal geschehen, ist das bei ihrer in der ersten Periode ihres Bestehens sich gleichbleibenden Haltung und Richtung in Bezug auf die weiteren Bände nicht mehr erforderlich. Auch würde es der begrenzte Raum, der diesem Rückblick gewährt ist, nicht gestatten, denn ein ebenso ausführliches Referat wie über die ersten Bände würde, auf die folgenden angewendet, eine Reihe von Bogen beanspruchen. Wir werden uns daher fortan auf die

Hervorhebung einzelner besonders bedeutender Arbeiten und bemerkenswerter Momente beschränken.

Neben der allmählich etwas zurücktretenden Erörterung der Agrarfrage trat seit 1863 die Justizreform und die Frage der Geschworenengerichte in der „B. M." in den Vordergrund. Eifrig diskutiert wurde auch der Verkauf der Pastoratsgesinde, wobei sich merkwürdigerweise mehr Pastoren dafür als dagegen aussprachen. Durch seine Freundschaft mit Berkholz wurde Viktor Hehn in Petersburg veranlaßt lebhafter als früher an der „B. M." sich zu beteiligen. Er warf einen geistreichen, aber recht tendenziösen „Blick auf die Geschichte des Judentums", gegen welchen sich in aller Bescheidenheit, aber doch bestimmt Pastor C. Stoll in Sissegal wandte. — Von ganz anderer Art und weit größerer Bedeutung waren die St. Petersburger Korrespondenzen, zu deren Abfassung Hehn sich durch Berkholz bewegen ließ. Die erste erschien im September 1863, von da an in regelmäßiger Folge. Sie erregten ungeheures Aufsehen, von dem man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann; mit größter Spannung wurden die Hefte der „B. M.", in denen man eine neue Korrespondenz zu finden hoffte, erwartet. Geist, Witz, Ironie, Sarkasmus, ein wenig Bosheit vereinigten sich hier in glänzender Form zu kleinen Meisterstücken, in denen die Torheiten und Schwächen des Petersburger Lebens, besonders der Petersburger russischen Presse beleuchtet und kritisiert wurden. Diese Korrespondenzen trafen wie scharfe Pfeile und wurden auch in Petersburg bemerkt. Sie hörten leider schon mit dem März 1864 auf, da Hehn einen Wink erhalten hatte sie zu unterlassen. „Ich will nicht noch einmal nach Tula reisen", schrieb er damals dem Freunde Berkholz. Die von anderen, meist von Brückner, unter demselben Titel weiter gelieferten Korrespondenzen verhielten sich zu denen Hehns wie ein Glas guten Brunnenwassers zu prickelndem Schaumwein. Dafür gab V. Hehn der „B. M." den größten Teil seiner Schrift über Italien. Diese vorzügliche Arbeit Hehns, die später in Berlin erweitert in Buchform erschien, mehrere Auflagen erlebt hat, allgemein bewundert und von Unzähligen gelesen worden ist, hatte in der Heimat das seltsame, aber bezeichnende Schicksal, trotz aller Bemühungen Hehns keinen Verleger zu finden, und wurde nur durch einen Sonderabdruck aus der „B. M." weiteren Kreisen bekannt.

Einen inhaltreichen Beitrag erhielt die „B. M." in der Biographie des Archäologen Otto Magnus v. Stackelberg von C. Hoheisel, die auch nach der ausführlichen Lebensschilderung Stackelbergs durch seine Nichte wegen mancher nur hier sich findender Einzelheiten Beachtung verdient. — Sehr viele Aufsätze lieferte Brückner, größtenteils Ereignisse, die Vergangenheit Rußlands betreffend; sie konnten aber meist weder durch Inhalt noch Form die Leser anziehen. Woldemar v. Bock veröffentlichte eine umfangreiche Abhandlung unter dem seltsamen Titel: „Die Historie von der Universität zu Dorpat und deren Geschichte"; er wollte darin die wahre Entstehung der Universität Dorpat und die vorbereitenden, im Lande selbst für ihre Errichtung gemachten Vorschläge und Schritte gegenüber der konventionellen offiziösen Darstellung ihrer Entstehung darlegen. Dieser Aufsatz enthält viel Interessantes und bis dahin Unbekanntes, so über die Bemühungen des Dichters Jakob Lenz um die Begründung einer Universität in Dorpat, ist aber leider sehr weitschweifig und in sehr verwickeltem Stile geschrieben und leider ohne eigentlichen Einfluß geblieben. Eine Art Fortsetzung dieser Historie bildet der Aufsatz desselben Verfassers über die erste baltische Zentralkommission von 1789, der im Jahrgang 1866 zum Abdruck gelangte.

Zu den liberalen Forderungen der Zeit gehörte in Deutschland auch die Emanzipation und bürgerliche Gleichstellung der Juden; sie wurde auch in das Programm des baltischen Liberalismus aufgenommen, so ungeeignet und unausführbar diese Forderung in den baltischen Provinzen auch war, da Livland und Estland gar keine Juden hatte, während Kurland ihrer eine große Menge besaß. Daß A. E. Horn in einem Aufsatz zur Judenfrage für die Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen eintrat, war begreiflich, ebenso daß später der Rabbiner Pucher in Mitau für die Emanzipation und gegen die Judenmission sich vernehmen ließ; verwundern mußte es aber, wenn eine Stimme aus Mitau sich in einem Artikel „Zur Judenfrage" ebenfalls für die Emanzipation aussprach. Die Stellung des Liberalismus zur Kirche und dem christlichen war fast überall, besonders aber in Deutschland, mochte dies auch keineswegs im Prinzip liegen, eine kühle, ja ablehnende. Man hielt die Kirche nicht ganz ohne ihre Schuld für eine Dienerin des Absolutismus und eine Verbündete reaktionärer Tendenzen.

Diese kühle Gleichgiltigkeit zeigten auch viele baltische Liberale, leider auch die Redakteure der „Baltischen Monatsschrift". Bei uns trug auch dazu die strenge Kirchlichkeit und scharf ausgeprägte konfessionelle Exklusivität der theologischen Fakultät in Dorpat nicht wenig bei. Die Geistlichkeit Livlands und Estlands stand in ihrer Wahrheit auf dem Standpunkt der Fakultät, noch aber gab es eine nicht ganz kleine Anzahl älterer Pastoren, die anders dachten; war doch der Generalsuperintendent Ferdinand Walter selbst ein entschiedener Gegner des Konfessionalismus, sprach sich doch der Oberpastor C. A. Berkholz in Riga oft genug gegen die streng konfessionellen Theologen aus, und ebenso manche andere von positiv christlicher Richtung. Daneben aber gab es auch in den Landeskirchen unter den Pastoren noch manche Anhänger des alten Rationalismus, und diesen war die Richtung der Dorpater Theologen und ihrer Anhänger ein Greuel. Gerade einem Vertreter dieser zurückgebliebenen Richtung gab die Redaktion der „B. M." mit Vergnügen Raum in ihrer Zeitschrift. F. Tiling, der Pastor zu Bickern, veröffentlichte im Jahrgang 1863 einen Aufsatz unter dem Titel: „Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwicklung einzugehen?" Der Verfasser beantwortete die Frage selbstverständlich mit Ja und kritisierte rücksichtslos die konfessionellen Tendenzen und die reaktionären kirchlichen Bestrebungen vom Standpunkt des vulgären Rationalismus aus. Einer ruhigen, aber scharfen Replik von Pastor G. C. Nöltingk gewährte die Redaktion allerdings Aufnahme, gab aber dann einer umfangreichen Verteidigung Tilings von Pastor M. Kauzmann in Odenpä bereitwillig Raum. Als dann Lütkens in der Dorpater Zeitschrift sich wegwerfend über Tilings Aufsatz und seine Verteidiger geäußert und dabei auch einen kritischen Seitenblick auf die „B. M." geworfen hatte, da ließ ihm G. Berkholz eine scharfe Antwort zuteil werden.

Sehr wichtig und wertvoll war R. v. Wilckens Abhandlung über die Besteuerungsverhältnisse Liv- und Estlands, in der er nachwies, daß nur der kleinste Teil von den in den Provinzen aufgebrachten Steuern für diese selbst, der bei weitem größere Teil aber für das Reich verwendet werde. In ganz anderer Beziehung interessant war Johanna Conradis Aufsatz: „Der Wechsel in unseren Sitten und Gebräuchen", der kulturhistorische Bedeutung hat.

Heute, nach mehr als 40 Jahren, ließe sich ein ähnlicher Aufsatz schreiben.

Seit 1864 begannen durch M. Katkow in der Moskauschen Zeitung die Angriffe und Anklagen gegen die baltischen Provinzen. Auch die „Baltische Monatsschrift" wurde dadurch zu einer Änderung ihrer Frontstellung genötigt. Gegen Katkow wandte sich G. Berkholz in dem Aufsatz: „Die Anklage auf Separatismus." Mit Geist, Klarheit und Schärfe wies er darin Katkows Anklagen als völlig unberechtigt entschieden zurück. Die Polemik im Einzelnen überließ die „B. M." den Zeitungen, nur gegen einen tendenziösen Artikel über die rechtgläbige Kirche in Livland, worin diese als verfolgt und bedrückt dargestellt wurde, brachte die „B. M." mehrere Entgegnungen. Sonst wurde noch von A. v. Tideböhl die Krisis der kirchlichen Reallasten in Livland und die Landgemeindeordnung, deren Einführung bevorstand, eingehend und sachkundig besprochen.

Da trat am Ende des Jahres 1865 für die „Baltische Monatsschrift" eine folgenreiche Krisis ein. Von Anfang an bis dahin hatte sie, wie schon früher bemerkt, unter dem Fürsten Suworow und unter dem Baron Wilhelm v. Lieven einen vom Generalgouverneur speziell für die „B. M." ernannten Zensor gehabt, der seines Amtes unentgeltlich waltete. Es war von Anfang an Mag. H. Schütze dazu ernannt worden. Mit dem Ende des Jahres 1865, unter dem Grafen P. Schuwalow, änderte sich das; die „B. M." wurde der allgemeinen Zeitungs-Zensur unterworfen und verlor dadurch die bisherige Freiheit und ihre fast uneingeschränkte Unabhängigkeit. Das war ein schwerer Schlag für die „B. M.", der ihre ganze Existenz bedrohte. Die bisherigen Redakteure Theodor v. Böttticher und A. Faltin wollten unter dieser Einschränkung der bis dahin gewährten freien Bewegung die Redaktion nicht weiterführen und traten zurück; es wurde der Gedanke ernstlich erwogen, die „B. M." ganz eingehen zu lassen. Doch stand man von dieser Absicht ab, und G. Berkholz führte die Redaktion von 1866 mit dem 13. Bande allein weiter. Er verhehlte sich die Schwierigkeit der Weiterführung des unter ganz anderen Verhältnissen gegründeten Organs nicht, er sprach es offen aus, daß die Fortführung der Zeitschrift von ihm als ein Akt der Selbstverleugnung übernommen wäre, aber er hielt es doch für geboten, ein Organ der inneren Verständigung und Fortbildung

zu erhalten, solange als dies nicht zur Unmöglichkeit werde. — In so resignierter Stimmung führte er die Redaktion weiter. Es verdient jedenfalls vollste Anerkennung, daß er der Zeitschrift in einem kritischen Augenblick die Fortdauer erhielt.

Während viele der früheren Mitarbeiter sich zurückzogen, traten andere an ihre Stelle, so Professor L. Strümpell, der Dozent Winkelmann, Professor A. Böttcher, Professor Ludwig Schwabe, besonders Professor Adolf Wagner und auch andere. Von den alten Mitarbeitern blieben der „B. M." treu Viktor Hehn und A. Brückner. Von auswärtigen Mitarbeitern brachte die Monatsschrift W. G. Rößlers sehr interessanten Beitrag über Ferdinand Lasalle und die deutsche Arbeiterbewegung. Viktor Hehn gab einen sehr anziehenden populären Aufsatz über den Humanismus unter dem Pseudonym Justus Moller. Adolf Wagner, der berühmte Nationalökonom, damals einige Jahre Professor in Dorpat, behandelte in einer umfangreichen, durch mehrere Hefte gehenden Abhandlung das russische Papiergeld, eine Arbeit, die sehr viel Anerkennung fand und auch im Separatabdruck erschien. Derselbe schrieb später noch einen Aufsatz zur Lösung der russischen Valuta-Frage. Vom Mitauschen Bürgermeister F. v. Zuccalmaglio brachte die Monatsschrift eine sehr tüchtige, noch heute beachtenswerte Abhandlung über die Bevölkerungsordnung der kurländischen Städte, insbesondere der Stadt Mitau. Berkholz führte eine Rubrik „Politische Umschau" ein, die anfangs in jedem Hefte erschien und von ihm selbst verfaßt wurde, später seltener vorkam und auch von Anderen herrührte. Eine zweite, von Berkholz eingeführte regelmäßige Rubrik am Schluß der Hefte trug den unscheinbaren Titel: „Notizen". Hier sprach sich Berkholz über politische und literarische Dinge in geistreicher Weise aus.

Die Judenfrage wurde auch jetzt noch lebhaft erörtert. Die „B. M." nahm ein offenes Sendschreiben des Mitauschen Rabbiners S. Pucher an die kurländischen Herren Synodalen auf, worin dieser mit vielem Pathos, großem Aufwand von Rhetorik und nicht geringem Selbstbewußtsein die kurischen Synodalen wegen der von ihnen gebilligten Judenmission abkanzelte. Die Entgegnung auf diesen unberechtigten Angriff von Pastor W. Müller: Ein offenes Wort an Herrn Rabbiner Pucher fand aber ebenfalls Aufnahme. Vom damaligen Professor am Rigaschen Polytechnikum E. Laspeyres

brachte die Monatsschrift mehrere inhaltreiche und bemerkenswerte Aufsätze, so den heute noch sehr beherzigenswerten über die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie. Auch an historischen Beiträgen fehlte es nicht ganz: A. Büttner lieferte einen trefflichen Aufsatz über die polnische Gegenreformation in Livland, und Julius Eckardt gab eine Studie zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von V. Zwingmann brachte die „B. M." eine längere Abhandlung über die Todesstrafe in der europäischen Gesetzgebung und Wissenschaft, die viel lehrreiches Material enthält, zuletzt aber zu dem in der liberalen Jurisprudenz feststehenden Satze gelangte, daß die Todesstrafe nicht aufrecht zu erhalten sei.

Landespolitische Fragen fanden unter Berkholz' Redaktion kaum mehr eine Behandlung in der „B. M.", allenfalls kann der Aufsatz Eduard v. d. Brüggens in Mitau über die Fideikommißfolge und die Gesindepacht in Kurland, sowie die anonyme Abhandlung über die Wirksamkeit der Laugemeindeordnung in Kurland dahin gerechnet werden.

Überschaut man die Gesamtheit der Aufsätze, welche die „Baltische Monatsschrift" unter Berkholz' Redaktion enthält, so finden sich darunter viele treffliche Arbeiten aus den verschiedenen Gebieten, aber eine politische Zeitschrift, wie sie es in der ersten Periode ihres Bestehens gewesen, war sie nicht mehr, sie konnte es auch unter den so veränderten Zeitverhältnissen, die sich ungünstig für die Provinzen gestaltet hatten und unter den so sehr beengten Verhältnissen ihres Erscheinens nicht mehr sein. G. Berkholz fühlte die Last der Redaktionsarbeit mit jedem Jahre schwerer, schon allein die stilistische Korrektur der ihm oft in gar unfertiger Form zugehenden Aufsätze, die er für seine Pflicht hielt, nahm ihm sehr viel Zeit weg. Etwas entlastet wurde er in den letzten Jahren seiner Redaktionsführung dadurch, daß er einen geeigneten Gehilfen in Dr. A. Miaskowsky, dem späteren bekannten Professor der Nationalökonomie in Wien und dann in Leipzig, fand, dem er die eigentliche Redaktionsarbeit überließ, während er sich die Oberleitung vorbehielt. Berkholz verlor aber zuletzt die Lust an der Zeitschrift völlig. In jener Zeit, wo in den höheren Regierungssphären die fortwährenden Anklagen und Anschuldigungen der baltischen Provinzen von seiten der russischen Presse anfingen Gehör

zu finden und man bei uns genötigt war zu ſchweigen oder höchſtens leiſe und vorſichtig zu ſprechen, war es für einen Mann, der von früher her gewohnt war laut und offen zu reden, keine Freude mehr, Redakteur einer baltiſchen Zeitſchrift zu ſein. Man war außer ſtande auf die konzentrierten Angriffe Juri Samarins entſprechend zu antworten und man durfte der großartigen, machtvollen Erwiderung, die ihm Schirren zuteil werden ließ, die das ganze baltiſche Land bewegte und erregte, mit keinem Worte gedenken. Außerdem widerſtand Berkholzs tief eindringendem, ſorgfältig erwägendem, philoſophiſch geſchultem Geiſte die raſches Zufahren, ſchnelle Entſcheidung fordernde journaliſtiſche Tätigkeit. Alle dieſe Momente wirkten zuſammen, ihn mit dem Schluß des Jahres 1868 die Redaktion der „B. M." aufgeben zu laſſen. In einem Schlußwort warf er einen Rückblick auf die bisherige Tätigkeit der „B. M.". Er rühmte ihr mit vollem Rechte nach: ſie hat unſre Geſellſchaft an eine größere Öffentlichkeit des politiſchen Lebens gewöhnt und durch einheimiſche hiſtoriſch-biographiſche Aufſätze das hiſtoriſche Selbſtbewußtſein des Landes lebendig zu erhalten ſich bemüht. Sie habe auch Raum gehabt für allgemein menſchliche Intereſſen (in der letzten Zeit leider nur zu viel, fügte Berkholz klagend hinzu). Er betonte die Wahrnehmung, daß ſeit 1864 der früher ſo brennende innere Gegenſatz der politiſchen Anſchauungen ganz ſtill geworden ſei, und konſtatierte, daß in den drei letzten Jahrgängen kein Fortſchritt, ſondern infolge der ihr auferlegten Freiheitsbeſchränkung ein Niedergang der „B. M." ſtattgefunden habe. Berkholzs Rücktritt war ein großer Verluſt für die Monatsſchrift, ſchied doch mit ihm der letzte Träger der bisherigen Tradition von ihr.

Niemand wäre geeigneter geweſen die Redaktion der „B. M." weiterzuführen, als Julius Eckardt, der aber war damals ſchon unter Guſtav Freytag Mitredakteur der „Grenzboten" in Leipzig. So übergab Berkholz denn die Weiterführung der Zeitſchrift einem jüngeren Journaliſten, der ſich durch einige Aufſätze im letzten Jahrgang der Monatsſchrift und einige Zeitungsartikel bemerkbar gemacht hatte — Ernſt v. d. Brüggen. Nach einer Jahrespauſe begann der neue Redakteur mit dem Jahre 1870 eine neue Folge der Monatsſchrift. Wie reſigniert klangen doch die einleitenden Worte Brüggens gegenüber der frohen Zuverſicht, mit

der zehn Jahre vorher die Herausgeber ihre Tätigkeit begonnen hatten! Er verkannte die Schwierigkeiten nicht, mit denen er zu kämpfen haben werde, auch nicht die lauer gewordene Haltung des Publikums der Zeitschrift gegenüber, er versprach aber alles aufzubieten, sie auf dem alten Niveau zu erhalten. Der Umfang der Zeitschrift wurde verringert, alle zwei Monate erschien fortan ein Doppelheft. Brüggen lieferte nicht nur selbst nicht wenige Arbeiten für die Zeitschrift, es gelang ihm auch zu manchem der alten neue Mitarbeiter zu gewinnen, so H. Sewigh, H. Hildebrand u. a. Die von Berkholz eingeführte Abteilung „Notizen" wurde beibehalten und zu literarischen Besprechungen mannigfacher Art verwendet. A. Brückner gab zahlreiche historische Aufsätze, meist aus der russischen Geschichte. Zu lebhaften Auseinandersetzungen führte eine von Dr. J. v. Seidlitz in Dorpat verfaßte, anonym veröffentlichte, ziemlich scharfe Kritik von A. v. Oettingens Moralstatistik vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Oettingen antwortete in einem Aufsatz unter dem Titel: „Die Verschiedenheit von Natur- und Geisteswissenschaft", worauf Seidlitz nochmals replizierte. Es war bemerkenswert, daß zum ersten Mal ein Mitglied der theologischen Fakultät zu Dorpat, und zwar einer ihrer Führer, in der „B. M." das Wort nahm. Professor Laspeyres veröffentlichte Statistische Studien zur Wohnungsfrage und einen Aufsatz über die Rigaer Volkszählung.

Die Monatsschrift brachte jetzt wieder regelmäßige Korrespondenzen aus den drei Provinzen. Der große Krieg des Jahres 1870, der ganz Europa bewegte, fand auch in der „B. M." einen Widerhall: E. v. d. Brueggen schrieb einen Aufsatz über die drei großen Siege der preußisch-deutschen Staatskunst. Über Darwinismus wurde im folgenden Jahrgang viel verhandelt. Bemerkenswert war Brüggen's Abhandlung über das Kirchenpatronat in Livland. Sonst wurden keine Reformen besprochen. Mit jedem weiteren Bande wurde die „B. M." immer mehr historisch und literarisch. Da die Betrachtung der Gegenwart und der Ausblick auf die Zukunft ihr verwehrt war, so richtete sich ihr Blick mehr auf die Vergangenheit. Die „B. M." brachte unter Brüggen zum ersten Mal einen belletristischen Beitrag: Ed. Barclays historische Erzählung „An der Ostsee", die um die Mitte des 16. Jahrhunderts spielte. Es war das ein bedenkliches Zeichen, daß, mochte die

Erzählung auch garnicht übel sein, die „B. M." sich doch immer mehr von ihren ursprünglichen Aufgaben und Zielen entfernte. Viel Aufsehen erregten dann die Plaudereien eines Heimgekehrten, die anonym erschienen, deren Verfasser der unlängst in Riga verstorbene Karl Hehn war. Sie enthielten in ihrer Kritik der heimischen Zustände vieles Wahre, anderseits aber auch unberechtigte Vorwürfe und halbwahre Behauptungen, — alles in geistreicher feuilletonistischer Weise vorgetragen. Diese Plaudereien fanden vielfach Zustimmung, anderseits aber auch entschiedenen Widerspruch. So richtete Professor A. Böttcher einen offenen Brief an den Heimgekehrten, und der Redakteur Ernst v. d. Brüggen selbst sah sich zu einer Verwahrung gegen viele Äußerungen des Heimgekehrten veranlaßt. Der Plauderer gab schließlich auf alle gegen ihn gerichteten Angriffe eine gewandte geistreiche Erwiderung.

Mit dem Schluß des Jahres 1873 legte Ernst v. d. Brüggen die Redaktion der „B. M." nieder und verließ die Heimat.

Jetzt übernahm Theodor H. Pantenius, unser ausgezeichneter Romandichter, die Redaktion der „B. M." Wieder traten neue Mitarbeiter hinzu, von denen besonders A. Lieventhal sich durch mehrere Aufsätze über die Agrarverhältnisse in Kurland bemerkbar machte. Auch O. v. Riesemann in Reval lieferte einige Beiträge, so über Schwurgericht und Schöffengericht, und W. Greiffenhagen begann jetzt mit dem Aufsatz: „Die Konfirmations-Verhandlungen der Revalschen Delegierten zu Stockholm 1607" die Reihe seiner gediegenen verdienstvollen historischen Arbeiten. Pantenius selbst sprach sich in zwei Artikeln entschieden gegen den ganz demokratischen Entwurf einer Gemeindeordnung für die evangelisch-lutherischen Kirchen der Stadt Riga aus. Die innere Politik trat unter Pantenius' Redaktion noch mehr zurück als früher und die historischen und literarischen Aufsätze überwogen durchaus. Eine lebhafte und scharfe Polemik erregte die kritische Besprechung von Paul v. Lilienfelds Gedanken über Sozialwissenschaft der Zukunft durch Professor A. v. Oettingen im Jahrgang 1874, die sehr von oben herab über das Buch ein verwerfendes Urteil fällte. Lilienfeld gab darauf eine scharfe Erwiderung, worauf Oettingen in einer Zuschrift an die Redaktion eine herbe Antwort erteilte. Auf diese replizierte dann Paul v. Lilienfeld mit einer zweiten energischen Erwiderung, die einen recht witzigen Schluß

hatte. Pastor A. Bielenstein gab einen anziehenden Beitrag über das lettische Volksmärchen, und Oberlehrer Fr. Bienemann in Reval veröffentlichte einen dankenswerten Beitrag zur neueren Geschichte Estlands in dem Aufsatze: „Ein estländischer Staatsmann", worin er Jakob Georg von Bergs Tätigkeit als Ritterschaftshauptmann schilderte. Sehr dankenswert war das am Schluß des 24. Bandes gelieferte Verzeichnis der in der „B. M." seit ihrer Gründung enthaltenen Aufsätze, durch welches das in den 24 Bänden veröffentlichte reiche Material an Aufsätzen und Mitteilungen erst recht benutzbar und zugänglich wurde. Es ist dringend zu wünschen, daß dem 50. Jahrgang eine Fortsetzung oder was noch besser wäre, ein Gesamtverzeichnis aller bisher in der „B. M." enthaltenen Aufsätze beigegeben würde.

Nach dreijähriger Redaktionstätigkeit trat auch Pantenius von der Leitung der „B. M." zurück, und wieder erhob sich die Sorge, wer der verwaisten Zeitschrift sich annehmen sollte. Endlich übernahm es Gustav Keuchel, damals Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land", die „B. M." weiter zu führen; die eigentliche Redaktionsarbeit überließ er Alexander Buchholtz. — Die Zeitschrift erschien nun wieder in 12 verkleinerten Heften, und die Hauptmitarbeiter, die am meisten Aufsätze lieferten, waren jetzt Johannes v. Keußler und A. Brückner. Zum ersten Mal beteiligte sich auch der Oberpastor Chr. A. Berkholz mit einem längeren Aufsatz: „Ausschau in der kirchlichen Zeitlage" an der „B. M.". Des großen Naturforschers Karl Ernst v. Baer Tod gab Anlaß zu mehreren Aufsätzen und Nachrufen. Auch einige Abhandlungen provinzialrechtlichen Charakters und bevorstehende Reformen erörternde Aufsätze brachte die „B. M." unter der neuen Redaktion, so vom Oberhofgerichtsadvokaten Julius Schiemann in Mitau eine Arbeit über die Notwendigkeit einer Reform des kurländischen Gerichtsverfahrens, ferner eine über die Kommunalsteuerfrage, über Stiftungen, endlich einen längeren statistischen Aufsatz von W. Anders über die Selbstmorde in Livland. K. Ulmann spendete eine anziehende Skizze über Volkslied und Volkscharakter.

Keuchels Redaktionsführung war aber doch nur ein Provisorium gewesen, mit dem Ende des Jahres legte er die Redaktion nieder und es erhob sich wieder die Sorge um die Weiterführung der „B. M.". Da übernahm sie nach der Pause eines Jahres

ein jüngerer Journalist, der sich schon als Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land" einen Namen gemacht hatte — Edmund v. Heyking. Seine Absicht war, die Monatsschrift auf neue Bahnen zu führen, sie sollte ihren spezifisch baltischen Charakter aufgeben und eine Zeitschrift für allgemein bildende Interessen werden wie die Deutsche Rundschau in Berlin. Der ausschließlich baltische Inhalt habe, so meinte der neue Redakteur, die Leser zuletzt gelangweilt, die „B. M." sollte modern sein in ihrem Wesen; auch Novellen und Erzählungen sollte sie bringen. Diesem letzten Programmpunkt entsprechend erschien gleich im ersten Heft vom Herausgeber selbst eine etwas frivole, im übrigen aber sehr unbedeutende Novelle: „Im Zuge". Dieses Erzeugnis moderner baltischer Belletristik wirbelte viel Staub auf und veranlaßte eine heftige Polemik, ja durch das Eingreifen anderer Personen eine wahre Broschürenliteratur. Oberpastor J. Lütkens schrieb eine scharfe Kritik, in der er die ästhetischen, stilistischen und sprachlichen Mängel der Novelle hervorhob. Darauf antwortete E. v. Heyking in einer überaus rücksichtslosen Replik, worauf der Gegner eine sehr herbe Erwiderung gab, die dann von E. v. Heyking in einer alle und jede Rücksicht beiseite setzenden Antwort weit überboten wurde. Nun mischten sich auch andere Personen in den Streit, der höchst unerquicklich wurde. Die witzigste und humorvollste unter diesen Schriften war die von Klipffel: „Im Fluge". Im Übrigen wollen wir auf diesen gehässigen Streit, der vielen älteren Lesern der „B. M." noch in lebhafter Erinnerung sein wird, hier nicht weiter eingehen. Diese erbitterte Polemik konnte für die Monatsschrift nicht sehr günstig wirken. Sie brachte im Laufe des Jahres eine ganze Anzahl literarischer und allgemein wissenschaftlicher Aufsätze, besonders von L. v. Schroeder, Sintenis, L. Ulmann, Teichmüller, K. Erdmann, Jegor v. Sivers, J. Ripke u. a. — Originelle baltische Novellen wollten sich aber nicht finden und so griff man zu Übersetzungen aus dem Russischen. Wie wertvoll und anziehend auch manche der oben erwähnten Beiträge waren, die Bedeutung einer baltischen Revue konnten sie der Zeitschrift doch nicht geben. Vollends mußten aber die politischen Aufsätze des Redakteurs der „B. M." nachteilig werden. In einer Abhandlung „Zur livländischen Landespolitik" trat Heyking unumwunden für die vom Verfasser der „Livländischen Rückblicke" aus-

gesprochenen politischen Ansichten ein und in seinem Artikel „Zur kurländischen Reformfrage" erklärte er sich entschieden für die damals in Kurland in Vorschlag gebrachte Einführung der Semstwo, vertrat diese Ansichten auch noch in anderen Aufsätzen. So wurde die „B. M." schließlich das Parteiorgan einer politischen Richtung, die der früher in ihr vertretenen vollkommen widersprach. Was half es, daß Fr. Bienemann in einem Aufsatz „Pro domo" nachdrücklich die „Rückblicke" bekämpfte? An dem Gesamtcharakter der in ihrer politischen Richtung umgewandelten „B. M." konnte dadurch nichts geändert werden. Sie war unbaltisch geworden, ja in manchen Beziehungen antibaltisch; weiter von ihrem Ursprung und von den ihr einst gesteckten Zielen konnte sie sich kaum entfernen. Aber die neue Richtung, die ihr gegeben war, fand in unsrem Lande doch wenig Zustimmung, viele alte Mitarbeiter zogen sich zurück und die Zahl der Leser sank. Mit dem Schluß des Jahres legte E. v. Heyking die Redaktion nieder. Es trat wieder eine Jahrespause ein und die „B. M." schien wirklich dem Untergehen nahe.

Da ergriff eine starke und feste Hand das Steuer des führerlosen Fahrzeugs und richtete es zum alten Kurse zurück: Oberlehrer Fr. Bienemann übernahm 1880 die Redaktion der „B. M." und hat sie acht Jahre hindurch geleitet. Er war ein baltischer Historiker von Ruf und zugleich als konservativer Politiker bekannt. So bezeichnete schon sein Name sogleich ein Programm. In seinen einleitenden Worten zum ersten Jahrgang der neuen Redaktion sprach er sich klar und bestimmt über seine Ziele aus. „Die Baltische Monatsschrift", erklärte er, „will sich auf sich selbst besinnen und zu werden suchen, was sie war: ein Faktor im öffentlichen Leben der Provinzen." Er erkannte unumwunden die Abnahme des Interesses für die „B. M." im Lande an, weil sie über die wichtigsten und die am meisten erregenden Fragen schweigen mußte. Und doch habe sie einst zuerst politisch-historisches Leben in die Presse der Ostseeprovinzen gebracht. Bienemann erklärte entschieden, daß eine allgemeinen wissenschaftlichen Interessen dienende Rundschau bei uns unmöglich sei und stellte der „B. M." unter seiner Redaktion wieder als Aufgabe die Pflege der heimatlichen Interessen, sie sollte die Heimatskunde nach jeder Richtung hin energisch fördern.

Es gelang Bienemann eine nicht geringe Anzahl neuer Mitarbeiter zu gewinnen, und die „B. M." wurde wieder eine politisch-historische Zeitschrift. Sie erschien jetzt in 9 Heften, die Sommermonate fielen aus. Gleich der erste Jahrgang unter Bienemanns Redaktion brachte eine Reihe gediegener Aufsätze, so einen von Professor E. Löning über die Befreiung des Bauernstandes in Deutschland, an den sich eine kleine Fehde zwischen dem Verfasser und Baron H. Bruiningk in Bezug auf Livland knüpfte. Andere lehrreiche und anziehende Aufsätze lieferten Professor K. Erdmann, Baron Bernhard Üxküll, Eugen v. Nottbeck, A. v. Böhlendorff, Theodor Schiemann; auch O. Mittelstädt, der einstige Mitarbeiter, gab einen lehrreichen Beitrag über die Verfassung Hamburgs. Einen ausgezeichneten Mitarbeiter war es Bienemann gelungen an Professor J. Engelmann zu gewinnen, der in der „B. M." seine so wertvollen Abhandlungen über die Entstehung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland veröffentlichte. J. Ch. Berens teilte zwei bemerkenswerte Schreiben Herders aus dem rigischen Ratsarchiv mit, Generalsuperintendent W. Schultz gab einen belehrenden Bericht über die neue Bewegung unter dem estnischen Landvolk. Kirchhofer in Reval schrieb einen kulturgeschichtlich anziehenden Aufsatz über Kotzebues Zeitschrift für Geist und Herz, und A. Tobien begann seine wichtigen Beiträge zur Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung. Ein reizendes Bild aus dem Stillleben der kurischen Vergangenheit lieferte endlich die Familiengeschichte „Ein Bürgerhaus aus der Großväter Zeit". Der zweite Jahrgang blieb hinter dem ersten nicht zurück. An seiner Spitze brachte er den Abdruck zweier Vorträge von K. Schirren über Bischof Johann v. Münchhausen, den letzten Bischof von Kurland und Oesel, die unverändert ein Stück aus Schirrens einst in Dorpat über livländische Geschichte gehaltenen Vorträge waren; sie enthalten ein ebenso trauriges wie charakteristisches Bild aus der Zeit des Untergangs des alten Livlands. Sodann brachte der Jahrgang Aufsätze über Volkszählung, über Reformen der ländlichen Polizei, über die Rechte der Bauern an den Kronsgesinden, von Bienemann selbst eine Darlegung der Grundprinzipien der Landschaftsverfassung, von Professor Engelmann einen Essay über Dershawin, weiter eine feinsinnige Charakteristik Oskar Riesemanns als Sänger und Musiker von Philipp Spitta. Der Politiker und Patriot Riesemann

hat in der „B. M.“ leider keine Würdigung gefunden. Unter der Rubrik „Notizen“ wurden teils Bücher beſprochen, teils mancherlei kürzere Mitteilungen gebracht.

Überblickt man die beiden erſten, von Bienemann redigierten Jahrgänge der „B. M.“, ſo wird man anerkennen müſſen, daß ſie eine Fülle wichtiger und intereſſanter Aufſätze über baltiſche Dinge nach allen Richtungen hin und ebenſo in Bezug auf das Reich enthalten. Die „B. M.“ erlebte unter Fr. Bienemanns Redaktion einen neuen Aufſchwung, eine zweite Blütezeit, und zwar unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen als die erſte war. So iſt es während der ganzen Zeit von Bienemanns Redaktion geblieben. Er hat gezeigt, was ein hiſtoriſch und politiſch geſchulter Mann mit eiſerner Tatkraft auch unter ungünſtigen Zeitumſtänden auf dem Gebiete der Publiziſtik bei uns zu leiſten vermag. Das ſoll auch bei den ſpäteren Generationen unvergeſſen bleiben.

Es kann ſelbſtverſtändlich nicht unſre Abſicht ſein, ſämtliche in den folgenden Jahrgängen unter Bienemanns Redaktion veröffentlichte Aufſätze und Artikel aufzuführen, wir werden nur die wichtigſten und bedeutendſten kurz hervorheben. Durch mehrere Jahrgänge zog ſich Bienemanns wichtige, vieles Neue enthaltende Geſchichte der ſtatthalterſchaftlichen Zeit. H. v. Samſon lieferte eine Überſetzung der höchſt intereſſanten ruſſiſchen Schrift Engelhardts: Vom Lande. Über die Einführung und Wirkung der ruſſiſchen Städteordnung in Riga, Reval, Mitau und den kleineren Städten wurden orientierende Berichte geliefert. Ganz beſondere Hervorhebung verdient der meiſterhafte Aufſatz K. v. d. Reckes: „Die baltiſche Agrarreform und Herr Profeſſor Kawelin“ im Jahrgang 1883, ein Aufſatz, nach deſſen Leſung Graf Alexander Keyſerling erklärte: „Recke iſt unſer erſter politiſcher Schriftſteller.“ J. Chr. Berens gab Silhouetten eines rigiſchen Patrizierhauſes, die anziehende Schilderungen der hervorragenden Familie Berens enthalten. R. Guleke behandelte in einer umfaſſenden Studie den Dom zu Riga. Bienemann erörterte den Wechſel unſrer politiſchen Tendenzen und die Baltiſche Monatsſchrift. G. Berkholz gab eine lichtvolle Unterſuchung über das Wort „baltiſch“, und nach ſeinem Tode wurde aus ſeinem Nachlaß die lehrreiche kritiſche Abhandlung über litauiſch-lettiſche Urgeſchichte veröffentlicht. W. Greiffenhagen ſteuerte ſeit 1887 eine Reihe vorzüglicher Arbeiten

über Personen aus der letzten Zeit des Ordensstaates und besonders über wichtige Ereignisse der Geschichte Estlands unter schwedischer Herrschaft bei. Aber auch an Aufsätzen über Verhältnisse des Landes in der Gegenwart fehlte es nicht, dahin gehört z. B. die anonyme Abhandlung über Konfessionswechsel und Mischehen in Livland, ferner über die vermeintliche Frage der kirchlichen Reallasten, zur Geschichte der Landgemeindeordnung von 1866. Bienemann erörterte die Frage der politischen Volkserziehung, N. Carlberg gab Beiträge zur Bevölkerungsstatistik Livlands. Aber auch die Naturkunde der Provinzen fand gebührende Berücksichtigung. F. Schmidt warf einen Blick auf die Geologie von Estland und Oesel, Oskar v. Löwis behandelte in sehr anziehender Weise die baltischen Sing- und Raubvögel. Die neuere russische Geschichte betrafen Bienemanns Aufsätze aus den Tagen Kaiser Pauls, die Übersetzungen und Auszüge aus C. H. v. Heykings ungedruckten, französisch geschriebenen Memoiren enthielten, und Prof. Engelmann schilderte in lichtvoller Weise verdiente russische Staatsmänner meist deutscher Herkunft.

Dieser kurze Überblick, in dem nur die bedeutendsten Aufsätze und nicht einmal alle, die unter Bienemanns Redaktion in der „B. M." erschienen, erwähnt sind, gibt eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt dieser Jahrgänge. Leider trat mit dem Jahre 1888 wieder ein Wechsel in der Redaktion ein. Bienemann verließ Livland und siedelte nach Leipzig über. Die Redaktion der „B. M." übernahm H. Hollander. Dieser hat es an Eifer und Interesse für die Sache nicht fehlen lassen, aber ihm fehlten die journalistische Schulung und Erfahrung, die historische Durchbildung und die weitausgebreiteten Verbindungen seines Vorgängers. Zunächst wirkte noch das von Bienemann der „B. M." neu erworbene Ansehen fort. Es traten auch neue Mitarbeiter hinzu, und manche beachtenswerte Aufsätze finden sich doch auch in diesem Jahrgang. Richard Hasselblatt veröffentlichte einen lehrreichen Aufsatz über die kirchlichen Einnahmen in Alt-Livland und einen zweiten sehr umfangreichen über Ritter Barthold v. Tiesenhausen. O. Harnack gab interessante Briefe des Feldmarschalls Barclay de Tolly von 1812—1815 heraus. Auch andere gute Arbeiten finden sich in dem Jahrgang. Doch zeigt sich schon darin eine Änderung gegen früher, daß nur historische und literarische

Aufſätze in dieſem Jahrgang ſich finden. Noch mehr macht ſich der Unterſchied gegenüber den von Bienemann redigierten Bänden im folgenden Jahrgang 1889 geltend, den Hollander gemeinſam mit R. Carlberg herausgab. Da wären ein Aufſatz von Paſtor A. Bielenſtein über die Urbevölkerung an den baltiſchen Küſten, ein anonym geſpendetes Blatt: Erinnerung an Otto Müller, eine Abhandlung von Profeſſor Dietzel: Papierrubel oder Silberrubel? und der Aufſatz: Rigaer Schulweſen, endlich die auf verſchiedene Schäden des baltiſchen Lebens hinweiſende kritiſche Betrachtung „Offene Wunden“ von einem anonymen Verfaſſer zu erwähnen. Auch die folgenden Jahrgänge unter R. Carlbergs alleiniger Redaktion enthalten mancherlei gute literariſche und hiſtoriſche Aufſätze, ſo von R. Haſſelblatt: Die Inſtruktion der baltiſchen Ritterſchaften und die Moskauer Kommiſſion von 1767, C. Th. Herrmanns Erinnerungen 1804—1837, Rieckhoffs Studien zur Literatur Alt-Livlands; J. v. Keußler: Ein Überblick über die Landesabgaben der baltiſchen Provinzen, H. v. Saß über den Güterbeſitz im alten Oeſel, Erdmann über die Familie, und vor allem Viktor Kupffers tief eindringende Abhandlung über das unbewegliche Vermögen der evangeliſch-lutheriſchen Landeskirchen in Livland; Emil Anders', des alten Univerſitätsbibliothekars Erinnerungen, Profeſſor Dragendorffs Erinnerungen an K. E. v. Baer, Engelmanns Charakterbild des Feldmarſchalls Münnich, G. von Hanſens Aufſatz über Hermann Marſow, den Reformator Eſtlands, und andere.

Das ließ ſich aber doch nicht verkennen, daß die „B. M.“ ſich nur mühſam aufrecht erhielt. Sie befand ſich wieder in einem Interimszuſtande, der nicht dauern konnte. Da griff abermals eine kräftige Hand ein; Arnold v. Tideböhl, der ſchon an dem vorhergehenden Jahrgang mittätig geweſen war, übernahm 1893 die Redaktion der Monatsſchrift und war 10 Jahre, bis 1902, ihr Leiter. Eine jüngere, energiſche Perſönlichkeit, wie er, mußte den Ehrgeiz empfinden, die „B. M.“ wieder auf ihre frühere Höhe zu erheben, und in der Tat iſt es Tideböhl gelungen mit angeſpannter Kraft derſelben einen neuen Aufſchwung zu geben. Es war das in jener Zeit, als er ihre Leitung übernahm, beſonders ſchwierig, denn damals legte die Ruſſifizierung ihre niederdrückende Hand auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens in unſrem Lande:

Schule, Universität, Stadtverwaltungen und alle öffentlichen Institutionen hörten auf deutsch zu sein. Da war es nicht leicht, noch Mitarbeiter deutscher Gesinnung und Bildung für die Monatsschrift zu gewinnen. Tideböhl ist das in vollem Maße gelungen und es bleibt sein großes Verdienst, in so kritischer Zeit für die „B. M." eine neue, die dritte Blütezeit heraufgeführt zu haben. Um bei der Herausgabe der Hefte vollkommen freie Hand zu haben, richtete er eine eigene Druckerei ein, die er selbst leitete. Er war unermüdlich tätig, geeignete Aufsätze zu erlangen und neue Mitarbeiter zu gewinnen. Soweit es bei der verschärften Zensur möglich war, brachte die „B. M." auch politische Artikel. Durch Einführung neuer Rubriken und Abteilungen suchte Tideböhl ebenfalls sie zu heben. So erschien seit 1896 eine belletristische Beilage, die aber nach einiger Zeit aus Mangel an brauchbaren Arbeiten dieser Art wieder einging. Ferner führte er regelmäßig wiederkehrende „Literarische Streiflichter" ein, die Besprechungen der wichtigsten historischen und literarischen Erscheinungen enthielten und fast bis zum Ende seiner Redaktion fortdauerten. Endlich begründete er eine neue Rubrik — und das ist eines seiner größten Verdienste — im Jahre 1895: die Baltische Chronik, die in regelmäßiger Folge alle in den baltischen Provinzen vorkommenden und für sie wichtigen politischen Ereignisse, Regierungsanordnungen und Preßäußerungen registrierte. Diese Chronik ist nicht nur außerordentlich nützlich für den Überblick in der Gegenwart, sondern wird auch eine bedeutende Geschichtsquelle für die Zukunft bilden. Sehr schade ist es, daß beim Jahre 1898 eine Lücke in der Reihenfolge vorhanden ist.

Durchblättert man die 10 Jahrgänge der „B. M.", die unter Tideböhl's Redaktion erschienen sind, so muß man den Reichtum des Inhalts in hohem Grade anerkennen. Biographien, Memoiren, Briefwechsel, historische und literarische Aufsätze, Mitteilungen aller Art finden sich in jedem Jahrgang. Auf die einzelnen Aufsätze hier näher einzugehen, unterlassen wir, da sie ja der nahen Vergangenheit angehören und die meisten Leser sich ihrer erinnern werden. Es wurde von Tideböhl, was in jener schweren Zeit nur möglich war, geleistet; daß sich auch manche Lückenbüßer finden, liegt in der Natur der Sache. Mit der Zensur hat er einen fast ununterbrochenen Kampf geführt, in dem er oft unterlag,

aber nicht selten auch Sieger blieb. Er griff manchmal zu außerordentlichen Mitteln, um wichtige Aufsätze durchzubringen. Als z. B. der Zensor beim Abdruck des Briefwechsels Ediths v. Rahden mit G. Berkholz Schwierigkeiten machte, da wandte sich Tideböhl direkt an den allgewaltigen Prokureur des h. Synods Pobedonoszew mit der Bitte um Hilfe. Pobedonoszew antwortete ihm, er habe Berkholz gut gekannt und mit Edith v. Rahden sei er sehr befreundet gewesen, es werde ihn daher interessieren ihren Briefwechsel kennen zu lernen. Fortan fand der Abdruck dieser Briefe nicht den geringsten Anstoß. Beiläufig bemerkt, haben Edith v. Rahdens tiefe und gedankenvolle, nach Inhalt und Form wahrhaft schöne Briefe, die schönsten wohl, die jemals von einer Frau baltischer Abstammung geschrieben sind, bei uns lange nicht die Anerkennung und Beachtung gefunden, die sie verdienen. — Tideböhls Leitung der „B. M." stellt sich der Fr. Bienemanns sen. würdig zur Seite, man konnte sich nur freuen, daß die Zeitschrift zum dritten Mal einen so großen Aufschwung genommen hatte.

Nach 10jähriger angestrengter Redaktionstätigkeit war Tideböhl der Arbeit und des steten Kampfes müde; er legte mit dem Schluß des Jahres 1902 die Redaktion nieder. Seit 1903 wird die Monatsschrift vom gegenwärtigen Herausgeber redigiert. Diese neueste Phase ihrer Entwicklung dauert noch fort und gehört noch nicht der Geschichte an, wir gehen daher auf sie nicht näher ein, nur die Bemerkung glauben wir nicht unterlassen zu dürfen, daß der gegenwärtige Redakteur es an Fleiß und Eifer für Erhaltung des Interesses an der „B. M." nicht fehlen läßt. Vielleicht könnte nur die Landespolitik und die inneren Verhältnisse des Landes etwas mehr Berücksichtigung finden. Für die Landespolitik in der Vergangenheit liefern die sehr wertvollen Aufsätze des leider zu früh verstorbenen Landrats A. Staël v. Holstein wichtiges und lehrreiches Material. Die gegenwärtige Redaktion hat bei der Fortführung der Monatsschrift mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht mehr mit der Zensur, sondern mit der Rückwirkung der revolutionären Bewegung von 1905 und 1906. Ihre Leser und Abnehmer fand die „B. M." besonders auf dem Lande und jetzt herrscht da fast überall Not, Mangel, notgedrungene Einschränkung und Sparsamkeit. So haben viele Personen die „Baltische Monatsschrift", die sie früher hielten, aufgegeben. Sie führt

daher gegenwärtig einen harten Kampf um ihre Exiſtenz. Aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß man die einzige, allen drei Provinzen dienende Zeitſchrift nicht wird ſinken und untergehen laſſen. Sie zu erhalten iſt auch eine patriotiſche Pflicht, und wir ſind der feſten Überzeugung, daß es in unſrem Lande noch Männer genug gibt, die in kritiſcher Zeit die „Baltiſche Monatsſchrift“, das Organ, das um die politiſche Bildung und die Geiſtesarbeit unſrer Landsleute ſich ſo große Verdienſte erworben hat, durch Mitarbeit und Tat erhalten und vor dem Untergange bewahren werden. Möge nach abermals 50 Jahren bei der Jahrhundertfeier ihres Beſtehens eine andere Feder von ihrer Wirkſamkeit und ihren Erfolgen beim Eintritt in ein neues Jahrhundert Erfreuliches und Anerkennenswertes zu berichten haben.

Georg v. Brevern's Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto M. Stackelberg-Kiwidepäh.

Schluß.

„Ende September 1838 war ich wieder in Riga. Nach wenigen Tagen trat ich, sobald mein Freund Budberg ins Ausland abgereist, provisorisch an seine Stelle, als zweiter Sekretär der Livländischen Ritterschaft. Anfangs fand ich mich schwer zurecht, da mir bisher alles Geschäftswesen fremd geblieben. Doch arbeitete ich mich bald ein unter Leitung der residierenden Landräte, erst R. von Samson und dann G. von Meyendorff. Mit ihnen und ihren späteren Kollegen hatte ich viel zu arbeiten, auch bei den Konventen das Protokoll zu führen, weil der erste Sekretär Anhorn von Hartwiß fortwährend krank war. So wurde ich mit dem provinziellen Leben, seinen Interessen und Schwierigkeiten zuerst bekannt."

VII.

Liebster Krüdener. Riga, den 29. Okt. 1838.

Schon längst hätte ich Dir schreiben sollen, aber ich schob es immer auf, teils aus wirklichem Mangel an Zeit, teils um zu experimentieren, ob Du mir nicht schreiben würdest. Letzteres ist nun, aber leider sehr kurz geschehen, und ich hätte Dir bereits geantwortet, wenn ich nicht die angekündigte Sendung erwarten gewollt. Diese ist nun hier ganz glücklich eingetroffen — dem Mann bezahlt — alles ausgepackt und die Bücher stattlich aufgestellt zu meiner großen Freude und Beruhigung, denn ich bin ein ausgemachter Bücher-Narr, von den anderen Narrheiten zu schweigen,

da sie mir unbekannt geblieben. Manchen alten Freund habe ich dort wiedergefunden, unter andern auch den mehrerwähnten Shakespeare, woher ich auch bereit bin knieend vor den Damen Wojeikow[1] und Bühler Abbitte zu tun. Manche andere Bücher vermisse ich, doch täusche ich mich nicht, so hat Hamilkar Fölkersahm dieselben, und wird sie mir jetzt bringen — wenn er es nicht wieder vergißt. Während seines Hierseins waren wir oft beisammen, meist allein bei mir; er ist und bleibt eine ungewöhnliche Erscheinung und es ist mir immer als atmete ich reine klare Luft ein, wenn ich ganz ungestört mit ihm diskutieren kann.

Auch Schwebs[2] sehe ich sehr oft — aber nur in Geschäften, woher mir sein Umgang auch keine Erholung ist, denn es kommt doch weiter nichts heraus, als daß der Himmel immer trüber und trüber wird. Von den übrigen Hiesigen ist wohl wenig zu sagen und es gereicht mir zu einer großen Hülfe, daß Budbergs Reise einen stets fertigen Gesprächsstoff bildet. Derselbe schrieb mir ziemlich kurz aus Berlin, wo er müde angekommen, obwohl er den ganzen Weg von Königsberg an mit Extrapost gefahren war. Das Herz blutet mir, wenn ich an sein unseliges Geschick denke! Aller Schmerz durch Tod, Liebe, Täuschung läßt sich ertragen — weil ein solcher Schmerz den Menschen stählt, denn Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Ich wollte nur man wüßte, ob es wirklich der Mühe wert ist, sich so zu placken, oder ob Alles, was unsre Seele uns tröstend zuruft, nur die fata Morgana der Wüste ist — und wir statt der Palmenhaine, Paläste und Seen nur den alten Sand und das ewige Einerlei finden werden.

Ich bin viel, sehr viel zu Hause. Ich lese viel, träume viel, und lebe ganz still und unbemerkt weiter. Schnell genug, zu schnell vergeht mir die Zeit, wenn eine unsichtbare Macht meinem Dasein in Wahrheit einen Zweck gegeben hat, — zu langsam, wenn Letzteres nicht der Fall ist. Egmont's süße Gewohnheit des Daseins ist tief aus der Menschenbrust gegriffen, und doch möchte ich einmal erproben, ob auch ich wirklich so denke, oder diese Fessel in Wahrheit abgestreift habe, wie ich es mir zuweilen einbilde. Nicht einmal sich selbst kann der Mensch ganz ergründen und forscht nach den Fixsternen, — greift immer nach dem Fernen und

[1]) Katharine † 1843, Alexandrine und Marie Wojeikow, Töchter des Prof. Alexander W., von denen Marie 1854 Brevern's Stiefbruder, den Grafen Pontus Brevern de la Gardie heiratete.

[2]) Friedrich v. Schwebs geb. 1801, war damals 1838 Sekretär der livl. Gouv.-Regierung. Als Vize-Präsident des livl. Hofgerichts verabschiedet, starb er zu Montreux im Mai 1885. (Alb. Acad. 1295.)

überſieht das Nächſte Wäre ich ein Beherrſcher der Erde, den Mann würde ich belohnen, der mir die verborgenen Triebfedern ſeines innerſten Weſens und Seins aufdeckte, wenn ich dadurch lernte mich ſelbſt moraliſch zu ſezieren. Denn jetzt, bei aller Mühe und gutem Willen, tappe ich doch noch wie ein Blinder umher, obwohl ich vielleicht mehr ſehe, als mancher andre. Könnten wir alle einſt uns ſagen, wie Rahel: „der Troſt bleibt uns, daß wir mit offenen Augen gelebt.“ Alle Täuſchung iſt mir verhaßt, — ich will lieber allen Schmerz der Enttäuſchung, — aber Wahrheit. Was ich hier ſoll, weiß ich noch nicht, ich kann meine Vokation, die ich im Allgemeinen wohl verſtehe, nicht definieren, ſo lange ich nicht weiß, was aus mir wird. Um den Regierungsrat habe ich eingegeben, aber wahrſcheinlich ohne Erfolg. Zu einer Anſtellung im Ritterhauſe iſt gar keine Ausſicht. Genug, die Zukunft iſt dunkel und ich will nur hoffen und beten, daß ich ihr ſtets gewachſen ſei. Wo das Gefühl vorherrſcht, wie bei mir, gibt das Gebet eine große Kraft, — darum rieten alle großen Religionsphiloſophen dasſelbe. Der Vernunftsmenſch bedarf desſelben weniger, vielleicht garnicht, denn er wird unmittelber in ſich ſelbſt finden (vorausgeſetzt, daß er überhaupt ein Mann iſt), was wir Gefühlsmenſchen erſt mittelbar aus uns ſelbſt ſchöpfen.

Doch nun Lebewohl, Lieber, und ſchreibe mir. Prüfe auch Du Dich ſelbſt, und merkſt Du Paraſitengewächſe, ſo reiße ſie mit ſtarker Hand aus, damit ſie die edle Mannkraft nicht in Dir töten.

Dein G. B.

VIII.

Lieber Krüdener. Riga, den 24. Nov. 1838.

... Vor 14 Tagen erhielt ich einen langen liebenswürdigen Brief von der Frolow, die mir früher nicht geſchrieben, weil ſie mit der Plötz und Kenney 6 Wochen in Dresden verlebt hatte[1]. Alexander und Fölkerſahm ſind noch hier, letzterer war ſehr unwohl, iſt aber jetzt wieder ziemlich heraus, bloß durch Homäopathie, ich ſehe ihn aber nur ſelten. Am vorigen Sonnabend brachte ich den Abend dort zu. Diners ſind hier ohne Zahl, Geſellſchaften garnicht — mit ſolchen Elementen allerdings auch das vernünftigſte. Ungeſtört kann ich daher die Abende zu Hauſe bleiben. . . Mein

[1]) Eliſabeth Frolow geb. Galachow war die älteſte Schweſter der mehrfach erwähnten Mannheimer Damen Galachow, von denen die unverheiratete Frl. Warwara G. im Mai 1837 geſtorben war. Die dritte Schweſter Nadine war an den ſächſiſchen Kammerherrn von Plötz, die jüngſte Mary an den Engländer Kenney verheiratet. (Руммель и Голубцовъ I, 180.)

Befinden ist nicht gut, aber auch nicht schlecht. Mein Manuskript behalte oder bringe nach Dorpat, damit ich es wieder nehmen kann, wenn ich in der Weihnachtszeit nach Kayafer fahren sollte[1]. Meine Empfehlungen Reutz[2], Friedländer, Blum[3]. G. B.

IX.

Teurer Freund. Mitau, den 2. Januar 1839.

Ein Fall auf dem Glatteise und obligate Quetschung des rechten Beins fesselt mich seit gerade 14 Tagen an Mitau und zwar an sein Schloß, wo ich mit einem Stock herumhinke. Die Aerzte sagen zwar, daß ich in Kurzem werde wieder ordentlich gehen können, erlauben mir aber noch nicht das Treppensteigen, noch weniger das Fahren. Dieser Unfall begegnete mir am 19. Dez., an welchem Tage ich wieder nach Riga fahren wollte, um am 22. nach Dorpat und Kayafer zu reisen. . .

X.

Liebster Freund. Riga, den 22. Febr. 1839.

Ich habe Dir nicht geschrieben, weil ich in einer Sache, die ich Dir mitteilen wollte, Gewißheit erwartete. Völlig ist sie noch nicht, indessen die Wahrscheinlichkeit so groß, daß ich wohl davon sprechen kann. Du wirst nämlich wissen, daß Fock in Estland Landrat geworden. Lilienfeld ist in seine Stelle gerückt und es trat eine Vakanz ein, zu der sich vier Auskultanten als Kandidaten gemeldet. Der Landtag hatte aber beschlossen, vorher mir diesen Posten anzutragen; das ist denn auch und auf eine für mich so schmeichelhafte Weise geschehen, es kamen so viele Briefe von Verwandten und Freunden, auch von Patkul[4] selbst, daß ich nicht umhin konnte, mich augenblicklich zur Annahme zu entschließen. Ich stellte indessen die Bedingung, daß ich bis zum Mai hier bleibe, d. h. bis Budberg heimgekehrt. — Hierauf habe ich nun noch keine Antwort, indessen scheint aus anderen Briefen, daß die Sache weiter keinem Zweifel unterliegt. Das Einzige, was mich zögern machte, war der Gedanke an Budberg, indessen bedachte ich

---

[1]) Kayafer bewohnte damals Baron Hans v. Tiesenhausen und seine Gemahlin Marie geb. v. Benckendorff, eine leibliche Schwester von Breverns früh verstorbener Mutter.

[2]) Alexander v. Reutz, Prof. des Russ. Rechts an der Universität Dorpat. † 1862 (Alb. acad. 1220).

[3]) Dr. Karl Ludwig v. Blum, Statistiker, Prof. in Dorpat 1826–1851.

[4]) Rud. v. Patkull war damals estländischer Ritterschaftshauptmann.

doch gleich, daß wir nun einmal nicht bloß für uns leben, sondern für andere. Einmal war eine Anstellung hier für mich ungewiß, dann aber war ich hier von geringem oder gar keinem Nutzen, da ein solcher nur aus persönlichem Einfluß hervorgehen kann — denn ein guter Notär kann Jeder sein, dem es nicht an gesundem Menschenverstande fehlt. Einfluß habe ich hier aber garnicht, kann auch keinen haben, weil ich immer und von Allen als Fremder angesehen werde, man hier in Riga ja auch garnicht mit dem Adel in Berührung kommt und ich überdies einen viel teils zu stolzen, teils zu bescheidenen Charakter habe, um Jemand entgegen zu gehen. Meines Wissens habe ich es nur dreimal im Leben getan — mit Budberg, Dir und Fölkersahm; da wußte ich aber auch, daß ich für meine Opfer was haben würde. In Estland dagegen habe ich eine schon aus früherer Zeit datierende gute Meinung für mich, außerdem ist dort eine Masse junger unabhängiger Gutsbesitzer, von denen viele mir persönlich ergeben sind, während ich auf die anderen durch sie wirken kann; ich habe dort zahlreiche Verwandte. Genug, ich glaube, daß ich dort nützlich werden kann. Und dann möchte ich auch sagen: „on aime son pays, comme son père, et sa province comme sa mère." Der Gehalt ist sehr gering und ich werde es schwer haben, — das schreckt mich aber nicht ab. Ich habe zu lange in den Tag hineingelebt, — jetzt muß es ernst werden. Ich werde also zum Landtage nicht mehr hier sein, hoffe Dich aber auf der Durchreise zu sehen. Einmal etabliert, wird es ja nicht unmöglich sein uns von Zeit zu Zeit zu sehen. Du sagst mir, daß das Landleben Dir nicht mehr zusagt — wirst Du Dich nicht um den Notair bewerben. Lieber sähe ich Dich als Kreisdeputierten, denn wie gesagt, Notär kann so ziemlich Jeder sein, der sich nur etwas hineinarbeitet, was ich (par parenthèse) nicht getan, weil mein ganzes hiesiges Sein immer mir als ein Gasthofsleben vorkam und ich daher an keine ernstliche Einrichtung denken mochte. . . . Ich wollte, ich hätte Millionen, — ich würde Dich hinausschicken. Draußen in der Welt vernarbt sich manche Wunde, wenn auch der Schmerz drin bleibt und bei jeder Wetterveränderung des Schicksals wieder wild wird. Was Dir und Budberg fehlt, das ist die Möglichkeit in der Bücherwelt zu leben. Daher kann Euch die Einsamkeit, die mir immer heilender Balsam gewesen, nicht wohl tun. Wenn Du nicht so weit wärst, würde ich Dich auffordern zu Hamilkar zu gehen oder zu mir zu kommen. Aber freilich bei mir ist nichts und ich nicht geschaffen, um Jemand zu

zerstreuen. Wird mir doch selbst nur Ruhe unter der Bedingung des einsamen Traum- und Bücherlebens. Selbst in Mitau im Kreise der nächsten Verwandten, von zwei jungen liebenswürdigen Frauen, die ich außerordentlich liebe, gepflegt und verwöhnt, wünschte ich mir doch oft mein stilles Zimmer und meine Bücher. Ich werde die Wissenschaft nicht fördern, mir keine litterarische Loorbeeren sammeln, aber die Wissenschaft, oder vielmehr die Beschäftigung mit ihr, hebt mich über Vieles hinweg. Von Goswin habe ich einen Brief vom 5./17. Februar, schon aus Mannheim nach einem achttägigen Aufenthalt geschrieben. Aller wohltätige Einfluß von Paris ist vielleicht hin, denn er schreibt mir trüber und verzweifelter, als irgend jemals. Und wie konnte es auch anders sein, da er sich auf einen Monat in dem alten Jugendparadiese niederläßt, dessen Bäume entlaubt, dessen Blumen verwelkt, das voll Eis und Schnee liegt; er schreibt mir: „Alles hat sich hier im Innern verändert, nur ich nicht." Von den Galachows hatte ich kürzlich Nachrichten, sie sind alle wohl. Im Mai reisen die Frolows hier durch nach Petersburg. Daß ich auf dem Landtage nicht hier sein werde, tut mir leid, aber Uexküll werde ich wohl herbereden. Cancrin hat mir Euren Plan vor einigen Wochen vorgelegt und ich ihm eine Widerlegung mehrerer Punkte aufgesetzt, worauf wir uns noch einmal darüber besprachen. Seitdem weiß ich nichts mehr davon, auch nicht, ob er in Mitau gewesen. Emil Ropp und mein Vetter Alphons Ropp waren vor acht Tagen bei mir, doch nur auf eine Stunde, so daß ich ihnen nicht davon sprechen konnte.

Ich selbst bin seit dem 20. Januar aus Mitau zurück. Schwebs sehe ich selten, denn er ist ungeheuer beschäftigt, ich habe ihm aber heute das Memoire geschickt. Das Schreiben ist mir eine angenehme Beschäftigung — ich bin aber selten aufgelegt. Und nun Lebewohl, mein Lieber, den Deinigen meine Empfehlung.

G. B.

„Im Mai 1838 kehrte Budberg zurück und nun konnte ich nach Reval gehen, wo ich schon im März von der Estländischen Ritterschaft, ganz ohne mein Zutun, zum zweiten Sekretär gewählt worden, was mich jedes Nachdenkens über meine Zukunft überhob. Fünf sehr angenehme Jahre (bis 1844) blieb ich in dieser Stellung, hernach als erster Sekretär, in freundschaftlichem Verkehr mit dem Ritterschaftshauptmann Rudolf von Patkul und seinem Nachfolger Otto von Lilienfeld."

XI.

Memoire für den livländischen Junilandtag von 1839.

Ich schicke Dir einige Sachen über das Volksschulwesen, namentlich in Bezug auf Hofwyl. So wenig anwendbar es auf uns ist, so wirst Du daraus den Geist solcher Anstalten erkennen, der überall derselbe sein kann und sein muß. Die Broschüre über Pater Girard rekommandiere ich Dir, es ist ein edler herrlicher Greis, und die paar Stunden, die ich in seiner Zelle im Franziskanerkloster zu Freiburg zugebracht, werden mir ewig unvergeßlich sein. Ich werde, sobald ich irgendwo einmal ganz in Ruhe etabliert bin, unter anderen Reisebildern auch alles mir bekannte über den würdigen Alten aufsetzen, und ich hoffe, daß es Dich interessieren wird; für einen Brief, selbst von diesem Formate, ist es zu weitläuftig. Diese Schriftchen übrigens bitte ich sehr sorgfältig zu bewahren, indem sie (mit Ausnahme des Würtembergschen Schulwesens) mir vom alten Fellenberg[1] selbst gegeben sind und überdies sich auch nicht im Buchhandel finden. Rekommandieren kann ich Dir diesen Augenblick kein besonderes Werk; der Gegenstand ermangelt noch ganz tüchtiger Behandlung, denn die Deutschen schreiben meist noch so schlecht, daß es nicht zu lesen, und die andern verstehen zu wenig davon. Aus dem, was ich Dir von Kurland gesagt, wirst Du wohl begreifen, von welcher unendlichen Wichtigkeit das Volksschulwesen für uns ist und immer mehr wird, besonders der Punkt, daß wir dasselbe in unseren Händen behalten. Dies ist aber nur möglich, wenn wir mit der angestrengtesten Sorgfalt die Sache uns angelegen sein lassen, und selbst nicht Opfer scheuen, um dem Landvolke, auf Grundlage der Bauerverordnung, ein tüchtiges Schulwesen zu schaffen. Gebiets- und Kirchspielschulen müssen bestehen, letztere als ein höherer Grad, in welchen namentlich das Erlernen der deutschen Sprache den Zöglingen möglich gemacht werden muß, und durch Prediger und Kantor auch möglich gemacht werden kann. Im übrigen ist meine Ansicht unverändert, wie die im „Inlande", denn wahre Religiosität, Entwicklung des Verstandes, des eigenen Nachdenkens, fortwährende Gewöhnung an Bodenarbeit und Belehrung in dieser, Entfernung aller Kenntnisse, die nicht auf die Interessen des Bauerstandes Anwendung haben, oder bloß Gedächtniskram sind oder bei dem Zustande unsrer Bauern bleiben müssen, — sind

[1] Philipp Emanuel v. Fellenberg, Staatsmann und Pädagog, stiftete auf seinem Gute Hofwyl ein ökonomisches Lehrinstitut.

unumstößliche Grundbedingungen. Strenge Moralität, Ehrgefühl, Gehorsam, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, — darauf muß mehr gesehen werden, als auf alle Schulkenntnisse, die meist noch nicht für unsere Verhältnisse passen. Wenn, wie gewiß ist, die ernannten Inspektoren nicht genügende und ausführliche Berichte über das Schulwesen dem Landtage geben, muß gehörig Lärm geschlagen werden, denn es gilt hier eine Lebensfrage für die Generationen, die nach uns kommen. Da das Schulwesen eng mit unseren Kircheneinrichtungen verbunden ist, und noch mehr verbunden werden muß, weil die Kirche ein Panier bleibt, das am sichersten uns zu strengem Festhalten an der Nationalität zusammenschaart, während man nie im Ernste russische Lutheraner wird haben wollen, so muß das frühere Zurückstoßen der Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit gerügt und diese an uns gekettet werden. Gelegenheit dazu gibt jetzt der Umstand, daß man in Petersburg auch die Gesangbücher der Uniform unterwerfen will, so daß nur ein obrigkeitliches Gesangbuch für alle Protestanten in Rußland gelten solle. Ein großer Teil der Geistlichkeit ist natürlich und sehr mit Recht dagegen und wird, weil sie selbst kein verfassungsmäßiges Organ hat, sich an die Ritterschaft wenden, um das alte Gesangbuch, das unsere Väter erbaut, als unser Eigentum zu bewahren. Hoffentlich bringt die Residierung die Sache an den Landtag; wenn sie es aber nicht tut, was nicht unmöglich ist, so muß die Sache dennoch in Anregung und durchgeführt werden, wie es dem religiösen Gesichtspunkte nach auch durchaus zu verfechten ist. Sprich darüber besonders mit Oettingen[1], aus dem Konvente kenne ich seine Tüchtigkeit; überhaupt muß er mit auftreten, da ihr jungen Leute allein von den Alten zurückgeworfen werdet, die für alle dergleichen Sachen eine fast — den Zeitverhältnissen nach — blödsinnige Gleichgültigkeit haben.

Was die Stellung des Bauerstandes selbst anbetrifft, so sehe ich mit einigem Schrecken im „Inlande", daß man in Estland, mit vielen Beteuerungen des Interesses für die Bauern, die Freizügigkeit beschränken will. Eine Kommission aus O. Grünewaldt, Uexküll, Fock, Gernet, Taube und Rossillon ist mit der Prüfung der Verhältnisse beauftragt[2]. Ich werde das meinige tun. — Ihr müßtet eine Kommission zur Prüfung der Mittel, dem Bauer-

[1]) Alexander von Oettingen, geb. 1798, damals Kreisdeputierter, von 1839 bis 1842 Landmarschall. † 1846.

[2]) Otto v. Grünewaldt-Koik, Uexküll-Güldenband-Runckenhof, v. Fock-Saggad, v. Gernet-Neuenhof, Wilhelm Baron Rossillon-Ruil (vgl. Erinnerungen S. 74).

ſtande aufzuhelfen, niederſetzen auf dem Landtage, und als erſten Schritt einen Antrag bringen, daß jedem das Abſchließen von Erbpachtkontrakten mit ſeinen Bauern freiſtehe. Zugleich müßtet ihr Landwirte eine Privatkommiſſion in Dorpat bilden, um nach Prüfung aller beſtehenden und vorauszuſehenden landwirtſchaftlichen Verhältniſſe ein Projekt zu einer Geſetzgebung über Erbpacht auszuarbeiten, wo, von dem status quo des gutsherrlichen Vorteils (denn die Möglichkeit von Amelioration muß geopfert werden) ausgehend, vor allem ein Maßſtab der Leiſtungen des Erbpächters aufzuſtellen iſt, und ihr Wertanſchlag in Getreide, um eine künftige Ablöſung durch Getreide- und folgeweiſe Geldzins vorzubereiten; die Möglichkeit für den Bauer, ſein Erbpachtgut, unter gewiſſen den Herrn ſichernden, aber den Verkauf nicht direkt oder indirekt hindernden Bedingungen, an einen andern Bauern oder jemand, der dadurch in das bäuerliche Standesverhältnis eintritt (dieſe Bedingung iſt nötig, um die Kleindeutſchen ꝛc. abzuhalten), veräußern zu können, iſt unumgänglich, wenn die Erbpacht nicht eine glebae adscriptio werden ſoll. Ebenſo müßte eine gewiſſe Grenze für die Größe der in Erbpacht gekauften Güter geſetzt werden, ſowohl im Minimum als im Maximum; wenn dadurch auch ſelbſt in Zukunft viele Grundſtücke nicht in Erbpacht kommen, ſo iſt das als einſtweiliges Pachtunterkommen für jüngere Söhne ſehr gut. Übereilt und erzwungen darf nichts werden. Es mögen aber einige redliche Wohlgeſinnte den Verſuch machen — und er wird allmählich Nachahmung finden. Sowie aber die Einrichtung anfängt ſich zu verbreiten, muß dem willkürlichen Heraufſchrauben der Bedingungen bei der erſten Pacht durch ein Geſetz vorgebeugt werden. Gegen die Bauern darf nichts verlauten, bevor man nicht ganz im Klaren über das Projekt des Pachtverhältniſſes iſt, wo hauptſächlich die völlige Verſchiedenheit von der glebae adscriptio ſich herausſtellen muß. — Damit der Bauer dann aber auch ſeine dadurch erfolgende moraliſche Hebung fühlt, ſo muß der Gemeindeverband gekräftigt werden, durch welchen allein auch ein tüchtiges Schulweſen möglich werden wird.

Neben dem eigentlichen Gemeindeverbande muß aber auch der Geiſt zu gegenſeitigen Hülfsvereinen der benachbarten Gebiete in Bezug auf Schäden durch Naturereigniſſe, Seuchen und andere Unglücksfälle geweckt werden, was die Geiſtlichkeit zu ihrem Zwecke machen muß, und wozu die Herren durch uneigennützige Beiträge mitwirken müſſen, was ſie zugleich als die natürlichen Beſchützer und Vertreter dem Landvolke immer vor Augen führt. Wir

müſſen jetzt dasſelbe an uns ketten, damit, wenn die gutsherrlichen Verhältniſſe aufhören, was vielleicht ſpäter nicht zu vermeiden ſein wird, die Trennung in Freundſchaft geſchieht und noch von alter Anhänglichkeit überlebt wird. (Frage von Friedländer den Band von Sismondis Etudes d'économie politique vom J. 1836 oder 1837, wo die Verhältniſſe in Irland, England und Toscana vortrefflich geſchildert werden. Man gibt dem Sismondi häufig nicht unbedingt recht, aber lieben muß man ihn.) Hierzu kann auch eine mehr aktive Einwirkung des Gutsherrn nützlich werden in Bezug auf Belehrung über beſſere Bodenbenutzung; der auf dem Gute lebende Herr muß doch dazu häufig Gelegenheit haben, wenn er will, und durch Überzeugung eines einflußreichen Bauern indirekt auf die andern wirken, denn der Bauer wird natürlich dergleichen eher einem Bauern nachahmen, als dem Herrn. — Die Schulen müßten auch dazu benutzt werden, und deshalb wird die Einrichtung der Normalſchule von Ringen von unendlicher Wichtigkeit. Vielleicht kannſt Du Dir von Friedländer etwas über die Statuten der ſogenannten kleinen Schullehrerſeminare in Preußen, namentlich von dem in der Nähe Stettins, verſchaffen. Die Grundſätze dieſer kleinen Seminare werden am meiſten auf unſere Verhältniſſe anwendbar ſein. Jedenfalls wäre es wichtig, Dich gleich mit allem bekannt zu machen, was auf die Einrichtung von Normalſchulen Bezug haben kann, und Dich auch mit andern darüber zu beſprechen, damit der Landtag, wenn die Ringenſche Sache vorkommt, gerade Euch vorbereitet findet, denn an unnützen Mitredenden und Verdrehenden wird es nicht fehlen. Die größte Einfachheit der Lebensweiſe und Kleidung, eine fortdauernde ſtrenge Beaufſichtigung der Moralität in jeder Beziehung, Baſierung alles Unterrichts auf die Religion, möglichſte Entwicklung der Begriffe, Belehrung in allem, was für die bäuerliche Landwirtſchaft von Nutzen ſein kann mit ſteter Gewöhnung an Bodenarbeit aller Art, Belehrung in den Naturwiſſenſchaften, inſoweit deren Grundbegriffe den Geiſt über die Phänomene der uns umgebenden Natur aufklären, und inſoweit deren Reſultate ſowohl direkte als indirekte Beziehung auf die Bodenarbeit haben, und zugleich durch tägliches Vorkommen dem Nachdenken des Landmannes einen willkommenen Stoff bieten, der in letzter Analyſe oder vielleicht Syntheſe auf den Schöpfer des Alls hinführt. Die Botanik, Mineralogie und Zoologie unſrer Gegend muß — nicht in wiſſenſchaftlicher Beziehung, ſondern mit Berückſichtigung der praktiſchen Anwendung — ein Hauptgegenſtand des Unterrichts ſein, und wird dem Zögling

ſpäter, wenn er Schulmeiſter geworden iſt, ſehr nützlich ſein, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Schüler zu feſſeln. Im Seminar ſind nur die Grundzüge der allgemeinen Geſchichte zu lehren, denn was ſoll dem Dorfſchullehrer in Livland die Kenntnis von der Verfaſſung des Servius Tullius oder der Gang der franzöſiſchen Revolution nützen? Gewiß ebenſo wenig, als wenn man ihnen beibringen will, was Iwan der Grauſame getan oder wie Karl XII. durch ſeine Tollheit den Juwel aus Schwedens Krone verloren. An die Grundzüge können dagegen ausführliche Erzählungen ſolcher Epiſoden geknüpft werden, die auf eine Erhebung des moraliſchen Gefühls, auf eine Unterordnung aller ſelbſtiſchen Vorurteile unter das Beſte aller, hinwirken. In der Schule ſelbſt bleibe man dagegen bei Kohlrauſch's bibliſcher Geſchichte, und knüpfe hieran einige allgemeine Betrachtungen, die, dem Ideenkreiſe der Bauern angemeſſen, ihm einen Begriff von einem Volksverbande und vom Schickſal der Völker und Staaten beibringen. Der einzige politiſche Unterricht könnte vielleicht im Seminar die Bauerverordnung und die Provinzialverwaltung ſein, und die Gründzüge hiervon auch in den Kirchſpielsſchulen, d. h. in der erſten Klaſſe derſelben. Ebenſo braucht von der Geographie im Seminar nur eine kurze Überſicht gegeben zu werden, die vor allem die phyſiſche Geographie vor Augen hat und die Erde nach der Beſchaffenheit ihrer Oberfläche, als Gebirge, Ebene, See- und Flußgebiet betrachtet. Eine Kenntnis der Namen der Länder und ihrer Hauptſtädte, und die Wechſelwirkung von Volk und Landesbeſchaffenheit auf einander wird für die politiſche Geographie vollkommen genügen. Demjenigen, der ſich weiterbilden will, bleibt es ja in ſeiner Schulmeiſterperiode unbenommen. Geometrie und Zeichnen mit einander verbunden, als Übung des Verſtandes und des Auges, gerichtet auf Gegenſtände des Landlebens, werden ſehr nützlich ſein; die Arithmetik, mit ausſchließlicher Anwendung auf die praktiſchen Bedürfniſſe des Landmannes, iſt unumgänglich. Ebenſo Geſang, vor allem und ausſchließlich geiſtlicher Lieder, ſolange nicht aus dem Nationalleben Volksgeſänge hervorgegangen ſind; deutſche Lieder werden im Sinne des Eſten unverſtändlich ſein, auch wenn er ſchon die deutſche Sprache verſteht. Daß dieſe mit Hauptgegenſtand des Seminarunterrichts iſt, iſt notwendig, denn nur dadurch wird dem Seminariſten der Quell des Wiſſens geöffnet. Da es aber unmöglich ſein wird, ihm paſſende Handbücher für jedes einzelne Fach des Unterrichts zu verſchaffen, ſo iſt es notwendig, das ganze Corpus des Wiſſens, das man dem Seminariſten bei-

bringen will, in ein organisch ineinander greifendes System zu bringen, dessen letztes Wort die Erhebung der Menschenseele zur Erfassung der Allmacht und Allgüte ihres Schöpfers sein muß. Das ganze Buch muß aus einem Wurfe sein, von einem, dem oben angegebenen Punkte ausgehen, so daß alle Radien bis an dieselbe Peripherie reichen. Die Abfassung eines solchen Buches ist unendlich schwierig, ist vielleicht noch nirgends geleistet worden, aber nicht desto weniger notwendig und wenigstens seinem Geiste nach annähernd zu erstreben.

Was aber auch die Gegenstände des Unterrichts sein mögen, immer muß nicht die Kenntnis derselben, sondern das, was man mit diesen Kenntnissen bewirken will, das Ziel der Belehrung sein. Also allerdings die notwendige Übung des Gedächtnisses, aber kein Auswendiglernen von Begriffen und Fakten, sondern ein völliges Fassen, Verarbeiten und Insichaufnehmen derselben. Entwicklung des Denkvermögens ist die Hauptsache, doch immer in Verbindung mit Entwicklung der Seelenkräfte, — denn diese bedingen den Menschen. Die Belehrung muß also nie von Erziehung getrennt sein, die wieder mit dem richtigen Auffassen der Religionsbegriffe, dem Durchdrungenwerden vom moralischen Rechts- und Ehrgefühl und des dadurch entspringenden Gefühls der Unabhängigkeit des Charakters notwendig zusammenhängt. In diesem Unterricht an sich im Seminar muß die Grundlage zu der eigentlichen pädagogischen Vorbereitung des künftigen Schulmeisters liegen, — die schönsten Methoden und Systeme können nichts nützen, wenn der Lehrer nicht, als er noch Lernender war, selbst einer solchen höheren pädagogischen Einwirkung unterworfen gewesen. Immer aber ist es notwendig, auch die Seminaristen mit den besten Lehrmethoden bekannt zu machen, oder wenigstens mit dem Geiste, der alles System durchdringen muß, und zu diesem Endzweck wird eine mit dem Seminar verbundene Musterschule von großem Nutzen sein. In der Zukunft muß auf Errichtung von noch ein paar höheren Seminarien hingewirkt werden, sowie auf besondere Seminarien für Lehrerinnen, um später einmal die Mädchen- von den Knabenschulen (nach dem 12. Jahre) trennen zu können. Die Anstellung von Schullehrern aus den Zöglingen der Kirchspielsschulen muß nur im Anfange erlaubt werden, wie überhaupt jede Anstellung eines Schulmeisters der Kontrolle unterliegen muß. Hierzu bedarf es einer aus dem Adel und der Geistlichkeit zusammengesetzten Landesbehörde, welche von Landtag zu Landtag und Synode zu Synode gewählt, die oberste Leitung des Schulwesens und dessen

Beaufsichtigung hat. Zuerst wenigstens wäre die Ernennung einer dem ähnlichen Kommission nötig, welche sich mit der Einrichtung des Ringenschen Seminars, mit der Vorbereitung eines Schulgesetzes, eines Schulplans, und mit der Beaufsichtigung und der ermunternden Beförderung des bereits Bestehenden zu beschäftigen hätte. Man muß aber nicht Leute wählen, die es als onus publicum übernehmen, sondern Männer, die die ganze Wichtigkeit ihrer Aufgabe zu begreifen imstande sind.

Du wirst wohl sagen, daß das alles, was ich verlange, hier jetzt rein unmöglich ist. Ich wiederhole aber hier, was ich schon anderwärts gesagt: jeder Schritt, den der Staatsmann tut, muß ihn dem letzten Ziele nähern; jeder Schritt, der schneller und bequemer zu einem näheren Ziele führt, aber vom letzten entfernt, ist ein falscher. Alles, was man tut, muß in ein System passen, dessen Ausführung freilich erst der Zukunft vorbehalten ist. — Über Zeichnen, Geometrie und Gymnastik für Volksschulen kann ich Dir die besten, in den französischen Primärschulen gebräuchlichen Bücher mitteilen. Im Deutschen habe ich nichts, weil ich mich mit allen diesen Dingen hauptsächlich erst am Genfersee beschäftigt habe. Die Gespräche von Wehrli[1] sind als Muster der Entwicklung des Nachdenkens und der Begriffe bei Schulkindern. Die Vorlesungen von Degérando[2] für die Bildung in Normalschulen, Viridet für den Zweck und die Mittel der Volksbildung überhaupt. Schaffe Dir an: Cousin[3], Das Preußische Schulwesen, aus dem Französischen von Kröger. — Diesterweg[4], Die Lebensfrage der Zivilisation, Heft 1 und 2. — Ducpétiaux[5], De l'état de l'instruction primaire. 2 vol. Bruxelles. — Diese Bücher fallen mir eben ein. Der Vorsteher des Seminars in Dorpat wird Dir vielleicht über manches Auskunft geben können. Zu Beckendorf, Jahrbücher des preußischen Volksschulwesens, wenn es Dir zugänglich ist, würdest Du manches finden; im 1. Hefte des 6. Bandes über die kleinen Seminarien in Lastadin bei Stettin und in Pyritz. Bestimmt findest Du bei einem der Professoren das große Werk von Thiersch[6], wo aber vielleicht die Volksschulen sehr obenhin

[1]) Joh. Jak. Wehrli 1790—1855, Begründer der nach ihm benannten Wehrlischulen, in denen Unterricht und Arbeit einander ergänzen.

[2]) Jos. Marie Baron Degérando, französischer Philosoph, bekannt durch seine philantropischen Bestrebungen; geb. 1772, zum Pair erhoben, starb er 1812 als Vizepräsident des französischen Staatsrates.

[3]) Victor Cousin, franz. Philosoph und Schulmann 1792—1867.

[4]) Adolph Diesterweg, Volksschulpädagog der Pestalozzischen Schule.

[5]) Edouard Ducpétiaux, belgischer Publizist.

[6]) Friedr. Wilh. Thiersch, schrieb „Ueber gelehrte Schulen", 1826—1831, 3 Bde.

behandelt werden. Kommst Du nach Reval zu mir, so kann ich Dir einige vortreffliche italienische Artikel mitteilen über Schulwesen und Erziehung.

Auch in Beziehung auf die dem Bauerstande auferlegten Lasten müßte mit der Zeit ein vernünftigeres System eingeführt, d. h. nach oben hin veranlaßt werden. Es würde daher von Interesse sein, eine Zusammenstellung aller öffentlichen Abgaben des Bauern zu haben, zu denen natürlich auch die Naturalabgaben an die Prediger, die Stationen, die Wegereparaturen, die Schießstellung gerechnet werden müßten. Über letztere habe ich eine Übersicht für den rigischen Kreis vorbereitet, und es würde recht gut sein, wenn Du Dir eine Übersicht der im Fellinschen und Dörptschen Kreise in den Jahren 1836, 1837, 1838 per Gut gestellten Schieße verschaffen würdest, mit Unterscheidung, ob sie zu Arrestantentransport, zu Militär- und anderen Transporten, auch der hohen Reisenden, zu Fahrten des Ordnungsgerichts und anderer Beamten, ausgeschrieben worden sind. Für die Jahre 1830, 1825, 1820, 1815, 1810, 1805, 1800 würden die Jahressummen für den ganzen Kreis, aber nach jenen Rubriken, genügen. — Der Bauerstand hat keinen Vertreter, und wir müssen ihn daher vertreten, sowie jeden anderen Stand, der kein öffentliches repräsentatives Organ hat, so also auch die Geistlichkeit, die Landsassen und die kleinen Städte. Daß es wünschenswert wäre, wenn wir Deputierte derselben auf dem Landtage als stimmberechtige Mitglieder hätten, erkenne ich an, glaube aber, daß die Ausführung dieser Idee weder jetzt möglich, noch selbst zeitgemäß ist. Unmöglich, weil eine solche Institution die ungeheure Majorität der Ritterschaft gegen sich haben würde, — nicht zeitgemäß, weil man oben ein horror für dergleichen hat, und wir unsere unbestreitbare moralische Geltung nicht dem Landtage, noch der Idee einer landständischen Repräsentation, sondern lediglich dem zu verdanken haben, daß wir ein geschlossenes Korps deutschen Adels bilden. Dies wird uns jetzt immer nützlicher werden, je mehr in den höheren Regionen in Petersburg sich das Streben nach Abschließung einer mächtigen aristokratischen Kaste sich ausbildet. Wir gelten nur, insofern wir als Aristokratie auftreten; wir müssen also diesen unseren Charakter bewahren, zu unserem und der anderen Stände wahrem Heil, denn nur eine kompakte aristokratische Phalanx kann die hochgehenden Wellen, die uns zu verschlingen drohen, wirksam dämmen. Der Geist der Aristokratie, wie sie in solchen Verhältnissen verstanden werden muß, ist aber

sehr verschieden von kleinlichen Adelsvorurteilen. Stolz und fest müssen wir auftreten, aber nur gegen die, welche sich in politischer Geltung über uns stellen. Zu allem Guten und Großen müssen wir den Weg zeigen. Wo jemand bedrückt wird, müssen wir ihn stützen, gegen wen es auch sei, besonders aber gegen jeden Mitbruder, namentlich in den Verhältnissen der Bauerschaft. Wir müssen uns den Weg offen erhalten, direkt an den Monarchen zu gehen, und mit Ergebenheit, aber auch mit Offenheit unsere Wünsche, unsere Beschwerden, unsere Rechtsforderungen an den Thron bringen; solange wir dieses mit Festigkeit und Takt tun und mit all der Würde, die in einem Adelskorps liegt, werden wir immer des Erfolges gewiß sein können. Freilich müssen unsere Repräsentanten auch der Art sein, daß man sie nicht bloß ihrem Herzen und ihrem Geiste nach, sondern auch ihrem äußeren Auftreten nach als Repräsentanten einer alten und mächtigen Aristokratie erkennt. — Du wirst mich für einen echten Junker halten; ich kann aber nur sagen, was meine innerste Überzeugung mir in Bezug auf die in unserer Zeit in unserem Lande zu beobachtende Politik eingibt. Im Herzen bin ich vielleicht reinerer Demokrat als Ihr alle, aber die Zeit ist bei mir vorüber, wo das Herz mit dem Kopfe durchging. Ich bin daher gegen jede Veränderung unserer Verfassung, die etwa dem adligen Landsassen Sprech- und Stimmrecht auch über nicht finanzielle Gegenstände, oder gar den nicht adligen und also verfassungswidrigen Landsassen Eintritt in den Landtag gewähren würde. Was zuerst die adligen Landsassen betrifft, so kennt Ihr in Dorpat garnicht diese Menschenklasse, wie sie sich in Livland ausgebildet hat. Seid erst ein halbes Jahr in Riga, wie ich, und dann wollen wir uns sprechen. Diese чиновники, oder zu deutsch Rangen, wachsen jetzt wie die Pilze hervor und, mit wenigen Ausnahmen, treten die Söhne ganz in die Fußtapfen ihrer würdigen Väter, nicht bloß in Bezug auf Rechtssinn, sondern auch auf Gesinnung, d. h. Gesinnungslosigkeit, Geldgier, Ehr- und Genußsucht, ohne irgend welche Rücksicht auf die Mittel, — das ist der vorherrschende Charakter dieser ganzen Klasse, und wenn in der Uwarowschen Sache[1] einige von ihnen Interesse gezeigt haben, so war es aus demselben Grunde, weil in der jüngeren Generation, nicht des Rangadels, sondern des Bürgerstandes, sich ein kräftigerer Geist für Recht und Nationalität zu regen beginnt, und auf diesen Stand der Umgang

[1]) Die bekannten Angriffe des Unterrichtsministers Grafen Uwaroff auf das deutsche Bildungswesen.

jener Herren beschränkt ist. Was wollt Ihr mit solchen Leuten auf dem Landtage machen, wenn es gilt ein Prinzip zu vertreten und dabei vielleicht Orden und Geld aufs Spiel zu setzen? Gehet alle Länder durch und fragt nach, was der Beamtenadel ist, und Ihr werdet eine und dieselbe Antwort hören über seine Arroganz, seine Gesinnungslosigkeit und Geldliebe, die hier, den Verhältnissen gemäß, den Charakter verworfener Spitzbüberei annehmen mußte. Daß es manche der ehrenvollsten Ausnahmen gibt, davon bin ich überzeugt. Wo es aber gilt, ein Prinzip aufzustellen, kann man nicht das Gesetz auf eine Ausnahme basieren, sondern auf die Regel. Von wo aber wird Euch der Landsassenadel ausströmen, als aus Riga und Petersburg, und ich halte die erstere Sorte doch noch für besser. Daher bestehe ich für jetzt auf gehörige Beschränkung der adligen Landsassen auf das jetzt von ihnen ausgeübte und auch durchaus vernunftgemäße Recht der Bewilligung der Steuern von ihrem Grund und Boden. Für die Zukunft dagegen wünsche ich, daß die Landtagsverhandlungen überhaupt prinzipienmäßig geordnet werden, und namentlich alle finanziellen Fragen, von den anderen geschieden, einer besonderen Tagesordnung aufbewahrt werden, die ein oder zwei Tage zuvor in der Kanzlei angeschlagen die adligen Landsassen zum Saale beruft, die bei allen übrigen Verhandlungen individuell garnicht zuzulassen wären. Dagegen wünschte ich, daß kreisweise von ihnen aus ihrer Mitte gewählte Repräsentanten, völlig gleichberechtigt mit den Gliedern der Ritterschaft, daher nicht als ein abgesondertes Korps, dem ganzen Landtage beizuwohnen hätten. Die Ritterschaft muß sich das Virilstimmrecht bewahren, denn nur so kann sie unsere Verfassung, unser Recht, unsere Nationalität in den uns umgebenden Verhältnissen aufrecht halten. Sie kann aber dem Stande der adligen Landsassen das Repräsentationsrecht auf dem Landtage zugestehen, jedoch noch nicht jetzt. Ist es aber einmal so weit gekommen, so wird die Ritterschaft die beste Gelegenheit haben die an Charakter und Gesinnung Tüchtigen unter den Landsassen allmählich sich einzuverleiben, und so dem alten Blute frische Säfte zuführen. Die Aufnahme muß aber unbeschränkt in unseren Händen bleiben, und dabei unverbrüchlich das Prinzip beobachtet werden, daß nur in unserer Mitte Ansässige, wohlerprobte Männer, nie Andersgläubige, zugelassen werden. Auch mit Aufnahme von Ministern ꝛc. muß eingehalten werden, denn nach unseren alten Rechten darf kein Nichtprotestant ein Landesamt bekleiden, ist also auch in unserem Verbande völlig überflüssig. —

Wenn aber auch jetzt noch eine Zuziehung von Repräsentanten der Landsassen unmöglich ist, und damit die dadurch erleichterte Auswahl unter ihnen, so wird sich doch auch schon jetzt Gelegenheit zeigen, die wahrhaft Tüchtigen unter ihnen zu erkennen. Diesen muß man die Aufnahme auf jede Weise erleichtern. In Estland ist man auch endlich zu dieser Ansicht gekommen und hat den Weg eingeschlagen, daß der Rezipiend zuvorderst um die Erlaubnis gebeten, als Kandidat bei einer Wahl aufzutreten. Er ist gewählt worden und wird auf dem nächsten Landtag unfehlbar in die Matrikel kommen, wenn er sich durch Eifer und Tüchtigkeit dessen würdig zeigt; Vorsicht ist aber nötig. Die Matrikel ist insofern unser erstes Recht, als alle übrigen genau damit zusammenhängen und, wenigstens meiner Ansicht nach, unsere ganze Stellung in Petersburg von unserer Geltung als Aristokratie abhängt, die aber nicht durch solche individuelle Aufnahmen (daher nie ein Bruder mit seinen Geschwistern, sondern nur immer jeder für sich und für seine Deszendenz) geschmälert werden wird. Wenn wir die Teilnahme an diesem unserem angestammten Rechte jemand gewähren, so muß dies nur durch erprobte Würdigkeit in jeder Beziehung, verbunden mit Grundbesitz, veranlaßt sein.

Was weiter die Städte betrifft, so bin ich im Prinzip durchaus, wie schon gesagt, für eine Vertretung aller einzelgenommenen qua Landstand auf unseren Landtagen, glaube aber, daß dies jetzt weder ausführlich noch selbst wünschenswert ist. Die Ausführbarkeit würde sowohl an der Ritterschaft als an der Regierung, besonders dieser, scheitern, die nie und nimmer die Einrichtungen wahrhafter Landstände zugeben wird. Andere Zeiten können andere Ansichten mit sich bringen, für jetzt aber hieße es, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen. Ich glaube aber auch selbst, daß es nicht für jetzt wünschenswert ist, weil die Städte noch gar keine Garantie politischer Ausbildung geben, deren Grundlage nur in kräftigem städtischen Gemeingeiste gesucht werden kann. Laßt Euch nicht täuschen, wenn Ihr einen tüchtigen Bürgermeister findet; einmal ist er der einzige, und dann ist seine Persönlichkeit nicht genügend, sondern in den Bürgern selbst muß der alte deutsche Kommunalgeist wieder aufleben, von dem jetzt keine Spur zu finden. Sehet zu, wie die Gouv.-Regierung gezwungen ist, den Geist der alten deutschen Verfassung in Riga und sonst aufrecht zu erhalten, während die wohlweisen Herren in ihrer Indolenz, Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit Alles zugrunde gehen lassen, und dann prüfet, was gewonnen ist, wenn Ihr den

Städten Landstandschaft erteilet. Wenn ich eins meiner Rechte aufgeben will, so werde ich erst sehen, wem ich das Opfer bringe, und ob er bereits dessen wert ist. Ich kann mich irren, aber diese ganze Idee scheint mir noch vollkommen unreif, und weder in ihrer verfassungsmäßigen Begründung, noch in ihrem absoluten Werte für den Augenblick, noch auch in der Art und der Tunlichkeit ihrer Ausführung gehörig durchdacht. — Das Recht der Städte zur Landstandschaft bestand, wenigstens für Riga und Dorpat; aber nur zu der Zeit, als unsere drei Länder noch politisch verbunden waren und auf den Landtagen Ordensmeister, Erzbischöfe, Bischöfe, die verschiedenen Ritterschaften und dann die sämtlichen großen Städte sich versammelten. Jene Landtage — Gott schenke uns ähnliche — sind von unseren Provinziallandtagen durchaus verschieden, und was auf jenen als Recht galt, hat auf diesen gar keine Geltung. Die Landtagsakten in unserem Archive beginnen erst im XVII. Jahrhundert, und ist nie von den Städten die Rede, sondern nur von einer sich sehr aristokratisch gehabenden Ritterschaft. Nur Deputierte von Riga kamen vor, wie auch jetzt. Warum sendet aber Riga Deputierte, die bei den Bewilligungsverhandlungen nur stimmen, nie sprechen, oder nur, wo es gilt, ein städtisches Recht zu vertreten? Auf den Bewilligungslandtagen sind sie vollkommen gleichberechtigt mit der Ritterschaft, und diese würde gewiß Vorteil davon ziehen, wenn tüchtige Köpfe von der Stadt gesendet würden. Dorpat hat auch Güter, es müßte daher bei diesem Landtage mit der Bitte einkommen, dem nächsten einen städtischen Deputierten, gleich Riga, zu senden, und ebenso jede andere Stadt, die im Landesgebiete ländlichen besteuerten Landbesitz hat. Daß ihnen dies zugestanden würde, müßte dann mit allen Kräften durchgesetzt werden, wie es von oben keiner Schwierigkeit unterliegen würde. Für gebührend achtungsvolle Aufnahme und Behandlung der städtischen Deputierten müßte Sorge getragen werden, und jedes dem zuwiderlaufende Wort als persönliche Ehrensache von den Wohlgesinnten gerügt werden. Bei der feindlichen Stimmung, die zwischen Riga und dem Adel leider herrscht, muß man suchen, wenigstens die anderen städtischen Deputierten in unser Interesse zu ziehen, so daß sie wenigstens nicht wie jene immer bloß mit Feindseligkeit auftreten. Ein allmähliches Einlenken auch mit Riga wäre durchaus wünschenswert, muß aber der Zeit und den jüngeren Generationen überlassen werden. Mit einer Forderung der Städte, als Landstände auf dem Landtage zu erscheinen, kann es garnicht gehen, weil sie keine Rechtsbeweise

beibringen können. Zugleich aber würden sie dabei verlieren, indem der Landtag dann über ihnen steht, und eine Regelung dieses Verhältnisses, die allerdings nicht unmöglich ist, in die jetzigen Zeitumstände durchaus nicht paßt. Euch mag vielleicht ein preußischer Provinziallandtag vorschweben; habt Ihr aber auch erwogen, ob unser Landtag der Regierung gegenüber, proportion gardée, nicht vielleicht eine viel größere Bedeutung hat? Richtet bei uns einen ostpreußischen Landtag ein und wir sind in wenigen Jahren eine Kommission zur Abgabenrepartierung, mit der angenehmen Verantwortung für die richtige Erhebung. Jetzt sind wir die alten Herren des Landes, die man daher noch immer mit einiger Achtung behandelt, — dann sind wir bloß Repräsentanten des Grundbesitzes und haben alle der alten, einst mehr oder weniger souveränen Ritterschaft innewohnende moralische Geltung der Gewalt gegenüber verloren; in dieser Geltung als Aristokratie liegt aber das einzige Mittel, uns gegen die Übergriffe der Gewalt zu schützen. Daß demnach so viel verloren worden, das ist die Schande unserer Vorfahren, aus denen der alte Geist gewichen, so daß sie zu Krautjunkern geworden, statt ihre Würde gehörig zu wahren, was ihnen leichter geworden wäre, als uns. Daß unsere Geltung nicht einmal uns genügend, die anderen Stände des Landes garnicht schützt, ist die Schuld unserer Väter, und Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie unser Erbteil zu unserem und der anderen Nachteil vergeudet haben. An uns ist es, mit Mut und Ausdauer auf der Basis des Bestehenden uns — nicht die alten, nicht mehr zeitgemäßen Verhältnisse, — wohl aber eine Stellung zu erkämpfen, in der wir für eine bessere Zukunft den Grundstein zu einer den Forderungen des Rechts und der Vernunft angemessenen Landesverfassung legen können, die die Interessen aller Stände auf gleiche Weise sichert und alle zu gemeinsamem Streben nach Verbesserung unserer Zustände vereint.

Mit der staatsrechtlichen Stellung des Bürgerstandes steht die Frage vom Güterbesitze im Zusammenhange. Aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie aufgefaßt, ist kein Zweifel, daß unser Begehren des alleinigen Besitzes unsinnig ist, aber politisch betrachtet ist das von uns angesprochene Recht eine Lebensfrage für uns und für den Bauerstand. Der Handel in Riga geht schlecht, es gibt eine Masse Kapitalien, die nur darauf warten, daß der Güterbesitz freigegeben wird, um sich auf Erwerbung von Grundeigentum zu werfen. Diese Kapitalien werden alle mehr bieten, als ein Edelmann es meist tun kann, und so würde in Kurzem

nur ein kleiner Teil Livlands noch im Besitze des Adels sein, da die immer unerschwinglicheren Steuern den Adel ruinieren, der am Ende froh sein wird, sich von einem Kaufmann sein Gut teuer bezahlen zu lassen. *Mit dem Grundbesitz hört aber auch unsere Verfassung auf*, da die Minorität der Grundbesitzer nicht mehr lange ihre Korporationsrechte zu erhalten vermöchte. Allerdings gibt es dann andere Grundbesitzer, die eine ihnen angemessene Verfassung erhalten können, unter der das Land vielleicht auch ganz glücklich ist. Aber auch abgesehen davon, daß ich egoistisch genug bin, um es als einen schmerzlichen Gedanken anzusehen, wenn der livländische Adel depossediert wäre, abgesehen andrerseits davon, daß der livländische Adel keineswegs das ist, was er sein könnte, sein müßte, keineswegs nach der Höhe seiner Aufgabe gewachsen erscheint, so gestehe ich doch unumwunden, daß ich für Livland, als staatliches Wesen gedacht, immer noch größeres Heil unter der Herrschaft des Adels erwarte, als unter der der rigischen Kaufleute und Advokaten, sowie der wohlbekannten Arrendatoren, die sich am Mark des Landes satt gesogen. Man sehe sich das Wesen und Treiben dieser beiden Klassen etwas näher an, und ich glaube, jeder Unparteiische wird es doch noch eher mit dem Buschklepperadel der lettischen Wälder halten. Ich weiß nicht, nach welchem Maßstabe ihr die Menschen beurteilt. Aus solchen Elementen werden aber Eure künftigen Gutsbesitzer und 99jährigen Pfandhalter bestehen. Ich vergesse, daß auch aus dem moralischen Kloak Petersburgs ein starker Abfluß hierher stattfinden wird. — Ich würde nichts dagegen haben, wenn man von Zeit zu Zeit Jemand aus der Matrikel herausschmeißen würde, und hoffe, daß es geschehen wird, weil solcher Überreifen da sind, und solches Abschneiden der verfaulten Äste, meiner Ansicht nach, für die Gesundheit des Baumes unumgänglich ist. Aber ich will doch lieber mich unter den Schatten jenes Baumes stellen, als unter das Strauchwerk. Eure Ideen sind richtig und gut, ihr kennt aber nicht die Menschen, mit denen agiert werden soll. Weder der Dörptsche Klassenadel, noch der Dörptsche Bürgerstand werden beim Güterbesitz konkurrieren, sondern Riga wird uns seine vortrefflichen Söhne reich gewordener Kaufleute schicken, und Ihr könnt dann zusehen, wie Ihr mit dieser Brut fertig werdet. Und diesen wollt Ihr den Bauernstand anvertrauen, ehe dessen Rechte und Interessen unumstößlich gesichert sind? Der tüchtige und ordentliche Bürgerstand, der lebt ruhig sein städtisches Leben, und hat weder Lust noch Vermögen, fern von der Stadt auf dem

Lande zu leben, oder vielmehr zu nomadisieren, denn einmal aus den Händen des Adels gerissen, wird der Grund und Boden ein bloßer Handelsartikel, mit dem aber leider das Geschick der Bauern mit verkauft wird.

Gestern Vormittag war ich lange bei dem jetzt residierenden Landrat Meyendorff[1] und habe mit ihm auch über die zu große Belastung des Bauerstandes durch die Schieße gesprochen. Er meint auch, daß es interessant wäre, eine Zusammenstellung der Schießstellungen zu haben, ungefähr nach der oben von mir gemachten Angabe. Auch auf die Notwendigkeit irgend einen Schritt zur Verbesserung des Zustandes der Bauern zu tun, ging er ganz ein, und erzählte mir bei der Gelegenheit manches Interessante, was er in dieser Beziehung auf seinen beiden Gütern beobachtet. Er geht von der Ansicht aus, daß hauptsächlich das Übel daraus entstehe, daß die Bauerländereien vielfach zu hoch veranschlagt werden, oder wenigstens in ihrer Produktionskraft gesunken sind. Bedenke Dir alles, was auf diese Frage Bezug hat, damit, im Falle sie zur Sprache kommt, unter den Hunderten von Schreiern, die überall eine Beeinträchtigung ihrer Bentel befürchten, doch auch ein mit dem Gegenstande Vertrauter und Wohlgesinnter das Wort nehmen kann. Wenn man einen so tüchtigen Geschäftsmann, wie Meyendorff, zum Permanenten machen könnte, wäre weniger gegen diese neue Regierungsorganisation einzuwenden. Meiner Ansicht nach ist die alte Verfassung sehr gut, wenn man ordentliche Landräte hätte; da man aber fast $^2/_3$ sehr brave und achtungswerte Leute im Kollegio hat, die aber weder Eifer noch Geschick haben, um unser Staatsschiff zu steuern, so wird es mit der Dodekarchie schlecht gehen, aber, bei der Ungewißheit der Wahl, mit der Permanenz vielleicht noch schlechter. Ich sehe es an Meyendorff, wie es sehr gut möglich ist, daß ein Landrat, obgleich er nur einmal jährlich residiert, sich bald von allem unterrichten kann. Denn ich bin überzeugt, daß er in Bezug auf die Fragen, die in diesen zehn Tagen vorgekommen oder ihm sonst aufgefallen, ebenso bewandert ist, als die Landräte, die das meiste davon verstehen. Von alten Rechten, Privilegien und dergl. spreche ich natürlich nicht, sondern von den laufenden Sachen. Die Hauptsache wird immer bleiben, daß man nur wahrhaft tüchtige Leute in die Deputiertenkammer und ins Landratskollegium wählt, und einen Landmarschall, der die Alten vom Rate gehörig kontrolliert

[1]) Georg Walter Baron Meyendorff auf Suddenbach † 1863.

und sich nicht scheut monatlich oder wenigstens alle zwei Monate nach Riga zu fahren, um selbst alle Akten einzusehen. Hierbei kann ich denn auch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Reorganisation der Kanzlei, auch abgesehen von der Personenfrage, mir durchaus notwendig erscheint. Jetzt ist der Sekretär mit Geschäften überhäuft; der Notär hat fast nichts zu tun; der Rentmeister bekommt fast alle Papiere, wo eine Geldfrage im Spiel ist, die garnicht zu seiner Kompetenz gehören, welche letztere sich bloß auf Buchführung und Empfang und Auszahlung der Gelder nach Anweisung aus dem Sekretariate zu beschränken hat. Der Rentmeister hat jetzt noch einen Kanzellisten, der unnützer Weise sehr hoch besoldet ist, da ein bloßer Kopist genügen würde. Der Sekretariatskanzlist dagegen hat sehr viel zu tun, ist aber freilich auch sehr gut besoldet. Meine Meinung würde dahin gehen, dem Sekretär mehrere bestimmte Sachrubriken, wie etwa Chaussee- und Wegereparatur, die Matrikel, die Ritterschaftsgüter- und Schäfereisachen abzunehmen und dieselben dem jetzigen Notär zu dem Postwesen hinzuzufügen; dieser würde dann den Titel eines zweiten Sekretärs annehmen. Dann müßte aber noch ein dritter Sekretär hinzugefügt werden, der zugleich Archivar und Aktuar wäre, und für das Archiv sowie die ununterbrochene und vernünftige Zusammenheftung der einzelnen Akten verantwortlich sein würde. Solange das nicht geschieht, wird 1) das Archiv immer in seiner jetzigen geringen Ordnung, um nicht Unordnung zu sagen, bleiben, und immer mehr mangelhaft werden, wie denn schon jetzt mancher interessante und wichtige Aktenband fehlt; 2) so wenig Ordnung und vernunftgemäße Einrichtung der Akten statt haben, wie jetzt, worüber vergeblich von Konvent zu Konvent geklagt. Der jetzige Kanzellist ist ein ganz ausgezeichneter Beamter, aber er hat zu viel abzuschreiben, um sich ganz mit den Akten beschäftigen zu können, was übrigens auch schon an und für sich nicht die Sache eines Kanzellisten ist, sondern mit Nachdenken gemacht werden will, wozu noch kommt, daß das bloße Zusammenheften der Akten nicht genügt, sondern hauptsächlich am Ende eines Jahres ein tüchtiges Resumé der Jahresakten denselben angefügt werden muß, wodurch allein eine Akte ihren ganzen Nutzen erhält. So wie die Einrichtung jetzt ist, ist es durchaus unmöglich, solches zu verlangen, selbst nicht, daß alle nötigen Abschriften sich bei den Akten finden. — Auch dieser dritte Sekretär müßte nur ein livländischer Edelmann sein, und ebenso comme il faut besoldet, als die anderen beiden. Allerdings würde dadurch

eine neue Ausgabe entstehen, aber 7—800 Rbl. S. können garnicht bei dem Nutzen, der zu erwarten ist, in Betracht kommen. Übrigens wäre das Gehalt der beiden Kanzellisten und selbst des, zum Buchführer zusammenschrumpfenden, Rentmeisters mit der Zeit, bei eintretendem Personenwechsel, zu verringern, besonders da einer der Sekretäre zugleich auch Kassier sein könnte. Daß man nur tüchtigen Leuten die Sekretärsposten anvertrauen kann, versteht sich von selbst. Um dies zu erleichtern, wäre es sehr wünschenswert, wenn junge Leute, die von Universität und Reisen zurückkehren, als Auskultanten in die Kanzlei treten könnten, von denen zwei vielleicht auch eine, aber geringe Besoldung, etwa Quartiergelder bekommen würden. Denn Riga ist ein zu teures Pflaster, als daß man erwarten könnte, es würden junge Leute, ohne alle Emolumente, sich dem Dienst der Ritterschaft widmen. Übrigens müßte die Auskultatur hauptsächlich auch als eine Schule zu Landesämtern überhaupt angesehen, und dahin gewirkt werden, daß besonders die reicheren jungen Leute sich so mit den Geschäften des Landes bekannt machen würden. —

Schließlich muß ich noch dessen erwähnen, daß es sehr wünschenswert wäre, wenn eine Kommission Sachkundiger ernannt oder aus eigenem Antriebe zusammentreten würde, die, in Verbindung mit den Franzenschen Monumenta Livoniae antiquae, einen Wiederabdruck einiger ganz aus dem Buchhandel verschwundenen Geschichtswerke, mit kritischen Bemerkungen, veranstalten würde, sowie eine kritische Sammlung aller alten Abhandlungen aus unsrer Rechts- und politischen Geschichte, wie sie in den vielen, zu ihrer Zeit vortrefflichen, aber jetzt selbst nur Wenigen zugänglichen Sammlungen von Hupel, Gadebusch, Campenhausen u. a. m. sich zerstreut finden. Auch eine Herausgabe der wichtigsten historischen Urkunden könnte veranstaltet werden, und alles das durch Subskriptionen eines zur Unterstützung eines solchen patriotischen Unternehmens sich bildenden Vereins bestritten werden, wozu die Ritterschaft als solche von Zeit zu Zeit auch ihren Zuschuß geben müßte. — Die Städte müßten dabei notwendig mit ins Interesse gezogen werden, da ihre Archive gewiß auch vieles enthalten. Ich würde schon aus Estland Mitarbeiter und Subskribenten verschaffen, und Ropp wahrscheinlich aus Kurland, denn es darf nicht von einem einseitig provinziellen Gesichtspunkte ausgegangen werden, sondern die wahrhafte Livonia antiqua muß im Auge behalten werden. Die letzten Jahre haben uns schon einander genähert, wollen wir uns immer näher die Hände reichen, damit alle die

alten Scheidewände von Vorurteilen fallen — und wir wieder gemeinsam uns zu kräftiger Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse erheben.

Ich hoffe, daß Du diesen Brief nicht kurz, aber auch nicht zu lang finden wirst. Du fragst, ob ich nicht Helwig[1] Materialien verschaffen kann? Hast Du garnicht bedacht, daß ich dadurch die Amtstreue gegen die Ritterschaft brechen würde. Denn so lange diese mich nicht auf dem Konvente oder auf dem Landtage dazu autorisiert, kann ich denen, die sie vielleicht als ihre Gegner ansieht, nicht aus dem eigenen Archive Waffen schmieden. Der gute Zweck heiligt nie das Mittel; wo das entgegengesetzte Prinzip herrschen will, sage ich mich los.

Von Budberg habe ich schon lange keine Nachrichten; der Aufenthalt in Mannheim hat ihm nur geschadet, wie ich es ihm genugsam vorausgesagt; es scheint doch, daß ich, trotz aller meiner Träumereien, doch etwas vernünftiger bin, als ihr. Gegen den 25. April wollte Budberg hier sein; ich habe ihm heute geschrieben, lieber noch früher zu kommen.

Ich rekommandiere Dir, und durch Dich allen, die in Riga etwas zu tun haben, Herrn v. Landsberg aus Kurland, der durch verschiedene Verhältnisse gedrückt, sich als Advokat hier etabliert; er ist durchaus einer unsrer besten Köpfe und nobelsten Charaktere. — In der Mitte des Mai will ich in Reval sein. Der Zeitpunkt und die Richtung meiner Reise kann noch nicht bestimmt werden, nach Dorpat werde ich aber jedenfalls. Ist es Dir möglich, so komme diesen Sommer zu mir herüber nach Reval; mein Quartier wird Dich schon aufnehmen können. Lieb wäre es mir sehr, — auch würde ich dadurch Nachrichten vom Landtage erhalten, und Gelegenheit, uns in Reval mit einigen Freunden zu besprechen. Hamilkar habe ich nur einen Mittag gesehen, doch soll er in 14 Tagen oder drei Wochen mit der Frau herkommen wollen. Den „Schlosser" halte mir in Dorpat bereit. Um mit der Frage über Gesangbücher Dich bekannt zu machen, so kennst Du vielleicht den Artikel in der Deutschen Quartalschrift 1838, II, 7. Vielleicht spricht er gegen die von uns zu verteidigende Ansicht, aber das kann nur nützlich sein.

Die Urkunden in betreff der Landständschaft der Städte finden sich bei Bunge: Entwicklung der Stadesverhältnisse, p. 95 Anmerk. 50 und p. 97 Anmerk. 60 angegeben. Wenn ich selbst

[1] Karl Helwig, 1831—63 Justizbürgermeister zu Dorpat (Alb. acad. Nr. 1384).

noch was anderes hätte, würde ich es gerne geben, nur nicht aus dem Archive. Bedenke meine Anſichten gehörig, und Du wirſt erkennen, daß mein temporärer Ariſtokratismus auch wirklich zeitgemäß iſt. Wenn Ihr anders auf dem Landtage auftretet, ſo iſt Euch aller Erfolg verſperrt, und Ihr erregt bei der jetzigen espionnage eine Aufmerkſamkeit, die zu nichts Gutem führt. Eile mit Weile, aber jeder Schritt kräftig und imponierend, ſo daß man ihn nicht zurückzunehmen braucht. Nur einige tüchtige Köpfe und feuerfeſte Charaktere an der Spitze — und es wird Alles ſo gut gehen, als es bei den Welt- und Zeitverhältniſſen und unſerer geographiſchen Lage möglich iſt.

Addio, Teurer. Dein G. B.

Zu dieſem Brief, der zuerſt von Friedrich von Schwebs geleſen wurde, fügt Schwebs mit ſeiner Hand hinzu: „Brevern hat die Sachen ſo gründlich, ſo wohlerwogen dargeſtellt, daß ich ihm von ganzem Herzen beiſtimmen und unſre Freunde dringend erſuchen muß, ſeine vortreffliche Darſtellung recht zu beherzigen.

Schwebs."

XII.

Teurer Freund, Reval, den 19. Oktober 1840.

Mieux tard que jamais, — daher dennoch dieſen Brief, obzwar ich Dir in mehr als zwei Monaten nicht geſchrieben. Aber es ging auch nicht anders. Erſtens war ich bis zum 1. September auf dem Lande, und ich bin nun einmal ein ſolcher Gewohnheitsmenſch, daß ich nicht anders ſchreiben kann, als an meinem eigenen Schreibtiſche, mich überhaupt nirgends recht behaglich fühle, als zu Hauſe, wozu ich aber auch ein Gaſtzimmer am Rhein und meine Wohnung in capo le case in Rom rechne. Zweitens war ich die erſte Hälfte des September ſehr beſchäftigt, ſo daß ich garnicht zum Schreiben kam, außer einmal par dépit. Ich war nämlich genötigt, eine inſipide Damenſoiree mitzumachen; bei meiner Heimkehr war mir ſo nüchtern, daß ich nicht ſchlafen gehen konnte; ich fing daher einen Brief an Liſe Frolow an, der ſofort vier Seiten engbeſchrieben enthielt, aber noch in der Schachtel liegt, weil ich nicht dazu gekommen, die nötige Enveloppe an die Ploetz zu ſchreiben. Bei der Gelegenheit muß ich Dir ſagen, daß ich nichts von den guten Menſchen weiß; ein Brief vom April ſcheint verloren gegangen zu ſein. Drittens war ich die letzte Hälfte des September bis in dieſen Monat hinein ſehr krank,

ſo daß ich ſogar einen Arzt nehmen mußte, der mit Guggerts Behandlung ſehr zufrieden war, aber jetzt mein Übel für als weniger aus dem Herzen, als aus den Lungen, Nerven ꝛc. hervorgehend erklärt. Jetzt, meint er, ſei nichts zu machen, wegen des Hundeklimas; im Frühling aber ſoll ich eine Molkenkur brauchen uſw. Am liebſten packte ich meinen Mantelſack und ginge über die Memel, weiter und immer weiter. Seit kurzem habe ich mich erſt wieder ganz erholt, aber das Schreiben greift mich noch immer etwas an, aus welchen allen und vielen Urſachen ich auch im ganzen Bereiche meiner Korreſpondenz in die ungeheuerſten Schulden geraten bin, ſo daß ich gern eine Reduktion des Zinsfußes, durch Aufgeben einiger Korreſpondenten, vornehmen möchte.

Abends. — Nachdem ich Dir ſoweit geſchrieben, raſierte ich mich in Gegenwart des höflichen Oberlandgerichtsarchivar Samſon, verplauderte eine Stunde mit dem Ritterſchaftshauptmann, ließ mir dann von der Baranoff vorſchwatzen, aß zu Mittag einſam in meinem Zimmer, ging auf die Dombrücke, um in die kalte, aber doch ſonnige Welt jenſeit der Mauern zu ſchauen, arbeitete an alten Urkunden bis es dunkel ward, beſuchte eine alte Tante, ruhte mich etwas auf dem Divan aus, trank den Tee bei Landrat Richter (der wegen ſeiner kranken Frau hier iſt), fand beim Vizegouverneur visage de bois, dagegen beim Militärgouverneur cercle, war liebenswürdig, — und nun ſitze ich hier und ſchreibe Dir. Weiland Kaiſer Titus wäre ſelbſt mit einem ſo verbrachten Tage zufrieden geweſen, — und ich? Ja, ich! In der Art wie Mercutio dem Escalus antwortet: „ich war ſo unglücklich, ſehr früh das Vollkommene zu kennen", möchte ich mich auch entſchuldigen, wenn man verlangt, daß ich den verlebten Tag loben ſoll. Wenn man kein Intereſſe in der Geſellſchaft hat, bringt man immer dasſelbe Gefühl mit, wie auf eine Maskerade, wo man überzeugt iſt, niemand Bekanntes zu finden. Aus jener Geſchichte *eines* Tages kannſt Du auf viele andere ſchließen und daß glücklicherweiſe die Geſellſchaftsabende ſelten, die einſamen häufig ſind. Da ich jetzt nicht gerne ſchreibe, es mich auch zuweilen angreift, ſo tue ich aus Sorgfalt für meine Geſundheit bei Lichte meiſtens nichts anderes als leſen. Im bequemen Lehnſtuhl, einen Polſter unter den Füßen, das Licht im Rücken, läßt ſich außerordentlich angenehm ſtundenlang leſen und auch hin und wieder phantaſieren, denn leider — vielleicht auch glücklicherweiſe — beſitze ich von der Abſtraktionskraft nur den Teil, der ſich auf das Abſtrahieren von der Wirklichkeit und der Gegenwart bezieht, was aus mir einen ſchlechten

Philosophen, aber einen guten Romantiker machen würde, freilich wohl mehr einen subjektiven, als einen objektiven. In letzter Zeit habe ich Tocqueville's herrliches Werk über Amerika wieder mit großem Genuß gelesen, um die Fortsetzung mehr zu verstehen, die auch interessant scheint. Von Beaumont's Werk über Irland habe ich Dir, glaube ich, erzählt; aus diesen Büchern lernt man mehr Staatspolitik, als aus allen systematischen Handbüchern von Aretin, Jordan, Rotteck, Maurenbrecher ꝛc. ꝛc. Vielleicht hat man aber diesen Gewinn nur, wenn man sich durch besagten gelehrten Kram durchgearbeitet; kann auch sein. Ranke's Geschichte der Päpste liegt bereit, doch will ich erst einige Bände der Edinburger Revue durchlesen, die ich kürzlich bekommen. Die Engländer verstehen nicht zu generalisieren; wer aber die Mühe nicht scheut, mit ihnen in die Spezialitäten einzudringen, kann viel lernen. Statt aller dieser Lektüre müßte ich eigentlich an den alten Chroniken studieren, aber sie sind so grenzenlos langweilig. Indessen muß ich doch dran, denn wenn mir auch bereits das politische Skelett der Provinzialgeschichte deutlich vorschwebt, so will ich doch auch die Sehnen und Nerven bloßstellen. Leider habe ich für zwei wichtige Seiten der Geschichte Estlands gar keine Hülfe: für die Stadtgeschichte und die innere Rechtsgeschichte[1]. Bunge[2] will sich an letztere machen, er kennt aber nicht die Schwierigkeiten. Ich wollte, ich hätte einen solchen eisernen Fleiß wie er und Paucker[3], dann würde ich schon fertig werden, so aber lebe ich im Geiste zu häufig in der Geschichte unserer Welt, und daher sehr wenig in der der Lande Harrien und Wierland. Es ist unbegreiflich, wie alle bisherigen Historiker der Livonia antiqua so grenzenlos geistlos haben sein können, daß sie den Geist unserer Geschichte auch garnicht begriffen haben! Wenn mir nur nicht die Gabe der historischen Darstellung fehlt; das Verständnis ist mir geworden, das will ich in der beabsichtigten Monographie beweisen. Ein anderer Besserer mag dann kommen, um aus den einzelnen Bildern ein Ganzes zu machen.

Den 22. abends. — Deinen Brief aus Gothenburg schickten mir die Deinigen und ich habe ihn darauf an Budberg zurückgeschickt; er hat mich sehr interessiert, und ich wollte, ich könnte im nächsten Frühling denselben Weg nehmen. Dein zweiter Brief

[1]) Die Frucht dieser Studien war: „Der liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harriens und Wierlands." Dorpat 1858.

[2]) Friedrich Georg v. Bunge war damals Professor des Provinzialrechts in Dorpat.

[3]) Karl Julius Paucker, estl. Gouv.-Prokureur, † 1856.

iſt noch nicht bis zu mir gelangt, daher kann ich nichts von dem beantworten, was etwa darin auf mich Bezügliches iſt. Budberg ſchreibt mir nur ſo viel, daß Du nach Rom geheſt, — grüße mir the city of my soul; wäre ich dort, ich würde Dir ein guter Cicerone ſein, nicht aus der Schule von Vaſi oder Nibbi, wohl aber aus der Byrons: es war eine ſchöne, innerlich reiche Zeit, die ich in der ewigen Weltſtadt verlebte! Es iſt wohl ein wunderbarer Zuſtand, wenn unter den Trümmern Roms die Jugend zum letzten Male mit dem Mannesalter, die Leidenſchaft mit der Vernunft ringt! Ich habe in Rom die toga virilis genommen. — Was ſoll ich Dir von hier, von uns ſagen; Alles geht ſeinen gewohnten Gang. Ich habe mich ganz zurückgezogen, beſorge die laufenden Geſchäfte und ſtudiere die Vergangenheit; wenn alles entſchieden iſt, werde ich wieder vortreten. Wenn meine Geſundheit ꝛc. es erlauben, will ich im Winter über Dorpat nach Riga und Mitau, der geiſtigen Erholung wegen; Mangel an Gedankenaustauſch iſt auf die Länge gedankenlähmend; ich bin hier in meiner geiſtigen Richtung ſehr allein, wenn es auch am Orte wohl manche viel geiſtvollere Leute geben mag. Ich kann in der Konverſation brillieren, intereſſieren, aber mich intereſſiert es nicht, denn ich liebe es nicht, immer auf der Oberfläche herumzuſchwimmen. Ja, ja, eilfhundert Meilen hinter den Huronen, da ſollen ſonderbare Menſchen wohnen, — wie es in Gellerts oder eines andern Fabel heißt. Vergiß nicht, daß Du dahin ſchreibſt; ſprich nie, was Du nicht aktenmäßig weißt — das ſind goldene Regeln. Möchteſt Du doch Frolows begegnen. Möchte Dir doch Italien ebenſo wohltätig auf Körper und Seele wirken, wie bei mir; auf Deinen Brief bin ich ſehr begierig; werde Dir auch von jetzt an öfter ſchreiben, obwohl die Außenwelt nichts bietet, die innere Welt ſich ſchwer in einem Briefe erſchließen kann. Und ſomit Lebewohl, alter Freund, gedenke mein im Colyſeum, unter der Eiche des Taſſo, in St. Peters heiligem Dom, überall in Italien, in Rom, dort habe ich gelebt, nicht vegetiert. Ewig Dein treuer G. B.

XIII.

Riga, den 30. Januar 1841.

Deinen ſchönen langen aus Rom abgeſandten Brief brachte mir Graf Stackelberg[1] aus Riga nach Dorpat, und ich ihn den Deinigen. Sogleich wollte ich Dir — als einer der Simultan-

[1]) Reinhold Andreas Graf Stackelberg-Elliſtfer, geb. 1797, Landrat, † 1869.

korrespondenten — antworten, allein ich habe ein so nomadisierendes Leben geführt, wie der Vogel im Walde, und komme erst heute zum faktischen Schreiben, nachdem ich so häufig darüber geträumt, weil Budberg mir sagte, daß er sein Extrablättchen bereits fertig hat und daher die Epistel noch heute Vormittag ihren Zug nach Westen und Süden antreten soll in die gesegneten Länder der Sonne. Über diesen Punkt besonders könnte ich ganz poetisch werden, da es hier seit acht Tagen 18° friert — et l'on nomme cela une patrie! — Daß mein Brief vom Oktober Dich in Rom erwartet und empfangen hat, freut mich sehr. Mir wenigstens wäre an den ersten Tagen, als ich in der Weltstadt war, ein Freundesgruß sehr willkommen gewesen — so einsam fühlte ich mich; ein mich selten überschleichendes Gefühl, das sofort verschwindet, sobald meine so leicht empfängliche Seele nur Zeit gewinnt ihre tausend Fühl- und Gedanken-Fäden um und in die Natur, die Vergangenheit, die geistige Gegenwart und die Kunst des Orts zu schlingen, sich mit der jedem Orte innewohnenden Poesie zu durchdringen. Bin ich einmal so weit — und es geht rasch — dann bedarf ich der Menschen nicht mehr. — Da ich einmal das Kapitel vom Ich aufgeschlagen, so will ich Dir auch einiges andre vortragen, nämlich mein Leben von da an, als mein Brief abging. Könnte ich Dir ein deutliches Bild von meinem Sein geben, so könnte es lang werden, so aber, wo ich nur in Betracht komme wie im Meere der sandige Küstenstreif, an dem die Wellen sich brechen, ist es kurz abzumachen. Ich habe den November hindurch viel gearbeitet, auch einen Teil des Dezember, so daß ich am 10. des Monats das Archiv bis zum 2. Aug. 1561 in vollständige systematische Ordnung gebracht hatte. Am 13. Dez. trank ich bereits in einem bequemen Lehnstuhle am Kamin in Altenhof den Tee und las Werther's Leiden, derweilen mein Vetter[1] Rekruten aushob. Am 15. um Mitternacht traf ich in Dorpat ein. Am 16. bei feuchtem Tauwetter wanderte ich durch die wohlbekannten Straßen, in denen mich immer so leicht der Gedanke des Altwerdens überschleicht; es gereute mich fast gekommen zu sein, bis der herzliche Empfang bei den Tiesenhausens, im Hackelbergschen Hause, wo ich sofort hinzog, ein Besuch bei Blum mich bald wieder in dem alten freundlichen und relativ wenigstens geistigen Leben Dorpats heimisch machten. Die Gesellschaften vermied ich ganz, außer eine beim Landmarschall Oettingen, bei Bose, bei Sophie Villebois, — sah aber viel Menschen, war

[1]) Gregor von Brevern zu Altenhof.

besonders häufig bei und mit den Professoren und arbeitete des Vormittags und spät Abends sehr fleißig. Blum ist immer frisch und jung und vergeistigt sich das insipide Alltagsleben so gut es gehen will. —

Am 2. Januar, als eben bei der Villebois der Tasso gelesen ward, reiste ich fort und traf am 4. Abends nach einer abscheulichen Fahrt hier ein. . . Schwebs ist immer der Alte; wenn das Herz in der Kälte des Lebens zu erstarren droht, kann man sich an ihm erwärmen — ein so frisches geistiges Feuer lodert in seiner Seele. Von den übrigen Rigensern wirst Du hoffentlich keine Nachricht haben wollen, ich habe sie nur vorgestern in corpore auf einem Ball beim Herzoge gesehen — eine Gesellschaft, die mir nicht wie eine Gesellschaft aussah. Am 9. fuhr ich nach Mitau, wo ich all die Meinigen versammelt fand, auch drei Tage gemütlich angenehm bei meiner Cousine Ropp auf dem Lande allein zubrachte, eine herrliche Frau, meine echte Seelenschwester, wie ich nur noch eine in der fernen Ukraine habe. Der Tod der Frolow ist mir so nah gegangen, wie es überhaupt bei einem Todesfall möglich ist; denn obwohl mir eine Fortdauer, ein Widersehn nicht unzweifelhaft, ja selbst kaum nötig ist, so hat der Tod für mich längst seine Schrecken verloren. Wenn Du die Kennen, Frolow siehst, so grüße sie herzlich von mir; ihm will ich mit Nächstem schreiben. Emil Ropp ist auch der Alte — frisch und regsam, mit Tüchtigkeit Jedwedes erfassend, für alles Schöne empfänglich. Der Landesbevollmächtigte[1] hat mir gefallen, er ist ein geistvoller kräftiger Mensch. Hamilkar ist acht Tage mit mir hier gewesen, ich habe ihn aber nicht gesehen, indem er seine materielle Periode hatte; möchte dieser herrliche Geist sich nicht durch Abstraktionen zum völligen Egoisten aushöhlen; bei allen schönen Versicherungen des Vaters, hatte mich sein Benehmen geschmerzt, wenn ich ihn nicht auch von dieser Seite bereits gekannt[2]. In der Geschichte geht Niemand unter, der es nicht verdient; ich spreche nicht von Einzelwesen, sondern von Gemeinheiten. — Ich arbeite viel für unsre vaterländische Geschichte, aber es ist ein schwer zu überwältigender Wust, doch schwebt mir das lebensreiche geistige Bild bereits deutlich vor Augen. — Und nun Lebewohl, Lieber. In 4 Tagen reise ich nach Dorpat, denke aber erst gegen den 15. in Reval

[1] Freiherr Theodor v. Hahn auf Postenden, Landesbevollmächtigter von 1836 bis 1857.

[2] Vgl. R. Baron Stael v. Holstein: „Baron Hamilkar v. Fölkersahm." Riga 1907, S. 12.

zu ſein. Sei geſund vor allem; als Ganzes und als Glied bedarf ich Deiner. Grüße mir mein ewiges Rom von Deinem Monte Pincio aus, wenn die Sonne hinter St. Peter ins thyrehniſche Meer ſinkt. Dahin, dahin! Werde ich jemals wieder durch Deine öden Straßen wandern, Weltenſtadt, und doch auch wieder country of my soul! Lebewohl, Wigand meinen Gruß.

Dein G. B.

XIV.

Teurer Freund. Reval, den 26. April (8. Mai) 1841.

Monate ſind vergangen, ſeit ich Dir nicht geſchrieben, kaum Tage, wo ich nicht Deiner gedacht, denn es gibt a choice set of friends, die mir ſtets gegenwärtig ſind. Mein letzter Brief war vom 3. Febr. Am 5. traf ich in Dorpat ein und blieb 14 Tage dort, die ich teils ſehr angenehm, teils unwohl zubrachte, freilich in freundlicher Frauen Pflege und mit guten Büchern verſorgt. Hier angekommen, ſchnallte ich gleich den Degen um und zog auf den Landtag, wo nur ein paar Landräte gewählt wurden und ich auf die juriſtiſche Zeitſchrift von Bunge und Madai ſubſkribieren, ſowie dieſen Herren eine Unterſtützung bei Herausgabe unſrer vaterländiſchen Rechtsquellen bewilligen ließ. Der eine neue Landrat, mein alter Onkel Toll, ſtarb drei Tage nach der Wahl, was mich ſehr angriff. Der Tod ſelbſt mir naheſtehender Perſonen greift mir nicht wegen des Verluſtes derſelben an die Seele, ſondern das Herz blutet mir jedesmal, weil der Mörder wieder in der Nähe geweſen. Lange, lange iſt mir dann zu Mute, wie wenn ich einen herbſtlichen Spaziergang gemacht, und ich die fahlen Blätter vom Winde herumwirbeln ſehe, — es iſt eben der Herbſt des Lebens, deſſen tiefe Schwermut über mich kommt. Ich war unwohl, hatte wenigſtens Grund das Haus nicht zu verlaſſen, — und da erheiterte die Einſamkeit mich wieder. Die Phantaſie hat noch die volle alte Gewalt und verſteht noch aus dem Erlebten, dem Erträumten, dem einſt Gehofften die lebensvollſten Gebilde hervorzuzaubern, ſo daß ich mich noch ganz in ſie verlieren kann. Was Aurora dem Memnon war, das iſt die Phantaſie dem Gemüte des Menſchen.

Den 27. So ging der März, ſo der April dahin in ſelbſtgeſchaffener Einſamkeit, wo denn viel geträumt, viel geleſen wurde mit abwechſelndem Unwohlſein. Auch gearbeitet habe ich viel, d. h. abgeſchrieben eine lange Reihe alter Prozeſſe und Inſtruktionen aus der Ordensperiode, die ein glücklicher Zufall mich im

März finden ließ. Es ist interessant, so in die Werkstatt der Geschichte hineinzusehen. In Kopenhagen haben meine Nachforschungen eine geringe Ausbeute geliefert, indessen ist es immer ein Gewinn, zu wissen, daß an einem Orte nichts ist, wo Jeder viel suchen wird: ungefähr 22 Urkunden, meist über die kirchlichen Verhältnisse, werde ich von dort bekommen. Im Frühling oder im Sommer werde ich nach Dorpat, um noch einige Folianten dänischer Chroniften durchzunehmen — und dann mich an die dänische Periode der Geschichte von Harrien und Wierland machen; auch nach Stockholm müßte ich. Die eigentlichen Geschäfte gehen ihren alten Gang, der nichts schneller geworden als er war, der Jupiter hat faktisch in einer wichtigen Sache sich günstig gezeigt, desto weniger sind es die niederen Götter, die aber bekanntlich im Olymp Alles lenken. Man hat im Auslande uns in letzter Zeit abermals einige Aufmerksamkeit geschenkt, der Effekt für uns ist aber kein guter, und ich wünschte, daß die Leute einsähen, daß für jetzt jede solche Demonstration uns keinen Nutzen bringt, wohl aber Nachteil, und gerade jetzt am meisten, wo in sehr wichtigen Fragen entschieden werden soll und alles von der guten Stimmung Oben abhängt. Die Herren Ausländer spielen ein gefährliches Spiel, bei dem wir Inländer die Verlierenden sind. — Sonst geht eben Alles, wie gesagt, seinen gewöhnlichen Stiefel, und ich danke es nur meiner Bibliothek und meiner Phantasie, daß ich nicht auch ein Philister werde, der sich wie des Färbers Gaul im Kreise herumdreht, so ein Vetter Michel, wie ihrer Dutzende hier mit den allerkontentesten Physiognomien das Pflaster treten. — Wenn wir einst wieder zwischen wallenden Saatfeldern oder unter dem Schatten des edlen Tannenbaums neben einander wandern, wollen wir recht viel von Rom, von Italien sprechen. Wir sind in sehr verschiedenen Stimmungen an sich schon verschiedener Charaktere dort gewesen. Du bedarfst freundlicher Umgebung, um Dich wohl zu fühlen, ich der Einsamkeit; damals hätte mich Jeder gestört, der neben mir vom Janiculus herab die in der Abendglut brennende Stadt bewundert, neben mir auf den Stufen des Kreuzes im Colyseum gesessen, wenn der Mond dieser einzigen Ruine die gigantischen Proportionen der Phantasie geliehen — oder mit mir durch die langen Taxusalleen der Villa Albani gewandert, wenn im blendenden Glanze italienischer Mittagssonne sich mir das antike Leben offenbarte. Sollte ich noch einmal nach Rom, — dann möchte ich nicht allein sein. Das Damals ist überwunden und abgeschlossen.

29. April. Ich wollte Dir noch gestern Abend schreiben, allein ich war in einer Gesellschaft von lauter Damen, wo aber recht gute Musik zu hören war; die klang mir denn so in den Ohren, daß ich nichts weiter tun konnte, als auf und nieder gehn und endlich schlafen. Deine Nachrichten von Frolow haben mich sehr interessiert; ich verstehe zu ermessen, wie dem Armen zu Mute sein muß. Möchte er nur nicht sich jetzt ganz der Kunst ergeben wollen — weder Kunst noch Poesie vermögen nachhaltig gegen einen wahren Schmerz zu wirken, dem der Mann sich nun einmal nicht ganz überlassen darf; nur die Wissenschaft stählt die Seele, indem sie der Geistestätigkeit, die sonst immer wieder das eigene Herz beschaut, bestimmte Bahnen anweist. Ich habe verwandte Zustände durchgemacht und habe einige Erfahrungen. — Doch nun Lebewohl, liebster Freund, — bewundere das Schöne, ohne Deine Gesundheit anzugreifen, — dichte, ohne Dich in dem Reiche der Phantasie zu verlieren und denke an Uns ohne zu sanguinische Hoffnungen und Handlungen; grüße mir den Genfersee und namentlich die Savoyer Alpen von der Terasse bei der Kirche von Montreux. Dein G. B.

XV.

Reval, den 7./19. August 1841.

Wenn ich nicht gern morgen diesen Brief absendete, würde ich heute nicht schreiben, — so verstimmt und ostseemüde bin ich heute. Wenn wir uns wiedersehn, kann ich Dir den Grund sagen; für jetzt so viel, daß ich mit meiner guten Streitaxt auf der Bresche stehe und wachsam bin, aber mehr die gutmütige, doch matte Besatzung fürchte, als den Feind. Heute hab' ich denn wieder einmal an dem alten Liede mich müde gesungen; etwas wird es helfen, aber nicht gründlich, und das macht, daß mir der Himmel nur wie ein alter Backtrog erscheint. Gott helfe den Söhnen, an den Vätern hat er eben keine große Kunstfertigkeit bewiesen. Wahrlich, es ekelt einen an, wenn man sich eingestehen muß, daß man der Allerbesten einer ist! Doch genug davon, besonders da wir uns vielleicht noch diesen Winter sehen werden. Wenigstens drohst Du damit, denn anders kann ich Deine Erklärung, diesen Herbst kommen zu wollen, nicht bezeichnen. Um des Himmels willen, wenn es irgend möglich zu machen ist, so bleibe noch einen Winter draußen, Deiner Seele und Deines Körpers wegen; beiden würde ein längerer Aufenthalt in Rom nichts schaden; wer den heurigen Sommer erlebt, muß wünschen nie

zu erleben, wie der Winter hier tut. Genug, hänge Deine agronomiſchen Wünſche an den Nagel, gehe nach Rom, lebe Dich dort ganz ein, ſtähle Dich an den Erinnerungen der Kunſtvollendung und der grandioſen Landſchaft der Weltſtadt und kehre dann im nächſten Jahre friſch und froh heim; zum Leben hier bedarf man vieler Kraft.

Deinen Venezianiſchen Brief erhielt ich vor acht Tagen — den ſpäteren Wiener vor zwei Wochen. Der raſche Flug des erſteren durch Italien hat mich unendlich angeſprochen; die Vergangenheit erwachte und ich war wieder ſelbſt, wo die Myrthe hoch und hoch der Loorbeer ſteht. Dieſe Stimmung hatte ich längſt erwartet und nahm nun gleich Goethes italieniſche Reiſe zur Hand, denn ſo wollte ich ſie nach langer Zeit wieder leſen. Jetzt habe ich ihn erſt recht als Menſchen, trotz aller ſeiner mir gerade beſonders widerwärtigen Schwächen, lieb gewonnen. Es iſt doch eine herrliche Sache um ſo einen ganzen Menſchen! beſonders wenn man das Flickwerk des eigenen Selbſt betrachtet. Und doch von all ſeinen Wundergaben beneide ich ihm doch am meiſten, Alles was er ſieht und hört, ganz erfaſſen zu wollen, ſich nie und nirgend mit einem Schein, einem Schall, einer vaguen Vorſtellung zu begnügen. Denn da liegt meine größte Schwäche; es iſt immer Zeit ſeine Fehler zu beſſern, aber immer weiß man tauſend und abertauſend Gründe, warum man nicht gleich daran gehen kann. Ich habe das Buch nicht aus der Hand gelegt. Wer aber ſelbſt nicht in Italien war und daraus ein vollſtändiges Bild zu entnehmen glaubt, irrt. Goethe war ein ganzer Menſch, d. h. ein in ſich vollkommen abgeſchloſſener, der Alles erreicht, was er erſtreben konnte. Aber eben deshalb fehlte ihm noch Vieles, denn ein ſolches ſich in ſich abrundendes und erfüllendes Daſein ermangelt des großartigen Strebens nach den Gütern, die erſt die Zukunft der Menſchheit bringen kann, ihm fehlte das ſchmerzlichſchönſte Zeugnis des in uns waltenden Weltgeiſtes. Er iſt zu antik für das Zeitalter, in dem er lebte ſowohl als auch für uns. Seine Schilderung Italiens kann allein ebenſo wenig genügen, als die Byron's, der wieder zu modern iſt in dem Gegenſatze, wie Goethe ſelbſt die beiden Bezeichnungen braucht. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und es ſcheint mir, als ob in Deutſchland wenigſtens dieſer Begriff ſich allmählich die Herrſchaft erkämpfen wird, wobei mir die Halleſchen Jahrbücher aber zu ſehr dem Goetheſchen Extrem ſich zu nähern ſcheinen. Doch genug davon, da es nicht meines Amts iſt. Aber was ſoll ich Dir von hier,

von mir ſagen. Die Leute ſind eben nicht wert, daß man ſich ihretwegen abmüht, und was man tut, tut man doch auch wieder nicht mit der gehörigen Kraft und Nachhaltigkeit. Ich kann in dieſer Beziehung von mir eben nicht Beſſeres rühmen; es fehlt aber auch überall, an Geſundheit, an Mitteln, an Unterſtützung anderer, — nur Herkules vermochte allein den Stall des Augias zu reinigen.

Ich ſchrieb Dir zuletzt am 26. April und ſandte den Brief mit einem von Budberg an Gernand[1] — Du ſcheinſt ihn aber nicht erhalten zu haben. Ende Mai machte ich einen Ausflug aufs Land, der ſich bis an den Heiligenſee erſtreckte, natürlich auch Dorpat berührend, wo ich viel mit Blum verkehrte, auch alte Chroniken ſtudiert habe. Mit Blum und ſeiner Frau im Garten bei wohlbeſetzter Tafel und bei gutem Weine von Deutſchland und ſeinem geiſtigen Leben ſprechen, tut wohl nach langer Geiſtesdürre. Weniger bekam mir das Landleben, weil ich ein Zuhauſe haben muß, um mich wohl zu fühlen — und das mir doch auch bei den liebſten Freunden fehlt; das iſt ein Jugendfehler, der mit dem Alter immer ſtärker wird Die Johanniszeit war hier recht angenehm; die meliores regni ſpeiſeten gewöhnlich zuſammen, der Akademiker Baer, Prof. Madai[2] und hin und wieder ein anderer wurde dazu gezogen, und ſo gab es recht gemütliche Mittagsmahle, freilich nicht außerordentlich intereſſant, weil der Geſichtskreis faſt aller ein beſchränkter iſt, und Baer eben auch nur in den Naturwiſſenſchaften ausgezeichnet iſt. Der kleine Poroſchin[3], jetzt Profeſſor in Petersburg, machte mir recht viel Freude. Anſprechend war auch die Verſammlung der Agronomen, wobei Lilienfeld und Peetz in Betreff der Bauerverhältniſſe tüchtig ins Feuer gingen. Letzterer Gegenſtand beſchäftigt uns ſehr. Graf Stackelberg-Elliſter wohnt bei mir; er war in Stockholm und hat für hiſtoriſche Forſchungen manche intereſſante Verbindung angeknüpft.

Das Badeleben iſt brillant, auch der jetzige Tribonianus Graf Bludow[4] iſt hier; wir gaben ihm ein Diner. Er iſt ſehr charmant und zuvorkommend, aber unter Einfluß des Höchſten, der, ſoweit *wir* es ihm möglich machen, uns geholfen; denn was

---

[1]) Oberhofgerichts-Advokat M. Gernand.

[2]) Der Dorpater Profeſſor des Kriminalrechts Karl Otto von Madai.

[3]) Viktor Poroſchin, geb. 1809, Profeſſor, dann Gutsbeſitzer, lebte in Paris (Alb. acad. 2610).

[4]) Graf Dimitri Nikolajewitſch Bludow, geb. 1785, 1832 Miniſter des Innern, 1839 Juſtizminiſter, Vertrauter und Gehülfe Alexander II. bei deſſen Reformen. † 1864.

wir verlieren, verlieren wir durch unſre Schuld. Ich habe immer an der Fähigkeit der Leute gezweifelt, — dennoch bin ich überraſcht worden! Auch bin ich den Leuten kein bequemer Geſelle, werde indeſſen reſpektiert. — Den nächſten Winter muß ich hier wirken und ſchaffen; möchten mir nur nicht Geduld und Kraft ausgehen. Schon um mich dafür zu ſtärken, müßte ich nach Rom. Gehe Du nach Rom zurück! ich ſage es noch einmal.

Dein G. B.

XVI.

Teurer Freund. Reval, den 20. November 1841.

Langes und ernſtes Unwohlſein hat mich abgehalten Dich früher im Vaterlande willkommen zu heißen. Möge ſein rauhes Klima, ſeine moraliſche Temperatur Dich nicht wieder zurückſetzen. Ich hatte die Abſicht Dir einen ſehr langen Brief zu ſchreiben und hätte Dir auch viel zu ſagen, allein ich darf noch erſt wenig ſchreiben und ich möchte lieber mit Dir ſprechen Wenn mein Arzt es erlaubt, denke ich in Mitte Dezember nach Kayafer zu reiſen, wo Du hinkommen mußt, oder ich komme auch nach Dorpat, wo ich Bunge ſprechen muß und dann auch Blum, Reutz ſehen möchte. In der nächſten Woche hoffe ich wieder Lunge und Feder in Ordnung zu haben, um an der Kommiſſion für Bauerangelegenheit teilzunehmen, d. h. als Protokollführer, bei Gelegenheit aber wohl auch Sprecher, wenn man in mein Gehege kommt. Von den Gliedern ſind Patkul, Fock und Lilienfeld in der allerbeſten Stimmung, die andern ſchwanken — O. Grünewaldt bildet die Oppoſition, Peetz und ich ſuchen zu influieren, da wir nicht ſtimmen. Ich freue mich ſehr auf dieſe Verhandlungen, denn tüchtige Köpfe, tüchtige praktiſche und teilweiſe theoretiſche Kenntniſſe werden ſich herumbolzen. Im Dezember werde ich Euch wohl das Reſultat mitteilen können. Verhinderung des Sprengens, Pachtmaxima, längere Pachttermine, ſtrenge Gemeindeordnung, Vorbereitung zum Übergange zur Kornpacht werden wohl die Grundbedingungen ſein, — Eigentum und Erbpacht ſind hier noch unmöglich. Auch die Bauerbehörden werden wohl ins Gebet genommen werden. Wenn es möglich iſt, ſo ſchreibe mir noch, vor allem aber ſieh darauf, daß in Dorpat nicht unnütz raiſonniert wird; es kann gerade jetzt von großem Schaden ſein.

Dein G. B.

XVII.

Teurer Freund. Reval, den 6. Januar 1842.

Ich benutze die Estafette an Oettingen, um Dir einen Aufsatz von mir über Erbpacht und Eigentum[1] zu schicken und einen andern von Peetz, der vieles Gute enthält nebst dazu gegebenen Erläuterungen, indem Budberg die Sache falsch verstanden hatte. Ich bin seit dem 20. Dez. bis vor wenige Tage sehr angestrengt worden, da ich in dieser Zeit den heute an Oettingen abgehenden ersten Teil der Motivierung unsrer Anträge an den Landtag ausgefertigt, und auch den 2. Teil, der noch abgeschrieben wird, aber in 2 Tagen folgen kann — übrigens ungefähr dasselbe enthält, was Du in meinem Aufsatze findest, den ich erst gestern beendet. Teile letzteren besonders meinem karthaginiensischen Freunde mit und sage ihm, daß ich sein Schreiben vom Oktober am 20. Dez. erhalten habe. Ich hätte ihm gern geschrieben, aber die Zeit mangelt, und er weiß aus eigener Erfahrung, daß man auch schweigend der Freunde gedenkt. Ich bitte ihn sehr meinen Aufsatz gehörig zu prüfen und daraus zu ersehen, wohin das Eigentum jetzt führen muß. Auch ein morsches Haus reißt man nicht ab, ehe man sich ein anderes Obdach verschafft. Oettingen wird Euch wohl die hiesigen Anträge mitteilen; sie sind ein treues Bild der hiesigen Zustände, wie sie sich mir aus der Diskussion der Kommission und meinen eigenen Forschungen ergeben haben. Die Vorschläge der Kommission werden mit wenigen Abänderungen das Passendste für die hiesigen Verhältnisse sein. Gib meinen Aufsatz dem Ellistferschen zu lesen, wenn er ihn verlangt; im Übrigen aber behalte ihn für Budberg, der ihn E. Ropp mitteilen soll. Deine statistische Nachforschungs-Kommission ist totgeboren, mein Bester; ich kenne unsre Landsleute besser, dergleichen führt zu garnichts. Seid auf dem Landtage[2] vorsichtig mit jedem Worte und hütet Euch vor falschen Freunden. In diesem Sturm muß man geschickt lavieren, um nicht unterzugehen, was nur dem Teufel Spaß machen würde. Ich deraisoniere nicht, raisoniere nur mit dem, der nützen kann und handle mit Vorsicht, habe aber damit mehr erreicht, als Eure stürmischen Debatten des letzten Landtages zuwege gebracht. Frage Budberg um Stackelbergs Antrag an den

---

[1] Vgl. „Erinnerungen" S. 151 ff.

[2] Es war der denkwürdige Februar-Landtag von 1842, auf welchem Hamilkar Fölkersahm mit seinen Ansichten das erste Mal auftrat.

letzten Konvent[1]. Wenn Ihr mir glauben wollt, so bringt diese drei Fragen: Autonomie, Schule und Beamten nicht auf den Landtag, sondern sorgt im Stillen, daß Ähnliches geschieht wie hier; Ihr könntet es zu spät bereuen! Ich bin zwei Jahre in der Schule gewesen und habe viel gelernt an Menschenerkenntnis und Geschäften. Die Opposition modifiziert sich überall, wenn sie ins Ministerium kommt, ohne deshalb ihren Grundsätzen zu entsagen. Allen Freunden meinen Gruß, besonders Blum und Reutz.

Dein G. B.

XVIII.

Teurer Freund. Reval, den 28. April 1842.

Denke Dir einmal, daß ich mit Dir Rollen getauscht und empfange freundlichst einige flüchtige Zeilen auf Deinen lieben langen Brief. Der Frühling übt seine entnervende Wirkung auf mich, flankiert von einer Unmasse offizieller Wischlappen-Schreibereien, so daß ich zu einem vernünftigen Brief garnicht fähig bin. Überdies hoffe ich Dich um die Pfingstzeit zu sehen, wo es dann viel bequemer sein wird zu plaudern, als zu epistolieren. Ich denke gegen den letzten Mai in Kayafer zu sein und vor dem 5. und nach dem 9. Juni so disponibel zu sein, daß ich auf ein paar Tage zu Dir nach Kurrista kommen kann; lieb wäre es mir, wenn ich dort mit Budberg und Fölkersahm zusammentreffen könnte. Suche das zu arrangieren, aber so, daß wir allein sind. Dann könnten wir uns über die Bauersachen mit Muße verständigen. Ich bin 14 Tage in Petersburg gewesen, wovon sich auch Einiges erzählen läßt. Dort befand ich mich sehr wohl, kutschte den ganzen Tag herum, aß sehr gut und trank noch besser, ruderte unter den Palmenhainen des botanischen Gartens, hörte Liszt und lachte all das dumme Volk aus. Hier angekommen, war ich krank, habe mich aber wieder ganz erholt, insoweit es bei meiner poetischen Natur im Frühling möglich ist, wo ich immer alle Mühe habe meine Vernunft zusammenzuhalten und körperlich nicht zusammenzusinken. Mir ist dann zu Mute wie dem Kranich mit gebrochenem Flügel, wenn die andern in die Heimat ziehen. — Lebewohl, Lieber, sei gesund und stark. Dein G. B.

---

[1]) Breverns Ansicht fand ihren Ausdruck in einem Antrage des Landrats Grafen Stackelberg-Ellistfer auf dem Oktaber-Konvent von 1841, welcher vorschlug: eine Kommission zu erwählen, die Vorschläge zu einer Reorganisation der Agrargesetze machen sollte. Der Antrag wurde angenommen. (Staël, „Fölkersahm" S. 13.)

XIX.

Teurer Freund. Reval, den 28. April 1843.

Seit wir uns nicht gesehen, ist bald ein Jahr verflossen und Vieles in demselben geschehen. Wie wär's, wenn wir in diesem Frühling wieder irgendwo zusammenträfen — bei Dir, oder in Rujen [1], oder bei Goswin. Vom 15. Mai bis 20. Juni ungefähr werde ich mich hoffentlich hier losmachen können und will auch nach Kurland. Schreibe mir bald darüber, damit der Brief mich noch erreicht; schicke ein Duplikat nach Kayafer, obwohl ich nicht weiß, ob ich nicht die andere Straße, direkt zu Fölkersahm reisen werde und von da weiter.

Dein G. B.

Gestern erhielt ich die offizielle Nachricht, daß die theologische Fakultät gerettet ist.

„Im Februar 1844 kehrte ich nach Reval zurück. Persönliche und allgemeine Verhältnisse veranlaßten mich, offiziell den Grafen Grafen Bludow um Anstellung in seinem Departement zu ersuchen. Ich nahm meine Entlassung als Sekretär der Ritterschaft und siedelte Anfang Mai nach Petersburg über — wahrlich nicht leichten Herzens [2]."

XX.

St. Petersburg, den 30. Januar 1847.

Liebster Krüdener.

Deinen Brief habe ich durch Tobiesen erhalten und danke Dir sehr, würde es aber noch mehr tun, wenn Du mir nun auch einige Details des Ablösungsplanes, überhaupt was in der Kommission geschehen, verschaffen könntest; der älteste Steubock wird im Februar nach Dorpat und könnte mitnehmen, was Du mir mitteilen willst. Von hier kann ich Dir nur sagen, daß Eure Leute toll genug sind zu glauben, man könne noch ohne etwas zu tun durchkommen, worin sie einerseits von Denen bestärkt werden, die jeden Vorschritt fürchten, weil sie ihn werden nachmachen müssen, — anderseits von Denen, welche sie schon 1842 getäuscht, und auch jetzt im Voraus darüber frohlocken, wie trotz des offenen kaiserlichen Wunsches die egoistischen Deutschen nichts

[1]) Hamilkar v. Fölkersahm besaß Groß-Rujen bei Fellin.
[2]) „Erinnerungen" S. 148.

tun werden. Wehe Euch, wenn Ihr in die Falle geht. Mit Eſtland ſpielt man dasſelbe Spiel — aber auf ein paar dortige eiſerne Naturen rechne ich; ſchon ein Aufſchub des Landtages über den Sommer hinaus kann hier falſch ausgelegt werden. Nur ein raſches und kräftiges Fortſchreiten in der Emanzipation des Bauerſtandes kann uns vor den Augen des Kaiſers, der öffentlichen Meinung und unſerem eigenen Gewiſſen wieder heben — ſolange das nicht geſchieht, iſt auf nichts weiter zu hoffen. Ich bin ſehr beſchäftigt, daher nur dieſe wenigen Worte. Lebewohl.

G. B.

Der Afrikaforſcher Wilhelm Junker.

Von

Paul Falck.

I. 1840—75.

Neben unſrem Georg Schweinfurth ſteht Wilhelm Junker als einer der großen Entdecker „im Herzen Afrikas“ da! Sein Standartwerk: „Reiſen in Afrika“ 1875—1886. 3 Bde. Wien 1889—91. 8°, mit zuſammen XLVIII u. 1885 Seiten, 140 Vollbildern, 385 Textbildern, 23 Karten, mehreren Plänen und 2 Stammtafeln bildet ſein monumentum aere perennius! Neben dieſem großen Werke bildet die Biographie ſeines Freundes L. Heveſi: „Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforſchers“ (Berlin 1896) bei folgender Studie die Hauptquelle.

Als Johann Wilhelm Junker, geb. den 6./18. April 1840 in Moskau, kaum drei Monate alt war, verließ die Familie, der Vater gleichen Namens und die Mutter, verwitwete Wehrle, geb. Schönheit, im Sommer 1840 das „Herz Rußlands“ und ſiedelte nach St. Petersburg über, wo der Vater das bekannte Bankhaus „Junker & Co.“ gründete. Indeſſen brachten es die Verhältniſſe mit ſich, daß der Vater ſchon 1844 die Verwaltung des Bankhauſes ſeinem Bruder überließ und aus Geſundheitsrückſichten mit ſeiner Familie nach Göttingen überſiedelte. Allein die Tage ſeines Vaters waren gezählt, denn 1847, wo unſer Held als 7jähriger zur Schule gehen ſollte, verlor er ſchon die väterliche Stütze. Die nur 33 Jahre alte Mutter, die ſo zum zweiten Male Witwe wurde, widmete ſich nun ganz der Erziehung ihrer vier Kinder (Fritz, Sophie, Wilhelm und Julie). Als Vormund der Kinder

war der Bruder des Vaters und Kompagnon der Firma „Junker & Co." testamentarisch bestimmt. Dieser nahm 1849 den älteren Bruder Fritz in die nordische Residenz, um ihn für das Geschäft zu erziehen, deren Chef er später wurde. Den bis zu seinem 11. Jahre im Hause erzogenen Wilhelm gab er 1851 in eine Erziehungsanstalt Wiesbadens.

In dieser Erziehungsanstalt mit Pension hielt es aber unser W. Junker nur vier Monate aus und wurde darauf in der Erziehungsanstalt von Devrient in Lausanne untergebracht, welche Pension er erst mit 15 Jahren verließ. Mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern reiste er darauf über Kreuznach und Norderney, Tilsit und Riga nach St. Petersburg. Hier besuchte er auf Wunsch des Onkels die ausgezeichnete Petri-Kirchenschule, und da er, wie alle ideal angelegten Menschen, viel Sinn für Poesie hatte, so nahm er noch private Literaturstunden. Als Kind seiner Zeit wurden auch ihm Heinrich Heine und Victor Scheffel die liebsten Dichter, deren Verse er fast alle auswendig kannte. In der Satire und in dem Humor dieser beiden Dichter fand er die Kraft über so manches Ungemach seines Lebens sich mit Gleichmut hinwegzusetzen.

Mit 20 Jahren kam er 1860 nach Dorpat, um Medizin zu studieren. Das Studentenleben gefiel ihm daselbst sehr. „Nicht zu vergleichen mit St. Petersburg", bemerkt er in einem Briefe an die Seinigen. — Bezeichnend aber für seinen Charakter ist besonders folgende Stelle in einem Briefe an seine jüngere Schwester Julie, als sie 17 Jahre alt wurde:

„Ich wünsche Dir nun alles irdische Glück, welches einem Menschen widerfahren kann, aber zugleich wünsche ich auch Dir, im Glück das Vermögen zu haben, demselben nicht zu trauen und nicht in demselben übermütig zu werden; bedenke, daß es nicht dauernd ist und sein kann, denn es gibt keine Rosen ohne Dornen!" . . . „Wen das Glück in der Jugend zu sehr begünstigt, den verläßt Fortuna im Alter", beschließt er seinen Kassandraruf.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er schon 1861 Dorpat verließ, um in Göttingen weiter zu studieren. In den Sommerferien befand er sich meist mit seiner Mutter und den beiden Schwestern auf Helgoland. Da, eines schönen Tages begab er sich mit einem alten Fischer auf einer kleinen Barke ins offene

Meer, um dem alten Mann beim Fiſchen zu helfen. Allein auf hoher See, erhebt ſich ein furchtbarer Sturm, ſo daß der Alte den Jungen am Maſt feſtbindet, da die Sturzwellen über die Barke ſtürzen. Erſt nach zwei Tagen und Nächten harter Prüfung — wo Mutter und Schweſtern ihn bereits tot glaubten — gelingt es den Beiden, mit Erbeutung einiger Seehunde, die holländiſche Küſte zu erreichen.

Fünf Jahre hatte Junker Medizin in Dorpat und Göttingen ſtudiert und ſollte nun ſein Doktor-Examen ablegen, doch er hatte das Pech mit Pomp durchzufallen. Etwas verdrießlich kehrte er nun der Stadt den Rücken, um in Prag ſeine Studien fortzuſetzen. Allein nicht lange hielt er es dort aus, denn immer klarer wurde es ihm, daß er zum „Heilkünſtler“ nicht geboren ſei, es zog ihn ins Bereich der Naturwiſſenſchaft.

Mit dieſem Gedanken begab er ſich im nächſten Jahre 1867 nach Petersburg, um mit den Seinigen in Peterhof den Sommer zuzubringen. Dort baute er ſich ein Aquarium und ging ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Liebhabereien nach. Bei dieſen Beſchäftigungen ertappte ihn ein reicher Onkel, der aus Californien gekommen war, um ſeine Verwandten zu ſehen und dabei auch die Familie Junker beſuchte. Die Erzählungen dieſes Onkels beſchäftigten ihn lebhaft. Auch er wollte ſein Studium aufgeben und in Amerika ein neues Leben beginnen, doch davon wollten die Seinigen nichts wiſſen, und es koſtete ihnen viel Mühe, dieſen Reiſedrang in ihm zurückzuhalten. Schließlich bewilligte man ihm eine kleine Forſchungsreiſe zu unternehmen, da man mit ihm nicht gut fertig wurde — und er begibt ſich über Finnland, Schweden, Dänemark 1869 nach Island, wo ihm die erſten wiſſenſchaftlichen Lorbeeren erblühen ſollten.

Von Reykjavik aus beſuchte er unter anderen Orten ſelbſtredend auch Hekla und Geyſir, wie die übrigen kleinen heißen Quellen, die man dort „Strokkr“ nennt, und reizte ſie zur Erruption durch Einwerfen von Raſenſtücken, wobei er ſich leicht hätte verbrennen können. Ja, er nimmt ſogar in dem etwas abgekühlten Waſſer ein Bad. Auf ſeiner Weiterwanderung beſucht er die berühmte Tropfſteinhöhle zu Surtheller. Er ſieht ſie angefüllt mit phantaſtiſchen Säulen, Spitzbogen, Brücken aus Tropfſtein und Eismaſſen. Die Höhle beleuchtet er bengaliſch und muß ſich

sagen: eine Märchenszenerie aus „Tausend und einer Nacht" kann man sich nicht wunderbarer vorstellen.

Von Akreyri, der zweiten Hauptstadt Islands, besucht er den berüchtigten Mückensee „Myrata" und sieht bei Reykjahlid den prächtigen Wasserfall, dessen Dunstsäule weit sichtbar ist. Dieser fällt in Kaskaden in einem halbkreisförmigen Kessel. Von da begab er sich in Begleitung Peter Janssons am 16. August 1869 zu der größten Merkwürdigkeit Islands, zu den rauchenden Schwefelbergen. An hunderten von Stellen steigen dort Dampfwölkchen, oft in Säulen- und Fadenform empor. Die Stellen in diesem Schwefel-Sandgebirge sind natürlich zu meiden. Wie lebensgefährlich diese Ausdünstungen sind, beweist die Tatsache, daß man im weiten Umkreise dieser rauchenden Schwefelberge kein organisches Leben, nicht einmal eine Mücke noch eine Moosart vorfindet. Aber um so großartiger schimmert der niedergefallene Schwefel in allen denkbaren Farben in der Sonne. Und diese Schwefelberge ziehen sich über 30 Werst im Umkreise hin. Inmitten vieler kleiner Krater auf warmem, ja oft heißem Boden wagen sie zu wandern, um zu sehen und zu hören, wie unter gurgelndem Geräusch die Schwefelpfuhle eine dunkelgraue, teils dickflüssige, teils breiige Masse unter starker Dampfbildung emporarbeiten. „Der Gischt und die großen Drucktropfen färben die wallförmigen Ränder ebenfalls grau. Der Eindruck dieses Naturschauspiels ist ergreifend, ja beängstigend", heißt es in seinem Tagebuch. — Sartorius v. Waltershausen sagt: „Falls die Hexen im Macbeth für ihre infernalen Beschäftigungen noch keinen geeigneten Platz gefunden hätten, so könnte der böse Feind ihnen keinen besseren Rat geben, als ihre Werkstätte hier aufzuschlagen."

Von Island aus besuchte Junker im September 1869 auf der Rückreise die Faröer-Inseln und hier erlebte er die erste Forscherfreude. Er fand, daß die Inseln auf Andrées „Globus" falsch verzeichnet stehen und es gelang ihm diesen Fehler zurechtzustellen. — Mit diesem Erfolg begab er sich nach Göttingen und promovierte. Merkwürdigerweise kam er durch und wurde Dr. med., obgleich er sich mit allem Möglichen, nur nicht mit der medizinischen Wissenschaft in letzter Zeit beschäftigt hatte.

Darauf begab sich Junker nach Berlin mit dem Gedanken, Spitzbergen zu untersuchen, aber die Familie war dagegen und

wünschte, er sollte sich auch einen Gelehrtengrad in Rußland erwerben. Er ließ sich überreden und begab sich zu diesem Zweck nach Dorpat 1870, das er nach 10 Jahren wiedersah. Er hielt es aber auch dieses Mal nicht länger als ein Jahr dort aus, da ihm das Glück im Examen der verschiedenen medizinischen Fächer in Dorpat nicht so günstig war wie im Jahre zuvor in Göttingen. „Es scheint" — schreibt er im Januar 1872 aus Dorpat seiner Schwester Julie — „als ob Du wahr gesprochen und ich wirklich unter keinem Glücksstern geboren sei."

Er kehrte darauf der Musenstadt „Embach-Athen" zum zweiten Mal den Rücken und reiste über Petersburg nach Deutschland, wo ihn in Berlin der Engländer Prof. Willmans überredete, ihn nach Tunis zu begleiten.

Der 33jährige W. Junker nahm diesen Vorschlag an und so reisten sie beide im Juli 1873 von Berlin nach Italien ab. Auf dieser Reise verlor Junker seinen Paß und mußte sich bei der russischen Gesandtschaft in Neapel einen neuen besorgen. Mit diesem neuen Paß kommt er über Syrakus und Malta in Tunis an. Dabei weht, wo er zum ersten Mal Afrika betritt, ihm zur abschreckenden Begrüßung der Scirocco mit 35° R. Wärme entgegen.

Um einigermaßen leben zu können, bezieht Junker ein Quartier, dessen Wände und Fußböden aus poliertem Marmor und Fliesen bestehen, die täglich wegen der unerträglichen Hitze mit Wasser bespritzt wurden. Da er auch hier aus dem permanenten Schwitzbad nicht kommt, bezieht er eine überaus merkwürdige Sommerwohnung in Galetto auf dem Mittelländischen Meer. Dort vermietete nämlich ein findiger Tunese kleine Schlafräume auf dem Meere, d. h. einen Bretterverschlag mit einem Bett und einer Treppe direkt ins Meer, um sich nach Belieben in der Nacht im Wasser abzukühlen und auf diese Weise endlich schlafen zu können.

Hier in Afrika nun reift in ihm allmählich der Gedanke, sein Leben der Erforschung dieses dunklen Erdteils zu widmen. Er lernt in Tunis auf praktische Art im Umgange zunächst Arabisch und bittet die Mutter „nicht immer Alles schwarz zu sehen und an Dinge zu glauben, die zwar nicht außer der Möglichkeit liegen, deren Eintreffen aber doch immer erst abzuwarten ist. Kommt

ein Krach im Leben, ſo iſt erſt dann die rechte Zeit einem motivierten Seelenſchmerz freien Lauf zu laſſen. Warum aber ewig ſich in eine düſtere Stimmung hineingrübeln?“

Auf ſeinen kleinen Forſchungsreiſen mit Willmans 1874 in der Regentſchaft Tunis, die damals noch nicht franzöſiſch war, fühlte Junker ſich wohl und munter. Doch als er mit Willmans bei Tabeſſa — die Grenze nach Algier — ins franzöſiſche Gebiet gelangte, beginnt für ihn die Tragikomödie des Lebens.

Man hält ihn, trotz Paß und Legitimation, für keinen ruſſiſchen Untertan, ſondern für einen Preußen und Spion, der dazu noch „Junker“ heiße, welches Wort nach franzöſiſchen Begriffen ſoviel wie „Lieutenant“ bedeuten ſoll. Nichts hilft; er wird von dem Engländer Willmans getrennt, der ruhig weiter reiſen kann. Denn reiſende Engländer kennt man, aber daß ein „geborener Moskowiter“ in Afrika aus Liebhaberei herumreiſen könnte, ſowas war in der franzöſiſchen Weltgeſchichte noch nicht vorgekommen und ſomit ins Bereich von eitel Lüge und Trug zu verweiſen! Dazu kam als Hauptverdächtigungsgrund ſein Paß, der nicht in Rußland, ſondern in Neapel ausgeſtellt war. Kurz unſer Junker wurde als höchſt verdächtige Perſönlichkeit mit ſtarker Eskorte über die franzöſiſche Grenze geführt, doch dort, wo die große Wüſte Sahara anfängt, da ließ man ihn auf einem alten Klepper in der Wüſte einfach zurück.

Tag und Nacht in Bewegung brach ſein Klepper, da in der Wüſte kein Futter und kein Waſſer zu finden iſt, bald zuſammen und ſo mußte J. ſeine Reiſe zu Fuß fortſetzen. Zerfetzt an Schuhwerk und Kleidern, zu Tode erſchöpft, gelangte er endlich in Kef an, wo er auf der Straße liegen blieb. Die Mohamedaner waren menſchlicher als die Katholiken — ſie erbarmten ſich ſeiner und beförderten ihn nach Tunis.

Man ſollte glauben, nach dieſem dornenvollen Entree in Afrika, dazu nach einer ſolchen Behandlung, nicht von Beduinen, ſondern von Franzoſen, hätte Junker vom dunklen Erdteil genug geſehen. Mit nichten! In Tunis fand er Briefe von Schweinfurth, Rohlfs und Nachtigall vor und er ließ ſich durch ſie beſtimmen, „Dar-Fur“ zu erforſchen.

Zu dieſem Zweck reiſte J. nach Alexandrien ab, doch wie aus Spitzbergen — Tunis wurde, ſo ſollte aus „Dar-Fur“ im

Südosten der Sahara — die Erforschung der „Libyschen Wüste" im Nordosten sein Ziel werden.

Am 6. November 1875 trat J. diese Reise an. Er befand sich hier im nordöstlichen Winkel der großen Sahara, zwischen dem Mittelländischen Meer und der Provinz Faijum, und sein Zweck wurde, festzustellen: 1) ob an der Küste entlang ein alter westlich gelegener Nilarm nachzuweisen sei, d. h. der sog. „Bahr-bilà-mà" (Flußbett ohne Wasser) und 2) ob wirklich eine Depression des Natrontales vorhanden sei, d. h. ob diese Vertiefung unter dem Meeresspiegel liege und wie weit sie sich nach Westen ausdehne?

Zu diesem Zweck durchzog Junker von Alexandrien aus das zu erforschende Gebiet im Zickzack. Er kam so westlich bis zum eisernen Leuchtturm von El-Amad und südlich bis zum berühmten Moeris-See, aus welchem sich der „Bahr-Yussuf" (Fluß Joseph) in den Nil südlich von Kairo abzweigt. Bei diesem See befindet sich bekanntlich die große Oase „Fajum", die schon im Altertum eine große Kultur aufwies. Denn in ihrer Nähe befindet sich nicht nur die große Pyramide des Pharaonen Moeris (nach Herodot und Strabo), jetzt „Pyramide Hauwasch" genannt, sondern auch das berühmte alte ägyptische Labyrinth, welches nach den Untersuchungen von Lepsius 1843 und Flinders Petrie 1888 — 200,000 Quadratmeter groß ist. — Nordwestlich gelangte Junker bis zum Natrontal (Wadi Natrun) und südöstlich bis zu den 11 kleinen Natronseen und den 4 alten koptischen Klöstern aus dem 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung.

Das Resultat war, daß J. die erste Frage wegen des alten ausgetrockneten Nilarmes verneinen, aber die zweite Frage wegen des Natrontales bejahen mußte.

Junkers Verdienst bestand nun darin, nachgewiesen zu haben, daß sich überhaupt „keine frühere Nilmündung westlich von der jetzigen nachweisen läßt." Damit verschwand dieser sog. tote Arm des Nils auch von den Karten. Das war etwas Neues aus Afrika, denn ein eingewurzelter alter Fehler war damit für immer beseitigt. „Auch Schweinfurth schien mit meiner kategorischen Beantwortung der gestellten geographischen Fragen höchst zufrieden" zu sein, schrieb er den Seinigen. In Kairo forderte Schweinfurth, als Präsident der Geographischen Gesellschaft daselbst, Junker auf, in der Monatssitzung einen Vortrag darüber zu halten. Junker

kam der Aufforderung nach. Es war sein erster öffentlicher Vortrag und zwar in französischer Sprache. Die Debatte ergab nun, daß sich J. durch diese kartographische Beantwortung der gestellten Fragen als Afrikaforscher gut eingeführt hätte.

II. 1875—79.

Wer einmal den Reiz der Forschung an sich selbst erfuhr und etwas entdeckte, was von Bedeutung war, der sehnt sich immer zu dieser Forscherarbeit zurück und wenn sie auch mit tausend und abertausend Gefahren verbunden ist. Wer diesen Reiz empfunden hat, der achtet sein Leben gering und weiht sein kurzes Erdendasein mit Freuden der Erforschung der uns umgebenden Welt.

So war es denn auch mit Wilhelm Junker der Fall. Den dunkeln Erdteil wissenschaftlich zu erhellen, trotz aller Gefahren, von denen der Afrikareisende ringsum bedroht ist, wurde nun sein Ideal. Da aus seiner Forschungsreise nach Dar-Fur wegen der damaligen Aufstände daselbst nichts werden konnte, so wollte Junker südlicher davon auf irgend eine Weise ins Zentrum Afrikas, um die noch immer nicht gefundenen Quellen des Nils kartographisch festzusetzen.

Schon seit dem grauen Altertum zerbrach man sich über diese Nilquellen den Kopf. Wohl wußte man, daß der blaue Nil (Bahr-el-Azraq) aus dem Tsano-See in Abessynien entspringe, aber wo die Quellen des weißen Nils (Bar-el-Abiad) zu suchen wären, war ein Rätsel. Teilte sich doch dieser im großen Sumpfsee „Nò“ in zwei große Zuflüsse: den Bergfluß (Bar-el-Gebel) bis zum Victoria-Njansa-See und den Gazellen-Fluß (Bar-el-Ghasal) bis zur Wasserscheide des Congo-Gebiets. Namentlich dieser letztere große Gazellen-Zufluß hatte den Forschern gewaltige Kopfschmerzen gemacht. Auch unser Georg Schweinfurth, als er „im Herzen Afrikas“ war, sah von diesen Nilquellen nichts.

Zu diesem Zweck reiste nun W. Junker in der Freiheitsperiode der Entwicklung seines Genies über Suez nach Sauàkin am roten Meer durch das unbekannte Bàraka-Tal bis Gèla-Conda südlich, dann westlich bis Kassala am Chor-el-Gereb, dem nordöstlichsten Nebenfluß des Nils. Darauf durchquerte er dessen Zwillingsarm Atbara und kam, sich südwestlich haltend, bis zum

blauen Nil bei Abâ-Haràs. Diesen blauen Nil verfolgte er nun bis zu seiner Vereinigung mit dem weißen Nil bei Chartum.

Chartum war damals die Residenz des Gouverneurs Gordon-Pascha der Sudan-Provinz. Diesen merkwürdigen mohamedanischen Engländer, dessen Leiche nun in der Pauls-Kathedrale zu London ruht, gewann Junker sich zum Freunde. Bei ihm in Chartum traf er am 6. Mai 1876 ein und lernte auch den italienischen Afrikaforscher Romolo Gessi kennen. Mit diesem Kollegen befuhr Junker Ende Juli den blauen Nil aufwärts, obgleich er von Aba-Haras bis Chartum abwärts den Fluß bereits kennen gelernt hatte, indessen von Aba-Haras bis Sennaar aufwärts war für ihn auch diese Tour neu. Nach Chartum zurückkehrend, befuhr darauf J. allein den weißen Nil aufwärts bis zum Sumpfsee „Nô", d. h. bis zum Einfluß der Sobat in den weißen Nil. In diesem zum Teil noch unbekannten Zufluß, der wie der blaue Nil in Abessinien entspringt, gelangte er bis Nasser. Hier traf er den unglücklichen englischen Afrikareisenden Lucas, den er nach Chartum brachte. Von Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß Junker auf der Fahrt auf dem Sobat 275 genau genommene Winkel des Flusses aufnahm und wenigstens den weiteren Oberlauf der Sobat mit ihrem großen Nebenflusse, der Djibbe, welcher auch in Abessinien entspringt, erkundete. Das war mehr, als Lucas' Papiere später auswiesen.

Auf Gordon-Paschas Rat begab sich Junker darauf in die Bahr-el-Gebel- (Bergfluß) oder Äquatorial-Provinz Lado, d. h. in das Land zwischen dem Sumpfsee „Nô" und dem Victoria-Njansa-See. In Lado traf er mit dem nachmaligen berühmten Afrikaforscher Emin Pascha (d. h. mit dem Dr. Emil Schnitzer aus Thüringen) zusammen, der damals (Oktober 1876) als türkischer Regierungsarzt noch Emin Effendi hieß.

Von Bedeutung ist es, daß Junker aus Ladó erst am 22. Januar 1877 aufbrechen konnte, um in sein eigentliches Forschungsgebiet, ins Quellenland der westlichen Zuflüsse des oberen Nils zu gelangen. Es war zunächst das Makaraka-Land, westlich des Jei, eines Nebenflusses des Bahr-el-Gebel, wo die berüchtigten A-Sandé-Neger vom großen Menschenfresser-Stamm „Niam-Niam" hausten. Als einfacher Forschungsreisender sich diesen sonderbaren Feinschmeckern zu nähern hielt Junker doch für etwas sehr gewagt

und schloß sich daher zunächst der starken Raubzug-Karawane Bahit-Agas an. Auf die Unmenschlichkeiten, die er dabei erlebte, näher einzugehen, verzichten wir. Interessanter dagegen ist die Tatsache, daß er hier zwischen dem Äquator und dem 5. Grade nördlicher Breite bei Tage eine tropisch afrikanische Hitze, doch bei Nacht eine sibirische Kälte aushalten mußte. Junker erzählt uns, wie in der Morgenkühle die Träger, die Last auf dem Kopfe, ihre Wanderungen antraten, um mit glimmenden Holzstücken in den Händen bald hier, bald dort den nackten Körper zu erwärmen. Zu diesen Kontrasten noch „tolles afrikanisches Unwetter", wobei die Zelte, die fest eingerammelten, plötzlich davonflogen und viele andere unvorhergesehene Zufälle und Zwischenfälle das menschliche Wesen unaufhörlich in Bewegung und Aufregung versetzten, als wäre man in einem „Hexenkessel der Natur".

In Kabajendi, im Quellengebiet des oberen Laufs des Jei legte Junker seine Zentralstation an, um von hier südlich bis zum Quellengebiet des Congo am Akki und zu den Mundu-Kalikas am Kibbi, westlich bis zum Silli-Gebirge zu kommen. Dort nördlich bis zum großen Quellengebiet des Gazellenflusses (Bahr-el-Ghasal) des weißen Nils wohnten die Abaka-Neger. Zu diesen begab er sich und bereicherte hier auf der Wasserscheide der beiden größten Flüsse Afrikas unsere geographische Kenntnis wesentlich.

Selbstredend können wir hier nur die Resultate dieser denkwürdigen Erforschung des Herzens Afrikas aufzählen. So löste er die Rohl-Jei-Frage dahin, daß es zwei selbständige Zuflüsse des Bergflusses (Bahr-el-Gebel) sind, welche sich nicht ineinander ergießen. Der Rohl erwies sich als der nördliche Zufluß des Bahr-el-Gebel. Junker hatte, als er diesen oberen Nilarm bis Ladó befuhr, sämtliche Mündungen der Zuflüsse des Bahr-el-Gebel mit Kompaß- und Azimutionswinkelmessungen festgesetzt, weil er wußte, nur dadurch in kartographischer Beziehung einigen Nutzen zu schaffen. Das bei Tage notierte zeichnete er dann am Abend bei Licht mit verschiedenen farbigen Bleistiften ins Reine.

Noch bedeutender waren seine Erforschungen im Quellengebiet des oberen linken Nilarmes oder Bahr-el-Ghasal. Hier durchquerte er die vielen kleinen Zuflüsse desselben in ihrem Unter- und Oberlaufe. Er war hier in ein total unbekanntes Quellengebiet des oberen linken Nilarmes eingedrungen.

„Alle großen Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal", erzählt er uns, „wurden in ihrem Unterlauf gekreuzt, stundenlang in ihrem Inundationsgebiet marschiert und häufig überschwemmte Niederungen passiert. Dazu dienten selbsthergestellte Brücken aus Zweigen und Stricken, 2—3 Fuß unter Wasser schwimmend, oder einfach über den Fluß gespannte Doppelseile, eines unter der Wasserfläche als Stützpunkt für die Füße, eines über dem Wasser zum Erfassen mit den Händen."

Auf eine solche und andere beschwerliche Weise gelangte seine große Karawane nicht nur bis nach Rumbek (Hauptsitz des arabischen Sklavenhandels), sondern noch nördlicher bis Djur-Ghettas. In diesen durch die unmenschlichen Razzien entvölkerten und ausgesogenen Gegenden im Bar-el-Ghasal-Gebiet trat für die große Truppe bald Nahrungsmangel, sogar Hungersnot ein.

Durch fast undurchdringliche Wildnis von Bambusdickicht, Sumpfwald und hohem Gras wurde endlich der große nördlichste Zufluß des Bahr-el-Ghasal, der Djur, überschritten und damit gelangte die Expedition ins Land der Mittu- oder Mahdi-Neger, wo die Reise noch schwieriger wurde.

„Der Weg ging durch verholztes Schilfrohr", erzählt Junker, „aus dem die Mahdi ihre Pfeilspitzen verfertigen. Niederungen mußten vielfach bis zur Brust im Wasser watend überschritten werden und mehrfach folgten wir ohne Weg den uns leitenden Elephantenfährten. Es ist das auch ein Lieblingsrevier des Löwen. Nächtlich erinnerte uns sein in der Einöde weithin hallendes Gebrüll an seine Nähe, daß die Lagerfeuer neu angefacht und die Wachsamkeit verdoppelt werden mußte."

Auf seiner Rückreise zur westlichen Wasserscheide der Riesenflußgebiete des Congo und Nil sollte Junker bald diese Höllentour und die ausgehaltenen Strapazen vergessen. Denn von Scriba-Mudewil im Norden am Djur-Billi bis zur Scriba-Gumba im Süden am Wau-Sfueh hatte J. auf der Wasserscheide eine große Anzahl Quellen des Nil und Congo festgestellt.

„Am 15. Oktober 1877 bestieg Junker den Gebel-Njirna im Sileigebirge und sah in einer Entfernung von 45—48 Kilometer deutlich den ersehnten Baginse, dessen Winkel er sofort abias und niederschrieb." Damit war der Anschluß an die Schweinfurthsche Route gewonnen. Darauf lernte J. durch seinen ortskundigen

Begleiter Ringio (Häuptling der Bombés vom Menschenfresser-Stamme Niam-Niam) fast alle zum Bahr-el-Ghasal zwischen dem 8. und 4. Grade nördlicher Breite fließende Zuflüsse in ihrem Oberlaufe kennen. Noch südlicher gelangte er zu seinem nachmaligen Lieblingsfluß, den Uelle-Makua. Dazu kam er, indem er den Quellen des Jei nachging, um die südliche Wasserscheide des Nil und des nördlichen Congo festzustellen.

„Ich war am Kibbi, dem Quellenfluß des Uelle-Makua", erzählt Junker, „und hatte damit ein lang und beharrlich erstrebtes Ziel erreicht; es war mir vergönnt in Länder, welche vor mir noch keines Weißen Fuß betreten hatte, vorzubringen und unsere Kenntnis Afrikas zu bereichern." —

Indessen so verlockend es war weiter vorzudringen, mußte er am 1. Januar 1878 seine Heimreise antreten. Sie war schauerlich durch die unmenschlichen Szenen, die er unter den Menschenfressern mit erleben mußte. Endlich am 29. März langte er in Lado an, doch mußte er da bis zum Juni auf den Dampfer warten, der ihn nach Chartum und von da auf dem Nil abwärts nach Europa führte, wo er erst im September 1878 reisemüde und abenteuersatt ankam.

Worin liegt nun die große Bedeutung dieser zweiten Forschungsreise Junkers in Afrika? Darin, daß er der erste Europäer war, der das gewaltige Quellengebiet des oberen linken Nils in seinem ganzen imposanten Umfange uns zuerst erschloß. Dabei die nördlichsten Congoquellen zuerst sah und kartographisch feststellte. Das war das Neue, das er uns aus Afrika mitbrachte. Nun erhebt sich zwischen dem 2. und 3. Grade nördl. Breite in den „Blauen Bergen Bakers" eine Bergspitze, welche die Wissenschaft ihm zu Ehren „Gebel-Junker" benannt hat. Und an dem Fuße dieses gewaltigen Gebirges entspringt sein Lieblingsfluß der Uelle-Makua, der größte nördlichste Nebenfluß des Congo.

III. 1879—87.

Zunächst hielt Junker seine Afrika-Mission für abgeschlossen, allein je intensiver er sich bei seinen Vorträgen in Europa in die Ergebnisse seiner Reisen hineinarbeitete, um so stärker wurden die zweifelhaften Antworten, die er sich auf viele ungelöste Fragen geben mußte, die ihn zu quälen anfingen. So war sein Gemüts-

zustand im Winter 1878. Als der Frühling kam, wurde er immer unruhiger; und ungeduldig, mit sich selbst nicht zufrieden, finden wir ihn im Sommer 1879 in Deutschland bald hier, bald dort. Besonders seit seinem vielbesprochenen Vortrag im Juli 1879 in Berlin wird es ihm immer klarer, daß er noch einmal nach Afrika zurück müsse, als ob er da etwas Hochwichtiges vergessen habe. Da hält ihn denn auch nichts zurück. Er macht sich auf, um ohne Beschreibung seiner Reisen im Quellengebiet des westlichen Nil das Vergessene zu finden. Der Uelle-Makua hat es ihm angetan! Fließt er vielleicht um alle die westlichen Nilquellen im großen Bogen nördlich vom Djur-Bahr-el-Ghasal in den Nil? Oder macht er seinen großen Bogen nach Nordwesten in den Tschad-See? Oder ergießt er sich nach Süden in den Congo?

Er fühlte, daß wenn er diese Frage nicht sicher beantworten könnte, dieser Vorwurf seine afrikanische Laufbahn wie eine Unterlassungssünde belasten müßte. Er sah sich also genötigt nochmals eine Rundreise im Herzen Afrikas zu vollziehen.

Er glaubte in einem Jahre diese Aufgabe lösen zu können. Daß er statt dessen 7 Jahre unfreiwillig in Zentral-Afrika als Verschollener und Todgeglaubter weilen sollte, das lag freilich außerhalb aller seiner Berechnungen, als er sich am 10. Oktober 1879 in Triest einschiffte.

Am 4. Januar 1880 war er schon bei seinem Freunde Gordon-Pascha in Chartum. Von hier durchschiffte er zum vierten Mal den weißen Nil bis zum Sumpfsee „Nô" und nahm dann mit dem ägyptischen Dampfer „Ismailia" die Fahrt in den Gazellenfluß (Bahr-el-Ghasal) auf, wo er den ersten großen Zufluß desselben, den Maijeh-bita-Arab kartographisch aufnahm. Da er ihn aber für zu unbedeutend fand, um der gesuchte Zufluß des Uelle-Makua zu sein, fuhr er weiter. Ebenso erging es ihm mit dem Bahr-el-Arab, obgleich er sich in einer seeartigen Erweiterung in den Gazellenfluß ergießt. Darauf sah er sich genötigt, die Reise noch südlicher zu nehmen und fuhr den Djur vorbei bis nach Meschra-el-Req am Tondj. Auf dieser Fahrt nahm Junker den Gazellenfluß durch 1781 genau visitierte Winkel auf, durchforschte dabei die berüchtigten „Seddo" (Grasbarren des Flusses) und die „Ambasch-Strauch-Wälder". Damit war er auch gezwungen zu Lande am 10. März 1880 weiter zu reisen und nahm zunächst

ſüdlich bis Djur-Ghettas, worauf er weſtlich die Nebenflüſſe des Djur durchquerend bis Dem-Soliman kam, wo er bei Geſſi-Paſcha (d. h. Romulo Geſſi) verweilte.

Hier war aber Junker an den Punkt angelangt, wo er jeglicher Ziviliſation den Rücken kehren mußte, d. h. ins Land der Menſchenfreſſer, der A-Sandé-Niam-Niams eindringen mußte, um zum Quellengebiet ſeines Uelle-Makua zu gelangen. Er trat am 12. April 1880 dieſe an Entbehrungen und Schreckniſſen reiche Reiſe mit nur 12 Begleitern an und Romolo Geſſi gab ihn beim Abſchied als verloren auf.

Junker aber vertraute ſich der Vorſehung an und begab ſich direkt in die „Höhle des Löwen" — zu Ndoruma, dem unumſchränkten Herrſcher der A-Sandé-Niam-Niams. Dieſer kam Junker bereits im Quellengebiet des Djurs bei Dem-Bekir am Pongo entgegen. Obgleich dieſer gefürchtete Nachbar des Bahr-el-Ghaſal-Gebiets gar keinen Spaß verſtand, wenn man ſich ihm feindlich näherte und vor gar nicht langer Zeit zwei arabiſche Expeditionen vernichtet hatte, ſah er hier doch ein, daß J. mit ſeinen 12 Mann keinen Kriegszug gegen ihn im Plane haben könne und kam ihm freundlich entgegen. Ja er bewilligte ihm ſogar an der Uerre, einem Zufluß des Uelle-Makua, eine Station zu gründen. Junker nannte ſie „Lacrima", nach dem Liede gleichen Namens von Stighelli, deren wehmütige Melodie ihm hier beſtändig in den Ohren ſummte: „Die Träne, die vergeß ich nicht, die Du um mich geweint" Mutter, denn er und ſeine 12 Begleiter ſtanden jeden Tag in Gefahr, von dieſen Menſchenfreſſern verſpeiſt zu werden. — Zum Glück für Junker und ſeine 12 Begleiter war die Gewalt Ndorumas über ſeine Kannibalen doch größer und ſie reſpektierten dieſe Fremdlinge als das perſönliche Eigentum ihres Fürſten, die nur er verſpeiſen konnte. Auf dieſe Weiſe konnte Junker von „Lacrima" aus ſeine Rundreiſen nach allen vier Himmelsrichtungen unternehmen.

Wir können natürlich auch hier nur die großen geographiſchen Reſultate erwähnen. Sie umfaſſen im Quadrat das Gebiet zwiſchen dem 7. bis 2. Grade nördl. Br. und dem 23. bis 31. öſtl. Länge. Sein nördlichſter Punkt in dieſem Uelle-Makua-Gebiet war Ombanga im Stromgebiet des Mromú, den er erreichte. Doch leider durchquerte J. nur ſeine öſtlichen Zuflüſſe, ca. 40, nicht ſeine nörd-

lichen und konnte ſo den Mromú nicht bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Uelle-Makua verfolgen. Sein weſtlichſter Punkt war Seriba-Abdallah am Uelle-Makua. (Erſt ſpäter wurde die Identität des Mobángi — auch Ubángi genannt — mit dem Uelle-Makua durch Greenfell und Van-Gèle, welche den Fluß vom Congo aus ſtromaufwärts bis zu Seriba-Abdallah verfolgten, feſtgeſtellt.) Sein ſüdlichſter Punkt war Teli am Nepoko (der Oberlauf des Aruwimi Stanleys, eines kleineren ſüdlicheren Zuflusſes des Congo), nachdem er den Bomokandi, den größten ſüdlichen Zufluß des Uelle-Makua viermal gekreuzt und daſelbſt auch ſeinen öſtlichſten Punkt im Uelle-Makua-Gebiet bei Gumbali am Bomokandi kartographiſch feſtgeſtellt hatte.

Innerhalb dieſes Quadrats (der jetzigen engliſchen und belgiſchen Intereſſenſphäre) wehte — zum erſten Mal in Afrika — die ruſſiſche Fahne, die Junker als treuer Sohn ſeines Vaterlandes überall hißte, wo er in dieſen Jahren erſchien und raſtete. Es iſt daher nicht ſeine Schuld, wenn Rußland darauf keinen Wert legte.

Von den vielen ſog. „Fürſten", die Junker in Afrika kennen lernte, heißt es in einem Briefe an die Seinigen vom 28. Januar 1881: „Erzähle ich auch häufig von Fürſten, ſo müßt Ihr Euch in den meiſten Fällen unter denſelben nur Lumpen vorſtellen, die kaum einige hundert Seelen als Untertanen haben."

Einige von dieſen Fürſten ſpielen jedoch in Junkers Leben, wie Ndoruma und ein andrer Niam-Niam-Fürſt namens Semio, eine Rolle. Mit dieſem machte Junker ſogar einen ſog. Kriegszug gegen die A-Barmbi-Niam-Niam (eine ſehr diebiſche Bande) mit, um dieſe Länder am Uelle-Makua wiſſenſchaftlich erforſchen zu können. „Durch das Gebiet der Mangballe ging es an den großen Strom hinab, jenſeits deſſen der mächtige Mangbuttufürſt Mambangu, der Neffe von Schweinfurths Manſa herrſchte." — Am 13. September war der Uelle-Makua erreicht. „Hocherfreut", ſchreibt Junker, „ein langerſehntes Ziel endlich erreicht zu haben, und hier zum erſten Mal jenen Fluß zu ſehen, deſſen Verlauf und Mündung als ein ungelöſtes Rätſel das Intereſſe der Fachkreiſe ſchon lange beſchäftigt hatte, eilte ich erwartungsvoll an das Ufer. Etwa 300 Schritt breit floß der majeſtätiſche Strom gegen Weſten."

Da trennte er sich von seinen „schwarzen Caligula Mambangu", nachdem er „entsetzliche Barbarei, darunter eine Orgie mit Menschenfleischfresserei bei Nacht, wozu ein tropisches Ungewitter die Musik machte", erlebt hatte und zog ostwärts. Da am Gadda gelang es Junker einen andern Anschluß an Schweinfurths Reise von 1870 herzustellen; er erreichte „an den Gräbern König Mansas und des Reisenden Miani vorbei, die Station Tangasi. Die Besatzung bestand aus wahren „Galgenvögeln", die ihm den ganzen Süden versperrten, so daß er sich bescheiden mußte, zum Teil auf neuem Wege durch die Gebiete mehrerer Fürsten: des stattlichen Uando, des intelligenten Ngerria und des törichten Gecken Riusa nach Lacrima zurückzukehren."

Die ganze Länge der Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Congo, welche Junker zwischen dem 2. bis zum 8. Grade nördl. Breite durchwanderte, beträgt „etwa 1200 Kilometer." Die Nil-Congo-Wasserscheide stellt sich als eine „ausgedehnte, breitrückige Bodenerhebung dar." Die Physiognomie der Flüsse und Bäche und der Typus der Ufervegetation beider Stromgebiete ist total verschieden. Das südwärts gerichtete Terrain ist den Passatwinden mehr zugekehrt als das nördliche. Es gibt daher dort reichere Niederschläge und die Flüsse haben meist größeres Gefälle. Sie fließen fast überall durch einen Lateritboden, welcher „den größten Teil der Oberfläche des afrikanischen Kontinents bedeckt." In diesem charakteristischen Merkmal des Erdreichs, welches seine rötliche Färbung von einem eisenhaltigen Boden hat, graben sich die Flüsse bis zum Granit und Gneis, dem Urgestein ein, der hier und da als Trümmermasse, aber auch häufig als nackter Felsberg hervortritt. Infolge dieses Lateritbodens sind beide Ufer hoch und oft terrassenmäßig zum Fluß in der Mitte sich abstufend. Und auf diesem Terrassenterrain erhebt sich ein eigentümlicher Vegetationstypus: die berühmten Galleriewälder der Savannen.

Es sind das eigentümliche tunnelartige Uferwaldungen, d. h. man fährt auf dem Flusse von einer wundersam üppigen, tropischen Vegetationswelt überdacht. Man denke sich Baumstämme wie unsere Fichten, aber statt Nadeln — Laub und dieses Laub in den Palmen und anderen tropischen Bäumen hoch oben in den Lüften, welche Äste von einer Masse von unten längs den Stämmen sich emporrankenden Schling- oder Schmarotzerpflanzen

mit tropiſcher Üppigkeit ſchließlich das dazwiſchenliegende Flußbett überdachen, „durch die kaum ein Lichtſtrahl durchdringt, — ſo ſteht man in einem Flußtal dieſer herrlichen Galleriewaldungen“ (II, 148). Dieſe Galleriewaldungen ſind im Congo-Flußgebiet häufig, während ſie im Nil-Flußgebiet „nirgends auch nur annähernd vorkommen.“ Der Ausdruck „Gallerie“ ſtammt vom Italiener Piaggia und iſt ſeit Schweinfurth allgemein eingebürgert.

Eine der ſchönſten Erinnerungen Junkers waren jedoch „die Inſeln der Glückſeligen“ im Uelle-Makua-Gebiet. In dieſem an grotesk-ſchönen Naturlandſchaften nicht reichen Zentralfrika kamen ihm dieſe nicht im Bereiche der Galleriewaldungen liegenden Inſeln „paradiſiſch“ vor. „So möchte ich“, erzählt Junker (II, 485), „die Uelle-Inſeln faſt wirklich nennen, denn ihre Bewohner ſind glücklich vor vielen andern Menſchen und fühlen ſich auf ihren kleinen Eilanden ſo ſicher wie die Maus in ihrem Loch. Da außer ihnen beinahe niemand Boote hat, brauchen ſie kaum Überfälle zu befürchten und ſelbſt die wilden Tiere ſind ihnen ungefährlich. Die Enge ihrer Heimat hält ſie mehr zuſammen als die Landbewohner, ſie können ſich nach Belieben abſperren und ohne tägliche Lebensgefahr ſorgloſer ihr Daſein friſten, was ſie aber auch gegen die Bewohner des ungeſchützten Feſtlandes übermütig macht.“

Waren auch die meiſten Völker, die Junker hier kennen lernte, Menſchenfreſſer vom Stamme Niam-Niam, die mit ihren Fürſten hier aufzuzählen nicht der Mühe wert iſt, ſo lernte doch Junker auch ſüdlich am Bomokandi eine kleine Kolonie von ca. 100 Mann des überaus merkwürdigen nomadiſierenden Zwergvolkes der „Tikkitikki“ kennen. Sie ſind mit den „Akkas“ Schweinfurths und den „Wateras“ Stanleys identiſch. Selbſt aber nennen ſie ſich „Wotſchúa“ oder „Atſchúa“. Ihre durchſchnittliche Höhe reicht bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes; die kleinſten reichten, ſagt Junker (II, 85 f.) mir nur bis zur Herzgrube.“ Sie ſind alſo ſtreng genommen keine Zwerge. „Sie zeigen einen ſtarken Bartwuchs und Behaarung der Bruſt bis auf den Leib hinab. . .. Die Hände und Füße ſind zierlich, die Finger ſchmal und lang mit verhältnismäßig großen Nägeln.“ Sie leben ſelten mehr als zu 100 mit ihren Weibern und Kindern beiſammen. Als vorzügliches Jägervolk, die es mit den beſten Scharfſchützen aufnehmen, ſind ſie überaus gefürchtet. Den Bogen zerbrechen ſie

sofort vor Zorn, wenn der Pfeil sein Ziel verfehlt. Dieser blinde Eifer kommt ihren Feinden oft zu gute. Dabei machen sie weder Bogen noch Pfeile oder sonst etwas, was mit Handwerk oder Industrie zusammenhängt. Gegen erlegtes Wild tauschen sie nicht nur diese ihre Waffen ein, sondern auch die Erzeugnisse des Bodens, vornehmlich Bananen, da sie auch keine Ackerbauer sind. Sie unterscheiden sich von den Negern durch ihr Krollhaar, welches statt tiefschwarz eine dunkelrotbraune, an Werg erinnernde Färbung hat. Ebenso ist auch ihre Hautfarbe dunkelbraun, der Farbe der gebrannten Kaffebohne ähnlich. Das einzige Handwerk, welches ihre Weiber treiben, ist „die Herstellung ihrer kleinen Rindenzeuge“ und der „Biberbau“ ihrer kleinen halbkugelförmigen Hütten im Waldesdunkel der Flußläufe. Sie sind vorzügliche Kundschafter bei Kriegs- oder Raubzügen, überaus listig, und wer ihrer Rache verfällt, ist verloren. Ihr Beobachtungstalent ist außerordentlich. Sie ahmen mit einer erstaunlichen Genauigkeit das Gebahren, sowie das Mienenspiel der Personen, die sie nur einmal erschaut, bis zur Täuschung nach.

Wie diese „Tikitiki“ unser Interesse erregen, so ist das, was Junker von den afrikanischen Ameisen erzählt, nicht weniger merkwürdig. Es sind das die „wandernden Ameisen“, welche von sehr „bissiger Gemütsart“ sind. Sie gehen in geschlossenen Marschlinien“ vor und bedecken zu Millionen die Erde. „Nur zeitweilig schwärmen sie zum Fouragieren aufgelöst umher, und dann wehe dem, der unter sie gerät!“ Der schleunigste Rückzug ist für Menschen und Tiere die einzige Rettung. Selbst die Löwen und Schlangen ergreifen, von diesen kleinen Tieren verfolgt, eiligst die Flucht. Auch Junker auf einer Insel in einem schnellfließenden Strome konnte sich trotz Wasser und Feuer, mit dem er durch brennendes Strauchwerk sein Lager umgab, ihre „Marschroute“ nicht ablenken, sondern mußte schließlich die Flucht ergreifen.

Außer diesen „wandernden Ameisen“ beschreibt er uns afrikanische Ameisen, die nur auf Bäumen leben. „Mannigfache Ameisenarten erklettern die höchsten Gipfel der Bäume und ihre kunstvoll aus Lehm oder Blätterwerk und Klebstoff hergestellten Gehäuse, die unseren Tönnchen und Fässern nachgebildet scheinen, hängen zahlreich und in allen Größen (wie Wespennester) an den Ästen der Gallertewaldungen.“

Unter allen Tieren und Pflanzen, die Junker sah und beschrieb, ist wohl der „Riesenkäfer“ (Goliathus Atlas) die beachtenswerteste Erscheinung. „So wie wir den Elephanten noch als einen Nachfahren weit größerer Dickhäuter anzusehen gewohnt sind, ist auch mein bei den A-Bármbo gefundener Käfer einer der nachgebliebenen Riesen unter den Koleopteren. Als das Tier über unsere Köpfe hinschwirrte, erschien es mir wahrhaftig einen Augenblick wie ein Vogel, doch schon im nächsten Moment ward ich meines Irrtums inne und nun ging es mit Hülfe der Leute an eine wilde Jagd. Zu meinem Glück fiel der Käfer in einen nahen Baum ein, wo er bald gefangen wurde. Er hatte braune Flügeldecken und auf dem schwarzen Schild konvergierte breite weiße Streifen zum Kopfe hin. Die Bauchseite und Beine waren dunkelolivengrün. Die Länge des Körpers betrug 10, die Breite $4^1/_4$ Centimeter. . .“ „Es war wohl nur ein Käfer, aber von einer Größe, daß er wahrlich eher in jene Zeitepoche zurückgepaßt hätte, in der unsere Welt noch, wie eine Fabelwelt, von riesenhaften Tierformen belebt war.“

Durch den Mahdisten-Aufstand war Junker der Weg nach Norden versperrt. Gordon-Pascha war in Kämpfen um Chartum am 26. Januar 1885 gefallen, Emin-Pascha war in Ladó in der größten Gefahr. An ihn hatte der Mahdi einen Brief gesandt, worin er ihn zur Übergabe seiner Provinz des Bahr-el-Gebel-Gebiets aufforderte. Hätte Junker damals eine Ahnung gehabt, daß der Congo-Staat in dieser Zeit zur Wirklichkeit geworden war, so hätte er längs dem Uelle-Makua den Weg in den Congo gefunden und Afrika damit durchquert; so aber suchte er im Südosten durchzubrechen. Denn er hatte Afrika genug gesehen und setzte nun Alles daran, um wieder unter zivilisierte Menschen zu kommen.

Seit 1882 hatte Junker über 1000 Kilometer den Uelle-Makua auf Umwegen verfolgt und dabei über 600 Zuflüsse desselben kartographisch aufgenommen. Mit dieser großartigen geographischen Tat konnte er zufrieden sein, aber wie nach Europa kommen?

In dieser kritischen Lage wagte er in das Bahr-el-Gebel Gebiet einzudringen. Es gelang ihm am 2. Januar 1886 in Wadelai den kleinen Dampfer „Chedive“ zu erreichen. Mit diesem

fuhr er auf dem Bahr-el-Gebel bis in den Albert-Nyansa-See, aber statt von dort durch den Somerset- oder Victoria-Nil in den Victoria-Nyansa-See zu fahren, wurde er leider bei der Salzstation Kibiro am Albert-Nyansa-See abgesetzt.

Es begann nun am 5. Januar 1886 seine gefährliche Reise zu Lande von NW. nach SO. zum Victoria-Nyansa-See, wo er erst nach vielen Schrecknissen am 14. Juli 1886 anlangte. In Usavara bestieg Junker mit seinen Trägern das englische Segelboot „Elinor" und umschiffte unter mancherlei Gefahren die Westküste des riesigen Landsees zwischen dem Sesse-Archipel und anderen Inseln und langte nach 25 Tagen Fahrt endlich in Mulehsi im Smith-Lande an. Statt hier ruhig abzuwarten, schloß sich Junker dem arabischen Großkaufmann Tippo-Tip an und nun begann seine letzte überaus trostlose Reise durch die Wüste „Ituri", um zum indischen Ozean bis Sansibar zu kommen.

Auf dieser Höllentour, dem „Schrecken der Karawane", wurde Alles herzlos zurückgelassen, was vor Hunger und Durst nicht weiter konnte. Hier blieben auch die überaus wertvollen Sammlungen Junkers liegen, da die Kräfte der Träger nicht hinreichten, sie weiter zu schleppen. Nur seine 8 Bände Journäle, Karten und Zeichnungen konnte er retten. Das war Alles, was er nach Europa mitbringen konnte.

Nach diesen Schrecknissen in der Wüste „Ituri" gelangten sie „ins Land der Diebe", nach „Ugogo". Endlich am 29. November 1886 sah Junker das langersehnte Meer, den indischen Ozean und setzte am 1. Dezember mit einer sog. Dhau von Bogamojo nach Sansibar über, wo er bis zum 21. Dezember weilen mußte, um nach Europa zu gelangen.

Von seinem Bruder Fritz und seinem Schwager Alfred Devrient und Georg Schweinfurth am 9. Januar 1887 in Suez begrüßt, reiste Junker nach Kairo, um Stanley, der sich bald darauf in Suez einschiffte, die nötigen Instruktionen zur Auffindung Emin-Paschas zu geben. Darauf trat er, der längst totgeglaubte Forscher seinen Triumpfzug über München, Berlin nach Petersburg an und wurde überall als der große Forscher gefeiert, dem es gelungen war des heiligen Niles Quellen im Herzen Afrikas zu entdecken.

IV. 1889—92.

Als die Mutter ihren Sohn Wilhelm mit großer Selbstüberwindung 1879 ins dunkle Erdreich hatte ziehen lassen, wußte sie wohl, daß es eine Reise auf Tod und Leben war. Dennoch ließ sie es zu, denn sie konnte ihn nicht halten. Allein sie „hatte sich fest vorgenommen, ihn wiederzusehen, und dieser eiserne Wille, der ihr zu gebote stand, der sehnliche Wunsch — heute sagt man Selbstsuggestion — hielt sie in ihrem Lehnstuhl aufrecht." — Darauf hatte ein Schlaganfall bei der ersten Hiobspost aus Afrika: „Wilhelm Junker ist verschollen, ein Opfer der Wissenschaft geworden", ihre Glieder gelähmt. Doch der Geist in ihr blieb frisch und ihr Vertrauen zu Gott war groß, daß dem vielleicht doch anders sein könne? Und diesem Einfluß war es zu verdanken, daß ihr Sohn Fritz, Chef des Bankhauses „Junker & Co.", auf eigene Kosten eine Expedition unter Führung des Dr. G. A. Fischer zur Auffindung Wilhelm Junkers ausrüstete, die jedoch mit negativen Resultaten heimkehrte. „Es war schwer", erzählt Hevesi S. 160, „nicht zu verzagen, als zuletzt kein Lebenszeichen mehr von dem Verschollenen kam, ein Jahr lang . . . zwei, drei Jahre lang. Immer schwerer lastete es auf ihr; unter dem Druck einer Hoffnung, die immer mehr Hoffnungslosigkeit wurde, versank sie schließlich doch ganz in sich selbst. Da klang die freudige Botschaft: er lebt! er kommt!" . . . Mit aller Vorsicht führte man ihr „ihren Jungen" zu. „Herr Gott!" rief sie, „ist es wahr?" „Ich habe Dich wieder?" — Mehr konnte sie nicht sagen. Sie umschlangen sich schluchzend. . .

Damit hatte sie das Einzige erlebt, was sie noch erleben wollte. Tags darauf verdüsterte ein neuer Schlaganfall ihren Geist und einen Monat später, im Mai 1887, begrub man sie. Im Oktober desselben Jahres starb ihr ältester Sohn Fritz. Auch Wilhelms Tage waren gezählt.

Nach dem Tode seiner Mutter und seines Bruders sah Junker ein, daß das Petersburger Klima zur Akklimatisierung für ihn nicht rätlich sei. Er eilte daher nach Deutschland. Überall, wo er auch erschien, wurden ihm zu Ehren Festsitzungen in den großen geographischen Gesellschaften in Berlin, London, Paris, Wien und anderen Städten gehalten und er zum Ehrenmitglied ernannt, als einer der kühnsten und erfolgreichsten Afrika-Erforscher.

Aber an alle diese und andere Ehrenbezeihungen, wer denkt daran, wenn heute von W. Junker die Rede ist? Wenn nicht sein großes Standartwerk: „Reisen in Afrika" da wäre, womit er sich selbst ein „monumentum aere perennius" setzte, wer würde seiner gedenken, wenn das nicht wäre. Wenn nicht die Art und Weise seiner Forschungsreisen mustergiltig wären? Wenn nicht die Art und Weise, wie er mit den Negern, als wären sie nur große Kinder, umzugehen verstand, eine für spätere Forscher vorbildliche gewesen wäre? Wenn nicht seine großen Entdeckungen im Herzen Afrikas an den Quellen des heiligen Nils und des Congo in der geographischen Wissenschaft unvergeßlich blieben? Ja, wenn das nicht wäre, dann wäre auch der Name Wilhelm Junker, wie die Namen so vieler mit Sternen und Titeln behängter und mit Festsitzungen gefeierter Personen, längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Nicht an vergänglichen Ehren, sondern daran lag es jetzt W. Junker am meisten, seine großen, jahrelangen Forschungen in Afrika zu Papier zu bringen, damit die Nachwelt erfahre, was ihm zu finden vergönnt gewesen war.

Dem „schwer mit afrikanischen Lorbeeren beladenen Junker" riet sein Freund und Landsmann Georg Schweinfurth ab, wegen der Akklimatisierung Italien aufzusuchen, weil er da wegen der „mangelnden Bequemlichkeiten im Winter frieren müßte." So kam es denn, daß Junker Tabarz in Thüringen sich zunächst zum Aufenthalt erkor, um seinen Gothaer Freunden nahe zu sein, welche sein großes Kartenmaterial zu bearbeiten hatten. Hatte doch Junker auf seinen Reisen in Zentralafrika „nicht weniger als 6250 Kilometer neue Routen zurückgelegt", was, wie Hassenstein in den Petermannschen Mitteilungen 1889 feststellte, „in gerader Linie einer Länge von 57,2 Äquatorgraden entspricht, d. i. etwas mehr als eine doppelte Durchquerung Afrikas auf dem Parallel der Congomündung bis Sansibar bedeutet." Die geographische Wissenschaft, die Junker so bedeutend bereicherte, stellte ihm das Zeugnis aus: „daß das von Junker erforschte Gebiet zu den best-erforschten Teilen des afrikanischen Innern, dessen eigentliches Herzstück es auf der Karte bildet, gehört." — Namentlich hebt Hassenstein 1889 Junkers „minutiöse Aufnahme" des Quellengebiets des weißen Nils als eine Musterleistung allererstен Ranges hervor.

Wie wir jetzt wissen, besteht der Bahr-el-Abiad (weiße Nil) in seinem oberen Lauf, bevor er den Nô-See erreicht hat, aus dem östlichen Bahr-el-Gebel (Bergfluß), der dem Victoria-Nyansa-See entspringt, und dem westlichen Bahr-el-Ghasal (Gazellenfluß). Letzteres Flußgebiet nun mit seinen vielen Zuflüssen durchquerte Junker mehrmals und gelangte so bis zu seinen Quellen. „Dieselben dürfen um so sicherer als endgültige betrachtet werden", erklärt Hassenstein, der große Meister deutscher Kartographie, der in Justus Perthes' Geographischem Institut die Resultate so vieler berühmter Forscher bearbeitet hat, „da eine zur Kontrolle von mir im größten Maßstabe vorgenommene Konstruktion einer ebenso minutiösen Aufnahme (von Marno-Lupton) desselben Flusses dasselbe Resultat wie die Junkersche von 1879 ergab." Das veranlaßte Hassenstein zu erklären, daß ihm in seiner langjährigen Praxis noch nie ein so genau übereinstimmendes Kartenbild vorgekommen sei.

Diese für „so große Entfernungen über Erwarten günstige Übereinstimmung gereichte natürlich unserem Junker zur freudigen Genugtuung." Viel trug freilich Junkers System der Rundreisen dazu bei, „wobei jede zurückgelegte Schleife durch Zusammentreffen des Anfangs- und Endpunktes sich selbst kontrollierte und korrigierte." Hassenstein sagt daher, daß „seit Barth kein Afrikaforscher ein so sorgfältiges, vom Antritt bis zum Schluß vieljähriger Wanderungen so lückenloses Material der Perthesschen Anstalt übergeben hat, wie Dr. Wilhelm Junker." — „Über Stanleys gewiß interessantes Emin-Werk bemerkt gelegentlich ein Fachmann ersten Ranges: „Karte und Text enthalten so gut wie nichts an geographischem Detail." — „Nichts bezeichnet treffender", bemerkt Hevesi S. 161 dazu, „als diese Bemerkung den Unterschied zwischen dem, was man sehr gut Stanleys und Junkers Schule nennen könnte. Es ist der Gegensatz zwischen extensiv und intensiv."

Als der Winter kam, reiste Junker nach Wien, wo er bei der Votivkirche in der Theresia-Straße Nr. 5 eine Wohnung im Hofraum, fern vom Straßenlärm, bezog. Hier lebte Junker nun wie ein Eremit, fast abgeschlossen von allem Verkehr, um mit Hochdruck an seinem großen Riesenwerk ungestört arbeiten zu können. In diesem genannten Raum entstand nun sein dreibändiges Werk: „Reisen in Afrika 1875—1886." (Russisch wurde das Werk von

Prof. Petri bearbeitet und erſchien in St. Petersburg bei Alfred Devrient. Engliſch erſchien eine Überſetzung bei Chapmen & Hall in London.) — Es iſt ein „Standartbuch der deutſchen Afrika-Literatur", bemerkt Heveſi S. 230, „das heute neben den Werken von Barth, Nachtigall und Schweinfurth ſteht."

Als Junker im Herbſt 1891 mit ſeiner Arbeit aber zum Schluß gekommen war, — das iſt bezeichnend für den Forſcher — ergriff ihn Wehmut und trübſelig ſagte er: „Es macht mir gar keinen Eindruck; was ſoll ich nun beginnen?" Und eine Stimme in ſeinem Innern ſprach: „Bereite dich vor, deine letzte Reiſe ins Jenſeits anzutreten."

Auf ſeinen Reiſen hatte er meiſt die gute Gelegenheit zu ſeinem Verbündeten gemacht, um das zu entdecken und zu erforſchen, was die Vorſehung ihm vorbehalten hatte. Von Junker kann man ſagen, er hatte es einſehen gelernt: es kommt doch alles anders, als man dachte. Man denkt reſultatlos weiter zu wandern und erblickt zur eigenen Verwunderung, daß eine koſtbare Entdeckung, ſozuſagen über Nacht, einem in den Schoß gefallen iſt. Man glaubt am Ende ſeiner Reiſe und Forſchungen zu ſein und muß ſich ſchließlich geſtehen, daß die Erforſchung erſt bei dieſem ſogen. Endpunkt beginnt.

Solche oder ähnliche Gedanken wird Junker gehabt haben, als ihn die Ahnung erfaßte, daß auch er das in der Junkerſchen Familie verhängnisvolle 50. Lebensjahr nicht überſchreiten werde. War doch 1887 ſein Lieblingsbruder der Bankier Fritz Junker im 50. Lebensjahr geſtorben, und vordem, als er noch ein Kind war, ſein Vater im 50. Lebensjahr dahingegangen. Auch ihm ſollte es verhängnisvoll werden, denn ſein Eintreffen in der Heimat, wohin er ſich nun mächtig zu den Seinigen nach Petersburg hingezogen fühlte, um mit ihnen noch einmal das ihm ſo liebe Weihnachtsfeſt zu begehen, traf ſich ſo ſchlecht als nur möglich für ſeine jetzt ſo wankend werdende eiſerne Geſundheit, die ſo viele Schreckniſſe glücklich überwunden hatte.

„Das Wetter war elend. Der Himmel beſtändig grau und trübe und Schnee und Regen wechſelten ab. Wenige Tage nur beſtand mäßig gute Schlittenbahn. Die Influenza wütete" (Heveſi). Und dieſe tückiſche Krankheit erfaßte ihn bereits im November 1891 in Petersburg in Form häufiger Wechſelfieber. Dazu kam ein

Leberleiden, dann eine Geschwulst im Munde, daraus sich überraschenderweise ein Speichelstein entwickelte.

Zur Weihnachtszeit fühlte er sich etwas besser, doch das Fest, welches er bei seinem Schwager und Verleger seiner russischen Ausgabe auf Wassili-Ostrow, Devrient, verbrachte, verlief weniger fröhlich als traurig, da er sich nichts weniger als wohl fühlte. Da im Januar 1892 wurde es Allen klar, trotzdem die Ärzte „mit begreiflicher Teilnahme ihr bestes Können zur Verfügung stellten", daß hier alle menschliche Hülfe vergeblich sei, denn die Influenza nahm einen tödlichen Charakter in ihren Folgeerscheinungen an.

„In der liebevollen Pflege seiner Schwester Julie (Devrient), die ihm schon in der Kinderzeit besonders nahe gestanden, sollte er seine Augen schließen." Am 1./13. Februar 1892 hatte Wilhelm Junker seinen Geist ausgehaucht und am 4./16. bettete man seine irdische Hülle neben die seiner Mutter. —

„Ach, es war ein gar zu trauriger Gang mit dem lieben, prächtigen Menschen dort hinaus, wo unter dem Schnee die gefrorenen Erdschollen mit Gewalt entfernt werden mußten, um ihm den Eingang zur kalten, ewigen Ruhe zu gewähren", heißt es in einem der vielen Nekrologe, die nun erschienen. „Wenn auch kein Trost, doch wohltuend war uns die große und warme Teilnahme weiter Kreise, wie sie sich in dem endlosen Trauerzuge, in dem Berge frischer Blumenkränze äußerte, die das Grab bedeckten."

Auf dem Sarge standen die Worte: „Der Tüchtige sieht in jedem Soll ein Muß, und Zwang als höchste Pflicht ist ihm die Wahrheit!" — Diese Worte Grillparzers charakterisieren trefflich Junkers Erdenleben.

„In der Wertschätzung des Verstorbenen als *Menschen* begegnen sich unsere Ansichten", schrieb Wichmann an Hähnel, „ebenso wie in seiner Würdigung als *Reisenden* und *Geographen*. Er war einer der *seltenen* Menschen, an dem absolut kein Falsch war!" — Er hat zu den führenden Geistern gehört, denen die Menschheit immer ihre Fortschritte, wo auch immer, verdankt. Sein Leben war dem selbstlosen Dienst der Wissenschaft geweiht, zu deren hervorragenden und heldenhaften Vertretern er gehörte. Sein Name steht in goldenen Lettern in den Annalen der Wissenschaft als der Entdecker der Quellen des heiligen Nils! Und er war unser, können wir hinzufügen, die

wir zu ſo vielen großen Erforſchern und Entdeckern die Ehre haben emporblicken zu können, — wie zu Adam v. Kruſenſtern, Otto v. Kotzebue, Fabian v. Bellingshauſen, Graf Ferdinand Lütke, Baron Ferdinand v. Wrangell, Karl Ernſt v. Baer, Gregor von Helmerſen, Theodor v. Middendorff uſw., zu denen ſich auch Wilhelm Junker geſellt.

Der Schmied vom Eiland.

Von **Manfred Kyber.***

Auf einſamer Inſel in brandender Flut,
da ſtand ein Mann vor der lodernden Glut,
ein Mann von Eiſen mit eiſerner Hand
und ward der Schmied vom Eiland genannt.
Der ſah keinen Menſchen tagein, tagaus,
nur der Nordwind heulte ums düſtere Haus.
Er ſchmiedete Schwerter ſcharf und rein
und ſchmiedete all ſeinen Haß hinein.
Hei! klang der Hammer und ſprühte die Glut!
Und er dachte an nichts, als an Blut — an Blut.
Und war ein Richten und Krieg im Land,
dann kamen ſie vor die Schmiede gerannt
und holten die blanken Schwerter fort,
die Krieger von hier und die Henker von dort.
Mit denen war er auf du und du
und gab ihnen all ſeinen Fluch dazu.
Doch einmal, als nirgend ein Morden war
und der Nordwind ſchwieg und die Nacht war klar —
da kam ein Mädchen, ſo fein wie Wachs,
und hatte Haare ſo blond wie Flachs.
Huh! ſtarrte der Schmied vom Eiland ſie an:
Was ſucht ein Mädchen bei ſolch einem Mann?
Willſt du ein Schwert, mit Flüchen gemacht,
deinen Liebſten zu würgen um Mitternacht?
Sie ſagte leiſe: ich will kein Schwert.
Und ſetzte ſich ſtill zu ihm an den Herd.
Ich will kein Schwert, keinen Fluch dazu.
Denn ich bin zu jung und zu jung — biſt du!
Da neigte er traurig die finſtere Stirn:
Was willſt du denn ſonſt, du dumme Dirn?
Und ſie — bog den feinen Kopf zurück:
Schmied vom Eiland, ſchmiede mein Glück!!

*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Kyber. Berlin 1908. Deutſches Verlagshaus Bita.

Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts.*

Von

E. Hörschelmann.

Der Herr Vorsitzende der Elementarunterrichts-Sektion ist so unvorsichtig gewesen, das Referat über den Elementarunterricht in meine Hände zu legen. — Diese Aufgabe hätte eine Persönlichkeit erfordert, welche bedeutend größere Erfahrung, eine Erfahrung in großem Stil aufzuweisen imstande wäre, als ich, der nicht so aus dem Vollen schöpfen kann wie solche Leute, welche in jahrelanger Arbeit an vollen Elementarschulen beschäftigt waren. Wenn ich es trotzdem nicht glaubte abweisen zu dürfen, so geschieht dieses, weil eine jahrelange Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen mir wenigstens eine Übersicht gestattet über die Ziele des Elementarunterrichts und die praktische Pflicht Stellung zu ihnen zu nehmen mehr als einmal an mich herangetreten ist. Ist der Elementarunterricht doch der weitaus interessanteste von allen Unterrichtszweigen, und weil er an der Quelle geistigen Erwachens steht und seine Strahlen allen Unterrichtsstufen spendet, ist er auch der wichtigte Unterricht. Er ist das Fundament der größten Geisteswissenschaften; ja jedesmal, wenn im Laufe des Unterrichts etwas Neues, ein neues Fach, eine neue Anschauung, ein neuer Begriff auftritt, kann dieses nicht anders geschehen als auf den vom Elementarunterricht gebahnten Wegen.

Im Elementarunterricht liegen die Wurzeln, die Kraft des Unterrichts überhaupt, denn der Elementarunterricht will gerade die Anfänge des Wissens setzen, und wenn Goethe sagt, „daß der

*) Vortrag auf dem 2. baltischen Lehrertage. August 1908.

Hauptvorzug des Menſchen nur darauf beruht, in wiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrſchen weiß", ſo iſt gerade dieſes, die Behandlung und Beherrſchung des Stoffes das Hauptproblem, mit welchem ſich der Elementarunterricht befaßt. Es iſt mir lange unbegreiflich geweſen, daß dieſer enorm hohe Wert des Elementarunterrichts vor den Augen ſo vieler Gebildeter, ja hervorragender Gebildeter, ſo lange verhüllt erſchien. Und doch, die Geſchichte des Elementarunterrichts gibt dazu eine gewiſſe Berechtigung, denn er ſelbſt hat Wandlungen durchgemacht, und iſt erſt allmählich auf die Höhe gelangt, von welcher ein Deutſcher wie Hildebrand ſagen kann: „Man fühlt es, daß der Elementarunterricht jetzt der Glanzpunkt unſres Volksſchulweſens iſt, bewundert von den Ausländern." Man meinte nämlich ſo: der Anfangsunterricht beſchäftigt ſich mit den untergeordnetſten Dingen, dazu iſt doch nun nicht allzuviel nötig. Was tut denn der Elementarunterricht? Er lehrt ja doch nur Leſen, Schreiben, Rechnen, gibt die Anfangsgründe in der Religion, d. h. ein wenig bibliſche Geſchichte und Katechismus, lehrt einige Sprüche — und das iſt alles. Alſo, die verhältnismäßige Kleinheit der Fächer, das Geringe des Stoffes bildet zum Teil noch bis heute den Geſichtspunkt, nach welchem das Vorurteil über den Elementarunterricht geſtaltet wurde. — Der Name Elementarunterricht ſtammt von Rochow und hat bezeichnen ſollen die unterrichtliche Behandlung der Elemente des Wiſſens, die Zubereitung der Bauſteine zu dem großen Bau menſchlicher Erkenntnis, die in kleineren oder größeren Zügen, in geringem oder weitem Umfange allen Staatsbürgern zugänglich gemacht werden ſoll. Der Blickpunkt orientierte ſich alſo am Stoff des Wiſſens. „Teile, und du wirſt herrſchen", jener den Elementarunterricht charakteriſierende Unterrichtsgrundſatz bezieht ſich vollkommen auf den Gegenſtand, welcher dem lernenden Geiſte des Schülers herangebracht werden ſoll; der Stoff ſelbſt gibt dem Leſer die Einteilung an die Hand, und wenn es ſich um ein erſtens und zweitens und drittens beim Lernen handelt, ſo ergibt ſich das aus den Beſtandteilen des vorliegenden Unterrichtsſtoffes. Dieſen ſo behandeln, daß er bei allen ſeinen Teilen zur richtigen Erfaſſung kommt, ſo unterrichten, daß man den im Stoff gegebenen Inhalt folgerichtig, ſeinen Zuſammenhängen nach, die aus dem Stoff erſichtlich ſind, entwickelt, das war die urſprüngliche Meinung des

Elementarunterrichts; und das war nicht möglich ohne ſorgfältige Zergliederung des vorliegenden Unterrichtsgegenſtandes. Ihm ging man nach, ſeinen Schritten folgte man; was von der Wiſſenſchaft ſyſtematiſch feſtgelegt war, begleitete man im Rahmen des Syſtems, in welches die Kinder allmählich hereinwachſen mußten, und das höchſte der Wiſſenſchaft — die Definition — diente als fertiges Reſultat, von dem jederzeit ausgegangen werden konnte, ohne den mühſeligen Weg, der zur Definition, zum Lehrſatz geführt hatte, den Kindern zumuten zu können. Nachgehen aber und Mitgehen heißt auf griechiſch — Methode. Der Elementarunterricht mußte methodiſch ſein, Methode und Elementarunterricht verwuchs zu einem korrelaten Begriff, und zwar nur der Elementarunterricht, denn die höheren Schulen hatten es ja nicht mehr mit den Elementen zu tun, die Methode konnte hier entbehrt werden.

Geſtatten Sie mir ein Beiſpiel. Wiſſenſchaftliche Arbeit hatte einmal feſtgeſtellt, daß die Elemente in der Sprache folgende Buchſtaben nicht im Alphabet zum Ausdruck kommen in der bekannten Reihenfolge A, B, C, D uſw. Laute ſind Elemente, ſie gehören mithin in den Elementarunterricht, alſo das Kind muß lernen a, b, c, d. Dieſe Wiſſenſchaft hat dieſe Buchſtaben als Namen für Laute ein für alle Mal feſtgeſtellt; die Lippenlaute lauten demgemäß auf e, welches bald vor- (f, m, n), bald nachgeſtellt wird (b, p, w); be + a müßte bea lauten. Hier nun tritt die Definition in Kraft: das Reſultat iſt dem Kinde ohne Vermittlung beizubringen — b + a iſt ba. Sie ſehen, es richtet ſich beim Elementarunterricht hier alles nach dem einmal feſtſtehenden Stoffe, ſeine Elemente entſcheiden, er gibt das Prinzip aus, nach welchem der Lehrer fortſchreiten ſoll. Und ſo auf allen Gebieten des Elementarunterrichts. Es iſt vorgeſchrieben, alſo ſo iſt nachzuſchreiben — die Regel beim Rechnen iſt folgende — alſo danach hat ſich das Kind zu richten; das Gebot heißt ſo: alſo iſt es zu lernen und aufzuſagen. Der Unterricht lehrt die Elemente, deswegen heißt er eben der Elementarunterricht. Sind nicht auch unter uns noch einige, die dieſen Elementarunterricht genoſſen haben? Ich gehöre zu denen, und weiß mich noch recht wohl zu erinnern, daß ich meiner lieben Mutter Haare vor Verzweiflung zu Berge trieb, als ich konſtant der Meinung blieb, a + be ſei nops. Iſt es mir doch wie heute, daß ich das Borgen beim Subtrahieren

lernte und mich üben mußte 8 mit einem Borgpunkt für eine 7, 7 mit Borgpunkt für eine 6 uſw. anzuſehen; und welche Betrübnis umfing mich, als ich ein Wort in der Schreibvorlage nicht verſtand, nach der Bedeutung fragte und die Antwort erhielt: ſchwatz nicht, du ſollſt jetzt ſchreiben. Und das waren doch kaum nennenswerte Leiden gegenüber denjenigen, welche in früheren Zeiten das halbe Jahr lange Erlernen des Buchſtabierens hervorbrachte. Soviel war man zur Zeit meiner Kindheit ſchon weiter gekommen. Aber es ſollte eine Zeit kommen, welche einen totalen Umſchwung in der Anſchauung über Elementarunterricht brachte, welche alles umwälzte, trotz ängſtlicher Bedenken und Beteuerungen, das Alte wäre viel beſſer, das Neue ſei Spielerei. Dieſe Revolution griff wie in das Innere eines Sackes, um ihn ganz und gar umzuwenden. Kein Zeitpunkt iſt anzugeben, da dieſes geſchah. Mit elementarer Gewalt brach ſie ſich Bahn, zunächſt als Unterſtrömung, bald als Theorie, hier und da bereits verſucht als Praxis.

Zunächſt ſind es die anbahnenden Ideen dreier hervorragender Schulmänner, welche über einen weiten Zeitraum zum Teil ſtill hinübergewirkt haben: Amos Comenius, Rouſſeau und Peſtalozzi. Sie haben das Prinzip der Naturgemäßheit als maßgebend erachtet und damit ſagen wollen: Seht, wie die Natur langſam, allmählich, zweckentſprechend, ohne Sprünge eine Periode aus der andern folgerichtig entwickelt, ſo muß man unterrichten — ſo Comenius. Laßt die Seele des Kindes ihren eigenen Weg gehen, den Weg, den die Natur ſelbſt einſchlägt; Kultur verdirbt, ureigenſte Entwicklung allein fördert, laßt wachſen, was wächſt, es kann nur gut werden — ſo Rouſſeau. Erzieht die Kinder, indem ihr ihre Natur beobachtet, und dieſe entwickelt durch Anſchauung und Beiſpiel zu ſelbſtändigem Denken — ſo etwa Peſtalozzi.

Den Durchbruch nach außen vollzog die Bearbeitung der Pädagogik durch die Wiſſenſchaft der Pſychologie. Wenn es ſeit Herbert und Benecke, bis Wandt und Ziehen, Rehmke, Teichmüller ſo ganz anders geworden iſt mit dem Elementarunterricht, ſo liegt es daran, daß mit den Unterſuchungen der pſychologiſchen Probleme das Kind plötzlich als eine pſychologiſche Einheit vor dem überraſchten Pädagogen ſtand, der in ihm viel größere Probleme gewahrte, als vorhin in der Behandlung des Unterrichtsſtoffes. Nicht die wiſſenſchaftlichen Dispoſitionen dieſes

Stoffes ſchienen mehr die Maßſtäbe des Lehrverfahrens zu bilden, die Seele des Kindes ſelbſt und ihre Tätigkeiten, der Fortſchritt der Seelengebilde, die pſychologiſchen Geſetze über die Vorſtellungen und Begriffe übernahmen die Führung bei der Durchackerung des Unterrichtsſtoffes. Nicht wiſſenſchaftliche Analyſe des Unterrichtsſtoffes, ſondern vielmehr Analyſe der Seelengebilde, nicht mehr Stufen nach den betreffenden Abſätzen der vorliegenden Aufgabe, ſondern Stufen nach den Funktionseinheiten der Pſyche — ſo ſtellte ſich die Methodik des Unterrichts, vor allem die Methode des Elementarunterrichts in den Dienſt der Geiſteskultur, und ſtellte die unerbittliche Forderung, nunmehr in erſter Linie die Bewegung des kindlichen Geiſtes unter Beobachtung zu ſtellen. — War es nach Herbart die Pſychologie des erwachſenen Menſchen, die dem Unterricht zugrunde gelegt wurde, — und in der Tat iſt die kindliche Pſychologie ja nur wie ein Mikrokosmos, der aus dem Makrokosmos der entwickelten Seele einigermaßen überſehen werden kann, — ſo mußte in der Folge doch der Seele des Kindes ſelbſt näher getreten werden, und das geſchah im Laufe der letzten Jahrzehnte namentlich in England, Nordamerika und Deutſchland. Namen wie Sigismund und Preyer, der ſeinen Sohn ſchon von der erſten halben Lebensſtunde an zu beobachten begann und ein außerordentlich intereſſantes Buch: „Die Seele des Kindes“ veröffentlichte, — Sully, Compayre, Tracy und Stimpfli und neuerdings Stanley Hall ſind für den modernen Elementarlehrer wichtige Merkzeichen, die nicht mehr zu überſehen ſein dürften, und die in den Reſultaten dieſer Arbeiten, die in den Fachzeitſchriften beſprochen werden, enthaltenen Forderungen werden von ihm nicht mehr abgewieſen werden können. Ich halte es allerdings für verfrüht, die 1902 erſchienene, von Stanley erhoffte ideale Schule, gegründet auf die Kinderforſchung, als einzig mögliche Elementarſchule zu empfehlen; aber ſie iſt ſehr lerreich, weil die pſychologiſche Unterlage, die ihr zugrunde liegt, recht konſequente Reſultate darbietet. Die Beſchäftigung mit der Pſychologie brachte es mit ſich, daß eine ganz neue Auffaſſung von der eigentlichen Domäne des Kindes, von dem Spiel, entſtand. Man erkannte das Spiel als einen eminent wichtigen Faktor in der Geiſtesentwicklung des Kindes, einen durchaus ernſt zu nehmenden Faktor ſeines Seelenlebens, welcher dem geſamten Denken, Wollen und Handeln

des Kindes ein unersetzbares Feld selbständigster Tätigkeit anweist. Für den Psychologen verwischt sich der Unterschied lebensvollen Schaffens und Spielens, weil er auf die Funktion selbst und nicht auf das Resultat sieht; und der psychologisch geschulte Lehrer erkennt die Fäden, welche vom Spiel zur sogen. ernsten Geistesarbeit hinüberreichen und den allmählichen Übergang ermöglichen.

Der Elementarunterricht sieht sich solchergestalt nicht mehr einem leeren Gefäß gegenüber, welches mit Inhalt zu füllen wäre, ein System lebensvoller Seelengebilde vielmehr sieht er vor sich, das er ausgestalten und entwickeln soll. Der Elementarunterricht ist der Garten, in welchem das Kind, — wie Alban Stolz einst sagte, das „Menschengewächs" zum Keimen gebracht werden soll, und zwar nach allen Seiten der seelischen Erscheinungen. Da ist es vor allem der geheimnisvolle, im Kinde so besonders interessante Vorgang der Empfindung, jener Augenblick, da die Außenwelt durch Vermittlung der Nervenleitungen die Seele erreicht und zur Vorstellung wird. Daß dieser erste Akt jeglichen Erfassens des herangebrachten Stoffes ohne Störung vor sich geht, ist als zweite Seelenbewegung, das Interesse, durchaus von nöten, denn nur das wird wahrgenommen, was irgendwie von Interesse ist, sei es daß es Lustgefühle erregt, wie das das Normale sein soll, sei es daß es unter Umständen Unlustgefühlen auszuweichen sucht, wie sie Tadel und Strafe mit sich bringen. Ist die Empfindung in Begleitung des Interesses vor sich gegangen, erst dann kann von einer Wahrnehmung und Anschauung die Rede sein, die in einer Erkenntnis gipfeln. Das hat aber selbsttätig vor sich zu gehen, denn der Geist arbeitet selbst, — das ist die Forderung des psychologisch gegründeten Elementarunterrichts.

Wie macht er das? Die Antwort darauf ist zugleich eine Erklärung dessen, was wir überhaupt eine Erkenntnis nennen.

Wie die uns umgebende Luft in 2 Elemente zerlegbar ist, so besteht jede Erkenntnis in uns aus mindestens 2 Elementen, welche unter irgend einem Gesichtspunkt, oder wir können auch sagen Kategorien zu einer Einheit verbunden werden, z. B. die Erkenntnis sei 12. — Welches sind die Elemente? Verschiedene, je nach dem Gesichtspunkt: der Addition, Subtraktion, Multiplikation oder Division, oder z. B. Gott ist gut — Gesichtspunkt der Eigenschaft.

Nun, die Elemente liegen in einzelnen Anſchauungen oder Vorſtellungen, — wo kommt der Geſichtspunkt her? Den ſchafft die Seele, ſo ſie die Elemente intereſſieren, ſelbſt herbei, wenn der Lehrer nur einigermaßen gewandt iſt. Der Geiſt ſtellt alſo eine Erkenntnis her, wenn er die dargebotenen Elemente — wir können auch ſagen Beziehungspunkte — unter einem von ſelbſt gewählten oder auf ihn hingewieſenen Geſichtspunkt zu einer Einheit vereinigt. Er hat dann eine *Vorſtellung*, wenn der Geſichtsſinn mitſpielt, oder einen klaren *Begriff*, wenn das reine Denken in Betracht kommt. — Es ſind alſo beim Zuſtandekommen einer jeden Erkenntnis Empfindung und Intereſſe immer dabei, und in dieſen drei ſeeliſchen Funktionen haben wir die Grundform des geſamten ſeeliſchen Organismus in derjenigen Region, welche das alles aufnimmt, was von außen her an die Seele herankommt: in der Region des durch Sinneswahrnehmungen zur Erkenntnis führenden Unterrichts. Es gibt natürlich noch eine andere Region der Seele, wo die gewonnenen Erkenntniſſe zu Motiven ſelbſtändiger Handlungen werden, indem ſie von einem zur Tat treibenden Intereſſe begleitet werden und in irgend einer Handlung gipfeln, die wiederum, wie die Empfindung, ſich der Nervenzentren und Nervenleitungen bedienen muß. Dieſes iſt die Region der zu ſittlichen Handlungen führenden *Erziehung*, welche wir hier nur ſtreifen wollen, um zu zeigen, daß es weſentlich dieſelben Funktionen ſind, die oben wirkſam waren, nur in rückläufiger Bewegung. So arbeitet der Geiſt des klügſten Profeſſors wie des kleinſten Kindes, deſſen Funktionen überhaupt ſchon zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit erſtarkt ſind. Der Lehrer kann hinſichtlich der erſten Region nur zweierlei tun: 1) er kann Beziehungspunkte hinſtellen und 2) er kann durch Vergleiche und Analogien zu Geſichtspunkten hinweiſen, und inſofern dieſes *erſtmalig* geſchieht, und noch dazu an Stoffen, die *grundlegend* ſind für ſämtliche Geiſteswiſſenſchaften ſowohl als für Erreichung eines jeglichen abgeſchloſſenen Bildungszieles, nennen wir dieſen Unterricht — Elementarunterricht. *Sein Weſen beſteht in der Leitung des Kindes zu ſelbſtändig erarbeiteten Erkenntniſſen, indem er die geiſtigen Funktionen in ihren naturgemäßen Weg eingewöhnt und mit Hilfe gewiſſer Unterrichtsſtoffe, anknüpfend an*

das im Kinde bereits vorhandene, oft reiche seelische Leben, diesem Kinde eine ausreichende Grundlage bietet, um die umgebende Welt einheitlich überschauen und seine Beziehungen zu ihr und zu Gott wirkungskräftig und bewußt erleben zu können.

Welches sind diese Stoffe? — Nicht durch Auswahl finden wir sie. Auch dürfte es dem modernen, wissenschaftlich eruierenden Elementarunterricht gleichgütig sein, was traditionell als Stoff bisher gedient hat. Der psychologisch orientierte Elementarunterricht fragt zunächst, welche Bildungsgrundlagen schafft die Seele selbst herbei? Und da ist es vor allem die das ganze seelische Leben bis zu den höchsten Höhen der Religion, Kunst und Wissenschaft umfassende Sprache, ohne die es keine Geisteskultur auf Erden geben würde. Mögen die Tiere auch in den Gebieten des Sinnenlebens für einander verständliche Lauteäußerungen besitzen, Sprache ist das Königsgewand der menschlichen Seele, die Krone ihres geheimnisvollen Schaffens, der Urquell ihrer sozialen Bedeutung. — „Alle Veranschaulichungsmittel, so sagt Oswald Förster, auch die vortrefflichsten, und alle Exkursionen sind oft nur Blendwerk und Zeitverschwendung, wenn es dabei an der Veranschaulichung durch die Sprache fehlt, wenn es der Lehrer unterlassen wollte, die sprachliche Ausdrucksweise so anschaulich und verständlich zu gestalten wie möglich. Es wäre ganz verfehlt, wollte man Kinder, die täglich draußen herumlaufen, oder die bei der Feldarbeit behülflich sein müssen, wöchentlich während der Schulzeit hinausführen, um ihnen Felder und Feldfrüchte zu zeigen oder die Namen der Blumen und Gräser vorzusagen. Viel, viel notwendiger und ebenso interessant ist es, sie in dem Wundergarten ihrer eigenen Sprache umherzuführen und an der eigenen klaren Darstellung der Gedanken die Klarheit der kindlichen Sprache zu entzünden." Und bei Otto Ernst lesen wir: „Es ist höchst bezeichnend, daß wir die Sprache immer nur als Mittel bezeichnen, unsre Gedanken auszudrücken (oder zu verbergen, je nachdem). Das ist vollkommen falsch. Die Sprache ist ein Mittel, alles auszudrücken. Die Sprache malt trotz einem Maler, sie musiziert trotz einem Musiker, sie formt trotz einem Bildner. „Man hat noch nicht zur Genüge erkannt, daß jeder leise Wechsel im Klange der

Stimme, im Tempo, in der Kraft, im Rhythmus der Rede der Ausdruck eines Bewußtſeinsvorganges ſein kann." Die Sprache iſt „ein gemaltes, geformtes und geſungenes Weltall" (O. Ernſt, Vom mündlichen Vortrag. Balt. Frauen-Zeitſchr. 1. Jahrg., Juli-Heft 1906/7).

Sprechunterricht lautet demnach die erſte Disziplin des Elementarunterrichts — natürlich nicht Grammatik. Grammatik iſt das wiſſenſchaftliche Syſtem der Sprache, — aber wenn Sie wollen induktive Grammatik, Entwicklung des Sprachgefühls in der richtigen Ausdrucksweiſe in unmittelbarer Anknüpfung an die Mundart der Schüler. Die Sprache offenbart das Seelenleben des Kindes, alſo muß dem Kinde ſoviel von dieſem Innenleben bewußt gemacht werden, daß es den Gedanken faſſen lernt, ſein Denken, Wollen und Fühlen in die richtige ſprachliche Form zu kleiden. Ein Teil des Sprachunterrichts, und zwar der wichtigſte zunächſt, wird alſo darin beſtehen, zu ſprechen, und da man mit Kindern ja nie um Stoff verlegen wird, ſo wird dieſe ſozuſagen ungezwungene Unterhaltung nicht nur die Sprache fördern, ſondern das Verhältnis von Lehrer und Schüler vertrauensvoll geſtalten.

Die Sprache tritt aber nicht nur als Sprechſprache, ſie tritt auch als Schriftſprache auf. Auch in dieſe muß naturgemäß das Kind eingeführt werden. Man wird ihm vorleſen und dasſelbe an die Reproduktion des Vorgeleſenen gewöhnen müſſen. Aber noch mehr; die Schriftſprache hat ein ſichtbares Gewand und das iſt keine rein pſychologiſche Funktion mehr, das iſt Technik und zwar eine doppelte. Unterſcheidet ſich doch in der Sprache im Ganzen das Gebiet des Geſprochenwerdens von dem Gebiet des Verſtandenwerdens. Hat die Sprache ein Gewand, ſo muß dieſes beide Gebiete decken. Zwei techniſche Leiſtungen ſind mithin erforderlich, und dieſe treten als Leſen und Schreiben in den Unterrichtsplan.

Somit haben wir bereits drei Seiten des Sprachunterrichts, die in gegenſeitiger Durchdringung doch Spezialübungen erfordern, da ihre Ausführungen drei verſchiedenen motoriſchen Regionen angehören. Ihren Ausgangspunkt aber müſſen ſie ſelbſtverſtändlich alle vom pſychologiſchen Inventar des Kindes aus nehmen. Das Leſen muß ausgehen von den in der Sprache bereits produzierten Lauten, die als Sprachelemente dem Kinde noch garnicht zum

Bewußtsein gekommen sind. Damit dieses geschehe, muß eine induktive Phonetik die Brücke vom Ganzen des Sprechens zu den Lautelementen schlagen. Der Leseunterricht muß demnach auf phonetische Grundlage gestellt werden, mit dem Ziel, daß das zu lesende Wort als Ganzes in das Bewußtseinsgebiet eingestellt werde, so daß er nicht bei Lautbildern bleibt, sondern daß auch in der lesenden Kinderseele die Lautelemente wieder verschwinden und das Wort sich als die zu erzielende Erkenntnis, in welcher die Lautelemente als Beziehungspunkte unter dem Gesichtspunkt der inneren Kontinuität des Klanges eine Beziehungseinheit bilden, darstellt. Auch das Schreiben greift zurück auf den seelischen Bestand in der motorischen Region. Das Kind hat schon vorher in Zeichnungen das zu Tage zu fördern versucht, was als Anschauungsreiz sein Interesse erfüllt hat. Es hat gekritzelt und dargestellt und im Spiel ein tiefes Verständnis für Symbolik gewonnen. Eine ihm neue Technik tritt hinzu, um ihn dasjenige symbolisieren zu lehren, was es sprachlich besitzt. Darin stimmt das Prinzip des Lesens und Schreibens durchaus überein. Das Schreiben verlangt nur die motorische Technik des Wortzeichnens, während das Lesen dem sensorischen Gebiet angehört. Da gilt es denn auch die Elemente der Schrift klarzustellen, die Grundstriche meinetwegen als Soldaten, die Haarstriche als Schleppen oder Schnüre oder einerlei wie zu bezeichnen, um zu demselben Ziel zu gelangen. Das identische Prinzip beider legt es nahe, das Lesen und Schreiben gleichzeitig zu üben und vom Lesen der Schreibschrift auszugehen, wie es denn auch in der Durchführung der jetzt allgemein üblichen, hier nicht näher zu erörternden, weil als bekannt vorausgesetzten Normalwörtermethode geschieht.

Indem wir Sprechen, Lesen und Schreiben unter den Gesamtbegriff Sprachunterricht zusammenschließen, sehen wir in ihm die Hauptaufgabe des Elementarunterrichts, als direkt seinem Wesen entsprießend.

Als wir vorhin von den seelischen Funktionen sprachen, beobachteten wir nicht, daß es noch etwas in der Seele gibt, was nicht mit ihren Funktionen verwechselt werden darf. Das ist das Bewußtsein, ein Zustand, welcher unsrer Seele anhaftet wie Helligkeit dem Feuer. Nach den sehr scharfsinnigen Untersuchungen des viel mehr Geltung verdienenden einstigen Dorpater Philosophen

Teichmüller, iſt das Bewußtſein nicht zu verwechſeln mit Erkenntnis, weil es an der Intenſität ſämtlicher Funktionen teilnimmt, ja die Intenſität derſelben ſelbſt darſtellt. Daß ich empfinde, denke, will, fühle — iſt mir unmittelbar bewußt und entzieht ſich jeglichem Erkenntnisbeweiſe. Teichmüller aber iſt es auch, der zum erſten Male aufgezeigt hat, daß zu allem Funktionsbewußtſein und dem Ich oder Selbſtbewußtſein bei allen Menſchen auch ein Gottesbewußtſein hinzutritt, es ſei dieſes geartet wie es wolle. Dieſes Gottesbewußtſein will auch geweckt und genährt ſein und die Elemente des perſönlichen Lebens, d. h. die Funktionen, wollen in Beziehung zu dieſem Gottesbewußtſein geſetzt werden.

Daraus entſpringt für den Elementarunterricht eine weitere Aufgabe, die des Religionsunterrichts. Auch hier gilt es den ſeeliſchen Befund auskaufen, entwickeln, verſelbſtändigen, und zwar auf demſelben Wege, den die Pſychologie nachgewieſen hat. Sinneswahrnehmungen ſollen auch hier den Reiz abgeben und die ſeeliſchen und motoriſchen Bahnen erregen, das Kind zu religiöſen Erkenntniſſen und von da aus wieder zu religiöſem Tun leiten. — Die neueren Bearbeitungen der Kinderpſychologie haben auch ein Kapitel: das Kind und die Religion, ſo Sully in ſeinen Unterſuchungen über die Kindheit und neuerdings T. Lay in ſeiner Experimentellen Didaktik. Letzterer ſagt: „Solange die Methodik des Religionsunterrichts die Tatſachen der Kinderpſychologie nicht beachtet und die Erforſchung der religiöſen Vorſtellungen und Gefühle der Kinder nach ihrer Art und Entſtehung nicht weiter verfolgt, wird er auch weiterhin methodiſche Fehler begehen und das religiöſe Intereſſe ſchädigen.“ Dieſes iſt alles ſehr wichtig in Bezug auf die Art und Weiſe, wie der Stoff an das Kind herangebracht werden ſoll. Wir ſollen als evangeliſche Chriſten zwar nicht meinen, daß das Gottesbewußtſein nach dieſem ſeeliſchen Befunde und gar der Stoff des Religionsunterrichts darnach zurechtgeſtutzt werden ſoll. Die Nahrung des Gottesbewußtſeins findet der Chriſt nur in dem mit ſupernaturaler Kraft ausgerüſteten Worte Gottes, wie ſie in demjenigen wirkſam iſt, der ſich ihm unterſtellt. Und dieſe Nahrung müſſen wir auch ſo früh wie möglich dem Kinde bieten. Ich möchte allerdings keinen andern elementaren Religionsunterricht empfehlen, als die eingehende Beſprechung bibliſcher Bilder. Das ſind die dem Kindesalter natür-

lichen Sinneswahrnehmungen neben einfachem Geschichtenerzählen, doch schneide ich damit auch eine methodische Frage an, die nicht hierher gehört. —

Die Seele des Kindes, — und ich verweise an dieser Stelle auf das soeben erschienene vorzügliche Buch von Gertrud Bäumer und Lili Droescher: Von der Kindesseele, Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie — die Seele des Kindes enthält aber noch weitere Ansätze, die als bewußte Funktionen auf der Stufe des Elementarunterrichts sehr bald in Angriff genommen werden können. Während der Religionsunterricht ein Stück des personalen Bewußtseins zu entwickeln unternimmt und der Sprachunterricht die wichtigste Lebensäußerung im Gebiete der handelnden Funktion kultiviert, muß auch die Erkenntnisfunktion zu ihrem Recht kommen. Sie ist ja schon vor jedem Unterricht in steter Übung gewesen, sie hat längst ihre charakteristische koordinierende Kraft in unzähligen Fällen bewiesen, nur ist sie naturgemäß arm an Beziehungspunkten und sehr ungeschickt in Bezug auf Gesichtspunkte. Es ist klar, daß hier eine dritte Aufgabe des Elementarunterrichts vorliegt, diese Armut zu heben. Dazu muß er sich des Wesens der Erkenntnis bewußt werden. Um Beziehungspunkte ist er nie verlegen, denn diese strömen und fluten ja aus der Umwelt des Kindes in Massenhaftigkeit herbei, aber das Kind steht dieser Menge zum größten Teil verständnislos gegenüber, weil die Gesichtspunkte zur Bildung der Erkenntnisse fehlen. — Auf welchem Wege kann der Elementarunterricht dieses erreichen? Doch nur wieder aus dem psychologischen Befunde selbst, welcher die Entstehung einer Erkenntnis anzeigt. Aus der einfachsten Art der Erkenntnis, nämlich bei Vorhandensein von nur 2 Beziehungspunkten — wir wollen sie a und b nennen — springen sofort 3, sozusagen Urgesichtspunkte oder Kategorien ins Auge: 1) a kann gleich b sein, dann ist das die Kategorie der Identität; oder 2) a ist verschieden von b, — dann ist das die Kategorie der Kontradiktion, und schließlich 3) a und b stehen zu einander in irgend einem Verhältnis, — dann ist das 3. die Kategorie der Koordination. — Die ersten beiden Kategorien erkennt der Geist durch Vergleichen, die letzte durch Untersuchen, und diese beiden seelischen Tätigkeiten sind zwecks selbständiger Erfassung der Unterrichtsobjekte in steter Übung zu erhalten. —

Dazu dient ein Fach, deſſen Namen zu einem terminus technicus geworden iſt, wiewohl dieſer Name nicht ganz ſtimmt. Man nennt es — „Anſchauungsunterricht“, während man es richtiger Erkenntnisunterricht oder Denkunterricht nennen müßte. Die Funktion der Empfindung als Ausgangspunkt jeglicher Belehrung erfordert allerdings eine abſolute Anſchaulichkeit des Unterrichts, und in dem Sinne ſind alle Fächer zunächſt Anſchauungsunterricht, aber gemeint iſt doch eben die auf dem Grund der Anſchauung erwachſene Erkenntnistätigkeit, was in vielen Elementarpraktiken leider aus den Augen gelaſſen wird.

Zunächſt iſt alſo der Vergleich ein unerſetzliches Unterrichtsmittel für den Elementarunterricht. Hier liegen die Elemente des Unterſcheidungsvermögens und jeglicher Kritik und Einſicht in die uns umgebende Welt. Das Unterſuchen aber iſt eine ewig reizvolle Erfinder- und Entdeckertätigkeit, das lebendigem Schaffen gleichkommt, das Grundprinzip alles wiſſenſchaftlichen Denkens, deſſen zarte Keime der Elementarunterricht hier zu ſetzen hat.

Die natürlichſten und wertvollſten koordinierenden Kategorien ſind ja wohl erfahrungsmäßig die der Zeit, des Raumes und der Bewegung, und alſo Einführung und Übungen in zeitlich ſich entwickelnden, räumlich ſich geſtaltenden und in Bewegung befindlichen, als Grund und Folge zutage tretenden Erſcheinungen iſt die dritte Aufgabe des Elementarunterrichts. Alles zeitlich bedingte zählt man zur Disziplin der Geſchichte. Die Umwelt des Kindes iſt geſchichtlich geworden, alſo die ſchönſten Erzählungen der heimiſchen Geſchichte ſollen Gegenſtand des Elementarunterrichts ſein! Alles räumlich bedingte gehört in die Disziplin der Geographie. Dieſe ſetzt eine ganze Reihe ſpezifiſcher Begriffe voraus, und beſitzt eine Reihe von Veranſchaulichungsmitteln, die dem Kinde nicht ohne weiteres verſtändlich ſind. Mithin hat als Propädeutik der Geographie die Heimatkunde ihre richtige Stellung im Elementarunterricht und leitet zur Geographie der Heimat über, die geographiſchen Begriffe entwickelnd und in das Verſtändnis der Veranſchaulichungsmittel einführend. Nur darf bei allem dann der dritte Geſichtspunkt, die in der Bewegung ſich zeigende Urſache und Folge nicht fehlen, denn hier ruht das eigentlich Denkbildende im ſelbſtändigen Erſchließen. Einen richtigen

Schluß ziehen, das sollte als höchstes Ziel der Erkenntnistätigkeit vorschweben und die damit verbundene subjektive Sicherheit ist immer das Zeichen eines klaren Kopfes gewesen. Nun gibt es aber nur eine einzige Wissenschaft, welche absolut sichere unerbittliche Schlüsse zu ziehen vermag, weil sie keiner andern Hilfsmittel bedarf, als ausschließlich der Erkenntnisfunktion, während alles andre Wissen von den übrigen Seelenfunktionen und von der ganzen Weltanschauung der Persönlichkeit abhängig ist. Kein Vorteil, kein Nachteil, kein daraus entstehendes Unglück, kein gegenseitiges Interesse, keine Liebe, kein Haß, keine Sympathie, keine Antipathie ändert etwas am 1 mal 1 oder am Pytagoräischen Lehrsatz. Darum muß aber auch der Elementarunterricht auch diese rein erkenntnismäßige Bewegung im Gebiete der Zahl und die im Kinde ebenfalls schon vorhandenen bewußten Zählakte in seine Pflege nehmen, um der Schlußfähigkeit geeignete Hilfen zu bieten, natürlich auch auf dem Grunde der Anschauung und Anwendung in der das Kind umgebenden Welt. — Wenn wir schließlich noch die Bewegung im Gebiete der Natur um das Kind herum berücksichtigt sehen wollen, so fällt dem Elementarunterricht auch eine einfache Einführung in die Naturgeschichte zu, eine Einsicht und Vermittlung in die wichtigsten Repräsentanten der organischen und anorganischen Gebilde.

Neben allen diesen, außer dem Schreiben und Erzählen, wesentlich dem seelischen Gebiete angehörenden Übungen, müssen wir an das Schreiben und Erzählen als eine durchaus motorische Leistung noch das Zeichnen anreihen. In der Art, wie der moderne Zeichenunterricht es auffaßt, ist er ein mächtiges Mittel zur Entwicklung der produktiven Kraft des Geistes, und wenn wir als gleichfalls motorische, in der Kindesseele reichlich motivierte Leistungen auch noch den Gesangsunterricht und das Turnen für obligatorisch halten, so hätten wir damit die Aufgabe des Elementarunterrichts umrissen, wie er etwa in einer evangelischen Volksschule behandelt sein will; aber er ist, wie Stanley Hall für den gesamten Unterricht fordert, als eine pädozentrische, nicht eine scholiozentrische Aufgabe gedacht. Nicht Stoff und Wissen ist die Hauptsache, sondern Erfassen und Verarbeiten seitens des Kindes. Und wenn wir uns auch in Bezug auf die Entwicklung der Hallschen idealen

Schule, gegründet auf Kindererforſchung, auch zunächſt abwartend verhalten, ſo werden wir keinen Augenblick anſtehen dürfen, das Prinzip des Elementarunterrichts darin zu ſehen, daß die Seele des Kindes den Richtweg abgibt, wohinein und wohinaus der Unterricht zu greifen hat, um einem großen Teil der Menſchen eine für einfache Lebensverhältniſſe abſchließende, für den andern Teil eine vorbereitende Bildung zu geben, die beide Teile in den Stand ſetzt, ihnen naheliegende Verhältniſſe zu überſehen, zu beurteilen und ſie angehende Probleme befriedigend löſen zu können.

Das eiſerne Herz.

Von

Manfred Kyber.*

In dunkler Schmiede ſteht ein Schied,
ſein Eiſen klingt und kracht.
Die Eſſe ſtöhnt, das Feuer ſprüht
wohl in die weite Nacht.

Er ſchmiedet ſich mit hartem Schlag
ein Herz aus hartem Stahl,
auf daß er keine Liebe mag
und kenne keine Qual.

Und als das Herze fertig war,
ein Mädel ging vorbei
Mit blauem Aug' und goldnem Haar —
da ſprang das Herz entzwei.

*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Kyber Berlin 1908. Deutſches Verlagshaus Bita.

Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten“.*

Von

Pastor **W. Bielenstein**-Mesothen.

Die Lettisch-literarische Gesellschaft hat ein Recht darauf, Einiges darüber zu erfahren, wie das letzte Werk ihres ehemaligen Präsidenten DDr. A. Bielenstein, „Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten“, I. Teil, Petersburg 1907, in der Gelehrtenwelt aufgenommen worden ist. Es ist mir als dem Sohne des Heimgegangenen der Entschluß nicht leicht geworden, mit dieser kleinen Arbeit vor Sie, m. H., hinzutreten, weil man mir den Vorwurf machen könnte, ich wolle meinem Vater Weihrauch streuen. Der Verewigte bedarf dessen nicht; sein Name hat auch so einen guten Klang. Wenn ich es aber doch tue, so erfülle ich als Glied unsrer Gesellschaft im Auftrage des Direktoriums nur eine Pflicht der Pietät dem Manne gegenüber, der durch sein eminentes Wirken und Schaffen unsrer Gesellschaft ein solches Gepräge aufgedrückt hat, daß sie sich eines würdigen Ansehens weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus erfreuen konnte. Wenn ich gerade Ihnen, m. H., die folgenden Mitteilungen mache, so erklärt sich das daraus, daß ich nach dem Tode meines Vaters mit der Fortführung der mit diesem Werke zusammenhängenden Korrespondenzen betraut worden bin und von verschiedenen Gelehrten Briefe und Besprechungen erhalten habe.

Zunächst muß ich bemerken, daß in der deutschen Presse des Inlandes, soweit mir bekannt, abgesehen von gelegentlichen Hin-

*) Vortrag, gehalten am 4. Dezember 1908 in der Lettisch-literarischen Gesellschaft in Riga.

weiſen auf das genannte Werk, keine eingehenden Anzeigen erſchienen ſind. Ich täuſche mich wohl nicht, wenn ich den Grund hiefür darin finde, daß ſich unſere Gelehrten, denen die kombinierte Sach- und Sprachforſchung ein fremdes Gebiet iſt, nicht für kompetent hielten, dieſes Werk hinſichtlich ſeines Wertes für die europäiſche Hausforſchung zu beurteilen. Auch ein anderes Moment mag hier und da mitgeſpielt haben. Die traurigen Erfahrungen des Jahres 1905 mögen manchem Balten die Luſt und Liebe zur intimeren Beſchäftigung mit dem lettiſchen Volke beeinträchtigt haben. Auf eine aus lettiſchen Kreiſen in der „Latwija" veröffentlichte Beſprechung werde ich zum Schluß zu ſprechen kommen.

Im Auslande hat man in fachwiſſenſchaftlichen Kreiſen das Werk mit großer Freude begrüßt und ſieht dem Erſcheinen des zweiten wertvolleren und doppelt ſo ſtarken Teiles mit Spannung, ja mit Ungeduld entgegen. Von Fachgenoſſen A. Bielenſteins habe ich Schreiben erhalten, die alle einſtimmig ihre uneingeſchränkte Anerkennung über den Verfaſſer als Menſch und Gelehrten ausſprechen. Ich nenne hier Prof. Leopold v. Schroeder-Wien, dem das Werk gewidmet iſt, Prof. Meringer-Graz, Prof. Bezzenberger-Königsberg, Prof. Kühn-München, Prof. Schrader-Jena, Profeſſor Mikkola-Helſingfors u. a. Sie geſtatten, daß ich aus den Briefen Leopold v. Schroeders einige Sätze hier anführe. Er ſchreibt: „A. Bielenſteins Tod bedeutet auch mir einen ſchweren Verluſt, denn ich habe den edlen Mann, den großen, unermüdlich ſchaffenden Forſcher, den warmherzigen Patrioten, den treuen Freund innigſt verehrt und aufrichtig geliebt. Eine anima candida, wie man ſie ſelten findet! Ich war ſtolz und glücklich, daß dieſer Mann mich ſeiner Freundſchaft würdigte." — In einem andern Briefe heißt es: „Laſſen Sie es mich auch Ihnen gegenüber noch einmal ausſprechen, wie ſtolz und glücklich es mich macht, daß Ihr teurer, hochverehrter Vater meiner noch in ſeiner letzten Lebenszeit ſo liebevoll gedacht, daß er mich deſſen gewürdigt hat, ſein letztes großes Lebenswerk, den Abſchluß einer langen Reihe ſo überaus wertvoller, bleibender Denkmäler ſeiner tiefgründigen Forſcherarbeit auf dem Gebiete der Lettologie, gerade mir als einen Gruß aus der alten teuren Heimat zuzueignen. Es war und bleibt dies eine der ſchönſten Freuden, die mir im Leben überhaupt zuteil geworden ſind. Mein Dank dafür und meine verehrungsvolle

Erinnerung an den teuren Heimgegangenen wird leben, ſolange ich lebe." —

Auch aus einem Briefe Otto Schraders-Jena, des großen Kenners indogermaniſchen Altertums, möchte ich hier einige Sätze wiedergeben. — Er ſchreibt: „Sie haben mir durch die Überſendung des Werkes Ihres verehrten verſtorbenen Vaters eine große Freude bereitet, wofür ich Ihnen meinen herzlichſten Dank ausſpreche. Ich habe das Buch bereits gründlich durchgenommen und geſehen, welche Fülle der Belehrung es dem Kultur- und Sprachhiſtoriker bietet. Warmen Dank verdienen auch die beiden in der Vorrede genannten Damen, die einen ſolchen Schatz zu heben treulich geholfen haben. . . . Die Hausforſchung wird in Deutſchland und Öſterreich ſtark betrieben, neuerdings hat man auch in Rußland angefangen. Ich bezweifle daher nicht, daß ein ſo muſtergiltiges Buch, wie das Ihres Vaters, mit der Zeit ſtarken Abſatz finden wird, und glaube daher, daß bei der geringen Höhe der erſten, eine zweite Auflage wohl ins Auge zu faſſen wäre. Das Schickſal Ihres Vaters, dem die Letten doch verdanken, daß man von ihnen ſpricht, hat in Deutſchland alle tief ergriffen."

Die größte Freude iſt mit dem Erſcheinen des Werkes wohl Profeſſor Rudolf Meringer in Graz bereitet worden, der geradezu mit Enthuſiasmus das Buch aufgenommen hat. Dieſer Gelehrte iſt, wie mir Leopold v. Schroeder ſchreibt, die erſte Autorität auf dem Gebiete der ſogen. Hausforſchung, Sach- und Sprachforſcher zugleich, und darum iſt ſein Urteil beſonders wertvoll. Er ſchreibt u. a., daß „das prächtige Werk, würdig ſeines Verfaſſers, ein Glück für die Forſchung ſei", und bedauert, „daß A. Bielenſtein, der herrliche Mann, nicht mehr hat hören können, was er uns mit ſeinem wahrheitſuchenden Sinn geſchenkt hat." Für ein Bild A. Bielenſteins dankt Meringer in herzlichen Worten und verſpricht einen Ehrenplatz im eigenen Studierzimmer oder im Indogermaniſchen Inſtitut der Univerſität. Er ſchreibt: „Ein unendlich ſympathiſches Weſen ſpricht aus den Zügen des glorreichen Alten, an dem wir uns Alle wohl ein Muſter nehmen können. . . Alles in allem: Er war ein ſeltener, ganzer Mann. Freuen wir uns als Deutſche ſeiner."

Bei aller Anerkennung empfand aber der Grazer Gelehrte als Mangel, daß Hinweiſe auf die in letzten Jahren beſonders

zahlreich erſchienene Literatur über Hausforſchung fehlten. — A. Bielenſtein hatte ſelbſt dieſen Mangel gefühlt, aber gedrängt durch das zunehmende Alter die Vergleichung und eingehendere Bearbeitung Anderen überlaſſen müſſen. In ſelbſtloſeſter Weiſe ſtellte Meringer ſeine Mitarbeit zur Verfügung mit dem Vorſchlag, einer von den Söhnen ſollte „die Anmerkungen und Hinweiſe“ bearbeiten. Da Niemand von uns Fachmann auf dieſem Gebiete iſt, ſo richteten wir an Prof. Meringer die Bitte, dieſe Arbeit zu übernehmen, und erwirkten bei der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg die Bewilligung von 2 Druckbogen, den nötigen Klichees und die Zuſendung der Aushängebogen des zweiten Teils an Prof. Meringer. Doch ſchon bald teilte Meringer mir mit, daß er mit dem bewilligten Raum nicht auskommen könne und darum gezwungen ſei, ſeine Hinweiſe und Anmerkungen ſelbſtändig erſcheinen zu laſſen; er ſchreibt: „Auch mein Gewiſſen iſt erleichtert dadurch, daß ich nun ſelbſtändig publizieren muß, denn ich wäre unglücklich geweſen, wenn meine „Bemerkungen“, dem großartigen Werke angehängt, den Eindruck der Nergelei gemacht hätten, und Mancher hätte mir vielleicht den Vorwurf gemacht, mich in unpaſſender Art an die Rockſchöße eines bedeutenden Mannes gehängt zu haben.“ Aus dieſen beſcheidenen Worten iſt erſichtlich, wie hoch der Grazer Gelehrte auch als Menſch zu werten iſt.

Von dieſen allgemein gehaltenen Urteilen privater Natur, die ich den Freunden A. Bielenſteins nicht vorenthalten zu ſollen glaubte, ſei es mir nun auf die Folgerungen einzugehen geſtattet, welche die Gelehrten an das Werk A. Bielenſteins knüpfen. Von den mannigfachen mir zugegangenen Beſprechungen möchte ich beſonders eingehend über die Anzeige Profeſſor Meringers in den „Mitteilungen der Authoropologiſchen Geſellſchaft in Wien“ hier referieren (Bd. XXXVIII 1908). Nach einleitenden Worten über die Perſönlichkeit des Verfaſſers heißt es in dem Aufſatz:

„Beſonders viel national Lettiſches bringt der erſte Teil des neuen Werkes nicht und wird auch — auf die Gefahr zu irren ſei es geſagt — der zweite Teil nicht bringen. Die lettiſchen Stämme wohnen am Rande der einſt von Süddeutſchland ausgegangenen Kulturwellen und haben die alten deutſch-römiſchen Güter noch immer in ziemlich urſprünglichem Zuſtande bewahrt. Einflüſſe andrer, öſtlicher Kulturkreiſe laſſen ſich gewiß ebenfalls

vermuten, aber, vorläufig wenigſtens, nicht beweiſen. Bielenſtein hätte gewiß eine Freude gehabt, wenn er den Zuſammenhang der lettiſchen Kultur mit der ſüdweſtlichen erkannt hätte, aber bei ſeiner mangelhaften Kenntnis dieſer letzteren mußte er Dinge für national-lettiſch halten, die z. B. bei uns in den Alpen und weiterhin im ganzen Kulturkreiſe des oberdeutſchen Hauſes ſich ebenſo vorfinden.“

Nicht wahr! dieſe Beobachtung, *daß die lettiſche Kultur die mannigfachſten Berührungspunkte mit der oberdeutſchen habe*, wird das größte Erſtaunen bei uns hervorrufen, die wir wohl mit A. Bielenſtein hier und da einen Einfluß der niederdeutſchen Einwanderer konſtatieren mußten, uns aber nichts von älteren oberdeutſchen Kultureinflüſſen vor der deutſchen Einwanderung im 12. Jahrhundert träumen ließen. — Zur Orientierung ſei hier auf ein ganz vorzügliches Büchlein R. Meringers hingewieſen: „Das deutſche Haus und ſein Hausrat“, erſchienen bei B. G. Teubner in Leipzig-Berlin in einer Sammlung wiſſenſchaftlich-gemeinverſtändlicher Darſtellungen, die den Titel „Aus Natur und Geiſteswelt“ führt. Hier ſpricht der Verfaſſer von den verſchiedenen Bauerhaustypen Europas, die er nach der Anlage des Herdes reſp. Ofens, der Seele des Hauſes, unterſcheidet. Er redet von einem oſteuropäiſchen, oberdeutſchen, niederſächſiſchen, nordiſchen und romaniſchen Typus. Alle dieſe Typen gehen auf eine über ganz Europa noch heute verſtreute primitive Urform des Hauſes zurück, das ſog. Herdhaus, das in der Mitte des einzigen bewohnbaren Raumes einen einfachen offenen Herd hat.

Das charakteriſtiſche der oſteuropäiſchen Hausformen iſt der Herdofen, eine Verſchmelzung von Herd und Ofen, welcher einen breiten Raum in der Wohnſtube, der *изба*, einnimmt.

„Das niederſächſiſche Haus iſt ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt und beherbergt Menſch, Vieh und Vorräte in derſelben organiſchen Baueinheit.“ Dieſes haben unſere Vorfahren aus Weſtfalen und Hannover mitgebracht, denn unſere alten Krüge gehören in ihrer Anlage zu dieſem Typus. Wir haben uns nur die dreiſchiffige Stadolle durch das ganze Haus laufend zu denken. Während in dem Mittelſchiff an dem einen Ende die Tenne, an dem andern der offene Herd ſich befindet, deſſen Rauch am Giebel durch das Uhlenloch abzieht, ſind in den Mittelſchiffen der Tenne

entſprechend die Tiere, zu beiden Seiten des Herdes aber die Schlafſtätten für die Menſchen untergebracht.

Und nun das oberdeutſche Haus. Das Charakteriſtikum desſelben iſt die an den Herdraum angebaute Stube, die einen Ofen enthält, die entweder vom Herdraum oder von der Stube aus zu heizen iſt. Während das oſteuropäiſche Herdofenhaus im Grunde einzellig iſt, denn der Herd hat ſich ſozuſagen zu einem Herdofen ausgewachſen, iſt das oberdeutſche Haus zweizellig zu nennen. Meringer hat für dieſes den Namen „Küchenſtubenhaus“ geprägt.

Das Neue, was Meringer durch Vergleichung unumſtößlich nachgewieſen hat, iſt nun dies, daß das alte lettiſche Bauernhaus die allernächſte Verwandtſchaft mit dem oberdeutſchen Küchenſtubenhaus hat. Er ſtützt ſeinen Beweis, der auf der gleichen zweizelligen Anlage baſiert, noch mit folgenden Argumenten:

1. Dem lettiſchen und oberdeutſchen Hauſe gemeinſam ſind primitive Lehmöfen, wie ſie A. Bielenſtein S. 72 beſchreibt, und Backöfen, die einer Wachswabe ähneln, weil (in Kerklingen 35) tönerne Töpfe an den drei freiſtehenden Wänden eingemauert ſind. Dieſe Öfen gehen auf römiſchen Urſprung zurück. (Vgl. Bielenſtein S. 73.)

2. Der Herdraum reſp. der davon abgetrennte Flur wird ſchlechtweg „nams“ genannt, in Erinnerung an eine Zeit, da es noch keine Erweiterungen des Herdraumes gab. Dieſelbe Erſcheinung findet man in Oberdeutſchland, wo man dieſen Raum einfach s'Haus nennt, oder in England, wo er hus heißt. Im Kanton Teſſin nennt man ihn laca-casa, in Frankreich — la maison, in Holland huis, in Litauen bùtas ꝛc.

3. Beiden Häuſern gemeinſam iſt ferner, daß der Herd keine Decke hat; der Ofenraum dagegen hat eine.

4. Hier wie dort pflegt der Stubenofen von außen, d. i. vom Herdraum geheizt zu werden und wird auch zum Backen verwendet.

5. Die Technik bei Herſtellung der Block- und Bohlenwände in Lettland iſt identiſch mit der alpinen Technik.

6. Auch die Lubbendächer haben Parallelen.

7. Die hölzernen Türſchlöſſer ſind im Prinzip einander ſehr ähnlich.

Bei der Frage, wie alt das oberdeutſche Haus im Lande der Letten ſei, gerät Meringer in eingehende Auseinanderſetzungen mit Bezzenberger und A. Bielenſtein. Bezzenberger hatte 1886 eine wertvolle Arbeit über das litauiſche Haus geſchrieben, als die Hausforſchung noch wenig entwickelt und der Begriff des oberdeutſchen Hauſes noch nicht geprägt war. Er ließ das litauiſche Haus, das, wie Meringer jetzt feſtſtellt, mit dem lettiſchen faſt identiſch, alſo oberdeutſcher Bauart iſt, im Lande ſelbſt entſtanden ſein, bei der stubà aber, die auch èstuba genannt wird, nahm er ſlaviſchen Einfluß an; èstuba ſei zwar nicht aus изба, wohl aber aus истьба entſtanden, wie Neſtor ca. 1050 das Wort als Bezeichnung für Bauernſtube gebraucht. A. Bielenſtein hat unter dem Einfluß Bezzenbergers in Bezug auf die lettiſche istaba ähnlich geurteilt und auch ſlaviſche Beziehungen für wahrſcheinlich gehalten (S. 70), zugleich aber richtig erkannt, daß die Slaven Wort und Sache gewiß von den Germanen gelernt haben müſſen, weil dasſelbe Wort in allen germaniſchen und romaniſchen Sprachen ohne den vorgeſchlagenen Vokal gebraucht wird.

Dieſen Meinungen gegenüber deutet Meringer auf eine kürzlich erſchienene Arbeit Max Philipp's, „Beiträge zur ermländiſchen Volkskunde“ (1906, Greifswald) hin, in der auch für Ermland das Vorhandenſein des oberdeutſchen Typus nachgewieſen wird. Meringer meint nun, daß die Brücke von Oberdeutſchland zu Litauern und Letten nicht im Oſten bei den Slaven zu ſuchen ſei, ſondern mehr im Weſten, etwa über Ermland; die Vorſchlagſilbe bei èstuba ſei in der litauiſchen Sprache nicht merhört und komme auch in anderen Wörtern vor und darum könne das Wort mit der Sache direkt von den Germanen entlehnt ſein, der Vokal der Mittelſilbe lit. èstuba und lett. istaba zwinge geradezu anzunehmen, daß èstuba aus stuba, dagegen istaba aus dem ermländiſchen stáw (mit dunklem a) entſtanden ſei. Man wird dieſen Ausführungen, die ſich auf eine reichere Literatur ſtützen, als wie ſie Bezzenberger und A. Bielenſtein zur Verfügung ſtand, wohl Recht geben müſſen.

Doch iſt zu bemerken, daß die Frage auch nach den Ausführungen Meringers noch nicht als abgeſchloſſen und gelöſt zu betrachten iſt; denn wenn auch zweifellos die lettiſche iſtaba nicht ſlaviſchen, ſondern oberdeutſchen Urſprungs iſt, ſo iſt doch die

urſprüngliche Heimat des Namens, ja vielleicht auch der Sache noch nicht genügend erklärt, jedenfalls beſtehen bei den Gelehrten noch Differenzen. Otto Schrader leitet das deutſche Wort Stube vom vulgärlateiniſchen extufa = Hypokauſtum ab, das ſeinerſeits wieder mit dem griechiſchen „typhos“ verwandt iſt. Auf ſeinen ſprachlichen Darlegungen (Sprachvergleichung und Urgeſchichte, 3 T., 3. Aufl., Jena 1906/7) fußend, ſpinnt Dachler in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde Bd. XIII. in ſeinem Aufſatz „Das alte indogermaniſche Haus und die Stube“ die Fäden weiter und erinnert an die bei Herodot 500 v. Chr. erwähnten Dampfbäder der Skythen. Von dieſen ſpreche im J. 973 n. Chr. auch der arabiſche Arzt Ibrahim Ibn Jakub und bezeichne die Badehäuſer der Slaven mit dem Worte Itba. Die Nachbarn der Slaven, nämlich die Goten, hätten dann bei ihrem Zug nach Weſten die Schwitzbäder an ſtelle der römiſchen Heißluftbäder eingeführt, weil ja die koſtſpieligen Hypokauſtumanlagen zerſtört waren. Bei den Romanen hätten die von extufa gebildeten Ableitungen die Bedeutung Schwitzbad beibehalten, bei den Deutſchen aber ſei aus der Badſtube ſehr bald die angebaute Wohnſtube entſtanden. Dieſe ſei dann als ſolche Vervollkommnung wieder zu Nord- und Südſlaven, Magyaren und Letten gekommen.

Meringer berührt in ſeiner Anzeige des Werkes A. Bielenſteins dieſe Gedankengänge Dachlers nicht, obwohl er ſie kennen müßte, weil er ihnen offenbar zu wenig Bedeutung beilegte. Seine Meinung iſt dieſer diametral entgegengeſetzt. Er ſetzt ſich bloß mit Schrader auseinander, und zwar in der Weiſe, daß er in Bezug auf die Wohnſtube die etymologiſche Herleitung Schraders aus extufa gelten läßt, für die Badeſtube aber auf das Wort „ſtieben“, stiuban, zurückgeht*. Meringer meint nun, daß die Erfindung des Dampfbades bei den Germanen geſchehen iſt, wobei die Manipulation des Stiebens die Hauptſache war, die der Sache den Namen gab. Von ihnen ſei dann das Dampfbad nach Oſten zu den Slaven gekommen, von denen die Deutſchen in der Gegenwart ihr altes ureigenes Kulturgut unter dem Namen „ruſſiſches Bad“ zurückbekommen hätten. Was das Sprachliche betrifft, ſo ſteht Meringer nicht allein. Auch Meyer-Lütke urteilt ähnlich.

*) Stiuban iſt nämlich das Erzeugen von Waſſerdampf durch Begießen des heißen Ofens.

Er ſagt: „Und da nun étuve in extufare, ahd. stub in stiuban eine lautlich tadelloſe Grundform haben, da stiuban eine Manipulation beim Baden war, stuba zunächſt die Badeſtube bedeutet, ſo möchte ich in étuve und Stube einen jener trügeriſchen Gleichklänge ſehen, wie wir ihn beiſpielsweiſe in θεός und deus haben."

Mir ſcheinen dieſe doppelten Ableitungen durchaus überzeugend. Darnach hätten alſo die Germanen das Dampfbad in der dazu konſtruierten Badſtube erfunden und dieſe ſei dann ſpäter als Wohnſtube an das primitive Herdhaus angebaut worden. Von den Germanen — es kommen hier die Franken beſonders in Betracht — hätten dann die öſtlichen Völker ſchon vor Chriſti Geburt Wort und Sache übernommen.

Damit kommen wir nochmals auf die Frage, wann die Letten die Stube kennen und bauen gelernt haben. A. Bielenſtein hat dieſe Frage offen gelaſſen und nennt nirgends eine beſtimmte Zeitangabe. Jedenfalls hält er die iſtaba für ſehr alt. Sie hat in langem Kampf die ältere Wohnung der Letten in der von den öſtlichen Völkerſchaften entlehnten Riege verdrängt. Dafür, daß A. Bielenſtein ein hohes Alter der iſtaba angenommen, ſpricht ſeine Theorie der Ableitung des Wortes iſtaba von Neſtors истъба um 1050 (nicht von изба) und ſeine Erkenntnis, daß die iſtaba in der lettiſchen Volksſeele tiefe Wurzeln geſchlagen hat, wie die von ihm angeführten Lieder und Rätſel beweiſen. Es iſt ganz unverſtändlich, wie Dachler, der in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde A. Bielenſteins Werk ſehr anerkennend beſpricht, auf den Gedanken kommen konnte, A. Bielenſtein hätte die Mitte des 19. Jahrhunderts als Entſtehungszeit der iſtaba angenommen. — Über das Wann wagt Meringer noch keine genauen Angaben zu machen. Er meint, daß die iſtaba doch wohl ſchon vor der großen deutſchen Einwanderung im 12. Jahrhundert vorhanden geweſen ſein muß. Ich meinerſeits möchte hinzufügen, daß die Letten, wenn ſie damals die Stube noch nicht gekannt hätten, doch gewiß allgemein das niederdeutſche Einheitshaus von den Einwanderern angenommen hätten. Sie taten es aber nicht, weil der oberdeutſche Typus des ſogen. Küchenſtubenhauſes praktiſcher iſt. Dieſes hat nämlich in dem ganzen Norden Preußens ſich Bodenſtändigkeit erworben; das niederdeutſche Haus wird immer mehr nach Weſten zu abgedrängt.

Auch über das Wie gibt Meringer zunächſt noch keine Auskunft. Er erwähnt nach Analogie anderer Erſcheinungen, daß Kulturgüter auch durch einzelne Perſonen verſchleppt worden ſind. Dann ſei natürlich bis zur allgemeinen Annahme derſelben ein ſehr langer Zeitraum erforderlich geweſen. Er denkt an die Möglichkeit, daß einzelne oberdeutſche Ordensritter in früheſter Zeit die Stube nach Preußen gebracht hätten. Ich möchte in dieſem Zuſammenhange die ſchon oft ventilierte Gotenfrage berühren und an die Reſultate erinnern, die neben Sophus Müller-Kopenhagen und Alfred Hackmann-Helſingfors der finniſche Gelehrte Setälä in Helſingfors auf ſprachwiſſenſchaftlichem Wege erzielt hat. In ſeinem Buche „Zur Herkunft und Chronologie der älteren germaniſchen Lehnwörter in den oſtſeefinniſchen Sprachen“* unterſtützt und erweitert Setälä die von Wilhelm Thomſen vor 39 Jahren aufgeſtellte Theſe, daß diejenigen germaniſchen Volksſtämme, von denen die Finnen ſprachlich beeinflußt worden ſind, entweder „in Mittelrußland oder in den jetzigen Oſtſeeprovinzen in der unmittelbaren Nähe der Finnen gewohnt haben müſſen.“ Setälä kommt zu dem Schluß, daß die älteſten finniſch-germaniſchen Berührungen in die Zeit um Chriſti Geburt, ja vielleicht in eine noch frühere Zeit fallen, und unterſcheidet dabei ältere urgermaniſche und jüngere gotiſche Einflüſſe. Die ſpäteren, etwa ins 4. Jahrhundert fallenden nordiſchen Einflüſſe kommen hier nicht in Betracht. Dieſe Reſultate ſcheinen mir vorzüglich zu denen Meringers zu ſtimmen, der doch die Entſtehung der oberdeutſchen stuba in die vorchriſtliche Zeit hinaufzurücken bereit iſt. Wohnten hier Goten, ſo übernahmen die angrenzenden Völkerſchaften von ihnen mit den neuen Kulturgütern auch die fremden Ausdrücke. Wir dürfen uns den Kulturzuſtand der Germanen, als ſie in die Geſchichte eintraten, ja nicht auf einem niedrigen Niveau denken. Gab es doch Volksſtämme, von denen Plinius erzählt, daß ſie einen plaumoratus gehabt hätten, d. i. einen Pflugwagen. Ein Volk, das einen Räderpflug beſaß, d. i. ein Ackergerät, das viele Völker Europas heute noch nicht kennen**, konnte auch eine heizbare, mit einem Ofen verſehene Stube haben, und vermöge ſeiner höheren Kulturſtufe mußte es

*) Vgl. Sitzungsberichte der Gel. eſtn. Geſ. 1906, S. 10. Referat von von Dr. W. Schlüter.

**) Meringer, Das deutſche Haus. S. 73.

auf alle Völkerſchaften, mit denen es in Berührung kam, befruchtend einwirken. Die auffallenden Übereinſtimmungen in der lettiſchen und eſtniſchen Sprache (es ſind in einer ungedruckten Arbeit einer Dame, die unter dem Pſeudonym A. C. Winter vielen bekannt ſein wird, etwa 700 Wörter zuſammengeſtellt) werden ſich zum Teil vielleicht auf den gemeinſamen Lehrmeiſter, die Goten, zurückführen laſſen. Das eſtniſche Haus und ſein Hausrat iſt noch nicht erforſcht. Ich bin überzeugt, daß ſich hier ebenſo wie ſprachliche, ſo auch dingliche auffallende Verwandtſchaften mit den Letten und Litauern ergeben werden, die auf dieſelbe Quelle deuten. Erwähnen will ich hier nur, daß die Wohnſtube der Eſten „tuba“ heißt, alſo ſprachlich eng verwandt iſt mit dem germaniſchen stuba.

Auf die andern im Buche A. Bielenſteins beſprochenen Gebäude und die dazu gemachten Bemerkungen R. Meringers vermag ich hier nicht einzugehen. Ehe ich aber dieſe Materie abſchließe, möchte ich noch auf eine Beobachtung Meringers hinweiſen, die gewiß von Intereſſe ſein wird. Beiläufig erwähnt A. Bielenſtein S. 128 die bedachten Karren und Hütten auf Schlittenkufen, in denen die Pferdehüter (peegulneeki) die Nacht zu verbringen pflegen, ohne dieſer Sache ein beſonderes Gewicht beizulegen. Meringer hält nun dieſe Fahrzeuge für eine noch lebende Erinnerung an Zeiten, wo die Altvorderen als Nomaden auf Wagen wohnten. Und das merkwürdigſte iſt, daß ſich ſolche bewegliche Häuſer noch bis heute in der Herzogowina erhalten haben, und zwar im Dienſte der Ackerbauer. Sie ruhen auf ſchlittenkufenartigen Schwellbalken, auf denen ſie zu den entfernt gelegenen Feldern von etwa 5 Paar Ochſen gezogen werden, um dort der Familie zum Wohnort zu dienen. Im Germaniſchen gibt es keine Bezeichnungen für dieſe Art der Wohnung, nur im alten deutſchen Recht könnte ſich eine Erinnerung daran erhalten haben, indem das Haus merkwürdiger Weiſe zur „fahrenden Habe“ gerechnet wird. Im Slaviſchen gibt es aber ein ſehr altes Wort „veza“, das heute „Hütte, Zelt, Vorhaus“ bezeichnet. Da es von derſelben Wurzel ſtammt, wie die deutſchen Wörter bewegen und Wagen, ſo muß es wohl urſprünglich den Wohnwagen oder das bewegliche Haus bezeichnet haben. Wie mag hier ſolch eine bewegliche Hütte genannt werden?

*) Meringer, Das deutſche Haus. S. 71 f.

Auf die anderen Kritiken hier einzugehen verbietet die Kürze der mir bemeſſenen Zeit. Nur noch eine, die einzige mir bekannt gewordene ablehnende Kritik möchte ich kurz berühren. Sie iſt ein draſtiſches Beiſpiel dafür, wie klein manchem bedeutende Männer erſcheinen können, wenn man im engherzigſten Nationalismus befangen iſt. Herr M. Sillin hat in der „Wiſſenſchaftlichen Kommiſſion“ des Lettiſchen Vereins in Riga zwei Vorträge über das Buch A. Bielenſteins gehalten und hat, wie es in einem nicht zurechtgeſtellten Referat der „Latwija“ heißt, viele Behauptungen A. Bielenſteins über den Haufen geworfen. Ich will nicht mit Herrn Sillin darüber ſtreiten, ob der „nams“ oder „pagrabs“ älter iſt. Bielenſtein ſagt darüber nichts Beſtimmtes. H. Sillin gibt dem pagrabs das höhere Alter. Ich weiſe auf Schrader, der in beidem parallele Erſcheinungen erkennt: Sommer- und Winterwohnung. Ich will nicht darüber ſtreiten, ob ſkurſtens von Schornſtein kommt oder nicht; Herr Sillin ſagt Nein, eher von ſchkores. Ein Jeder, der nur ein wenig von Etymologie verſteht, muß zugeben, daß ſkurſtens nur von Schornſtein kommen kann. — Eine andere Frage iſt, ob nicht das deutſche Schorn und ſchkores eine gemeinſame indogermaniſche Wurzel haben*. Doch das ſind ſchließlich Einzelheiten, über welche man verſchiedener Anſicht ſein kann. Ein ander Ding iſt aber, wenn H. Sillin über das Ehrenmitglied des Lettiſchen Vereins vor demſelben Verein ein Urteil fällt, das nach dem Referat der „Latwija“ ſo lautet:

Winſch konſtate, ka ſchis ſinibu wihrs neleekas bijis deeſgan objektivs ſawos ſpreedumos, bet gan lizees waditees no ſinameem aiſſpreedumeem pret latweeſcheem.

„Er konſtatiert, daß dieſer Mann der Wiſſenſchaft keineswegs hinreichend objektiv in ſeinem Urteil iſt, denn er habe ſich von bewußten Vorurteilen gegen die Letten leiten laſſen.“

Und an andrer Stelle:

Tapat Bilensſteins atwaſinot daudſ zitus wahrdus no wahzu walodas, kas pateeſibâ nebuht ta neeſot, bet B. gribejis noleegt ihpatnejo kulturu pee latweeſcheem un tadehl iſſkaidrojot wiſus

*) Vgl. Grimm, Deutſches Wörterbuch: Schornſtein = Rauchfang, wahrſcheinlich zu schorren, hervorragen, gehörig, alſo urſprünglich den Kragſtein in der Wand bezeichnend, auf dem bei den alten Kaminanlagen der Rauchfang ruht. Schore = Strebebalken, Stütze; norweg. skorstein; ſchwed. skorsten.

wahrdus ſtipri pawirſchi, tendenzioſi. Waina meklejama pa dalai ari tani apſtahkli, ka B. nebijis nekahds nopatees walodas pratejs.

„Ebenſo leitet Bielenſtein viele andre Worte von der deutſchen Sprache ab, was der Wirklichkeit nicht entſpricht, denn B. will den Letten eine eigene Kultur abſprechen und darum erklärt er alle Worte ſehr oberflächlich und tendentiös. Der Grund dafür iſt zum Teil in dem Umſtande zu ſuchen, daß B. niemals ein ernſter Sprachkenner geweſen iſt."

Ich denke dieſes Urteil richtet den Kritiker ſelbſt. Sie aber, m. H., werden ſich mit mir freuen, daß Dr. A. Bielenſteins unermüdliche Forſcherarbeit, bei der es ſich für ihn immer nur um die reinſte Erkenntnis der Wahrheit handelte, bei maßgebenden Autoritäten ſo volle Anerkennung gefunden hat.

* * *

Zur Frage, wie alt bei den Letten die oberdeutſche Form des Hauſes ſein könne, ſei es geſtattet in Anſchluß an obigen Vortrag noch eine Stelle aus Profeſſor Meringers Aufſatz über das Bielenſteinſche Buch in der Grazer „Tagespoſt" (vom 19. April 1908) anzuführen. Hier ſchreibt er:

„Das heutige lettiſche Haus iſt wieder oberdeutſch, wie das Haus Litauens und Ermlands. Bielenſtein hat es allerdings nicht erkannt, denn ihm war die Literatur über das Bauernhaus nur zum geringſten Teil zugänglich, und der Aufſatz Bezzenbergers über das litauiſche Haus beeinträchtigte ſeinen freien Blick. Er meinte, daß das Küchenſtubenhaus der Letten im Lande ſelbſt entſtanden ſei, und zwar ſo, daß an den Herdraum eine Stube nach dem Muſter der ruſſiſchen „izba" angebaut wurde. Das iſt aber ganz unmöglich, denn der Ofen der lettiſchen Stube iſt ein ganz anderer als der der ruſſiſchen „izba". Derſelbe kukavkachlige Ofen, den wir in Litauen gefunden haben, kommt auch bei den Letten vor und immer wird der lettiſche Ofen wie der unſeres Bauernhauſes von außen geheizt, während der Ofen der „izba" ſeine Heizöffnung in demſelben Raume hat. Es wäre weiter ſehr merkwürdig, daß bei der Neuentſtehung des Küchenſtubenhauſes etwas hätte entſtehen können, was genau der Urform des oberdeutſchen Hauſes entſpricht. Die primitivſte Form des lettiſchen Küchen-

ſtubenhauſes iſt identiſch mit der bei uns, aber auch bei den Südſlawen und noch anderswo vorkommenden Urform. Wenn man das Küchenſtubenhaus bei den Letten neuentſtanden ſein läßt, dann muß es auch bei den Litauern und in Ermland ſelbſtändig entſtanden ſein. Aber noch mehr. Dann muß man es ebenſo als eine ſelbſtändige Erfindung der Tſchechen, Magyaren, Bosniaken und Montenegriner erklären. Da eine ſolche Annahme einfach unmöglich iſt, bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß das Küchenſtubenhaus, das in Oberdeutſchland entſtanden iſt, durch Kulturübertragung zu den anderen Völkern gekommen iſt.

Wann ſich das zugetragen hat, iſt bis jetzt vollkommen ungeklärt, und das hat ſeinen Grund auch darin, daß die Hiſtoriker von Fach ſich mit dieſen Fragen bis jetzt ſo gut wie gar nicht beſchäftigt haben. Von unſerem Standpunkt aus, von der Betrachtung der Form des Hauſes und ſeiner Geräte und von der Betrachtung der dieſe Teile bezeichnenden Namen aus können wir nur ſagen, das oberdeutſche Haus muß ſchon vor Jahrhunderten weit über ſeine urſprünglichen Grenzen hinaus vorgedrungen ſein. Zu der Frage, wann es nach Ermland, dann zu den Litauern und Letten gekommen iſt, liegt auch ein ſprachlicher Anhaltspunkt vor: Wir finden nämlich in einem altpreußiſchen Vokabular aus dem 15. Jahrhundert bereits Wörter für Stube und Ofen angegeben. In den Balkan muß es noch früher gekommen ſein. Man muß bei dieſen Dingen ſich immer vor Augen halten, daß ein verſchlepptes Kulturgut an ſeiner neuen Stelle natürlich nicht gleich in Menge auftritt, ſondern nur in wenigen Beiſpielen, bei vornehmen, geiſtig höher ſtehenden Männern, und daß es lange, ſehr lange braucht, bis dieſe vereinzelten Beiſpiele nachgeahmt und endlich und ſchließlich Geſamtgut der Maſſe werden. Dieſer Vorgang kann Jahrhunderte in Anſpruch nehmen. Es iſt deshalb nicht richtig, wenn man glaubt, erſt eine nachweisbare Maſſeneinwanderung von oberdeutſchen Koloniſten könnte das Beſtehen des oberdeutſchen Hauſes auf fremdſprachlichem Boden erklären. Die Kultur überwindet mit der Zeit alle Sprachgrenzen, dauernd wird ſie von dieſen nicht aufgehalten. Es beweiſt alſo garnichts, wenn die Schriftſteller berichten, es habe in Litauen im 16. Jahrhundert noch gar keine Häuſer mit Stuben gegeben; dieſe können ſchon längſt, wenn auch nur in vereinzelten Beiſpielen, vorhanden

geweſen ſein. Überhaupt ſind die Nachrichten der Schriftſteller mit Vorſicht aufzunehmen. Welch ganz verkehrtes Bild hätten wir auf Grund der ſchriftlichen Berichte uns vom deutſchen Hauſe machen müſſen, wenn wir nicht es ſelbſt noch rechtzeitig ſtudiert hätten. Aus dem Geſagten geht aber keineswegs hervor, daß wir unter ſolchen Umſtänden der Hilfe der Hiſtoriker überhaupt entraten könnten, ſondern nur, daß bei ſo ſchwierigen Fragen alle gehört werden müſſen, der Sprachforſcher ebenſogut wie der Hausforſcher und der Hiſtoriker, denn gerade die Geſtalten der Bezeichnungen, die Wörter, ermöglichen uns oft einen Schluß auf Herkunft einer Kulturerſcheinung und Alter der Entlehnung von dem kulturell höher ſtehenden Volke, das der Lehrmeiſter war. Wir ſtehen vor neuartigen Problemen, denen mit dem alten Rüſtzeug und mit einſeitiger Ausbildung nicht beizukommen iſt."

Stockholmer Spaziergänge.

Von

(Henri Olof).

Ende September, in einer Zeit, wo bei uns das Laub schon zu fallen beginnt und Reisepläne wohl nur noch für südlichere Regionen gemacht zu werden pflegen, konnte ich einen längst gehegten Wunsch zur Ausführung bringen und der schönen Metropole am Mälar einige Wochen widmen. Die vielfachen Anregungen und eindrucksvollen Bilder, die ich auf dieser Reise gewann, hatte ich auf losen Blättern verzeichnet und keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt. Wenn ich dennoch einige meiner Notizen in zwangloser Auswahl veröffentliche, so geschieht es ausschließlich, um meine baltischen Landsleute gleichfalls zu „Stockholmer Spaziergängen" anzuregen. Möge es mir glücken, den überaus sympathischen Eindruck, den ich gewonnen, wenigstens einigen Lesern dieser Zeilen zu vermitteln.

Vormittags $^1/_2$11 Uhr setzten sich die Schrauben des schmucken Dampfers „Wellamo" der finnischen Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft im Revaler Hafen in Bewegung, um bereits um $2^1/_2$ Uhr in Helsingfors zu stoppen. Die Überfahrt vollzog sich bei herrlichstem Wetter, 12° R. und Sonnenschein. Wer das imposante Panorama: Reval von der Seeseite nicht kennt, dem sei es empfohlen! Neuer und eigenartiger stellten sich mir die Einfahrt in Sveaborg und Helsingfors dar. Hier konnte ich zum ersten Mal das Urgebirge der herrlichen, vielfarbigen Granite bewundern, deren Findlinge in unserer Heimat so zahlreich vertreten und nicht gerade sehr beliebt sind. Wie malerisch und prächtig präsentiert

ſich der meerumſpülte Rumpf des von der Atmoſphäre und Meeresbrandung abradierten Rieſen. Wie haben hier elementare und kulturelle Kräfte im Wettbewerb dafür geſorgt, daß der Menſch dem ſcheinbar undurchdringlichen Felſen Nahrung und Exiſtenzelemente abzuringen vermochte! Sveaborg, dieſe Felſenfeſtung, deren Einfahrt ſo ſchmal iſt, daß ſie bequem mit einer Kette geſchloſſen werden könnte, macht den Eindruck der Uneinnehmbarkeit. Gefallen iſt ſie vor 100 Jahren durch Verrat.

Helſingfors, deſſen Beſichtigung ich mehrere Tage widmete, hat ſich in den letzten 15 Jahren großartig entwickelt und macht trotz ſeiner nur ca. 130,000 Einwohner den Eindruck einer Großſtadt. Durch die neuen Villenviertel, die in den öſtlichen und weſtlichen Schären ſowohl als auf dem Feſtlande um die Stadt entſtanden ſind, gewinnt ſie bedeutend an Ausdehnung und freundlichem Ausſehen. Die zahlreichen induſtriellen Anlagen liegen meiſt außerhalb. Dafür genießt das Auge allüberall mit Genugtuung moderne Anlagen, in denen mit feinem Verſtändnis der inländiſchen Flora die Vorherrſchaft eingeräumt iſt. So erinnere ich mich nicht Baumpflanzungen geſehen zu haben, in denen mit unſerer nordiſchen Birke ſo ſchöne Effekte erzielt werden, wie in den Helſingforſer Anlagen. Parallelen in Bezug auf öffentliche Fürſorge, Hygieine, Verkehrsweſen ꝛc. mit unſeren Heimatſtädten führen zur ſchmerzlichen Erkenntnis, daß bei uns noch gar zu vieles mangelt.

In dem kleinen, mit allem Komfort eingerichteten „Hotel Briſtol", in dem ich wohne, weckt mich der Portier morgens per Telephon. Überall hängen Verhaltungsmaßregeln gegen die Cholera-gefahr in mehreren Sprachen aus und die Luft iſt dank der Ventilatoren und Desinfektoren trotz Zentralheizung vorzüglich. —

Abends leiſte ich der Einladung eines mir bekannten Leutnants zur See Baron S. Folge und beſuche ihn zum Diner auf ſeinem Torpedoboot. Die Unterhaltung iſt ſehr angeregt. Die Chancen des Königs Ferdinand werden beſprochen, eine neue Signalmethode mit Spiegeln und Scheinwerfern demonſtriert und das Schiff mit ſeinen überraſchend großen unterſeeiſchen Dimenſionen mir freundlichſt gezeigt.

Als ich mit dankbaren Empfindungen gegen meine liebenswürdigen Gaſtgeber abends an Land gehe, wendet ſich mein Be-

gleiter ruſſiſch an einen Schutzmann mit der höflichen Frage nach einem Hotel. Der Schutzmann ſalutiert, wendet auf dem Abſatz um und geht in ſtrammer Haltung, ohne einen Laut der Erwiderung mitten auf der Straße vorwärts — wir folgen erwartungsvoll auf dem Trottoir; nach einigen hundert Schritt: rechts um, der rechte Arm ſtreckt ſich wie ein Wegweiſer auf ein Gebäude, ſalutiert, rechtsumkehrt und die ſchwarze würdevolle Erſcheinung marſchiert ebenſo ſprachlos ab, wie ſie gekommen. Donnerwetter! faſt ſollte man ſich ärgern, brummt mein Begleiter; ich mache mir andere Gedanken! —

Die nächſten Tage ſind außer Beſichtigung der Stadt vorherrſchend Archivſtudien gewidmet. Als Verſtändigungsſprache kann man ſich faſt überall des Deutſchen bedienen, die Verkehrsformen ſind durchaus zuvorkommend.

Die Finnen ſind durch Auftreten und Exterieur in den meiſten Fällen von den Schweden zu unterſcheiden; eine auf Nationalität zielende Frage wird beiderſeits etwas gereizt beantwortet mit: ich bin Finnländer!

Eine der markanteſten Baulichkeiten der Stadt iſt die Nikolaikirche. Die Höhe dieſer impoſanten lutheriſchen Kathedrale beträgt 71 Meter. Eine gewaltige Steintreppe führt vom Marktplatz auf eine Teraſſe hinauf. Das Innere iſt äußerſt ſchlicht: Statuen von Luther, Melanchton nach Rietſchel, Mikael Agricola dem finnländiſchen Reformator von Wallgren und ein Altarbild von Neff bilden den einzigen Schmuck. Dafür birgt aber dieſe Kirche am Altar in unſcheinbarer Faſſung ein Kleinod. Unter Glas hängen hier in ſchwediſcher und finniſcher Sprache die Beſtätigung der Finnländiſchen Privilegien durch alle Selbſtherrſcher Rußlands von Alexander I. ab.

Im Athenäum, einem Renaiſſancebau, der dem Kunſtgewerbe und der Kunſt Finnlands als Heimſtätte dient, ſteht das Original des bekannten Runebergſchen Apoll. Unter dem Kunſtgewerbe intereſſierten beſonders die Antellſchen Sammlungen. — Das Studentenhaus, ein Bau, der 1870 eingeweiht und aus ſelbſterſungenen Mitteln der Studenten errichtet iſt, trägt die ſchöne Inſchrift: „Spei suae patria dedit.“ Das „Riddarhuſet“, in welchem früher ſämtliche Stände zum Landtage ſich verſammelten, iſt heute ausſchließlich Ritterhaus und trägt beſonders in

ſeinen Nebenräumen durchaus den Charakter eines Korpshauſes. Die moderne Einrichtung iſt von einer Dame (Freiin B.) geſtiftet, das Bild der Stifterin prangt an der Wand. — Im übrigen ſind bemerkenswerte Gebäude in Helſingfors die Banken. Mit Granit- und Topfſteinfaçaden in mächtigen Dimenſionen aufgeführt, ſtellen ſie die typiſchſten Vertreter des modernen finniſchen Stiles dar. Die Einrichtung iſt zweckmäßig, teilweiſe ſolid-prunkhaft und die Verwaltung ſehr vorherrſchend von Damen bedient. Einer ſolchen Mannmaphrodite, deren Vertrauen ich gewonnen hatte, indem ich ſie ſchonend auf einen Rechenfehler aufmerkſam machte, ſtellte ich die indiskrete Frage: womit ſich in Finnland wohl die Männer beſchäftigen, und erhielt ohne Zögern den beruhigenden Beſcheid: O, auf ſehr wichtig! Das „auf" erſchien mir recht ſieghaft verbrämt. —

Aber auf nach Schweden, dort werden wir noch öfter Gelegenheit haben auf die Frauenfrage zurückzukommen. „Oihonna" hieß der hübſche Dampfer, der morgens 9 Uhr Helſingfors verließ. Unter den Paſſagieren herrſcht der ſchwediſche Typus vor. Freimütige Menſchen mit offenen Geſichtern, geſunden Nerven und gutem Appetit, denn um 10 Uhr bereits ruft das Tamtam zum Frühſtück und da fehlt niemand. Jetzt ſchnell auf Deck, um den herrlichen Rundblick zu genießen. Aber o weh! die erſte „Bumaga" hält uns auf, wir kommen aus Rußland und müſſen einen Cholerarevers unterſchreiben. Recht unbekümmert um die Konſequenzen, tun es alle gutwillig. Nur ein ſpekulatives Männchen fragt: „wenn ich aber nicht ſchreibe?" „Da komme Sie nicht nach Sveden ein!" kurz und klar der Steuermann. Ja ſo! der Paſſagier — ſchon ſchreibt er. —

Mit friſcher Briſe, bei klarem Wetter lavieren wir den ganzen Vormittag in den finniſchen Schären. Ein nervenſtärkendes wahres Vergnügen. Den Eindruck zu ſchildern, den ſolch eine Schärenfahrt, zumal bei guter Beleuchtung, auf ein empfängliches Gemüt ausübt, iſt nicht leicht. Aber darüber ſpäter.

Um 3 Uhr mittags laufen wir am Leuchtturm vorüber, zwiſchen nackten Klippen in den Hangöer Hafen ein. Das Schiff wird an dem großen Hafenmolo verkabelt und ſofort wird das Schiffstelephon mit dem Feſtlande verbunden. Nach wenigen Minuten rollt ein Zug an, mit dem man nach Hyvinge der

Petersburger Bahn gelangen kann. — Hangö, dieſes moderne Städtchen an der ſüdlichſten Landzunge Finnlands mit ca. 6000 Einwohnern und ſeinem eisfreien Hafen iſt bedeutend als Ausgangspunkt eines regelmäßigen Schiffsverkehrs mit Stockholm, Kopenhagen und Hull. Der wichtigſte Exportartikel iſt Butter. Ein ſtilvolles großes Lagerhaus für dieſen Artikel auf der Spitze des Hafenmols geht eben ſeiner Vollendung entgegen. Den Aufenthalt von 1 Stunde benutze ich zu einem kleinen Orientierungsgang. Vom Drottningberg am Hafenplatz, der als Steinbruch abgetragen wird, hat man eine weite Ausſicht auf Stadt, Hafen und Meer. Auf wenige Kilometer ſieht man die Überbleibſel dreier ſchwediſcher Feſtungswerke, die von den Ruſſen während des Krimkrieges geſchleift ſein ſollen. Die Werkſtätten der Geſellſchaft „Granit", wo der Stein mit Dampfkraft behauen, gedrechſelt und geſchliffen wird, lohnen ſehr eine Beſichtigung. Bekanntlich iſt Hangö in neueſter Zeit auch faſhionabler Sommeraufenthalt und Badeort geworden, als ſolchen kenne ich ihn aber nur von Hörenſagen. Um 4 Uhr verlaſſen wir den Hafen und ſteuern in die offene See hinaus. 5 Uhr 10 Minuten bereits genießen wir das Schauſpiel der feuerrot ins Meer verſinkenden Sonne, und jetzt wird es dunkel, unfreundlich und kalt. Mit Behagen genießt man die gute Beleuchtung und Einrichtung des Schiffes.

Vor 7 Uhr morgens werden die Paſſagiere an Deck zitiert, der „läkare" ſei da und müſſe alle unterſuchen. Dieſe erſte „Unterſuchung" erwies ſich als eine ſehr zeitraubende, aber rein äußerliche Viſitation, die in ihren Einzelheiten nicht ohne Humor verlief. Leider hatten wir unfreiwillige Muße, denn wegen zu ſtarken Nebels lagen wir ſeit einigen Stunden ſtill. Nach dem Lunch hatte ſich der Nebel glücklicherweiſe verzogen und die jetzt folgenden Stunden boten uns reiche Entſchädigung. Das Schauſpiel um uns war reine Augenluſt. Immer wiederholen mußte ich es mir, ſo etwas Eindrucksvolles habe ich noch nicht geſehen. Im Vergleich zu den finnländiſchen Schären bieten die ſchwediſchen mehr Abwechslung. Ein Bild löſt das andere ab. —

In den Arm mußte ich mir kneipen, um nicht zu vergeſſen, daß das kein geträumtes Panoptikum, ſondern Natur war. Dieſe Farbenpracht in den dunklen Schattierungen! Eichen, Buchen, Espen, Birken und alle Nadelhölzer, die einen im Herbſtlaub von

gelb über braun bis feuerrot, die andern in tiefsattem Grün. Diese Felsenkanäle und 1000 von Felseninseln, zwischen denen man dahingleitet in ihrer imposanten starren Pracht, dieser Ernst in der Natur, diese Ruhe und dabei allüberall der Beweis: hier herrscht der Mensch. — Jedes Läppchen Verwitterungsboden hat er in Besitz genommen, ausgenutzt, aber er hat aus diesem Boden nicht nur seine Nahrung, sondern auch seine Wesensart gezogen: Treue, Festigkeit und Gesundheit eignen den Bewohnern dieser Riffe. — Gutsgebäude, Fabriken, Villen, vor allem aber die charakteristischen roten Häuser mit weißen Fenstern wechseln an uns vorüber.

Diese Häuser findet man in Liv- und Estland in Strandgegenden noch heute und das Rot heißt glaube ich im Handel „schwedische Farbe".

Die Einfahrt in Stockholm läßt einen Vorfreuden genießen! Die Besiedelungsdichtigkeit steigt, kaum eine Insel ohne hübsche Villen und Badeorte. Von einem Eiland zum andern ziehen sich Telephondräte und unzählige kleine Dampfer und Motorböte beleben das Wasser.

Der erste Gesamteindruck der Hauptstadt vom Wasser her unterscheidet sich von dem der vielen Ostsee- und Hansastädte wesentlich dadurch, daß man mitten in die Stadt hineinfährt. Hier hat man den Anblick der auf Inseln und Halbinseln, in der Ebene und auf Felsrücken ausgebreiteten und ansteigenden Stadt. Die skandinavischen Silhouetten der Kirchen, die zahlreichen Brücken, Kais und stattlichen Gebäude, der lebhafte Wasser- und Straßenverkehr prägen ein eigenes charakteristisches Bild. Mit einem Schlage fühlt man sich im blühenden Sitz moderner Kultur. — Noch werden wir auf dem Schiff zurückgehalten. Die Zöllner und ein zweiter sehr sprachkundiger Arzt rauben uns durch Erfüllung ihrer Pflichten mehr als eine Stunde. Eine Taxameterdroschke führt mich nach Versagen der „deutschen" Pension in das ganz neue elegante „Hotel Anglais" am Stureplan. Nach vorheriger Orientierung im Baedeker mache ich eine Rundfahrt auf der elektrischen Ringbahn, studiere das Straßenleben, besuche „Berns Salonger", ein großes Kaffee, wo man den Stockholmer mit Hut, Stock und Zigarre in dolce far niente mit sehr demokratischen Allüren beobachten kann, ordne mein Postverhältnis und kehre sehr

befriedigt von meinem ersten Stockholmer Spaziergang heim, um mich wohnlich einzurichten.

Die Einsamkeit inmitten der sympathischen, aber doch ganz fremden Umgebung sollte nicht lange währen. Es war mir vergönnt meine Spaziergänge nach wenigen Tagen bereits in Gesellschaft neugewonnener liebenswürdiger Bekanntschaften fortzusetzen, denen ich in der Folge viel Anregung und Orientierung verdanke.

Die Fragen, welche die gebildete Gesellschaft in Schweden am lebhaftesten beschäftigen, die Erziehungsfrage, die Frauenfrage und die soziale Evolution, sind gewiß für jeden denkenden Menschen interessant genug, um von verschiedenen Standpunkten beleuchtet zu werden. Selbst auf die Gefahr hin manche längst bekannten Gedanken zu wiederholen, werde ich aus dem Ideenkreise, in den ich mich hineingezogen fühlte, hier manches rekapitulieren. Keine Quellenzitate, keine Fachautoritäten, bewahrel nur Reflexe des Erlebten und Gedachten — aus einem Lande möchte ich hinzufügen, das im Begriff steht auf seine uralte, aber etwas verrostete Kultur aus eigenem Antrieb und Wollen, ohne jede gewaltsame Erschütterung eine neue lebendige Kultur zu pfropfen, die schon in ihrer bisherigen Entwicklung ein großes Maß von Harmonie, Gesundheit und Lebensfähigkeit zeigt.

Bei aller Ähnlichkeit mit anderen modernen Großstädten muß jedem Ausländer in Stockholm sofort ein Unterschied in die Augen fallen — das ist das Auftreten und Gebahren der Frauen und Mädchen.

Stolz ohne Überhebung, graziös ohne Geziertheit, solid und soigniert bewegen sich diese gesunden Erscheinungen mit einer Sicherheit und Natürlichkeit auf der Straße und im Salon, daß man seine Freude daran hat. Das vierzehnjährige Mädchen und die reife Frau tragen ihre Büste mit Stolz. Frohsinn und Gesundheit leuchten aus ihren Augen.

Die Engländerin, die Französin, die Polin, die Wienerin und das Mädchen vom Rhein, sie alle haben nur einen Teil dieses harmonischen persönlichen Auftretens, dieser gesunden Unbefangenheit! — und woher kommt das? Diese Frage findet ihre natürliche Antwort, wenn man sieht, in welcher fast idealen Weise die Erziehung in Schweden geregelt wird. Seit Dezennien arbeitet man dort zielbewußt auf die Durchführung des Prinzips der

„Samskola“ und die Resultate sind vorzügliche. Ausgehend von dem germanischen Gedanken, daß das „Heim“ der Jungbrunnen für Schule, Leben und Staat ist, und daß die getrennte Erziehung in der Schule die harmonische Einheitlichkeit unnatürlich und brutal zerbricht, ging man zur gemeinschaftlichen Erziehung von Knaben und Mädchen über.

Die gegenseitige natürliche Einwirkung der Geschlechter auf einander während der täglichen gemeinsamen Arbeit knüpfte ein veredelndes keusches Band der Kameradschaft zwischen Knaben und Mädchen, und die sich in der Schule als Kameraden begegneten, behalten auch im Leben die Achtung und Wertschätzung der Persönlichkeit, abgesehen vom Geschlecht, bei. So geschulte Männer und Frauen arbeiten gemeinsam an der Lösung sozialer Probleme. Das veraltete Frauenideal macht einem höheren, edleren Platz. An die Stelle der prüden, gekünstelten, naiven tritt die von Konventionalitäten emanzipierte, durch wahre Bildung entwickelte Weiblichkeit. Aus dieser natürlich erworbenen Gleichberechtigung erklärt sich das gesunde sympathische Selbstbewußtsein der Frauen in Schweden.

Ich habe keine Enqueten angestellt über den Prozentsatz der Mißerfolge, ich habe nur einzelne, vielleicht besonders gut veranlagte Frauen persönlich kennen gelernt und kann nur den günstigen Eindruck schildern. Ebenso will ich nicht entscheiden, ob das System oder die Schwedin diese Resultate garantieren — ich glaube wohl beide zusammen und vor allem der ideale Schwung, der alle Volksschichten zu ergreifen beginnt. —

„Skansen“, der westliche Teil des Stockholmer Tiergartens, ein ebenso hübscher wie interessanter Nationalpark! — Oftmals führten mich meine späteren Spaziergänge hierher; das erste Mal habe ich ihn unter sachkundiger Führung genau besichtigt und kann nicht umhin auf diese einzigartige Schöpfung etwas näher einzugehen. Schon das Terrain (ca. 30 ha. groß) mit seinem Wald, seinen Felshügeln und Seen, seinen Wiesen und Feldern ist zu einem Bilde der Bodengestaltung Schwedens ausgenutzt. Auf diesem von Natur und Menschenhand geschaffenen Stück, das nur durch leichte Umzäunungen vom mächtigen „Djurgard“ abgegrenzt ist, befindet sich ein großes, vorzüglich angelegtes Freiluftmuseum. Die gesamte Pflanzen- und Tierwelt

des Landes ist hier vertreten und Proben schwedischer Ansiedlungen aus allen Landschaften, bevölkert von ihren Bewohnern in der Landestracht, geben ein Gesamtbild, das an Vielseitigkeit und Anschaulichkeit ihresgleichen vergeblich sucht. Für Besucher aus dem nördlichen Baltikum hat „Skansen" ein besonderes Interesse, denn diese Siedlungsformen und Trachten, diese primitiven Bauten und die hier dargestellten Volksgebräuche fanden sich mit geringen Abweichungen noch vor 40 Jahren im ganzen estnischen Volksgebiet und können noch heute auf Oesel und den anderen Inseln mit schwedischer und estnischer Bevölkerung studiert werden. — Die riesigen Mantelschornsteine mit der Küche im Fuß, die Ziehbrunnen, die Ackergeräte, das hölzerne Mobiliar, die Kartoffelkeller, Staketenzäune und Pforten, Schaukeln und Kletterstangen, ja selbst die kleinen Gärten vor den Häusern, sie heimeln uns an und erinnern an die Jugendzeit.

Diese ganze Anlage für Landes- und Volkskunde verdankt ihre Entstehung der vor kaum 20 Jahren begonnenen energischen Initiative eines Patrioten, Dr. Hazelius, der rechtzeitig erkannte, daß alle hier zusammengetragenen altheimischen Gebrauchsgegenstände, in kurzer Zeit durch die Industrie verdrängt, unwiederbringlich der Nachwelt verloren gehen mußten. Dr. Hazelius brachte die bedeutenden Mittel zur Verwirklichung seines Planes ausschließlich durch Privatkollekten auf, erwarb sich den Ehrennamen des größten schwedischen Bettlers und ist im Jahre 1901 inmitten seiner Schöpfung zur letzten Ruhe gebettet und durch Errichtung eines schlichten, aber grotesk-schönen Felsdenkmals geehrt worden.

Der „Bredablick", die Aussicht von einem 75 Meter hohen Turm, auf dem höchsten Punkte Skansens, ist großartig, sie umfaßt die ganze weitausgedehnte und getürmte Stadt, die Buchten der Saltsjö, reicht weit über Land und Meer und verleiht dem ganzen Eindruck einen befriedigenden Abschluß.

Ebenso gesund wie die Motive zur „Samskola" sind in Schweden auch die Ausgangspunkte für die soziale Evolution. Um die Stellung eines Menschen zu verbessern, hält man für die erste Bedingung, daß er selbst verbessert werde, d. h. intellektuell, moralisch und ästhetisch sich entwickle. Ziemlich allgemeiner Anerkennung erfreut sich das Prinzip, daß kein Mensch für einen

bestimmten Platz in der Gesellschaft geboren wird, sondern daß er frei seine Stellung, gemäß seiner natürlichen Neigung, muß wählen können. Darauf zielt die ganze kommunale und politische Gesetzgebung in Schweden. Also rein demokratisch! Generell ist man das in Schweden, individuell fühlt und führt sich jeder als Aristokrat. Ein Balte, der lange Jahre in Stockholm lebt, Land und Sprache kennt, bestätigte mir, daß mein Suchen nach Proletariat in Schweden vergeblich sei. Die Kellnerin aus dem Kaffee, das Ladenmädchen, der Chauffeur und der Schutzmann müssen außer ihrem Amt auf der Straße oder im Theater als durchaus gesellschaftsfähig aftimiert werden, und zwar nicht nur, weil sie gute Chaussure und Kleidung, sondern weil sie die Allüren gebildeter Menschen haben. Und woher kommt das? Sie sind alle familienständig und haben eine gute Erziehung genossen — aber Arbeit schändet nicht.

Ich kenne kein Land und könnte auch nur in England und Amerika für möglich halten, was ich an Vielseitigkeit der Frauenbetätigung in Schweden erlebt habe. Vom Scheitel bis zur Sohle im buchstäblichen Sinne des Wortes bin ich beispielsweise in Stockholm von Frauenhänden gepflegt worden. Frisieren, rasieren, massieren, maniküren und pediküren läßt man sich von Frauen, und das sind keine alten Weiber, sondern gesunde Geschöpfe, die ohne Stumpfsinn, aber auch ohne jede Prüderie ihre Pflichten tadellos erfüllen. Ja vor Männern in gleicher Betätigung haben sie sogar Zartheit und achtunggebietende milde Frauenwürde voraus. —

Außer mit den aktuellen sozialen Problemen, an deren Lösung in Stockholm besonders intensiv gearbeitet wird, muß man sich hier unwillkürlich mit historischen Reminiszenzen befassen. Die Geschicke Schwedens haben einmal die Europas bedeutet, die schwedische Geschichte jener Zeit ist die Geschichte seiner Könige. Heute ist es anders, aber das Verständnis für die Vergangenheit wird mit viel Liebe gepflegt. Die vielen Denkmäler und Museen der alten Residenzstadt reden deutlich dafür. Das retrospektive Interesse der Balten findet hier naturgemäß viel Nahrung. Da steht man vor dem Reiterstandbild Gustav Adolphs. Es ist ein Werk des Franzosen Larchevêque und ziert, 1905 erweitert, seit über 100 Jahren den gleichnamigen Platz. Hätte jene Kugel bei

Lützen nicht so früh gesprochen, welch andere Gestaltung Europas hätte 7/4 Jahrhunderte später Napoleon vorgefunden? Müssige Gedanken! gewiß! aber es liegt ein eigener Reiz darin, geduldige Objekte mit Phantasiegespinsten zu umweben und ihren stummen Mund zu befragen. Was wäre ich? fragte der verstorbene König Oskar vor dem Denkmal Gustav Vasas, wenn der nicht gewesen? Und was wären wir, muß sich der Balte fragen, wenn er vor Karls XII. Standbild das frühe und tragische Ende dieses Abgottes seines Volkes bedenkt, wenn der nicht gewesen? Im Riddarhus, einem der ältesten Bauten Stockholms, steckt auch viel livländische Reminiszenz. Kein Zufall ist es, daß das Standbild Axel Oxenstjernas hier Aufstellung gefunden — seine Machtstellung fiel mit der Glanzperiode des schwedischen Adels zusammen. Die zahlreichen Wappenschilder noch eben in Liv- Est- Kurland florierender Geschlechter und das genealogische Archiv bergen ein Denkmal des Ruhmesanteils, den Livland und Estland an der Geschichte Schwedens genommen. Dieser Palast, der auf die Initiative der Königin Christina im Barockstil erbaut, und vorzüglich stilrein erhalten ist, gehört zu den allercharakteristischsten Baudenkmälern der Altstadt. Die Ehrenstrahlschen Deckengemälde sind mit Recht berühmt. Die durch zwei Stockwerk laufenden Steinpilaster und das geschwungene Dach geben ihm seinen spezifischen Charakter. Die Riddarholmskyrka, ein wahrer Tempel schwedischer Ehren, wirkt mit seinen durchbrochenen eisernen Türmen, seinem gotischen Rumpf und unzähligen Renaissanceanhängseln äußerlich mehr malerisch als architektonisch befriedigend. Die neueste Dependence der Bernadottes spricht mit ihren eisernen Treppen ꝛc. in einer alten Franziskanerkirche jedem Geschmack Hohn.

Ehrfurchtsvoll stehe ich vor dem aufgebarten Sarge Oskar II. Er ist von Kränzen der Potentaten aller Länder bedeckt; im Hintergrunde und an den Seiten liegen Ehrenspenden bis zur Decke in unförmlichen Haufen getürmt. Eigentümliche Sitte! gar zu lebhafte Betonung des Verdorrens und Vergehens. Dem Innern der Kirche, die einer größeren Remonte unterzogen wird und in der menschliche Knochen ziemlich unmenschlich herumgeschaufelt werden, widme ich mehrere Stunden. Von genealogischem Interesse als Livländer waren für mich Denksteine der Familien: Rosen, Fersen, Taube und eines Landeshauptmanns Strijk. —

Sehr läſtig empfinde ich die Konſequenzen des Choleraverſes, da ich mich täglich im Meldebureau für Ausländer vorſtellen muß, um die ſtereotype Frage „ſaid Sie von guter Geſundhait?“ zu bejahen. Als meine Geduld gleich meiner freien Zeit auf dem Nullpunkt angelangt ſind, frage ich an einem Montag, wie lange ich denn noch erſcheinen müßte, da mir dieſer Gang ſehr läſtig ſei. Ja ſo! kommen Sie ſu Sonntag! Ich merke die Abſicht, werde aber nicht verſtimmt, denn ich beſchließe auch wirklich nur am Sonntag hinzugehen, obgleich „bis“ Sonntag gemeint war. Am Sonntag längeres Befragen, warum ich nicht gekommen — ja ſo! in allen Tonarten; dann eine ausführliche Ausſprache mit einem Polizeikommiſſaren bei noch ſtärkerer Variation des Themas „ja ſo“ und endlich bin ich für ungefährlich erkannt und ſtehe nicht mehr unter Aufſicht.

Abends ſehe ich in der Königl. Oper den „Lohengrin“ und erinnere mich dabei, daß ich Wagner bereits in 4 Sprachen, den „Lohengrin“ ſpeziell in 5 Hauptſtädten und unzähligen anderen Städten Europas gehört. Es tat mir aber durchaus nicht leid, mit der Stockholmer Aufführung meine Reminiszenzen bereichert zu haben. Erſtens war die mis en scene, beſonders die Dekorationen vorzüglich, und ferner konnte ich beobachten, wie die ſkandinaviſchen Sprachen doch recht eigentlich nur Dialekte mit getrennter Schriftſprache ſind. Der Lohengrin wurde von einem Gaſt däniſch geſungen, was den Geſamteindruck nicht im geringſten ſtörte und mir garnicht gleich aufgefallen wäre, wenn man mich nicht auf dieſe ganz gewöhnliche Erſcheinung aufmerkſam gemacht hätte. — Wie erhebend wäre es doch, wenn unter dem Druck politiſcher Verhältniſſe oder aus idealen Motiven die nordiſchen Brüderſtämme in Zukunft ſich nicht nur mit denſelben Tenören, ſondern auch mit denſelben Nationalhelden begnügen und ſich vereinigen wollten zu einem großen ſtarken Volk. Momentan iſt durch den Abfall Norwegens der Gegenſatz allerdings ſtark verſchärft und eine mächtige kulturelle und wirſchaftliche Rivalität läßt jeden der drei Stämme nach der Priorität jagen. Deutſchlands Einigung bietet aber zu viel Analogien, um das dort erreichte hier für alle Zeiten ausgeſchloſſen zu halten. Mag der Norden Europas dazu berufen ſein, neue Staatsformen zu prägen, die die Mängel der bisherigen mildern, mag er dieſe Formen finden im friedlichen Austauſch

der Kräfte oder im zornigen Erproben derſelben. Wenn nur das Reſultat keine kräftevergeudende Differenzierung, ſondern ein Völkerbund iſt, ſtark genug, um der Welt neue Bürgſchaften für Frieden und Kultur zu bieten. — In welcher Richtung die Differenzierung der Volkscharaktere gegenwärtig läuft, läßt ſich aus dem zutreffenden Urteil eines ausländiſchen Beobachters erkennen, der da ſagt: In Norwegen iſt jedermann in erſter Linie mit Bewußtſein Bauer, in Dänemark Bürger und in Schweden Ariſtokrat. Iſt das auch ſehr draſtiſch ausgedrückt, ſo iſt es doch richtig, aber nur ſcheinbar ein Hindernis der nationalen und politiſchen Aſſoziation. Bei dem großen ethiſchen und ſozialen Aufſchwung, den Schweden, beſonders ſeit der Trennung von Norwegen, genommen, ſcheint dieſes in erſter Linie dazu prädeſtiniert, eine Einigung zu bewirken. Außer meiner großen Hochachtung vor den Beſtrebungen dieſes Landes und meiner Sympathie für die Bewohner führen mich zu dieſer Annahme noch andere Beobachtungen, beſonders auf dem Gebiete der Frauenfrage. Hier ein Beiſpiel: Eine junge Dame, die vor wenigen Jahren in Upſala zum Dr. phil. promoviert, nachdem ſie in England, Frankreich und Deutſchland ſtudiert hatte und die ſeitdem eine angeſehene ſtaatliche Stellung bekleidete, ja bereits im Auftrage des Staates nach Amerika abdelegiert war und ihre Miſſion mit einem wertvollen Druckbericht abſchloß, welcher Aufſehen erregte — ſolch ein Fräulein Doktor, wie ſtellt ſich die ein deutſcher Leſer vor? — ich mir bisher wie folgt: Obligatum: Brille, ſpärlicher Haarwuchs, ſchneidende Stimme, ſaloppe hygieiniſche Kleidung, dabei natürlich männerfeind, mit ſatyriſch überlegenen Mundwinkeln, ſenſitiv, a priori anderer Anſicht und in ſtändigem ſittlichen Tremulando! — kurz mit total verbogenem Nervenſyſtem. — Wie anders das Bild, das ich aus Schweden mitnahm. Die jungen Mädchen arbeiten in ihrem Beruf, ſind chick und ſoigniert, genießen ihre Jugend in Sport und Spiel, ſtellen ſich die höchſten Ziele, ohne im entfernteſten dabei zu verkümmern und durch die ideale Konkurrenz mit den Männern werden auch dieſe angeſpornt. — Unwillkürlich fragt man ſich, wo ſoll dieſe Entwicklung hinaus? Werden die Männer nicht, aus ihrer Arbeit verdrängt, im rückſichtsloſen Konkurrenzkampf ihre phyſiſche Überlegenheit brutal zur Geltung bringen? Mir iſt keine Igriertheit, keine Ranküne von ſeiten der Männer

Geschmacklosigkeiten gibt es nicht mehr, und was am höchsten anzuschlagen ist, der Sinn für Formenschönheit scheint ins Volk gedrungen zu sein. Daher wohl auch das überraschende Maß an Harmonie und Rhythmus, das einen überall anmutet, besonders bei den Menschen selbst. Verwitterte Ruinen habe ich überhaupt nicht gesehen; alle sind wohlerhalten und entsprechend dem letztdurchlebten Jahrzehnt montiert. Froh, ohne Koketterie, immer angenehm anzusehen und mit einem selbstbewußten Zug, der gerne auch anderen den Mitgenuß gönnt an dem schönen Kunstwerk der Natur, dem Gottesgeschöpf — genannt Mensch.

Künstlerische Anregungen stammen aus Frankreich, der solidere englische Geschmack liegt aber dem Charakter des Volkes mehr, und diese drei Faktoren ergeben eine vertiefte Lebensfreude, die mir geradezu das Ideal zu treffen scheint.

Einzelne Kunststätten sowie bestimmte Künstler möchte ich nicht hervorheben, weil ich mir keine objektive Kritik anmaße und genügend Spezialwerke diesen Zwecken dienen. Eine Notiz aus solch einem Werk fällt mir ein, die ich hierher setzen möchte, weil sie schwedisch gedacht und ausgedrückt ist. Sie bezieht sich auf den Prinzen Eugen von Schweden, der sich einen bedeutenden Namen als Landschaftsmaler gemacht, und lautet, er habe „eine von seinem gesellschaftlichen Range unabhängige Stellung in der modernen schwedischen Malerei errungen." Ja, unabhängig will jeder Schwede sein und ringt danach — mit Erfolg — auf allen Gebieten. —

Der Verkehr in Stockholm ist ein sehr lebhafter und wird bewältigt von unzähligen kleinen Hafendampfern, die den Mälar, die Saltsjö und die vielen Viken beleben, von den elektrischen Straßenbahnen, Taxometerdroschken und Automobilen; Omnibusse fehlen und Privatequipagen sind selten. Alle diese Verkehrsmittel sind stark frequentiert, obgleich man in Schweden gerne geht. Hierbei fällt es auf, daß die verschiedenen Läden relativ wenig aufgesucht werden und man oft in der lebhaftesten Verkehrszeit in ihnen nur die Angestellten trifft. Wie kommt das? frage ich einen Norweger, der offenbar durch günstige Handelsbeziehungen gut auf Schweden zu sprechen war. „Hel enkel", sagte er mir — ganz einfach, der Stockholmer ist „huslig", bleibt lieber zu Hause und besieht dort die Sachen, die er kaufen muß.

besserungen gemacht, — in der Literatur das ausgezeichnetste in idealischer Richtung geschaffen, und für die Verbrüderung der Nationen am meisten oder am besten gewirkt haben. — Um die Verdienste der jedesmaligen Bewerber in eingehendster und gewissenhaftester Weise prüfen und beurteilen zu können, haben die preisverteilenden Behörden Nobelinstitute gegründet, die sich fraglos einmal zu selbstforschenden Instituten entwickeln werden. Zum Wohle der ganzen Menschheit lautet also die Parole dieser großherzigen Stiftung — wie so oft in Schweden. — Viel gutes kommt aus Schweden! Viel Anregung zur Arbeit am Wohle der Menschheit.

Auf dem heutigen Spaziergange lasse ich mich über das „Gotenburgische System" unterrichten. Bekanntlich erobert es sich, wenn auch nicht im Sturm, so doch allmählich die Länder mit Spirituskonsum und zeigt die größte Werbekraft in den arbeitenden Volksschichten. In Dorpat ist in einem großen estnischen Verein 1908 dieses Prinzip zur Anerkennung gelangt. Das System besteht vor allem darin, daß die Kommune das ausschließliche Recht des Ausschanks spirituoser Getränke einer Gesellschaft von halbamtlichem Charakter überträgt, die kein Interesse an der Zunahme des Konsums hat. Was aber kein System an und für sich vermocht hätte, das hat der Wille eines ganzen Volkes erreicht. Der Konsum von starken alkoholischen Getränken (über 25°) ist im Laufe der letzten 70 Jahre um 20% pro Kopf der Bevölkerung gesunken. Dieselbe Tendenz dauert fort und legt ein gutes Zeugnis ab von den starken idealen Kräften, die in den breiten Schichten des schwedischen Volkes wirken.

Alle Museen und Kunststätten Stockholms habe ich anfangs mit mehr Gewissenhaftigkeit als Interesse besucht. Die besternten Rembrandts, Rubens et tutti quanti reizten mich garnicht. Wenn ich mir aber jetzt den Gesamteindruck vergegenwärtige, so scheint mir, daß die Kunst hier in allerneuester Zeit in ihr goldenes Zeitalter getreten ist. Die Architektur hat ihre hohe Entwicklung in den letzten 2 Jahrzehnten erlangt. Die Zahl und künstlerische Schulung der augenblicklich in Stockholm wirkenden Architekten soll eine ganz ungewöhnlich große sein. Daraus erklärt sich wohl auch, daß alle neuen Gebäude stilistisch oder architektonisch schön oder jedenfalls originell sind. Kasernenbauten und

von Menſchen und ihre Aushängeſchilder tragen die Aufſchrift „fullſatt“. Fullſatt ſind alle Reſtaurants, Hotels und Kaffees, alle Straßen und Plätze und dazwiſchen wird die Aufmerkſamkeit der wogenden Menge auf eine Prozeſſion gelenkt, die in feierlichem Schritt einherzieht und Reklame für Veranſtaltungen am Sonntag macht. — Am Sonntag ſind die meiſten Muſeen und Sammlungen gratis oder für ſehr billiges Entree geöffnet, der Zudrang des Volkes enorm, die Führung tadellos.

Meine Hauptarbeit in Stockholm lag auf dem Gebiet von Archivſtudien, und da kann ich nicht umhin meine größte Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen für die große Zuvorkommenheit und ſachverſtändige Förderung, die mir und meinen Intereſſen entgegengebracht wurde. Das Reichsarchiv iſt ausgezeichnet geordnet und verwaltet, das Kriegsarchiv birgt noch viele ungehobene Schätze. In der Königlichen Bibliothek, die der Öffentlichkeit in liberalſter Weiſe dient und wo ich reiches Material gefunden, bekam ich als Antwort auf meine dankende Anerkennung folgende graziöſe Parole zu hören: „Eine Bibliothek iſt nicht dazu da, um Bücher zu verwahren, ſondern die Bücher der Bibliothek ſind dazu da, um geleſen zu werden. Ein Bibliothekar muß gegen die Menſchen ebenſo treu wie gegen die Bücher ſein und das Bindeglied bilden zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart, zwiſchen der Geſchichte und dem lebendigen Geiſte der Zeit, der er angehört. Totenwächter wollen wir nicht ſein! Nach dieſer Tendenz wurden dort täglich an die 100 Perſonen vom ſenilen Forſcher, dem profeſſionellen Wiſſenſchaftler und der wißbegierigen Jungfrau bis zum Schuljungen individuell behandelt, berückſichtigt und in jeder beliebigen Weltſprache bedient — eine glänzende Leiſtung. Könnte man ein Fünkchen dieſes Geiſtes in die Bibliothek unſeres Embachathens überleiten, dann wäre ſie eine Stätte der Wiſſenſchaft. — „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht!“ —

Ich blättere in meinen Notizen und ſehe, daß der Stoff zu groß iſt, um ihn im vorgeſetzten Rahmen zu bezwingen, ohne die Geduld des Leſers zu mißbrauchen. Alſo nur noch einiges ſpezifiſch ſchwediſche und dann muß ich von Stockholm Abſchied nehmen.

Da ist vor allem die schwedische Gymnastik zu erwähnen, sie hat ihren Siegeslauf fast durch die ganze Welt gehalten, weil sie auf streng wissenschaftlichen anatomischen und physiologischen Grundsätzen aufgebaut und durch langjährige Erfahrungen der lebenden Praxis ausgebildet und weiterentwickelt ist. Der Schöpfer der schwedischen Gymnastik und Gründer der Zentralturnanstalt war P. H. Ling, der Turnvater Schwedens, der vor 100 Jahren in Stockholm wirkte. Seitdem sind tausende von Zivilpersonen, Offizieren und Kommissionen aus Europa und Amerika dorthin gepilgert, um an diesem Zentralinstitut die schwedische Gymnastik zu studieren, und hunderte von Lehrern sind hier ausgebildet. Gymnastik ist als Unterrichtsfach obligatorisch in allen Schulen, und dieser Umstand hat die Entwicklung des ganzen Volkes so günstig beeinflußt, daß man nur die elastischen und harmonischen Bewegungen der Stockholmer gesehen zu haben braucht, um zur Überzeugung zu gelangen: dieses System der Körperentwicklung ist rationell. Und welcher Unterschied gegenüber der Jahnschen Methode, die in Deutschland die Oberhand behalten hat? Mir scheint, in Deutschland wird mehr die Kraft, hier die Grazie betont, dort mehr Paradedrill und Disziplin, hier geregelter Betätigungsdrang unter Betonung von Zweckmäßigkeit und Harmonie. Mein verstorbener Turnlehrer, ein Koblenzer aus der Jahnschen Schule, pflegte zu sagen: Junge, wenn Du im strammen Marsch durch den Turnsaal gehst, müssen die Fenster klirren. In Schweden würde solch eine Entfaltung des furor teutonicus schwerlich Beifall finden. Geturnt und gefochten wird hier in der Schule und in zahlreichen Privatvereinen, vor allem aber auch im Hause. Zur Selbstverteidigung hebt der Schwede selten die Hand, Duelle sollen seit 100 Jahren unbekannt sein. Es reizt ihn aber die Widerstände der wilden Natur zu überwinden und in dieser Richtung betätigt er sich auch im Sport.

Mein Aufenthalt in Stockholm fiel in eine recht sportlose Zeit, aber ich habe mir viel vorschwärmen lassen von den Vergnügen und der Genugtuung, die Jung und Alt hierin findet. Im Februar 1909 stehen die nächsten „Nordischen Spiele" bevor, die alle vier Jahre stattfinden und zahlreiche Ausländer nach Stockholm locken. Im Winter beherrscht das Schlittschuhsegeln, Skilaufen, Eisjachtsegeln, Kälke-fahren, Trabrennen ꝛc. alle sportfreien

Menſchen und ſportluſtigen Gemüter. Im Sommer regiert naturgemäß der Schwimmſport. Seine Wertſchätzung gipfelt in den allgemein beliebten typiſchen „Promotionen", bei denen an die geſchickteſten Schwimmer, Damen und Herren, Kränze und Titel (Magiſter und Kandidaten der Schwimmkunſt) als Belohnung für hervorragende Leiſtungen verteilt werden. Daneben wird Kanoefahren, Segeln, Rudern, Ballſpiel, Kampfſpiele und vieles andere getrieben. Der Idrottspark (Stadtpark) in Stockholm iſt großartig in ſeinen Dimenſionen und ſeiner Anlage. —

Eine andere, ebenſo rationell entwickelte wertvolle Betätigungsform wie Gymnaſtik und Sport, mit vorherrſchend pädagogiſchem Charakter, iſt von Schweden ausgehend in jüngſter Zeit auch in andere Länder gedrungen und ſpeziell in Livland unter dem Namen „Hausfleiß" bekannt. Der ſchwediſche urſprüngliche Name dafür „ſlöjd" (ſpr. ſleud) hat internationale Geltung erlangt. Die Bekanntſchaft eines der energiſchſten und wärmſten Vertreter der Samſkola und des ſlöjds, des namhaften ſchwediſchen Pädagogen Rektor Palmgren, bot mir die Möglichkeit, dieſen Fragen näher zu treten und ich kann mir nicht verſagen einige von ſeinen lichtvollen Argumenten zu gunſten des ſlöjds hier wiederzugeben. In der „Internationalen Bibliothek für Pädagogik" äußert ſich Rektor Palmgren in ſeinen „Erziehungsfragen" unter anderem etwa wie folgt: Bei jedem Menſchen finden wir Anlagen zum Guten wie zum Böſen. Bei dem Kinde ſind die guten Anlagen vorherrſchend. Zu dieſen gehört vor allem der Drang nach Tätigkeit und Bewegung. Ein geſundes Kind geht gewöhnlich nicht, es läuft, und darin liegt ein deutlicher Fingerzeig dafür, wie es behandelt werden will. Mit Friſche und Lebhaftigkeit, denn alle Langſamkeit iſt ihm zuwider, weil es von der Natur mit unerſättlicher Lebensluſt begabt iſt. Das Unterdrücken der dem Kinde von Gott gegebenen Tätigkeitsluſt iſt gewöhnlich die Urſache des erſten Hervortretens der böſen Anlagen. Die Pflicht der Eltern und Erzieher iſt es dieſen Drang nicht zu unterdrücken, ſondern zu befriedigen und in die rechte Bahn zu lenken, und dieſe liegt in der Arbeit, beſonders der körperlichen Arbeit. Sie verleiht mehr als alles andere das Gefühl der Freude, des Glücks und der Zufriedenheit. „Ein durch edle nützliche Arbeit frohes befriedigtes Kind kann und will nichts Böſes tun, möchte ich faſt behaupten."

In den Ländern, wo die Menſchen faſt ohne zu arbeiten leben können, haben die geiſtigen Kräfte nicht durch eine höhere Entwicklung Vorteil von dieſer Freiheit, im Gegenteil, die tieriſchen Triebe nehmen überhand! Gerade darin, daß ſich die Männer in den gebildeten Klaſſen der körperlichen Arbeit entziehen, gerade darin liegt nach Überzeugung des Verfaſſers die Wurzel der weichlichen Sitten, der ſchlechten Grundſätze, der Oberflächlichkeit und Vergnügungsſucht unſerer Zeit. Beſonders in den Jahren, wo ſich der Körper ſtark entwickelt, wo die erſten ſtarken Verſuchungen ſich einſtellen, gerade da ſoll er unter das Joch der Arbeit gezwungen werden. — Man klagt über „die jungen Leute unſerer Zeit", man ſchiebt alle Schuld auf die Zeit, den Zeitgeiſt und die Jugend. Aber wer iſt die Zeit? — die Zeit ſind wir! Die Zeit und die Jugend ſind ſo, wie wir Erwachſenen ſie geſchaffen! Die Ausführung einer Arbeit ſteht im nächſten Zuſammenhang mit dem ganzen Charakter des Arbeitenden. Ehrliche gute Arbeit ruft unbedingt redliche Gedanken hervor und redliche Gedanken ſchaffen redliche brauchbare Menſchen. — Hüten wir uns den pekuniären Wert der Slöjdarbeiten über den moraliſchen zu ſetzen! Geld haben wir genug, aber nicht genug redliche brauchbare Menſchen!

Haben ſo zwingende Argumente und eine ſo warme Vertretung durch einen hochgeachteten Pädagogen wie Palmgren in Schweden noch nicht die obligatoriſche Einführung des Slöjds in die Schulen zu erreichen vermocht, ſo können wir unſere beſonders ſtark belaſteten Programme ja wohl kaum zu gunſten dieſes fraglos eminent wichtigen Faches verändern, hoffen können wir aber, daß die Privatinitiative, auf die wir in ſo weitem Maße angewieſen ſind, auch in dieſem Falle nicht erlahmen möge, bis wir vielleicht einmal in ſo aufgeklärte Verhältniſſe aufrücken, daß Schulpolitik nicht mehr von Beamten, ſondern von Pädagogen getrieben wird, und dann — ja dann iſt die Einführung des Slöjds geſichert. —

Mein letzter Spaziergang führt mich nach „Katarinahiſſen" mit ſeinem weiten Fernblick; hier nehme ich Abſchied von Stockholm, dann von meinen freundlichen Begleitern und Bekannten. Abends ſehe ich vom Schiff aus noch einmal die Stadt — ein Lichtermeer auf ſchwarzem Grunde. — Am Landungskai iſt eine ungeheure Menſchenmenge verſammelt, der Verkehr vom Bord zum

Ufer iſt äußerſt lebhaft und ſteigert ſich von Minute zu Minute! Grüſſe und Rufe wogen hin und wieder, und als die Kabel gelöſt ſind und die Schrauben den Dampfer langſam in die dunkle Nacht rücken, da löſt ſich die Abſchiedsſchwühle: „Elako Suomi!“ ſchallt es vom Ufer und in ſpontaner Begeiſterung dröhnen es tauſend Kehlen nach: „elako ſuomi!“ Ein Gruß an den verlorenen Sohn von ſeiner alten Heimat. — Hüteſchwenken, Tücherwehen, dann ſtille kalte Nacht, Leuchtfeuer, Wellenplätſchern, Gedächtnisreflexe!

Heimkehr in den Frontdienſt des Alltagslebens nach kurzer Erholungszeit muß jeglichen Reizes bar ſein! Heimkehr, wenn ſie ſtimmungsvoll ſein ſoll, muß die Erfüllung einer langen Sehnſucht bergen. Die ſtärkſte Abſchiedsſentimentalität wird aber ausgelöſt, wenn man ſaturiert von dem, was die Erholung bot, dankbar ſcheidet. In dieſer Stimmung verließ ich Stockholm.

Berichtigungen.

S. 196 Z. 4 v. o. ſtatt Myrata lies Myratn.
S. 209 Z. 11 v. u. ſtatt Wateras lies Watwas.
S. 233 in dem Gedicht Z. 1 ſtatt Schied lies Schmied.

An unſere Leſer.

Die **„Baltiſche Monatsſchrift“** hat mit dem vorliegenden Hefte ihren **fünfzigſten Jahrgang** vollendet und beginnt im Januar ihren einundfünfzigſten.

Unter meiſt ſehr ungünſtigen Umſtänden hat ſie dennoch bereits ein halbes Jahrhundert überdauert und iſt bis heute am Leben geblieben, länger als es irgend einer andren baltiſchen Zeitſchrift beſchieden war.

Die Revolutionszeit hat auch ihr in der allerverhängnisvollſten Weiſe mitgeſpielt; nach dem Winter 1905/6 fiel die Zahl der Abonnenten, was damals durch die Zeitumſtände nur allzu erklärlich war, plötzlich um ein ganz beträchtliches. Und bis heute ſind nur wenige wieder zurückgekehrt. Wenn ſie ſich dennoch hat über Waſſer halten laſſen, ſo halfen dazu eben bloß Mittel, die aus andren Quellen floſſen. Noch einmal aber ſoll der Verſuch gemacht werden. Ob es jedoch auch noch weiterhin möglich ſein wird, unſere alte Monatsſchrift fortzuführen, das wird ganz davon abhängen, wieweit ſich das Intereſſe unſrer deutſchen Geſellſchaft, die vor der Revolutionszeit zu ihrem Leſerkreiſe gehörte, ſich ihrer wieder erinnert und ſich ihr aufs neue zuwendet. Es wäre doch ſchade, wenn unſre einzige alte Zeitſchrift ſo ſang- und klanglos eingehen müßte.

Daher hält der Herausgeber nochmals, wie ſchon im vorigen Jahre, es für ſeine Pflicht, ſich mit der ſchlichten Bitte an die Leſer unſrer Monatsſchrift zu wenden, nach Möglichkeit auch ihrerſeits dazu mitzuhelfen, ihr die alten Freunde wieder zuzuführen, ihr neue zu gewinnen.

Der Herausgeber der „B. M.“

Baltische Revolutions-Chronik.

II.

1905—1906.

1905.

Oktober.

1. Oktober. Altenwoga (Livland). Der Besitzer des Gutes, v. Scheinvogel, erhält ein mit einem sozialdemokratischen Stempel versehenes Schreiben, in dem ihm in äußerst höflicher Form sein baldiges Ende mitgeteilt wird, falls er den Pächtern nicht 40 Prozent des Pachtschillings erließe. — Im selben Schreiben wird der dort stationierte jüngere Kreischefsgehülfe v. Petersenn mit dem Tode bedroht, falls er nicht seine Tätigkeit als solcher einstellen würde.

1. Oktober. Schwarzhof (Kr. Fellin). Auf den Besitzer des Gutes Schwarzhof, B. v. Bock, wird auf einer Fahrt auf der Landstraße aus dem Hinterhalt geschossen.

1. Oktober. Kurland. Der temp. Generalgouverneur Generalleutnant Böckmann veröffentlicht nachstehende obligatorische Verordnung: „1) Der Schutz der Gemeindeverwaltungen in Kurland wird den zugehörigen Gemeinden auferlegt. — 2) Jede Gemeinde bestimmt für den Schutz der Gemeindeverwaltung der Reihe nach eine Spezialwache, die, aus nicht weniger als 6 Personen bestehend, sich ständig bei der Gemeindeverwaltung aufhält. — 3) Die zur Wache beorderten Personen sind verpflichtet, die Gemeindeverwaltung vor jedem Ueberfall und Beschädigung zu bewachen. — 4) Für die Nichterfüllung der hierdurch den Gemeinden auferlegten Obliegenheiten werden sie von mir einer Strafe bis zu 3000 Rbl. unterzogen werden; Personen, die sich des Nichterscheinens zur Ausübung der Wachtobliegenheiten oder einer mangelhaften Ausübung derselben schuldig machen, unterliegen einer Gefängnishaft bis zu 3 Monaten. Die gesamte Organisation der in dieser Verordnung angeregten Angelegenheit ist von mir dem kurländischen Gouverneur auferlegt worden und muß bis zum 5. Oktober c. beendet sein."

Ferner die Verordnung, „daß für die Aufbewahrung von Proklamationen, Aufrufen und jeder

Art Schriften, die zum Umsturz der bestehenden Staatsordnung aufwiegeln, wenn sie auch nicht zum Zweck der Verbreitung aufbewahrt werden, die Schuldigen einer Gefängnishaft bis zu 3 Monaten unterzogen werden werden."

Er macht ferner bekannt, daß er „für jede böswillige Beschädigung der Eisenbahnanlagen, des Telegraphen und des Telephons auf alle Einwohner der dem Tatort zunächstliegenden Gemeinden eine Geldstrafe bis zu 3000 Rbl. auferlegen, sie mit aller Strenge beitreiben und nur dann zurücknehmen werde, falls die bestraften Personen ihm die Schuldigen angeben." — Als erste verfällt die Selburgsche Gemeinde dieser Strafe, da in ihrem Gebiet am 26. Sept. der Fahrdamm der Moskau-Windauer Bahn beschädigt worden war.

2. Oktober. In Serben (Livl.) wird die Monopolbude von bewaffneten Leuten demoliert.

2. Okt. Festen (Livl.). Als der Lehrer Grawin in Angelegenheiten der Kirchendemonstration zum Gendarmenoffizier fährt, wird ihm unterwegs das Pferd vor dem Wagen erschossen.

2. Okt. Schoden (Kurl.). Ein bewaffnete Bande überfällt die Monopolbude, erschießt den Verkäufer, beraubt die Kasse und demoliert die Branntweinflaschen.

5. Okt. Pormsahten (Kurl.). Bewaffnete Leute überfallen zum zweiten Mal die Gemeindeverwaltung und rauben die beim ersten Ueberfall noch nicht zerstörten Sachen.

2. Okt. Eckau (Kurl.). Auf den Landgendarmen wird auf einem Dienstritt in der Nähe von Gailhof aus dem Hinterhalt mit Rehposten geschossen. Er wird nur leicht verletzt.

2. Okt. Launekaln. Eine Bande von etwa 60 Bewaffneten überfällt und umstellt früh morgens das Gutshaus und den Hof in Launekaln; die Hofsleute werden daran verhindert, ihre Wohnungen zu verlassen. Der Besitzer, G. v. Sengbusch, trat in Begleitung seiner Frau auf die Veranda und sah sich im Zwielicht des Morgens einer mit Flinten bewaffneten Bande von etwa 24 Mann gegenüber. Der Anführer der Bande wandte sich an ihn zunächst mit den aus den Proklamationen bekannten Phrasen, stellte aber dann, zur Kürze gemahnt, seine Forderungen: Auslieferung der noch vorhandenen Gewehre und Auszahlung von 1000 Rbl. Würden diese Forderungen erfüllt, dann sollte Herr v. S. von allen Untaten verschont bleiben. Andernfalls aber würde das Gut verwüstet und „konfisziert" werden und der Besitzer und seine Familie müßten sterben. — Herr v. S. blieb vollkommen ruhig und lehnte alles ab; als ein junger Bursche ihm einen Flintenlauf ganz nahe vorhielt, schlug er diesen mit dem Arm heftig zurück, ein

Vorgang, welcher ihm zwar eine Warnung, dem Burschen aber immerhin einen Verweis seitens des Anführers eintrug. Nun aber verstärkte letzterer seine Drohungen, und als alles nichts half, stellten sich auf sein Kommando die Leute im Kreise um Herrn v. S. und legten die Gewehre an. Die Hähne knackten und der Führer fragte wohl zehn Mal: „Also, Sie wollen lieber sterben, als uns das Verlangte geben?“ Herr v. S. blieb ruhig stehen und sagte: „Ich bin schutzlos; tut, was ihr verantworten könnt; ich weiß, wie ich vor Gott treten kann.“ Da wurde der Führer unsicher und befahl einem Teil der Leute, die Veranda zu besetzen und ins Haus zu dringen, um selbst zu suchen, was sie haben wollten. Außer dem Anführer waren es lauter junge, halbwüchsige Burschen, welche sich jetzt zur Haustür drängten. Hier aber fanden sie erneuten Widerstand, denn Frau v. S. wehrte ihnen gewaltsam den Eintritt mit der Erklärung, sie würde keinen hineinlassen, ehe der Herr ins Haus komme. Gleichzeitig bat sie den Mann einzutreten. Begleitet von einigen der Leute, ging letzterer nun in sein Zimmer, woselbst jene sich des dort vorrätigen Geldes (110 R.) und einer Flinte bemächtigten. Dann zogen sie ab, feuerten auf dem Hofe ihre Gewehre ab, offenbar um zu zeigen, daß sie geladen waren, und singend verschwand der Haufe. — Von den eigenen Hofsleuten war niemand mit der Bande.

Eine Tageszeitung bemerkte zu diesem Vorgang: „Unter den bei uns herrschenden anarchistischen Zuständen, wo der Ordnungsbedürftige wesentlich auf sich selbst gestellt ist, dürfte persönlicher Mut noch das einzige sein, was ihm allenfalls hindurchhilft, jener Mut, der gegenüber spitzbübischen Zumutungen und Forderungen rücksichtslos auf Recht und Gerechtigkeit besteht und es klar macht, daß es doch noch andere Herren im Lande gibt, als jene herumziehenden Mordbrenner- und Räuberbanden. Darum ist es gut, wenn Fälle, wie der in Rede stehende, zu allgemeiner Kenntnis gelangen. Sie mögen die Schwachen stärken und gelegentlich zur Nachahmung dienen.“

3. Oktober. Wainoden (Kurl.). Die Monopolbude wird von einigen bewaffneten Leuten, die den Verkäufer mit ihren Revolvern bedrohen, beraubt. Am folgenden Tage werden drei von den Räubern verhaftet.

4. Oktober. Riga. Der leitende Direktor der Russisch-Baltischen Waggonfabrik, Alexander Kritzky, wird auf der Heimfahrt von der Fabrik an der Ecke der Gertrud- und Gerberstraße von mehreren entlassenen Arbeitern überfallen und durch Revolverschüsse so schwer verwundet, daß er am 8. Oktober stirbt.

4. Oktober. Kolk (Estl.). Dem griechisch-orthodoxen Priester in Leesi wird die Riege mit Korn niedergebrannt und einige Tage später 6 gefüllte Heuscheunen.

4. Oktober. Reval. Ein Haufe fremder Arbeiter dringt in die Baumwollspinnerei ein, um die sofortige Arbeitseinstellung zu erzwingen, da die Fabrik laut Vereinbarung mit ihren Arbeitern nicht um 6 Uhr, wie in den andern Fabriken, sondern erst um 7 Uhr schließt. Bei dem Versuch, die Arbeiter der Fabrik wegzutreiben, kam es nicht nur zu Konflikten zwischen diesen und den Eindringenden, sondern die Tumultuanten zertrümmerten mit Steinwürfen und Revolverschüssen auch sämtliche Fenster (ca. 1000 Scheiben) des Maschinenhauses. Als bald darauf im Laufschritt eine Kompagnie Soldaten eintraf, war der Haufe bereits auseinandergegangen.

4. Oktober. Fehteln (Livl.). Auf den Verwalter des Gutes, Leelaus, wird ein Attentat verübt, indem durch das Fenster seiner Wohnung 5 Schüsse abgegeben werden. Sie gehen jedoch alle fehl.

4. Oktober. Alt-Salis (Livl.). Als der Kreisschefgehülfe mit einem Militärkommando auf dem Gute übernachtet, fallen einige Schüsse. Die Soldaten verfolgen die Täter, wobei sich bei der Brücke über die Salis ein förmliches Feuergefecht entwickelt. Zu Schaden kommt niemand, die Täter entkommen.

5. Oktober. Libau. Abends wird ein patrouillierender Wächter auf der Straße durch zwei Revolverschüsse ermordet. Der Täter entkommt.

5. Oktober. Windau. Mißglückter Versuch zweier Leute, Arrestanten aus dem Gefängnis zu befreien.

5. Okt. Groß-Kangern (Livl.). Zwei gefüllte Heuscheunen werden niedergebrannt.

5. Okt. Nonneburg (Livl.). Die Sozialisten terrorisieren die mit der Ausbesserung der Landstraßen beschäftigten Bauern; drei Bauernpferde, die Grant führen, werden niedergeschossen und zwei von den arbeitenden Bauern durch Schüsse verwundet.

6. Okt. Riga. Ein Nachtwächter wird abends in der Oskarstraße überfallen und durch Revolverschüsse verwundet.

6. Okt. Nisti (Estl.). Der Stationschef von Nisti (Kegel-Hapsaler Bahn) wird durch einen Revolverschuß schwer verwundet.

6. Okt. Bahnus (Livl.). Die Monopolbude wird überfallen und um 104 Rbl. beraubt.

6. Okt. Klein-Friedrichshof (Kurl.). Abends erscheinen 3 Bewaffnete beim Milchpächter des Gutes und verlangen von ihm, er solle ihnen die 60 Rbl. geben, die er als Angabegeld

für den Aufenthalt des seinerzeit erschossenen Schneiders Lindermann von der Polizei erhalten habe. Trotz seiner heiligsten Versicherung, daß er niemand angegeben und auch nie etwas erhalten habe, wird er gezwungen sein eigenes Geld herauszugeben und schließlich durch mehrere Schüsse erschossen.

7. Oktober. Klein-Schwedthof (Kurl.). Eine Scheune mit Getreide wird in Brand gesteckt.

ca. 7. Oktober. Oesel. In Karris-Pastorat brennen fünf Heuscheunen nieder, in Kergelhof eine mit 60 Fuder Heu, und in Orrikülll eine Riege mit allem noch ungedörrten Roggen.

7. Oktober. Reval. Die Fabrik „Dwigatel" schließt am 6. Okt., wie sie schon früher angekündigt hatte, vier Werkstätten. Zum Empfang der Abrechnung fand sich aber niemand ein. Auch am folgenden Vormittag, 7. Oktober, wurden die Arbeiter der betreffenden Werkstätten, die sich auf der Fabrik eingefunden hatten, aber nicht arbeiteten, mehrmals aufgefordert, ihren Lohn in Empfang zu nehmen, was sie aber nicht taten. Statt dessen wurde an einem der Gebäude eine rote Fahne aufgesteckt; als ein Schutzmann sie entfernte, wurde mit einem Eisenstück nach ihm geworfen. Eine zweite rote Fahne wurde von Soldaten beseitigt. Weitere Ausschreitungen kamen bis zur Mittagspause nicht vor. Dann hielten die Arbeiter eine Beratung ab und beschlossen, die Arbeit einzustellen. Es wurde wieder eine rote Fahne aufgesteckt. Der Fabrikaufseher Allas wird durch geschleuderte Eisenstücke verwundet. Mehrere von den Arbeitern verließen die Fabrik. Im ganzen waren auf dem „Dwigatel" jetzt gegen 1800 Arbeiter beschäftigt.

7. Okt. Riga. In Solitüde wird der Pächter der Torffabrik, Ragge, abends in seiner Wohnung durch mehrere Personen überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.

8. Okt. Riga. Der Revieraufseher Ramat wird auf einem Patrouillengang in der gr. Lagerstraße, als er einige in einer Droschke fahrende verdächtige Leute anhielt, durch einen Revolverschuß in die Brust getötet. Einige von einem Schutzmann dem davoneilenden Wagen nachgesandte Schüsse trafen einen der Mordbuben, der aus dem Wagen fiel, von seinen Genossen aber sofort aufgehoben und fortgeführt wurde.

8. Okt. Riga. In einer Monopolbude an der Revaler Straße wird abends von drei Leuten die Kasse geraubt.

8. Okt. Treppenhof (Station der Riga-Oreler Bahn). Der zu Kreutzburg gehörige Krug wird von einer Bande von ca. 12 Mann überfallen und beraubt. Die Räuber entkommen, doch werden zwei von ihnen in Kreutzburg verhaftet.

8. Okt. Wesselshof (Livl.). Als eine zweispännige Fuhre mit Kohl vom Gute Wesselshof nach Friedrichshof geschickt wird, hält ein bewaffneter Mann sie unterwegs an und schießt beide Pferde nieder, da nach Friedrichshof nichts hingeführt werden dürfe.

8. Oktober. Hirschenhof (Livl.). Vier Männer in städtischer Kleidung zwingen die Pächterin des Kruges, ihnen alles vorhandene Geld herauszugeben und quittieren über den Empfang im Namen des „Sozialisten-Vereins".

9. Okt. Riga. Mehrere städtische Buschwächtereien werden von einer Bande überfallen und der Waffen beraubt.

9. Okt. Pfalzgrafen (Kurl). Ein Gesindewirt wird durch einen Schuß durchs Fenster ermordet, desgleichen der Wirtssohn des Bitteneek-Gesindes in der Nähe von Mitau erstochen.

9. Oktober. Gotthardsberg (Livl.). Die Monopolbude wird von einer bewaffneten Bande geplündert.

9. Oktober. Ringmundshof (Livl.). Die Monopolbude wird spät abends überfallen, beschossen und eingeäschert.

10. Okt. In Mitau und Libau wird wegen der überhandnehmenden Diebstähle die Schließung der Haus- und Hofeingänge von 9 Uhr abends an verfügt bei Androhung einer Strafe bis zu 300 Rbl.

10. Okt. Libau. Auf der Pferdepoststation wird auf Grund eines „Zahlungsbefehls" des Libauschen sozialdemokratischen Komitees ein Erpressungsversuch gemacht. Der Posthalter Schulva suchte jedoch den Eindringling festzuhalten. Dieser riß sich jedoch los und entfloh. Auf der Straße versuchte ein Schutzmann ihn anzuhalten, wurde aber durch einen Revolverschuß verwundet. Der Erpresser entkam.

10. Okt. Riga. Abends werden drei Monopolbuden, in der gr. Pferdestraße, in der Friedensstraße und in der Rumpenhoffschen Str., beraubt und demoliert; in letzterer wird außerdem der Verkäufer erschossen.

10. Okt. Alt-Autz (Kurl.). Eine große Scheune mit Getreide wird niedergebrannt.

10. Oktober. Rujen (Livl.). Auf der Messerfabrik bricht (zum zweiten Mal) ein allgemeiner Streik aus; die Fabrik wird geschlossen.

10. Oktober. St. Mathiae (Livl.). Auf den Landgendarmen werden aus dem Hinterhalt mehrere fehlgehende Revolverschüsse abgegeben.

10. Oktober. Allendorf und Ranzen (Livl.). Die Landgendarmen werden in den Krügen überfallen, schlagen jedoch die Angriffe mit den Waffen zurück und verhaften die Täter.

10. Oktober. Riga. Um Mittagszeit wird in der Turmstraße, im Zentrum der Stadt, der Artelschtschik der Riga-Oreler Bahn, Orlow, der in einer einspännigen Droschke fahrend eine große Summe Geldes auf die Reichsbank brachte, durch Schüsse von mehreren Leuten ermordet und um etwa 25,000 Rbl. beraubt. Der Fuhrmann wird verwundet, sein Pferd niedergeschossen. — Die Mörder ließen bald darauf dem Fuhrmann für sein erschossenes Pferd eine Entschädigung von 300 Rbl. zugehen!
11. Okt. Sallentack (Estl.). Brandstiftungsversuch am Gutswohnhause, der noch rechtzeitig bemerkt wird.
11. Okt. Klein-Elley (Kurl.). Vier Leute mit geschwärzten Gesichtern erpressen auf dem Gutshof 300 Rbl. Sie entkommen unbehelligt.
11. Okt. Gawesen (Kurl.). Im „Weißen Kruge" erscheinen abends sechs unbekannte Fußreisende, bestellen sich Bier und erkundigen sich nach dem Bierkutscher Gegor. Als der Ueberbringer des Bieres sich selbst als die gewünschte Person bezeichnet, zieht einer der Fremden einen Revolver und verwundet jenen durch zwei Schüsse. Darauf leeren die Fremden ohne Ueberstürzung den Rest des Bieres, worauf sie im Dunkeln verschwinden.
12. Oktober. Riga. Der im Zentrum des Reiches beginnende Streik der Eisenbahnbediensteten macht sich auch bereits auf der Riga-Oreler Bahn fühlbar. Der Zug Nr. 3, der zwischen Smolensk und Dünaburg den Postwaggon mit sich führt und am 12. Okt. in Riga eintraf, konnte nur dank einer Beihülfe des Militärs aus Smolensk abgefertigt werden, da durch streikende Beamte der Rjäsan-Uralsker und Moskau-Brester Bahnen die Lokomotive bereits vom Zuge abgekoppelt worden war.
12. Okt. Schöneck (Kreis Riga). Im Kruge wird der Landgendarm Gailit durch einen Schrotschuß durchs Fenster getötet.
12. Okt. Friedrichshof (Livl.). Gegen Abend passierten die beiden Kreischefgehülfen Grigorjew und v. Stryk, sowie der Kosakenoffizier Rudakow auf dem Wege nach Wenden die Strikebude bei Friedrichshof. Vor ihr ihr stand ein verdächtiger Mann, den den Kreischefgehülfe Grigorjew daher arretieren wollte. Zu diesem Zweck begab er sich mit dem Offizier in die Bude. Als sie das Zimmer betraten, saßen dort mehrere Individuen, von denen der eine sich sofort auf Grigorjew stürzte und, ihn umklammernd, ihn durch Revolverschüsse zu erschießen trachtete, worauf seinerseits der Offizier auch Feuer gab. Durch den starken Luftdruck erlosch die Lampe und der Kampf wurde im Finstern fortgesetzt. Der Offizier,

schwer verletzt, stürzte nun hinaus, an zwei Stellen brennend von den sehr nahe abgegebenen Schüssen, nach seiner Flinte. Der Kreischefgehülfe v. Stryk gab das wildgewordene Pferd einem herzueilenden Menschen ab und begab sich, gefolgt vom Offizier, an den Tatort. Von Grigorjew war nichts mehr zu sehen und v. Stryk gelang es, nachdem er selbst einen Schuß in die Brust erhalten, einen der Hauptmörder sehr schwer zu verwunden. Nun eilten v. Stryk und der Offizier hinaus, um eventuell aus den Fenstern entfliehende Mörder von draußen erschießen zu können; es erwies sich aber, daß der Offizier so schwer verwundet war, daß er zu Boden stürzte, so daß Herr v. Stryk sich genötigt sah, ihn auf den Wagen zu heben. Den Schwerverwundeten im Arme haltend, fuhr er nach Friedrichshof, von wo er mit 10 Kosaken sofort wieder zum Tatort zurückeilte, wo unterdessen natürlich alle geflüchtet waren. Nur den Kreischefgehülfen Grigorjew fand man 100 Schritt entfernt schwer verwundet an eine Heugubbe gelehnt mit seinem Revolver in der Hand.

12.—19. Oktober. Estland. Brandstiftungen auf dem Lande: Am 12. Okt. das Försterhaus in Wrangelstein; am 13. ebendort eine Strohscheune; am 14. Okt. eine Heuscheune in Waiwara; am 18. Okt. 4 Scheunen mit Getreide und Maschinen in Paddas; in der Nacht die Getreidedarre in Mönnikorb; eine Scheune in Paunküll, das Haus des Landgendarmen in der Nachbarschaft und eine Pastoratsscheune; am 19. Okt. 5 Scheunen in Gr. Goldenbeck und Schloß Lode.

12. Okt. Pinkenhof (bei Riga). Abends überfällt eine Bande die Forstei Pinkenhof; es gelingt ihr nicht den Geldschrank zu öffnen, doch zertrümmern sie das Telephon.

13. Oktober. Riga. Der Eisenbahnstreik hat auch den Petersburger und Rigaer Rayon ergriffen. Die Petersburger Post bleibt aus. Der Chef des Postbezirks macht bekannt, daß die Annahme von Postsendungen eingestellt worden ist. Die Telegraphenbeamten auf den Stationen Riga I und II legen vormittags die Arbeit nieder, gleich darauf auch die Beamten der Einnahmekontrolle, dann die der Betriebsabteilung. Gegen Mittag stockt der Verkehr auf allen aus Riga auslaufenden Bahnen. Nachmittags um 4 Uhr versammeln sich die streikenden Eisenbahner im Lokal der Betriebsverwaltung (Basar Berg); da sie aber hierzu keine obrigkeitliche Erlaubnis hatten, werden sie durch Militär zerstreut. Gegen 6 Uhr versammeln sich in der Eisenbahnwerkstätte gegen 500 Personen, streikende Eisenbahner, aber auch ein großer Teil fremder Elemente. Mehrere Reden wurden gehalten. Da auch für diese Versammlung

keine Erlaubnis erteilt worden war, wurde Militär requiriert. Als der dreimaligen Aufforderung, auseinanderzugehen, keine Folge geleistet wurde, erhielt das Militär den Befehl, sich schußbereit zu machen. Erst als die Gewehre angeschlagen wurden, lief die Menge auseinander. Bis zum Eintreffen des Militärs war indeß bereits der Beschluß gefaßt worden, die im vergangenen Frühjahr aufgestellten Forderungen, die bisher mit Ausnahme einiger Punkte unerfüllt geblieben waren, in vollem Umfange aufrecht zu erhalten und den Verkehr nicht früher aufzunehmen, als bis alles bewilligt worden ist.

Am folgenden Tage gegen 6 Uhr morgens versammeln sich in derselben Werkstatt die Streikenden abermals, diesmal ohne Teilnahme von Fremden. Der Chef der Bahn WStR. Daragan forderte die Streikenden auf, Delegierte zu entsenden, um ihm die Forderungen der Eisenbahner zu übermitteln. Er erhielt zur Antwort, er möge zu den Versammelten kommen. Gegen 8 Uhr begab sich Daragan in die Versammlung, wo ihm die oben angedeuteten Forderungen vorgelegt wurden. Er erklärte, daß er darin nichts tun, nichts von sich aus bewilligen könne, da die Regierung selbst die Forderungen der Eisenbahner bereits kenne und zu ihrer Prüfung eine Kommission niedergesetzt habe. Deshalb forderte er die Streikenden auf, auseinanderzugehen. Diese kamen der Aufforderung nach.

Da der Verkehr auf der Riga-Pleskauer Bahn noch nicht ganz eingestellt war, begaben sich die Streikenden vormittags zur Alexanderpforte, um die Beamten der dort belegenen Geschäftsräume der Bahn zur Arbeitseinstellung zu zwingen. Auf der Station Alexanderpforte werden von einer Bande junger Leute die Telegraphenapparate zerstört.

13. Okt. Riga. Das Reichsbank- und das Postgebäude, sowie die Bahnhöfe werden unter militärische Bewachung gestellt.

13. Oktober. Libau. Raubüberfall auf die Filiale der Moskauer Internationalen Handelsbank. Um die Mittagszeit betrat ein gutgekleideter junger Mann das Banklokal, um bei der Kasse einen kleinen Betrag deutschen Geldes in russisches Geld umzuwechseln und verließ es gleich darauf durch den üblichen Ausgang. Nach kaum 5 Minuten betraten das Banklokal nunmehr durch den Eingang vom Hofe aus zwei mit Revolvern bewaffnete junge Leute und geboten den Beamten der Bank bei Androhung des Todes, ihre eingenommenen Plätze nicht zu verlassen. Der Versuch einiger Bankbeamten, durch den Vordereingang Hülfe zu holen, scheiterte an dem Widerstande zweier junger Leute, welche sich ebenfalls mit Revolvern bewaffnet, im Korridor postiert hatten. Darauf entnahm einer der Räuber, welcher eben das Banklokal unter

dem Vorwande sich Geld einwechseln zu wollen, besucht und seine Anwesenheit zu Orientierungszwecken benutzt hatte, der Tageskasse ca. 40,000 Rbl. in barem Gelde und ca. 20,000 Rbl. in Wertpapieren und Wechseln, legte seinen Raub in die Marktkörbe, welche er und sein Genosse mitgebracht hatten und verließ mit seinem Genossen durch den hinteren Eingang die Bank. Die sofort aufgenommene Verfolgung hatte wenigstens das Resultat, daß zwei von den Räubern, die sich durch Revolverschüsse zu verteidigen suchten, ergriffen wurden, bei denen man 18,607 Rbl. in barem Gelde und fast alle Wertpapiere (bis auf 3200 Rbl.) vorfand. Die übrigen Räuber entkamen.

13. Okt. Libau. Auf der Libau-Romnyer Bahn bricht ebenfalls der Streik aus. Ein aus Libau ausgehender Nachtzug bleibt in Schaulen liegen. Der Bahnhof wird von Truppen bewacht.

13. Okt. Groß-Dselden (Kurl.). Auf die in der Nähe des Gutes gelegene Monopolbude wird ein erfolgloser Raubüberfall gemacht. Die beiden Verkäufer und die drei Gemeindewächter kommen der Aufforderung zu öffnen nicht nach, worauf sich die Räuber entfernen, nicht ohne sämtliche Fenster der Bude einzuschießen.

13. Okt. Reval. Die Angestellten der Baltischen Bahn treten in den Ausstand. Der Verkehr wird unterbrochen, wie auch auf der Bahn nach Baltischport.

— Die Arbeiter der Fabrik „Volta“ treten in den Ausstand, weil die von ihnen geforderte Wiederanstellung eines Arbeiters und eines Meisters, die entlassen worden waren, nicht zugestanden wird.

14. Okt. Riga. Die Erregung in der Stadt ist durch die Nachrichten über die Vorgänge im Innern des Reichs und den Eisenbahnstreik im Wachsen. — Der livländische Gouverneur autorisiert die Tagesblätter zu erklären, daß alle Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen sind und kein Grund zur Beunruhigung vorliegt.

14. Okt. Riga. An der Ecke der Marien- und Romanowstraße wird ein Schutzmann durch zwei junge Burschen überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.

14. Okt. Libau. Es bricht ein Schülerstreik aus. Die Kommerzschule wird auf Beschluß der Lehrerkonferenz wegen der unter den Schülern herrschenden Unruhe geschlossen. Die Schüler verließen darauf die Schulräume, zogen vor die Realschule, in der sie die Fensterscheiben einwarfen, und dann, vereint mit den Realschülern, vor das Mädchen-

gymnaſium und Nikolai-Gymnaſium, die ſich ebenfalls den Streikenden anſchloſſen. Auch die Schüler der dreiklaſſigen Stadtſchule wurden zum Verlaſſen der Schulräume veranlaßt.

14.—23. Oktober. Die Unruhen in Reval.

Am 12. Okt. hatten die Arbeiter der Fabrik „Volta" die Arbeit niedergelegt; am 14. Okt. zwiſchen 1 und 2 Uhr mittags taten es auch die Arbeiter vom „Dwigatel", ohne daß Differenzen mit der Fabriksleitung vorhergegangen wären; ſie erklärten vielmehr, es ſei ein politiſcher Streik. Um 3 Uhr nachmittags verſammelten ſich ca. 1600 Arbeiter und andere Perſonen hinter der Fabrikspforte, worauf ſie mit Geſang unter Entfaltung einer roten Fahne und Abfeuern von Schüſſen den Weg zur Stadt einſchlugen; dort ſollte auf dem Marktplatz eine Verſammlung abgehalten werden. Nachdem ſie die Telephonverbindung mit der Stadt abgeſchnitten hatten, zertrümmerten ſie eine Eiſenbahnlaterne, 8 Telegraphenpfoſten, eine Signalglocke, ſowie mehrere Telephon- und Telegraphenpfoſten. Beim Paſſieren der an der gr. Dörptſchen Straße belegenen Monopolbude wurden ſämtliche Scheiben der Niederlage eingeſchlagen, worauf ſich die Maſſe in verſchiedenen Richtungen entfernte. Etwa 30 Perſonen ſtürmten darauf die Monopolbude an der Sandſtraße und die an der Makerſtraße. — Um 4 Uhr nachmittags zog eine große Menge zur Fabrik „Volta", wo ſie ſich mit Eiſenbahnarbeitern vereinigten und die Einſtellung der Arbeit in der Krullſchen und der Metallfabrik veranlaßten. Etwa 1000 Perſonen verſammelten ſich dann, nachdem ſie ſich mit allen möglichen Gegenſtänden bewaffnet hatten, bei der Gasanſtalt und erzwangen die Einſtellung der Arbeit. Die Gasleitung wurde abgedreht und um ½6 Uhr war die Stadt plötzlich in Dunkel gehüllt. Unterdeſſen erbrachen gegen 100 Perſonen die Monopolbuden an der Neuen Fiſchermai- und an der Ziegelskoppelſtraße, wo ſie aus den Kaſſen gegen 350 Rbl. raubten. Um dieſelbe Zeit wurden auch mehrere andere Monopolbuden mit Erfolg geſtürmt; aus der Monopolbude an der Wladimirſtraße wurden 40 Rbl. aus der Kaſſe geraubt, ſowie die Sammelbüchſen für Blinde erbrochen. — Gegen 6 Uhr nachmittags durchzogen ca. 300 Perſonen von der Süſternpforte und ca. 500 von der großen Strandpforte her die Langſtraße, demolierten die dort befindliche Monopolbude und zündeten den vorgefundenen Spiritus an, wobei beinahe das ganze Haus ein Opfer der Flammen wurde. Die ganze innere Einrichtung der Monopolbude wurde eingeäſchert. Die mittlerweile eingetretene Dunkelheit benutzend, führte die Menge unter Schießen und Schreien ihr Zerſtörungswerk weiter

aus, indem sie in der Langstraße die Schaufenster zertrümmerte. Die Sundjasche Waffenhandlung auf dem Langen Domberge wurde demoliert und beraubt, ebenso die G. Meyersche Waffenhandlung, wo sämtliche Gewehre, Revolver und Patronen im Werte von ca. 6000 Rbl. geraubt wurden.. Friedliche Passanten wurden überfallen, aus den Droschken gerissen und mit Schlägen mißhandelt. Als darauf Soldaten des Dwinaschen Regiments erschienen, wurden Schüsse gewechselt, die jedoch bei der völligen Finsternis resultatlos blieben. Die Aufrührer zogen nun in die Schmiedestraße und zertrümmerten dort die meisten Schaufenster, worauf das Rauben und Plündern seinen Höhepunkt erreichte. Eine Reihe von Magazinen erlitten einen empfindlichen Schaden. Bald darauf wurde in dieser Straße die Gasbeleuchtung hergestellt und bei den geplünderten Magazinen Soldaten postiert.

Um 8 Uhr abends wurde das deutsche Interimstheater in Brand gesteckt und brannte binnen 2 Stunden bis auf den Grund nieder. Wie der Wächter aussagte, war eine Bande von Leuten mit geschwärzten Gesichtern, nachdem sie ihn mit vorgehaltenen Revolvern davongejagt, gewaltsam in das Theater eingedrungen und gleich darauf stand es lichterloh in Flammen. Die herbeieilende Freiwillige Feuerwehr wurde zum Teil in ihren Funktionen behindert. So wurde z. B. eine Spritze auf dem Wege zur Brandstätte von einer Bande gewaltsam umgeworfen. — Um dieselbe Zeit wurde auch in einem Hause an der Dunkerstraße eine Brandstiftung versucht, indem unter einer Treppe Feuer angelegt wurde, das jedoch noch rechtzeitig entdeckt und gelöscht wurde.

In der Nacht (zum 15. Okt.) wurde von ca. 60 Leuten das Höfchen Dunten überfallen, sowie ein benachbartes Haus, und von den Bewohnern je 30 Rbl. erpreßt; ferner die Scheelsche Villa in Springtal demoliert.

Am folgen Tage, den 15. Oktober, traten auf private Initiative zahlreiche Vertreter der durch die Exzesse besonders in Mitleidenschaft gezogenen Kaufmannschaft und der Hausbesitzer verschiedener Nationalität in der Börsenhalle zu einer Beratung über die Organisierung einer Bürgerwehr zum Schutze des Lebens und des Eigentums der Bewohner und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zusammen, und es wurde nach einer kurzen Beratung einmütig beschlossen, einen solchen Selbstschutz unter der Aegide der Stadtverwaltung zu organisieren.

Der estländische Gouverneur hatte bereits am Tage vorher, 14. Okt., dem Stadtamt den Vorschlag gemacht, eine Sitzung der StVVersammlung einzuberufen, um einen Schutz durch

die Bevölkerung selbst zu organisieren. Um 1 Uhr mittags trat die StVVersammlung zusammen. Hier wurde darauf gerechnet, daß der wohlgesinnte Teil der organisierten Arbeiterschaft mit den Exzessen nichts zu tun habe und sich daher einer Organisation eines Selbstschutzes zur Verfügung stellen werde; ein solcher solle daher im Verein mit der Arbeiterschaft eingerichtet werden.

Diese Voraussetzungen fanden ihre Bestätigung in der Erklärung eines Vertreters der Eisenbahnarbeiter, der bei seiner Vernehmung in der Versammlung sagte, daß seine Kameraden jegliche Exzesse perhorreszieren und bereit wären, den Sicherheitsdienst im Rayon der Eisenbahn zu übernehmen. Auch die Vertreter der übrigen Arbeiterschaft waren mittlerweile zu einer Beratung über den Selbstschutz im Verein „Estonia" zusammengetreten.

Nach einiger Zeit trafen die Delegierten der Arbeiter in der Duma ein und erklärten, daß sie den Schutz der Stadt übernähmen unter folgenden Bedingungen: 1) Freilassung der wegen politischer Untersuchungen Inhaftierten; 2) Zurückziehung der Militärpatrouillen von den Straßen der Stadt zur Vermeidung von Zusammenstoßen mit den Arbeiterpatrouillen; 3) telegraphische Vermittlung der Wünsche der Arbeiter, betreffend die vier Freiheiten (die zwei Tage später durch das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober gewährt wurden) und des Wahlrechts für die Volksvertretung in der Reichsduma.

Im Prinzip erklärte sich die Versammlung mit diesen Bedingungen einverstanden. Die Arbeiter übernahmen es, im Falle der Erfüllung der beiden ersten Bedingungen, auch für die Beleuchtung der Stadt, die in der vorigen Nacht nicht funktioniert hat, die Garantie zu übernehmen. — Vom Gouverneur wurden die beiden ersten Bedingungen für erfüllbar erachtet und sofort Anordnungen getroffen, die 9 wegen politischer Sachen Inhaftierten freizulassen und die Militärpatrouillen von den Straßen zurückzuziehen.

Danach war also die Frage des Selbstschutzes dahin entschieden, daß bis auf Weiteres die Arbeiterschaft die Aufrechterhaltung der Ordnung übernahm.

Inzwischen war von den Interessenten für die Organisation eines Selbstschutzes am Nachmittag eine kurze Beratung abgehalten worden. Für den Fall der Organisation einer Schutzwehr wurden von einer Privatperson an einige zuverlässige Persönlichkeiten Revolver verkauft, die aber erst dann getragen werden sollten, wenn die Organisation in Kraft getreten sein würde. Daraufhin verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, das Börsenkomitee verteile an „die Deutschen"

Waffen, obgleich an der Verſammlung Vertreter aller Nationalitäten teilgenommen hatten.

Zunächſt war nun durch die Vereinbarung mit den Arbeiterdelegierten die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung vom Sonnabend an zugeſichert, und die Arbeiterälteſten machten ſich ſofort daran, die Patrouillen zu organiſieren. Noch bevor das geſchehen konnte, kam es jedoch noch zu einigen Exzeſſen. Eine Monopolbude an der Narvſchen Straße wurde am Nachmittag von einer Menge geſtürmt und die Kanzlei des Polizeipriſtaws des 2. Stadtteils angegriffen; der Verſuch mißlang aber, da alle Polizeibeamten ſich energiſch zur Wehr ſetzten und Militär im Anzuge war. Um 6 Uhr nachmittags wurde ferner das Hotel de France in Katharinenthal demoliert und vergeblich in Brand zu ſtecken verſucht.

Inzwiſchen richtete die Arbeiterſchaft Patrouillen ein. Die Beleuchtung wurde von Arbeitern unter Führung einiger Stadträte wieder in Funktion geſetzt, und gegen 10 Uhr abends war darin alles in Ordnung.

Die Nacht verlief ruhig, nur daß einige Arbeiterpatrouillen Kolliſionen mit Militärpatrouillen hatten, die ſich noch auf den Straßen befanden (ſei es daß ſie der Befehl zum Rückzug noch nicht erreicht hatte, ſei es daß ſie ſich auf dem Rückmarſch befanden?); eine der letzteren arretierte 6 Perſonen, bei denen man 7 Revolver, eine Säge, zwei Dolche und ein Beil fand.

Am Morgen des folgenden Tages, den 16. Oktober, überfielen 3 Arbeiter den Poſten beim Pulverkeller und ſchoſſen auf ihn. Die Wache verteidigte ſich mit Schüſſen, einer der Angreifer wurde verwundet, die übrigen feſtgenommen. (Kundgebung des eſtl. Gouverneurs vom 17. Okt.)

Um 2 Uhr mittags fand wieder eine Sitzung der Stadtverordneten ſtatt, der Delegierte der Arbeiterſchaft, die inzwiſchen bei der Revaler Metallfabrik eine Beratung gehabt hatten, neue Forderungen der Arbeiter vorlegten. Dieſe verlangten: 1) die Freilaſſung noch einiger politiſcher Gefangenen; 2) Verteilung von Gewehren an die Arbeiter durch die Stadt; 3) Bewilligung von 7500 Rbl. zum Beſten der arbeitsloſen Fabrikarbeiter. Die StVVerſammlung erklärte ihre Bereitwilligkeit, ſich für Freilaſſung der Gefangenen zu verwenden, ſagte eine Zahlung von 750 Rbl. täglich für die Dauer von 10 Tagen, zwar nicht zum Beſten der Arbeitsloſen, aber wohl für den Sicherheitsdienſt der Arbeiterſchaft zu, lehnte jedoch den zweiten Punkt der Forderungen, die Bewaffnung der Arbeiter ab. — Mit dieſem Beſcheide gingen die Delegierten zu den Arbeitern, die ſich inzwiſchen auf dem Neuen Markt zu einer Beratung zu verſammeln begannen. Gleichzeitig —

zwiſchen 3 und 4 Uhr — begaben ſich das Stadthaupt Giazintow und ein Stadtrat aufs Schloß zum Gouverneur, um ihm zu berichten und ſeine Zuſtimmung einzuholen.

Als ſie ins Rathaus zurückgekehrt waren, zogen immer noch Arbeiterhaufen durch die Stadt auf den Neuen Markt. Von einem ſolchen Zuge erzählt ein Augenzeuge (Rev. Beob. vom 19. Okt.):

„Beim Marineklub ſtehend, ſah ich den Zug über den Markt gehen. Als die Spitze des Zuges die Blinowſche Handlung erreichte, hielt der Zug und aus demſelben ſtürzten, drohend den Revolver in der Hand, gut gekleidete Männer zu den Paſſanten auf dem Trottoir und ſchrien ſie wütend an: „Mit uns, oder wir ſchießen euch nieder!“ Entſetzt liefen die Paſſanten auseinander. Zwei Gendarmen eilten an mir vorbei. Als ſie bemerkt wurden, ertönte das Geſchrei: „Schlagt die Gendarmen nieder!“ Einige Männer mit Revolvern liefen ihnen nach. Der eine Gendarm konnte entweichen, der andere wehrte, ſo gut er konnte, mit den Händen die Angreifer ab. Dieſe bedrohten ihn mit Revolvern und riſſen ihm den Säbel fort. Als aus dem Zuge noch zwei Männer herbeieilten, redete ich dieſe an und forderte ſie auf, den Gendarm in Ruhe zu laſſen und ihm ſeinen Säbel zurückzugeben. Die Männer beſannen ſich und redeten auf ihre Kameraden ein, vom Gendarm abzulaſſen. Als dieſe ſich mit dem Säbel entfernen wollten, nahmen ſie ihn gewaltſam ab und übergaben ihn dem Gendarm. Als ſämtliche Männer ſich wieder dem Zuge angeſchloſſen hatten, ſetzte ſich dieſer wieder in Bewegung.“

Ein andrer Zug kam durch die Lehmſtraße heraufgezogen. Als man ſich anſchickte das Deminſche Haus zu demolieren, wurde Militär requiriert, das ſich, als es in der Lehmſtraße ruhig war, zum Neuen Markt begab, wo eine große Maſſe der Arbeiter verſammelt war. Es war etwa $^1/_2$6 Uhr nachmittags.

In der Menge, berichtet die offizielle Kundgebung des Gouverneurs vom 17. Okt., „forderte ein Redner zu offenem Aufruhr auf. Die Menge wurde aufgefordert, binnen 5 Minuten auseinanderzugehen. Sie antwortete mit Rufen der Weigerung. Aus ihrer Mitte trat ein Mann hervor und gab mit einem Revolver auf den Offizier einen Schuß ab, der fehlging. Außerdem wurden aus der Menge einige Schüſſe auf das Militär abgegeben. Darauf gab das Militär eine Salve ab, einige Menſchen wurden verwundet. Die Menge fing an auseinanderzulaufen, verſuchte aber gleich wieder ſich zu ſammeln. Es folgten neue Salven, auf die hin die Menge ſich zerſtreute.“

Private Zeugen des Ereignisses berichteten (Rev. Ztg. 19. Oktober) damit übereinstimmend, daß aufreizende Reden gehalten wurden und die laut und bestimmt immer wieder erneuerten Aufforderungen auseinanderzugehen, auf Widersetzlichkeit stießen. Man rief aus der Menge: „Habt keine Angst, sie dürfen garnicht schießen." Das Militär wurde gehöhnt, man schob Weiber vor und drängte sie an die Soldaten, es sah aus, als werde der Offizier im nächsten Augenblick entwaffnet werden. —

Die Opfer der Katastrophe waren: 28 Tote an Ort und Stelle, von den Verwundeten starben 25, und 4 Tote wurden dem Sektionshaus zugestellt, zusammen 57 Tote. Verwundete in Krankenhäusern eingeliefert 60 (darunter 4 Frauen). So die Angaben in den Zeitungen. Der Bericht des Gouverneurs nennt „30 Tote und 100 Verwundete, von denen 26 starben." Bei der feierlichen Beerdigung der Toten, die am 20. Oktober stattfand, wurden 47 Särge im Zuge zum Kirchhof gebracht.

Am folgenden Tage, den 17. Oktober, veröffentlichte der Gouverneur seine bereits erwähnte Kundgebung, in der er den Tatbestand der Ereignisse darlegte und zum Schluß ankündigte: „Von nun an werden die schärfsten Maßnahmen getroffen werden. Das Militär wird bei jeder Störung der Ordnung sofort von der Waffe Gebrauch machen. Zusammenrottungen auf der Straße und den Plätzen werden strengstens untersagt; den Aufforderungen der Militär- und Zivilbehörden ist unweigerlich Folge zu leisten. Es ist genug Militär in der Stadt vorhanden und zu ihrer Verfügung stehen Maschinengewehre, welche bei Widerstand sofort in Aktion treten werden."

Am selben Tage fand wieder eine Sitzung der Stadtverordneten statt, auf der eine die Stimmung der Majorität der Versammlung kennzeichnende Resolution angenommen wurde:

1) Seinen energischen Protest gegen die grausame Handhabung des Schutzes der Ruhe und Ordnung der Stadt auszusprechen, zu der die Administration ihre Zuflucht nahm, als sie ohne Grund nicht nur ganz unschuldige Leute erschießen ließ, sondern auch solche, die alle ihre Kräfte für die Wahrung der Sicherheit der Einwohner Revals eingesetzt hatten.
2) Von der Prokuratur eine sofortige Untersuchung nach den Schuldigen an den vielfachen Morden am 16. Oktober auf dem Neuen Markt einzuleiten.
3) Vom heutigen Tage bis zur Wiederherstellung der Ruhe die Zahlung aller budgetmäßigen Ausgaben für Unterhaltung der Polizei einzustellen.

4) Mit den einzelnen Schichten der Bevölkerung in Verhandlung zu treten zwecks Organisation eines besonderen kommunalen Sicherheitskomitees und aus den städtischen Mitteln die nötigen Summen zur Verfügung zu stellen.
5) An den Minister des Innern nachstehendes Telegramm zu richten: „Am 14. c. von 4 Uhr nachm. begannen in der Stadt Demolierungen und währten die ganze Nacht. Die Einwohner hatten keinerlei Schutz. Am 15. c. stellte die städtische Selbstverwaltung dank der Mithülfe der Arbeiter die Ordnung wieder her. Der Gouverneur versprach die Truppen von den Straßen zu entfernen. Am Abend des 16., als mit den Aeltesten der Arbeiter Unterhandlungen über den weiteren Schutz gepflogen wurden, begannen die Truppen auf die friedlich zu einer Sschodka Versammelten, welche Maßnahmen zum Schutz der Stadt berieten, zu schießen. Tote und Verwundete sind außerordentlich viele. Indem die städtische Selbstverwaltung ihren Unwillen über die Untätigkeit am 14. und das Schießen am 16. ausdrückt, lehnt sie jede Verantwortung ab. Unter der Bevölkerung herrscht furchtbare Erregung."

Auf einer weiteren Sitzung der Stadtverordneten am 18. Oktober wurden auf Antrag des estnischen StV. Poska u. a. folgende z. T. sehr charakteristische Beschlüsse gefaßt:

1) Das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober in vielen Exemplaren drucken zu lassen und unentgeltlich unter die Bevölkerung zu verteilen.
2) Allen Gesellschaften, Institutionen und einzelnen Personen, deren Bemühungen und Arbeit die Grundlage zur Rechtsordnung im Reiche gelegt haben, den aufrichtigsten tiefsten Dank und Anerkennung auszusprechen. Diesen Beschluß dem Zentral-Organisationskomitee in St. Petersburg mitzuteilen.
3) Durch Erheben von den Plätzen das Andenken aller Personen zu ehren, die als Opfer im Kampfe für die Rechtsordnung im Reiche gefallen sind.
4) Durch Errichtung eines Denkmals der Freiheit am Orte der Katastrophe vom 16. Oktober, der Revaler Bürger zum Opfer gefallen sind, die Erinnerung an den 17. Okt. zu verherrlichen und zu diesem Zweck in ganz Estland eine Sammlung zu veranstalten.
5) Den Minister des Innern um unverzügliche Anordnung der strengsten gerichtlichen Untersuchung zu bitten*, zur

*) Auch der Gouverneur Lopuchin machte am 23. Oktober durch Maueranschläge bekannt, daß er, weil im Publikum und in der Presse z. T. immer

Feststellung der Schuldigen am Massenmorde unschuldiger, durch nichts ungesetzlich handelnder Revaler Bürger am 16. Oktober 1905.

6) Sich an die Bevölkerung mit der Aufforderung zu wenden, Ruhe, Ordnung und Frieden zu halten.
7) Zu bitten um sofortige Unterstellung der städtischen Polizei unter die städtische Selbstverwaltung.
8) Beim Stadtamt eine unentgeltliche Auskunftstelle einzurichten für alle Personen, die unter dem verbrecherischen Vorgehen der Autoritäten (власти) auf dem Neuen Markt am 16. Oktober 1905 gelitten haben.
9) Um eine allgemeine Amnestie der politischen Gefangenen nachzusuchen. — —

Am 23. Oktober fand in dem estnischen Verein „Estonia" ein Meeting statt (eigentlich die Schlußsitzung eines bereits am 21. Okt. stattgehabten Meetings), das auf Anregung des Verbandes der Intelligenz zusammenberufen war, um die letzten Ereignisse in Reval und die Maßnahmen zur Beruhigung der Gemüter in Reval und „im ganzen Reiche" zu besprechen. Es präsidierte der Rechtsanwalt Bulat. Ein Redner stellte den Antrag auf Errichtung einer demokratischen Republik. Fünf einzelne Hände erhoben sich dafür. Von der Galerie ertönte der Ruf: „Nieder mit x" (dem Redner)! Daraufhin verwies der Rechtsanwalt Bulat den Schreiern ihr Betragen und setzte ein Mißbilligungsvotum gegen diese durch. Er wandte sich an die Menge mit der Erklärung, man habe den Antrag wohl nicht richtig verstanden, und ließ ihn ins Estnische (bisher war hauptsächlich russisch geredet worden) übersetzen. Dann stimmte die Menge der Resolution zu. — Ueber das Wesen der Sache waren viele der Meetingteilnehmer garnicht unterrichtet. So wandte sich z. B. einer an seinen Nachbar mit der Frage, was eine Republik sei, worauf er die Antwort erhielt: Das ist so, wie es in Deutschland ist! (Rev. Ztg. v. 28. Okt.)

14.—26. Oktober. Die Unruhen in Dorpat.

Eine allgemeine Studenten-„Sschodka" in der Aula beschließt mit 905 gegen 159 Stimmen den Studienstreik solange fortzusetzen, bis die neuen Verfassungsfragen geklärt seien, beanspruchte jedoch zu gleicher Zeit die Benutzung der Universitätsräume für politische Versammlungen und ersuchte den Rektor, „um unliebsamen Vorkommnissen vorzubeugen", die

---

noch die Schuld an den Vorgängen vom 16. Okt. der Polizei, der Administration und den Truppen zugeschrieben werde, den Minister des Innern um Untersuchung der Ursachen gebeten habe.

Kaiserbilder aus der Aula zu entfernen. Der Rektor legte alles dies dem Konseil vor. Dieses beschloß temporär die Studien einzustellen und die Bilder zu entfernen! —

Auf dieser „Sschodka" kam es auch zum vollständigen Bruch zwischen dem Chargierten-Konvent und der übrigen Studentenschaft. Die „Sschodka" vom 6. Okt. (vgl. Revolutionschronik Bd. I, S. 196) hatte beschlossen, dem Chargierten-Konvent ein Stimmrecht auf den allgemeinen Studenten-„Sschodken" nur in dem Falle einzuräumen, daß er zuvor erkläre, er werde alle Beschlüsse der Studenten-„Sschodken" anerkennen und ihnen nachkommen. Daraufhin hatte der Chargierten-Konvent am 10. Okt. an die „Sschodka" folgende Schrift gerichtet:

„Auf eine diesbezügliche Anfrage erklärt der Chargierten-Konvent, daß er als solcher sich den Beschlüssen der „Sschodka" nicht fügen wird, und verzichtet deshalb darauf, seine Stimme auf der „Sschodka" zur Geltung zu bringen, und zwar aus folgenden zwei Gründen:

1) Der Chargierten-Konvent repräsentierte in früherer Zeit die ganze Studentenschaft der Universität und bildet auch heute noch den Faktor derselben, der als Repräsentant der einheimischen Studentenschaft am meisten am Wohle der Universität interessiert ist. Als solcher will er diese historisch begründete Sonderstellung nicht aufgeben.
2) Der Chargierten-Konvent als solcher hält sich nur für kompetent, zu akademischen Fragen Stellung zu nehmen; die „Sschodka" aber hält es nicht für möglich, zwischen akademischen und politischen Fragen eine feste Grenze zu ziehen, und verlangt, daß der Chargierten-Konvent sich allen auf derselben gefaßten Beschlüssen fügt.

Im übrigen behält sich der Chargierten-Konvent vor, seine Stimme auf anderem Wege zur Geltung zu bringen, da die „Sschodka" einerseits die Abstimmung der Chargiertenkonvents-Glieder in corpore nicht akzeptiert hat und anderseits auch den einzelnen Gliedern nicht gestattet hat, persönlich zu stimmen. Seine Proposition vom 26. Sept. c., zur Klärung des gegenseitigen Verhältnisses durch Delegierte in Verhandlung zu treten, hält der Chargierten-Konvent aufrecht."

Die „Sschodka" am 14. Oktober stellte daraufhin ohne Debatten die Beziehungen zum Chargierten-Konvent als abgebrochen hin.

Am 16. Oktober wehten aus den Fenstern der Aula von 4 Uhr nachmittags ab drei große rote Fahnen und über dem Portal der Universität war in mächtigen Buchstaben eine

revolutionäre Inschrift in russischer und estnischer Sprache angebracht. Auf dringendes Ersuchen des Rektors der Universität ließen sich die Veranstalter der „Sschodka“ bereit finden, die Fahnen und die Inschrift zu entfernen.

Der mit der Unterschrift des Rektors versehenen, an der Universitätstür ausgehängten Ankündigung einer „allgemein zugänglichen Sschodka“ in der Aula der Universität folgte eine mehrtausendköpfige Menge. Es mögen etwa 4000 Menschen, meist dem Arbeiterstande angehörend, die Aula und das Treppenhaus der Universität gefüllt haben. In der Aula wurden Reden in russischer und estnischer Sprache gehalten, die den roten Fahnen und der an der Universität angebrachten Aufschrift entsprachen; dazwischen wurden revolutionäre Lieder gesungen. Von der Freitreppe der Universität aus versuchte der Redakteur des „Postimees“ J. Tönisson in estnischer Sprache zur Treue für den Kaiser zu mahnen, wurde jedoch niedergeschrien und tätlich insultiert. Bald nach 8 Uhr zerstreute sich die Menge.

Am 17. Oktober wuchs die Erregung. Durch die Straßen zogen Haufen von einigen 100 Mann, bald mehr, bald weniger, und erzwangen die Arbeitseinstellung in allen Geschäften und Betrieben. — In der Aula und in den Auditorien der in ein Versammlungshaus umgewandelten Universität wurden von 12 Uhr mittags an „Sschodkas“ von Studenten, Arbeitern, Schülern und Schülerinnen, Männern und Frauen verschiedener Schichten der Bevölkerung unter heftigen Reden abgehalten und die Massen gingen dort bis Mitternacht aus und ein. — Der Volkshaufe setzte inzwischen völlig unbehindert auf den Straßen seine Umzüge fort und zwang ein Geschäft nach dem andern zum Schließen. So nötigten sie die Fuhrleute zur Niederlegung ihrer Arbeit, veranlaßten die Laternenanzünder zum Abdrehen der Gasflammen. Die Stadt war den ganzen Abend und die Nacht hindurch stockdunkel; nur vereinzelte Laternen brannten. Endlich wurde auch die Schließung des Post- und Telegraphen-Kontors erzwungen.

Zu einem Zusammenstoß kam es am Nachmittag bei der Pferdepost-Station. Dorthin brach bald nach 5 Uhr die Menge auf, um jede Beförderung der Post unmöglich zu machen und die landische Telephon-Zentrale außer Funktion zu setzen. Sie stieß auf Widerstand. Die Andringenden wurden zuerst ohne Anwendung von Schußwaffen zurückgedrängt; als aber die Demolierung der Fenster und andere Gewalttätigkeit fortschritt, wurde gefeuert, sowohl aus dem Innern der Poststation als auch von dem dort postierten kleinen Militärkommando von 8 Mann. Tot auf dem Platze blieben der Kalefaktor der

Realschule, Adamsohn, und etwa 10 Personen wurden verwundet. Als die Menge den Ernst der Situation erkannte, stob sie rasch auseinander. — Das studentische Komitee erklärte, daß die Attacke auf das Stationsgebäude außerhalb seines Aktionsplanes gelegen habe, also von der Menge ohne Zustimmung der sozialistischen Leitung inszeniert worden sei. — Abends war es in der Stadt still; Patrouillen zogen durch die Straßen. —

Am 18. Oktober herrschte vom Morgen an große Erregung. Das Militär hatte den Schutz der öffentlichen Ordnung übernommen. Vor der Universität stand eine kleine Abteilung und auf den Brücken waren Soldaten postiert, um dem Zustrom zweifelhafter Elemente nach dem Innern der Stadt zu steuern. Zum Reformationsfest strömten viele Leute in die Kirchen; in der Aula tagte gleichzeitig wieder eine große „Sschodka". Die Erregung wuchs; man erzählte sich von der bevorstehenden Proklamation des Kriegszustandes und war auf einen ernsten Zusammenstoß mit dem Militär gefaßt.

Da trat ein totaler Umschwung ein; die erste Kunde vom Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober war kurz vor 1 Uhr mittags eingetroffen und wurde in der Aula auf der „Sschodka" und auf dem Großen Markt dem Militär bekannt gegeben. Nun brach auf dem Großen Markt ein wilder Jubel los. „Konstitution", „Freiheit", „Beseitigung der Selbstherrschaft" waren die Schlagworte, die man überall hörte; überall tauchten Redner auf; auch Schüler hielten Reden! Im Nu waren Tausende mit roten Schleifen ausgestattet, rote Fahnen und Fähnchen wurden entfaltet, die Marseillaise erschallte immer und immer wieder. Ein Teil zog zum Polizeigebäude, wo die verhafteten Studenten in Freiheit gesetzt und dann im Triumph durch die Straßen geleitet wurden. Unter dem Zeichen der roten Fahne wurde aus dem Fenster des Polizeigebäudes ein Hoch auf volle Freiheit ausgebracht.

Inzwischen formierte sich auf dem Großen Markt ein kolossaler Zug rotdekorierter und mit roten Fahnen ausgestatteter Männer und Frauen, Beamter und Arbeiter, Halbwüchslinge 2c. Er schloß sich der abziehenden Regimentsmusik an; die Marseillaise ertönte und immer stürmischer äußerte sich die Stimmung. Der Zug marschierte vom Markt durch die Kühnstraße in die Rigasche Straße, von dort zurück über den Markt, die Steinbrücke, die Petersburger Straße und über die Holzbrücke zurück zum Markt (nachdem die Regimentskapelle sich inzwischen entfernt hatte)* und vor die Universität.

*) In der Stadt wurde das Gerücht verbreitet, daß die Regimentsmusik mit Absicht an dem Umzuge sich beteiligt habe. Das nötigte den Garnisonschef

Am Nachmittag erſchien der Führer der eſtniſchen Nationalpartei und Redakteur des „Postimees“ Jahn Tönisſon mit ſeinen Anhängern vor dem Rathaus, wo er eine Rede, in der er zur Mäßigung mahnte, hielt. Seine ſozialdemokratiſchen Gegner pfiffen ihn jedoch aus und ſchrien ihn nieder: „Nieder mit dir, du Teufel!“ Ein andrer, ſozialiſtiſcher, Redner meinte, daß es durchaus nötig ſei, die Paſtoren ohne Umſtände aufzuhängen, den Gutsbeſitzern ihr Land, den Fabrikanten ihre Fabriken abzunehmen und unter das Proletariat zu verteilen, Vorſchläge, die von der Menge mit lautem Bravo und Hurra begrüßt wurden. (Korreſp. der „Düna-Ztg.“)

Am 19. Oktober war die Sicherheit der Stadt ſo gut wie ausſchließlich dem ſozialiſtiſchen Komitee anvertraut, das ſich bei der Polizei für den Schutz der perſönlichen Sicherheit und des privaten Eigentums verbürgt und dazu eine Art eigenen Ordnerkorps eingeſetzt hatte. Der Polizeimeiſter war erkrankt; Organe der Polizei waren in den Straßen kaum zu ſehen; niemand wußte, auf wen noch zu bauen ſei. In der Univerſität gingen die Arbeiter, Männer und Frauen, Studenten ꝛc. in dichten Haufen ein und aus; es fanden dort in der Aula und in den Hörſälen immer wieder Zuſammenkünfte und Verſammlungen ſtatt.

Schon am 17. Oktober waren auch aus den Apotheken die Angeſtellten abgeholt und fortan mußten die Apotheker ſelbſt vielfach mit Schwierigkeiten ihren Dienſt verſehen. Die Arbeitseinſtellung wurde am 19. Okt. dadurch noch weiter verſchärft, daß auch die Bäckereien zur Einſtellung ihrer Tätigkeit genötigt wurden. — In der Mittagszeit begab ſich ein Zug eſtniſcher Vereine nicht unter der roten Fahne, ſondern unter den Vereinsfahnen nach der Univerſität, doch wurden ihm Hinderniſſe entgegengeſtellt. Der in der vorderſten Reihe marſchierende Redakteur J. Tönisſon, der in Reden zur Beſonnenheit und zur Wiederaufnahme der Arbeit gemahnt hatte, wurde durch einen Stockhieb über dem Auge verletzt und eine etwas ſchwerere Verletzung durch einen Steinwurf trug der Buchdruckereibeſitzer Söödt davon. Dieſem eſtniſchen Zuge wurde der Zugang in die Univerſität verwehrt. Die Haltung der Maſſe wurde unruhiger und etwa zwiſchen 1 und 3 Uhr mittags wurden, ohne daß irgend welcher Widerſtand geleiſtet wäre, die Reichs-Doppeladler und beſonders die über ihnen angebrachten Kaiſerkronen niedergeriſſen. Das geſchah vor allem an dem Univer-

---

Generalmajor Tſchiſtjakow durch öffentlichen Anſchlag zu erklären: „daß die Regimentsmuſik vom verſammelten Publikum unter dem Vorwande einer patriotiſchen Manifeſtation erbeten wurde. Das Militär der Garniſon iſt voller Entrüſtung über alle ſtattgehabten Unordnungen.“

ſitätsgebäude, wo man auch das an der Hauptfront angebrachte Kreuz herunterzureißen beſtrebt war, im Veterinär-Inſtitut, aus deſſen Aula ſchon tags zuvor die Kaiſerbilder herabgeriſſen waren, in den Schulen, an der Poſt und ſonſtigen Kronsinſtituten, in den Apotheken. Ebenſo wurden die Kaiſer-Initialen, die zu Illuminationszwecken am Rathauſe angebracht waren, herabgeriſſen und zerſtückelt. Auch überall anderwärts in den Behörden und Inſtitutionen, ausgenommen in den militäriſchen und im Rathauſe, wurden die Kaiſerbilder eingezogen und meiſt in Fetzen geriſſen. Das wilde Treiben hatte damit ſeinen Höhepunkt erreicht und auch in der eſtniſchen Bevölkerung eine Reaktion hervorgerufen. Wenigſtens konnte man mehrfach laute Ausdrücke des Unwillens auf der Straße hören.

Am 20. Oktober kündigte eine Bekanntmachung des Garniſonschefs, des Polizeimeiſters Sabjelin und des Stadthaupts v. Grewingk an, daß bei Wiederholung von Gewaltakten unverzüglich Waffengewalt angewandt werden würde.

Schon am frühen Morgen hatte das Stadthaupt das rote Fähnlein, das an Stelle der von den Sozialiſten abgeriſſenen kaiſerlichen Initialen angebracht worden war, entfernen und eine Wache aufſtellen laſſen, ſo daß nur Glieder der Stadtverwaltung Eingang in das Haus fanden. Zu 11 Uhr war eine Beſprechung der Stadtverordneten anberaumt, vor deren Schluß dem Stadthaupt 2 Studenten gemeldet wurden, die durch einen Priſtawgehülfen in das Lokal des Stadtamts geführt worden waren. Als das Stadthaupt die mit rot-ſchwarzen Schärpen dekorierten Studenten nach ihrem Begehr fragte, ward ihm die Antwort, daß der Stadtverwaltung eine Schrift vom örtlichen ſozialiſtiſchen Komitee zu eröffnen ſei, wobei der Sprecher ein zuſammengefaltetes Papier aus der Taſche hervorholte. Das Stadthaupt erſuchte den Sprecher, ihm den Inhalt der Schrift mitzuteilen oder ihm das Papier zu übergeben. Die Studenten antworteten in anmaßendem Tone, daß die Schrift nur den Stadtverordneten verleſen werden würde. Das Stadthaupt erwiderte, daß dazu vor allem die Genehmigung der Stadtverordneten zu erbitten ſei, und erſuchte die Entſcheidung abzuwarten. Das Anſinnen der beiden Studenten wurde von den Stadtverordneten zurückgewieſen und der perſönliche Empfang abgelehnt. — Auf dieſen Beſcheid antwortete der Redner unter den beiden Sozialiſten, daß es von den Stadtverordneten höchſt dreiſt ſei, ſie nicht zu empfangen, daß ſie den Genoſſen davon Mitteilung machen würden und das Rathaus ſogleich würde eingenommen werden. Das Stadthaupt erwiderte, daß er nach dieſer Erklärung die Herren erſuche unter derſelben Begleitung, die ſie hineingeführt, ohne Verzug

das Rathaus zu verlaſſen, und traf Anordnung, das Stadthaus militäriſch beſetzen zu laſſen. Nach einer viertel Stunde ſchon erſchien ein Kommando, welches das Rathaus beſetzte.

Am Nachmittag fand die Beerdigung des am 17. Okt. erſchoſſenen Kalefaktors Adamſohn ſtatt, die ſich zu einer großen ſozialdemokratiſchen Demonſtration geſtaltete: Ueberall die rote Farbe. Voran ſchritten Ordner mit roten Schärpen; der Sarg, welcher von Rotbeſchärpten getragen warde, war rot drapiert; etwa 20 rote Fahnen mit Inſchriften konnte man zählen und eine Menge von 7—8000 Menſchen, geſchmückt mit roten Schleifen und Bändern, folgte dem Sarge. Am Grabe hielten u. a. auch zwei Profeſſoren Reden. —

In den Zeitungen veröffentlichten — wohl auf Initiative des Redakteurs Tönisſon — mehrere eſtniſche Vereine, der Handwerker-Verein, der Landwirtſchaftliche Verein, der Mäßigkeits-Verein, Taara, Ugaunia und Wanemuine, einen Aufruf an die Mitbürger, in dem dieſe aufgefordert wurden, nunmehr unverzüglich wieder zu friedlicher Arbeit zurückzukehren. Es hieß darin: „Einen allgemeinen politiſchen Streik ſetzte man ins Werk, um im Ruſſiſchen Reiche zum Falle der Selbſtherrſchaft beizutragen. Die Selbſtherrſchaft iſt nicht mehr. Am 17. Oktober erſchien ein Manifeſt, das für Rußland eine neue Staatsordnung ſchuf. An Stelle der Selbſtherrſchaft trat die Konſtitution oder eine Staatsgrundordnung auf breiterer Baſis. Jetzt wird das Geſchick von Land und Volk nicht mehr durch Laune und Willen eines einzelnen Menſchen beſtimmt. Jetzt müſſen im Ruſſiſchen Reich allein Geſetz und Recht gelten.“ Und weiter, nach einer Darlegung der durch das Manifeſt gewährten Freiheiten: „Das Ziel des politiſchen Streiks iſt erreicht. Der politiſche Streik hat ſeinen Boden verloren.“

In der Aula fand nachmittags auch wieder ein Meeting ſtatt. Hier erſchien einer von den „Genoſſen“, die der Aufgabe nachgingen, unter dem Militär zu agitieren, mit der Nachricht, daß die Soldaten bereit ſeien, ſich der Bewegung anzuſchließen. Sofort wurde die Verſammlung geſchloſſen und man begab ſich zum Stabe des Kraſſnojarskiſchen Regiments in die Ritterſtraße. Hier ſtanden auf der Straße zwei Kompagnien Soldaten, die zum Schutz der Stadt aus den Kaſernen heranmarſchiert waren. Der Zug mit der roten Fahne hielt vor der Front; es wurde eine Rede an die Soldaten gerichtet und ſchließlich die Frage: „Wem werdet Ihr alſo treu ſein, unſrer roten Fahne oder dem Zaren?“ „Dem Zaren“, war die Antwort des Soldaten, deſſen Worte von allen ſeinen Kameraden mit einem kräftigen Hurra! beſiegelt wurden.

„Fort mit dem Redner!“ hieß es dann und der Zug mußte weiter und löste sich schließlich unverrichteter Dinge auf. —

Am 21. Oktober, nachdem eine Bekanntmachung erlassen war, daß auf Anordnung des livländischen Gouverneurs die Wiederherstellung der Ordnung in der Stadt der Militärmacht übertragen sei und jegliche Gewalttat und Demonstration mit Entschiedenheit werde unterdrückt werden, — wurde die Arbeit, obgleich vormittags noch große Menschenmengen auf den Straßen auf und ab wogten, allenthalben wieder aufgenommen. — Vor der Universität wehte jedoch noch eine große schwarze Fahne.

Abends fand in der Aula wieder eine „Sschodka“ statt, die stark von Studenten besucht war; sie beschäftigte sich ausschließlich mit dem Protest der estnischen Vereine gegen die Verhinderung ihres Umzuges in der Stadt und mit deren Nichtzulassung zum Universitätsgebäude. Bald drehte sich die ganze Verhandlung ausschließlich um die Persönlichkeit des Redakteurs Tönissson, der auch selbst in längerer Rede seinen Standpunkt den russischen Studenten gegenüber klarzumachen suchte. Die Verhandlungen dauerten von 4 Uhr nachmittags bis ½1 Uhr nachts, führten jedoch zu keinem Resultat, ebensowenig wie eine nochmalige „Sschodka“ am folgenden Tage, an der auch viele hundert Arbeiter teilnahmen.

Hier spielten die Sozialdemokraten die Hauptrolle; der Redakteur des estnischen sozialistischen Blattes „Uudised“, P. Speek, erklärte: „Ein gewaltiger Gegner ist besiegt, die kaiserliche Selbstherrschaft ist dank dem vereinten Andrang der Studenten und Arbeiter gesunken.“ (Wie er auch in seinem Blatte offen aussprach: „Von einem vollständigen Siege kann noch nicht die Rede sein. Das Proletariat muß weiter schreiten, und zwar so lange, als bis die absolute Volksherrschaft auf allerdemokratischster Grundlage eingeführt wird.“) — Auf diesem Meeting wurde auch propouiert, in Zukunft die Kirchen zu solchen Versammlungen zu benutzen. Die Gläubigen könnten sie immerhin weiter zum Beten benutzen, wenn die Arbeiter gerade kein Meeting abhalten. Auf Vorschlag eines estnischen und einiger jüdischer Studenten beschloß die Versammlung, daß die Kirchentüren, falls sie nicht gutwillig geöffnet werden, gewaltsam erbrochen werden sollen. („Postimees“.)

Der Fußboden in der Aula hatte durch die großen Menschenansammlungen Risse bekommen. Der Rektor der Universität, Prof. Passek, machte die Studenten wenigstens darauf aufmerksam, daß solche Ansammlungen für die Aula gefährlich seien. Aber auch an den folgenden Tagen fanden fast täglich solche „Sschodkas“ statt, wenn auch weniger zahlreich besucht,

da viele Studenten wegen des bald erwarteten Eisenbahnstreiks nach Hause eilten. — Am 26. Oktober verhandelte eine „Sschodka" über den militärischen Schutz der Stadt, den sie, ihrem „proletarischen Standpunkt gemäß", für ein „Attribut des Absolutismus" erklärte. Es wurde beschlossen, seine Abschaffung zu verlangen. Der Beschluß sollte dem Stadtamt mitgeteilt und auch das Professorenkollegium „aufgefordert" werden, entsprechende Schritte zu tun. Die Organisierung eines studentischen Selbstschutzes wurde dem „revolutionären Komitee" aufgetragen, das auch die Mittel zur Bewaffnung der Studierenden zu beschaffen hat. Die Frage, wann das Studium wieder aufzunehmen sei, wird dahin entschieden, daß die Studentenschaft beschlossen habe, bis zur Einführung einer „konstituierenden Versammlung" zu streiken. (Vgl. „Nordlivl. Ztg." 24. Okt. u. ff.)

14. Oktober. Grünhof (Kurl.). Das Windedse-Gesinde wird abends von einigen Leuten überfallen und heftig durch alle Fenster beschossen mit Schrot- und Revolverschüssen.

15. Okt. Livland. Als der Nachmittagszug Pernau-Walk auf der Station Moisekül mit den aus Fellin und Walk kommenden Zügen zusammentrifft, treten Lokomotivführer und Kondukteure in den Ausstand. — Am 16. Oktober wird der Verkehr auf beiden Zufuhrbahnen eingestellt.

14. u. 17. Okt. Kurland. Brandstiftungen: 2 Scheunen in Oserwen, 1 Riege in Zierau, 1 Scheune in Dubenalken; am 17. Okt. der Strohvorrat im Gr. Kirpen-Gesinde, bei Autzhof, weil der Wirt Stroh an die Dragoner in Hofzumberge verkauft hatte.

15. Okt. Zierau (Kurl.). Der Gutsstellmacher Grünfeld wird erschossen.

15. Okt. Windau. Die Arbeiten auf dem Elevator werden eingestellt. Ein Meeting der Eisenbahnarbeiter findet statt.

16. Okt. Kurland. Der Verkehr auf der Libau-Hasenpother Bahn wird eingestellt.

17. —22. Oktober. Die Unruhen in Libau.

Am Abend des 17. Oktober verbreitete sich die Nachricht von der Veröffentlichung des Kaiserlichen Manifestes. Zuerst erhielt der Russische Klub autentische Bestätigung, die dann sogleich auch der gerade tagenden Versammlung der jüdischen Reichsdumawähler mitgeteilt wurde. Ueberall beglückwünschten sich die Leute und während der ganzen Nacht dauerte die freudige Erregung auf den Straßen an.

Anders war das Verhalten der Arbeiterschaft. In den Morgenstunden des 18. Oktober war es auf der Bahnhof-

straße zu einem Zusammenstoß zwischen Kosaken und Infanteriepatrouillen und einem Arbeiterhaufen gekommen, der auf die Nachricht von dem Erscheinen des Manifestes hin mit eisernen Stangen bewaffnet zur Befreiung der Verhafteten vor das Gefängnis ziehen wollte. Es hatte eine Anzahl blutiger Köpfe gegeben und auch mehrere Verwundungen durch Schußwaffen; 11 Demonstranten wurden verhaftet. Das vereinigte sozialdemokratische Komitee beantwortete dieses Eingreifen dadurch, daß es in Libau den politischen Generalstreik proklamierte, der gleichzeitig die Unzufriedenheit der sozialdemokratischen Arbeiter mit den Reformen des Manifests vom 17. Oktober zum Ausdruck bringen sollte. Um 8 Uhr ruhte auf sämtlichen Fabriken, Druckereien und im Hafen die Arbeit. Der Straßenbahnverkehr wurde eingestellt.

Die Behörden ergriffen sofort weitgehende Maßnahmen, um Ausschreitungen vorzubeugen. Durch Kanonenschüsse wurde die Garnison alarmiert, die Stadtbrücke sofort mit mehreren Kompagnien und einem Maschinengewehr besetzt und starke Infanterie- und Kavallerie-Patrouillen zeigten sich in den Straßen. Zu ernsteren Zusammenstößen mit den Truppen kam es aber nicht mehr. Zwar wurde noch im Laufe des Vormittags durch einige Schüsse, die aus einer großen Menschenansammlung in der Alexanderstraße abgefeuert wurden, ein Kosak verwundet, aber die Menge lief sofort auseinander, als eine stärkere Kosakenpatrouille erschien. Auf der Großen Straße sprengte noch um die Mittagszeit eine Dragonerpatrouille eine mit Gesang durch die Straßen ziehende Schar Schuljungen und Schülerinnen auseinander; später wurden jedoch Ansammlungen auf den Straßen und Umzüge von der Polizei und den Truppen nicht mehr behindert und nun folgte bis in die späte Nacht an den Straßenecken und auf den Plätzen Meeting auf Meeting, in denen Redner die Menge zu Ovationen für die Freiheit, die konstitutionelle Monarchie, die demokratische Republik usw. aufforderten. Die Haltung der durch die Straßen ziehenden Massen war eine ruhige: weder sah man unter ihnen Betrunkene, noch kam es zu irgendwelchen Ausschreitungen.

Am folgenden Tage, den 19. Oktober, um 11 Uhr hatte das vereinigte sozialdemokratische Komitee die streikenden Arbeiter zu einem Meeting in den Eisenbahnwerkstätten zusammenberufen. Etwa 15,000 Personen, darunter auch viele Angehörige des Mittelstandes und Schüler, sogar vereinzelt auch Soldaten ohne Waffe, hatten sich eingefunden, so daß die Versammlung in 4 Abteilungen abgehalten werden mußte. In den Reden, die in russischer und lettischer Sprache und im jüdischen Jargon gehalten wurden, wurde jede Annäherung an

die bürgerlichen Parteien scharf zurückgewiesen. In der vom Meeting angenommenen Resolution wurde erklärt, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft sich nicht mit den Reformen des Manifestes vom 17. Oktober begnüge, sondern als Endziel des Kampfes die Errichtung der sozialdemokratischen Republik betrachte. Ferner wurde beschlossen, den politischen Streik fortzusetzen, bis die Forderungen des sozialdemokratischen Komitees, die durch eine Deputation dem Festungskommandanten übermittelt wurden und in der Freilassung sämtlicher politischer Gefangenen und Aufhebung des Kriegszustandes gipfelten, erfüllt worden wären. Aehnliche Forderungen wurden dem Stadtamt von einer Deputation des sozialdemokratischen Komitees vorgelegt und ebenfalls Aufhebung des Kriegszustandes und sofortige Bewilligung des allgemeinen Wahlrechts für die Stadtverordnetenwahlen verlangt.

Da die Bewilligung dieser Forderungen nicht möglich war, wurde auf dem am 20. Oktober früh stattfindenden Meeting die Fortsetzung des Generalstreiks beschlossen. Da sich die Behörden in diesen Tagen passiv verhielten und sogar die Truppen von den Straßen einzogen, wuchs der Uebermut der revolutionären Elemente: die terroristischen Exzesse, durch welche der vollständige Stillstand des ganzen geschäftlichen Lebens erzielt werden sollte, mehrten sich; Haufen junger Burschen durchzogen die Straßen und zwangen sämtliche Geschäfte, mit Ausnahme der Apotheken und der kleinen Viktualienhandlungen, zu schließen, sonst wurden die Schaufenster eingeschlagen. Die Droschken wurden von ihren Standplätzen verjagt und die Fahrgäste aus den Droschken geworfen, aus den Kontoren das Geschäftspersonal vertrieben; sie drangen auch in die Privatwohnungen ein, um die Dienstboten zum Verlassen ihrer Herrschaft zu zwingen. Auch in den Restaurants waren die Gäste nicht sicher und selbst einige Mitglieder der Mussen-Gesellschaft wurden zum Verlassen des Klublokals gezwungen. Am Abend des 20. Oktober war die Situation so ernst, daß den fremdländischen Konsuln militärischer Schutz zur Verfügung gestellt wurde. —

Am 21. Oktober griffen die Behörden endlich wieder ein; der Kommandant gab durch Maueranschlag bekannt, daß mit den energischsten Maßnahmen die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und alle terroristischen Exzesse mit Waffengewalt niedergeschlagen werden würden. Die Straßen durchzogen wieder starke Polizei- und Militärpatrouillen, mit deren Erscheinen auch sofort ein Umschwung in der Stimmung bemerkbar wurde. Wenn auch der Verkehr und Handel noch nicht aufgenommen wurde, so verschwanden doch wenigstens

bald die Scharen terroriſierender Burſchen von den Straßen. — Am Abend trat die Stadtverordnetenverſammlung zu einer Sitzung zuſammen, um über die Lage der Stadt zu beraten. Es wurde beſchloſſen, um Aufhebung des Kriegszuſtandes zu petitionieren und dieſen Beſchluß in einem Aufruf an die Bevölkerung der Stadt öffentlich bekannt zu machen.

Am 22. Oktober ließ die Spannung in der Situation merklich nach. Auf einem Arbeiter-Meeting wurde die Einſtellung des Streiks beſchloſſen und im Laufe des Nachmittags begann das Leben in der Stadt wieder normale Formen anzunehmen. — Am 23. Oktober früh nahm die Straßenbahn den Verkehr wieder auf und am 24. erſchienen die Arbeiter auf allen Fabriken wieder zur Arbeit; auch auf den Eiſenbahnlinien verkehrten die Züge wieder regelmäßig.

Während dieſer Tage machte ſich in der Stadt eine Agitation zu einer Judenhetze bemerkbar. Die Haltung der Behörden machte jedoch Befürchtungen dieſer Art gegenſtandslos. Am 23. Oktober veröffentlichten die Juden durch Maueranſchläge einen Aufruf, in dem es hieß: „Uebelgeſinnte Perſönlichkeiten verbreiten in der Stadt Proklamationen und Aufrufe, in denen gegen die Juden ſchwere, vollkommen unbegründete Beſchuldigungen erhoben werden. Sie erklären, daß die Juden mit der vom Zaren verliehenen Konſtitution unzufrieden ſind und nach einer republikaniſchen Verfaſſung ſtreben, um die Macht in ihre Hände zu bekommen. — Bürger! dies iſt Verleumdung und Lüge! Eure jüdiſchen Mitbürger proteſtieren mit tiefem Unwillen gegen dieſe Inſinuationen. Sie erklären, daß ſie zuſammen mit ihren Mitbürgern ehrlich für die Rechte aller, für einen Rechtsſtaat und eine konſtitutionelle Monarchie gekämpft haben. Wir haben ſie erhalten und ſie iſt allen Bürgern in gleichem Maße gegeben worden... Fort mit den Verleumdern! Es lebe die Brüderlichkeit! Es lebe die friedliche Kulturarbeit und die Einigkeit unter allen Mitbürgern, die einzigen Grundlagen des Fortſchritts! Es lebe die konſtitutionelle Monarchie!“ (Lib. Ztg.)

Am 22. Oktober wird die Arbeit in der Fabriken wieder aufgenommen. — Nur die Schulen bleiben vorläufig geſchloſſen, einige auf längere Zeit, ſo das Nikolaigymnaſium, wo ſtarke Exzeſſe vorgefallen waren. Charakteriſtiſch für die Haltung eines Teils der Schüler iſt folgende, in 400 Exemplaren am 5. November verbreitete Proklamation:

„Proletarier aller Länder! Vereinigt Euch Kameraden! Ein neuer Gewalttätigkeitsakt! Das Gymnaſium iſt auf unbeſtimmte Zeit geſchloſſen! Noch iſt es uns nicht gelungen die Früchte unſeres harten Kampfes um die Geſundung der

Mittelschule zu genießen, da man uns schon der im Kampfe gewonnenen Eroberungen verlustig machen will. Der Kurator schließt die Schule. Wofür? Dafür, daß wir uns den Polizeimaßregeln der Administration nicht unterwerfen wollen, dafür, daß wir nicht Lehrer in Polizeiuniform haben wollen, dafür, daß wir Menschen sein wollen, die sich erlauben eigenes Urteil zu haben, dafür, daß wir nicht einen Direktor ausstehen können, welcher gegen uns die brutale Kraft der Bajonette und Nagaiken gebraucht, eines Direktors, der das Gymnasium in eine Kaserne und in ein Polizeigewahrsam verwandelt hat! Also darum schließt der Kurator Uljanow unsere Schule!!! Wir rufen alle unsere Kameraden zum Protest auf! Der gemeinen Willkür der Beschützer der Dunkelheit wollen wir unseren gemeinsamen hellen und bewußten Willen entgegenstellen!!! Fort mit den Unterdrückern der freien Schule!! Es lebe die freie Schule!! — Das Gymnasiasten-Zentrum der Schüler-Organisation beim vereinigten Komitee der Libauschen sozial-demokratischen Organisation."

18.—20. Oktober. Die Unruhen in Windau.

Infolge der Streikbewegung und der umgehenden Gerüchte über die Vorgänge in den Nachbarstädten war die Stimmung in der Stadt die einer dumpfen Erwartung. Da verbreitete sich am 18. Oktober abends die Nachricht von dem Kaiserlichen Manifest mit Windeseile durch die Stadt. Sofort belebten sich die menschenleeren Straßen.

Am folgenden Tage, den 19. Oktober, wird das Manifest den Arbeitern auf der Bahn und dem Elevator verlesen und nun fluten Arbeitermassen über die Straßen, die unsinnigsten Meldungen über die „Freiheit" verbreitend. Eine Schar zieht zum Kreischef und verlangt die Verlesung des Manifestes; da diesem Verlangen nicht nachgekommen werden kann, steigt die Erregung. Am Abend erteilen Mitglieder des sozialdemokratischen Komitees die Parole, daß der 20. ein Nationalfeiertag sei und ordnen den Ladenschluß an.

Am 20. Oktober sind alle Läden geschlossen, selbst die beiden Mittelschulen schließen ihre Pforten. Eine erregte Menschenmenge, unter die sich Schülerinnen des Mädchengymnasiums und vereinzelte Realschüler mischen, sammelt sich vor dem Gebauerschen Hause an der Schloßstraße, Proklamationen werden verteilt, um die sich besonders die Schüler reißen, ein Mann hält von einer Fuhrmannsdroschke aus eine Rede, lautes Hurra ertönt und plötzlich wird eine rote Fahne mit der Aufschrift „Es lebe die Freiheit" entfaltet und die Menge setzt sich in Bewegung. Gymnasiastinnen dringen unter Begleitung von

Hooligans und Rowdies in die Stadtschule ein und verlangen Schluß des Unterrichts, was auch erfolgt. Dann zog sich die Menge zum Schloß; der Kreischef, der die rote Fahne niederzureißen sucht, wird beiseite geschleudert, die Menge dringt in den Schloßhof ein, befestigt die Fahne an einem erhöhten Punkt, stimmt revolutionäre Lieder an und fordert die Freilassung der politischen Arrestanten. Stundenlang wird der Schloßhof belagert; revolutionäre Lieder, die Marsaillaise, die von der Schuljugend eifrig gesungen werden, wechseln mit Musik und Reden; Telegramme um Befreiung der politischen Gefangenen werden an den Generalgouverneur abgesandt. Nach eingetroffener Genehmigung werden 11 „Politische" freigelassen. Mit Jubel begrüßt, werden sie auf den Schultern der Menge fortgetragen. Unter Pfeifen und Johlen der Straßenjugend marschiert noch mehrere Mal eine Schar Schülerinnen des Gymnasiums unter Gesang von Liedern durch die Straßen. Erst allmählich tritt Ruhe ein. Am Nachmittag trifft auf der Eisenbahnstation ein Telegramm vom Bureau des Streikkomitees in Moskau ein, das die Wiederaufnahme der Arbeiten anordnet. (Nach der Wind. Ztg.)

18.—21. Oktober. Die Unruhen in Mitau.

Am Abend des 18. Oktobers, als Extrablätter die Nachricht über das Kaiserliche Manifest verbreiten, kommt es zu Massenansammlungen, die infolge ihres tumultuarischen Charakters vom Militär zerstreut werden.

Am 19. Oktober wurden die Zöglinge der öffentlichen Lehranstalten nach den ersten Schulstunden, ohne daß von der lernenden Jugend eine solche Forderung gestellt war, von den Schulvorständen entlassen und zogen in großen Haufen singend durch die Straßen, vor den Schulgebäuden und einzelnen Fabriken demonstrierend. Zu ernsteren Ausschreitungen kam es dabei nicht und Polizei und Militär ließen sie gewähren. Im Laufe des Nachmittags drangen junge Burschen in viele Magazine und erzwangen ihren Schluß. Am Abend versuchte eine vielhundertköpfige Menge in den Saal des Gewerbevereins einzudringen, wo eben eine Theatervorstellung stattfinden sollte, um dort ein Meeting abzuhalten, wurde aber von der Polizei daran verhindert. Es kam zu einigen Verhaftungen. Darauf zog die Menge zum Bahnhof, wo sie durch Kosaken zerstreut wurde. Infolge dieser Ausschreitungen erließ der temporäre Generalgouverneur am 20. Oktober eine Publikation, in der er die Abhaltung von Meetings gestattete, zugleich aber darauf hinwies, daß es eines freien Bürgers unwürdig sei, gewalten in Lehranstalten, Magazine und Theater zu dringen.

Der bestehende Kriegszustand verpflichte ihn, zur Aufrechterhaltung der Freiheit und Sicherheit jeden Gewalttäter binnen 24 Stunden per Etappe aus Kurland auszuweisen. Abends fand dann mit Genehmigung des Generalgouverneurs das erste Meeting statt im lettischen Verein, ohne daß die Polizei dabei vertreten war. Hier wurde unter anderem beschlossen, um Entlassung der wegen politischer Vergehen Verhafteten nachzusuchen, sowie während der nächsten Tage die Arbeit überall einzustellen. Infolgedessen feierten am 21. Oktober wieder die meisten Fabriken. Die Schließung der Geschäfte, die auch erzwungen werden sollte, wurde polizeilich verhindert.

15.—26. Oktober. Die Unruhen in Riga.

Am 15. Oktober um 6 Uhr morgens rotteten sich Streikmacher, hauptsächlich Juden, Studenten und Schüler zusammen und forderten in den Depots der Straßenbahn die Einstellung des Verkehrs. Am Vormittag wurde dieser denn auch wirklich vorläufig eingestellt. Am Morgen legten zuerst die Arbeiter der Fabrik „Aetna" die Arbeit nieder, dann die vom „Phönix" und einigen anderen Fabriken. Hierauf versuchten die Streikenden beim „Phönix" eine Versammlung abzuhalten, wurden indessen von Kosakenpatrouillen zum Auseinandergehen veranlaßt. Kaum waren die Kosaken verschwunden, als die Arbeiter sich wieder zusammenfanden und unter Führung von Juden und Studenten im Hof des „Phönix" ein Meeting arrangierten, auf dem revolutionäre Reden gehalten wurden. Beim erneuten Erscheinen von Kosaken löste sich die Versammlung auf, worauf einige hundert Personen im Kronsbranntweindepot, ungeachtet des militärischen Schutzes, die Einstellung der Arbeit erzwangen. Dann wurde in der Pernauer Str. eine Monopolbude ausgeraubt. Ein anderer Trupp begab sich zur Russisch-Baltischen Waggonfabrik, wo sich ihm Militär in den Weg stellte. Die Arbeiter dieser Fabrik setzten ihre Tätigkeit bis zur üblichen Mittagsstunde ruhig fort, um sich alsdann nach Hause zu begeben. — Schließlich war die Arbeit auf allen Fabriken eingestellt.

Das Ritterhaus und das Stadthaus erhielten militärischen Schutz. Der Telegraphenverkehr nach dem In- und Auslande wurde eingestellt; im Laufe des Tages wurde nur die Petersburger Linie wieder in Funktion gesetzt.

Im Laufe des weiteren Vormittags zogen Streikmacher und Arbeiter in kleinen Partien durch die innere Stadt und durch die Vororte jenseits der Düna und erzwangen die Schließung verschiedener Magazine. Größere Volksansammlungen,

die jedoch immer wieder zerſtreut wurden, fanden beim Bazar Berg und bei der neuen Gertrudkirche ſtatt. Ferner veranlaßten Studenten, halbwüchſige Jungen und Hooligans die Einſtellung der Arbeiten im Kontrollhof, ſowie die Schließung verſchiedener Schulen, — ſo der ſtädtiſchen Handelsſchule, der Stadttöchterſchule, dem Nikolai- und Alexandergymnaſium und verſchiedener Privatlehranſtalten. Auch in der Stadtrealſchule wurden die Schüler ſchließlich nach Hauſe entlaſſen. Ihr Verhalten kennzeichnet eine Zuſchrift an die „Düna-Ztg." aus Schülerkreiſen, in der es hieß: „Es ſcheint auf den erſten Blick, daß wir Realſchüler Sonnabend die letzten Stunden mit großer Freude verſäumt haben. Dem iſt aber nicht ſo. Wir haben unſere Schule damals nicht gern verlaſſen. Wir, d. h. die Mehrzahl, wollten in keinem Falle mit den ſtreikenden Schülern, ſowie den zweifelhaften Perſonen, die ſie begleiteten, mithalten. Wir waren alle feſt entſchloſſen auf unſeren Plätzen zu bleiben und im äußerſten Falle die Eindringlinge mit Gewalt uns vom Leibe zu halten. Erſt als uns befohlen wurde, nach Hauſe zu gehen, fügten wir uns und gingen ruhig nach Hauſe. — Dieſe Zeilen mögen als Beweis dafür gelten, daß es unter uns Schülern ſolche gibt, die tatkräftig gegen böſe Einflüſſe von anarchiſtiſch-revolutionären Elementen, die die Schulordnung ſtören wollen, handeln können, und die bewußt ſind, ihre Aufgabe, wie es ihre Väter von ihnen erwartet haben, zu erfüllen."

Ein Schülerſtreik wurde auch in Hagensberg in Szene geſetzt, begonnen von der Elementarſchule des Jonathan-Vereins. Ein Augenzeuge berichtet darüber: Eine Schar von Kindern im Alter von 10 bis 12 Jahren ſtürzte plötzlich aus der Pforte des Schulgebäudes hervor, während aus dem nahen Walde ein wüſtes Geſchrei und vereinzelte Schüſſe zu vernehmen waren. Die kleinen Streikenden berieten auf der Straße, gerade vor dem Schulgebäude, worauf es unter großem Lärm zum lettiſchen Paſtorat ging, in welchem ſich die zugehörige Gemeindeſchule befindet. Die kleinen Unruheſtifter drangen in den Vorgarten und erhoben ein furchtbares Gekreiſch: „ahrâ, uſ mahjam" (heraus, nach Hauſe!) Als dann der Lehrer Reinfeld heraustrat und die johlende Kinderſchar mit energiſchen Zurufen aus dem Vorgarten verdrängte, eröffnete dieſe auf der Straße ein wildes Schimpfen auf den Lehrer: „Tu wezais dranlis" uſw., „gan ſu aiſeeſi ar wiſu ſawu ſkolu!" („Du altes Aas uſw., Du wirſt ſchon verſchwinden mit all Deiner Schule!") Nachdem der Kinderhaufe dann noch bei einigen Privatſchulen den Verſuch gemacht hatte, die Schließung zu veranlaſſen, zerſtreute er ſich nach und nach. —

Um dieſelbe Zeit hatten die Arbeiter ſämtlicher Fabriken jenſeits der Düna ihre Arbeit bereits niedergelegt. Wo etwa die Arbeiter ſich weigerten zu ſtreiken, wie z. B. in der Fabrik von Sönnecken, wurden die Fenſter eingeworfen. Auf der Eickertſchen Bandfabrik wurde eine rote Fahne aufgepflanzt, jedoch bald wieder entfernt. Eine Verſammlung der Arbeiter wurde von Koſaken zerſtreut. Um 1 Uhr mittags rotteten ſich etwa 500 Perſonen an der Ecke der großen Lager- und Waldſtraße zuſammen, um beim Erſcheinen von Militär nach allen Richtungen auseinanderzugehen. Ein Haufe beraubte darauf die Kaſſe des Hagensberger Dampfbootſteges. Der Dampferverkehr über die Düna wurde eingeſtellt.

Um 3 Uhr nachmittags fanden ſich die ſtreikenden Eiſenbahner mit Erlaubnis des Gouverneurs in einer Eiſenbahnwerkſtätte zuſammen, um die Lage zu beraten. Da indeſſen zu dieſer Verſammlung auch verſchiedene fremde Elemente erſchienen, wurde ſie aufgelöſt. Ebenſo auch eine zweite Verſammlung, wobei ganze Scharen jüdiſcher Jugend beiderlei Geſchlechts Proklamationen verteilten und das Militär mit Steinen bewarfen. Hier wurde der bei der Werkſtattspforte ſtehende Arbeiterdeputierte Zwetkow, wahrſcheinlich von jüdiſchen Halbwüchslingen, hinterrücks überfallen und mit Meſſern ſchwer verwundet.

Weitere Zuſammenrottungen fanden in der gr. Newa-, Sprenk- und Kurmanowſtraße ſtatt. Ueberall ſchritt Militär ein. — Nachmittags wird der Oberſtleutnant Oskar von Löwis of Menar, als er durch die Suworowſtraße fuhr, von Unruheſtiftern genötigt auszuſteigen und ſodann durch mehrere Revolverſchüſſe ermordet. — Um 10 Uhr abends wurde auch ein Schutzmann in der Bauskeſchen Straße überfallen und durch Meſſerſtiche lebensgefährlich verwundet.

Am 16. Oktober fanden faſt den ganzen Tag über an verſchiedenen Stellen Anſammlungen ſtatt. Gegen 10 Uhr morgens verſammelten ſich vor der Mironowſchen Kommerzſchule ein Haufe Schüler, Schülerinnen und Arbeiter; ſie wurden jedoch auseinandergetrieben, wobei 40 Schüler und Schülerinnen und 12 Erwachſene verhaftet wurden. Beim Verhör ſagten ſie aus, die Schulverwaltung habe ihnen erlaubt dort ein „Meeting" abzuhalten. Der Inſpektor der Kommerzſchule Wladimirow beſtätigte das: jedoch ſeien die Schüler durch einen herandrängenden Volkshaufen abgedrängt worden.

Um 2 Uhr mittags fand in der Suworowſtraße eine Volksanſammlung ſtatt, auf der revolutionäre Reden gehalten wurden. Hier ſchritten Dragoner ein, die genötigt waren Warnungsſalven abzugeben. — Etwa um dieſelbe Zeit miß-

handelte eine Bande von ca. 20 jungen Burſchen auf dem Alexanderboulevard einen Fuhrmann; ein Herr, der ſich ſeiner annahm, wurde durch Revolverſchüſſe verwundet. Von Dragonern verſcheucht, ſchoſſen die Fliehenden, bei welcher Gelegenheit der beim Hôtel Imperial poſtierte Schutzmann durch einen Revolverſchuß verwundet wurde. Unterdeſſen wurde auf die Dragoner auch aus dem Wöhrmannſchen Park, wo in der Mineralwaſſeranſtalt ein Volksmeeting ſtattfand, ebenfalls geſchoſſen; 2 Dragoner und 3 Pferde wurden verwundet. Als der Park dann umſtellt und abgeſucht wurde, kam es zu weiterem Schießen, wobei 1 Schutzmann und 2 Koſakenpferde verwundet wurden. Durch die Schüſſe der Soldaten wurden 2 Leute verwundet.

Gegen 5 Uhr nachmittags fanden wieder an mehreren Stellen Volksanſammlungen ſtatt: auf der Romanow-, Marien-, Sprenk-, Friedens- und Suworowſtraße. Auf der letzteren wurden ein Revieraufſeher und ein Polizeiſchreiber durch Schüſſe ermordet; der Volkshaufe, aus dem heraus die Schüſſe gefallen waren, wurde von Koſaken und Dragonern zerſtreut. Aus einem Hauſe in der Romanowſtraße wurde auf das Militär geſchoſſen, welches das Feuer erwiderte. Aus einer Volksmaſſe, die auf der Jakobsſtraße verſammelt war, wurde auf einen Revieraufſeher 8 Mal geſchoſſen, der jedoch unverletzt blieb.

Um 8 Uhr abends erſchienen junge Leute im Foyer des deutſchen Stadttheaters, vertrieben die Logenſchließer und erklärten, es ſolle hier keine Vorſtellung, ſondern ein Meeting ſtattfinden; einer ſtieg auf einen Stuhl und begann eine Rede zu halten. Inzwiſchen ſammelte ſich vor dem Theater ein Haufen Volks an. Herbeieilende Dragoner vertrieben jedoch die Menge. — Am ſelben Abend drang ein Volkshaufe ins lettiſche Theater an der Romanowſtraße, drohte zu ſchießen, ließ das Publikum nicht fort und begann revolutionäre Reden zu halten, ſowie Geld für Verhaftete zu ſammeln; als endlich ein Militärkommando erſchien, war der Volkshaufe bereits abgezogen. Das Theater wurde geſchloſſen. Auch jenſeits der Düna fanden einige Straßenanſammlungen ſtatt, doch wurde es gegen 9 Uhr hier wie in der Stadt ſtill.

Am 17. Oktober fanden ganz wie an den vorhergehenden Tagen zahlreiche Volksaufläufe ſtatt, bei denen revolutionäre Reden gehalten und maſſenhaft Proklamationen verteilt wurden. An einem Pfoſten der elektriſchen Bahn wehte eine rote Fahne. Auseinandergetrieben ſammelte ſich das Volk immer wieder von neuem an. Um 10 Uhr vormittags fanden ſich die Arbeiter der Pohleſchen Fabrik vor der Fabrik zuſammen, um mit der Adminiſtration zu verhandeln, worauf dieſe jedoch

nicht einging, da unter den Arbeitern zahlreiche fremde Elemente zu bemerken waren. Polizei veranlaßte die Arbeiter zum Auseinandergehen. Ein Teil der letzteren zog hierauf zum „Prowodnik“ um auch dort den Betrieb zum Stillstand zu bringen. Aber auch hier wurden sie auseinandergetrieben.

Unterdessen hatten in verschiedenen Teilen der Stadt die „Hooligans“ ihre Tätigkeit eröffnet, indem sie Passagierfuhrleute, die schließlich fast ganz von den Straßen verschwanden, und die mit Lebensmitteln zur Stadt kommenden Bauern terrorisierten, Fensterscheiben einschlugen, die Buden im Innern der Stadt zum Schließen zu zwingen suchten, in der Alexanderstraße eine Monopolbude plünderten und anderen Unfug verübten. —

Um 3 Uhr versammelten sich auf der Suworowstraße gegen 3000 Personen und begannen zur Stadt zu ziehen, wurden jedoch bei der Parkstraße von Militär am Weitergehen verhindert, in die gr. Newastraße gedrängt und dort von Kavallerie zerstreut. — Um 5 Uhr nachmittags zog ein großer Volkshaufe revolutionäre Lieder singend, durch die Marienstraße und dann zur Paulskirche, wo auf dem Platze Reden in lettischer, russischer und jüdischer Sprache gehalten wurden, während die Kirchenglocke läutete. Dann zog die Menge singend bis zur Matthäistraße, wo sie sich zerstreute. — In der Sprenkstraße wurden beim Durchzug eines Haufens Haustüren und Pforten aufgebrochen, die auf Anordnung der Polizei geschlossen gehalten wurden An der Ecke der Gertrudstraße forderten die Arbeiter gewalttätig die Oeffnung einer Restauration; es wurde Widerstand geleistet, wobei Schüsse gewechselt wurden. Endlich erschien eine Patrouille und begann in die Luft zu schießen, worauf der Haufe sich zerstreute. Bei dieser Gelegenheit wurde ein kleines Mädchen, das aus einem Fenster hinaussah, durch eine verflogene Kugel getötet.

Um 7 Uhr abends, beim Schluß eines von streikenden Eisenbahnern und zahlreichen fremden Elementen besuchten Meetings in einer Eisenbahnwerkstätte an der Marienstraße zertrümmerte jüdische Jugend die Fensterscheiben des Versammlungslokals und warf Proklamationen in die Menge. — Auch jenseits der Düna gab es zahlreiche Volksaufläufe.

Die Kavalleriepatrouillen konnten meist unbehelligt durch die angesammelte Menge reiten. An der Alexanderstraße zielte abends ein Mann mit seinem Revolver auf vorüberziehende Kosaken; ein Kosak kam ihm jedoch schnell zuvor und schoß ihn nieder.

Am 18. Oktober, von 9 Uhr morgens an, begannen streikende Arbeiter verschiedener Fabriken, sowie zahlreiche

Privatperſonen, hauptſächlich Juden und Jüdinnen, ſich beim „Phönix“ zu verſammeln. Im ganzen kamen gegen 10,000, nach anderen Angaben 15—20,000 Perſonen zuſammen, in deren Mitte politiſche Reden gehalten, Proklamationen verteilt und die Frage einer Befreiung der politiſchen Arreſtanten beſprochen wurde. Schließlich ſchickte ſich die Menge an, zur Stadt zu ziehen, wurde indeſſen durch Militär zerſtreut. Ein kleiner Trupp zog durch die Alexanderſtraße und demolierte im Leutnerſchen Fabrikgebäude die Fenſterſcheiben. An andrer Stelle wurden wieder einige Monopolbuden demoliert.

Das Militär wurde im Laufe des Vormittags ſo in der Stadt verteilt, daß es binnen kürzeſter Zeit an bedrohten Orten zu erſcheinen vermochte.

Inzwiſchen war das Kaiſerliche Manifeſt vom 17. Oktober in der Stadt bekannt geworden.

Etwa von 2 Uhr an fand im Neuen Lettiſchen Verein (Romanowſtraße 25) eine große Volksverſammlung ſtatt, an der mehrere tauſend Perſonen teilnahmen. Hier wurde eine Reſolution angenommen, die im weſentlichen (nach dem Bericht des „Baltijas Weſtneſis“) Folgendes enthielt:

1) Das Manifeſt wurde für unklar und daher für ungenügend erklärt, um den Frieden und die Ordnung zu ſichern, bis zu der Zeit, da alle Garantien für die ſtaatsbürgerliche Freiheit gegeben ſein werden, nämlich Aufhebung des verſtärken Schutzes und des Kriegszuſtandes. Abberufung der Koſaken und Soldaten, Befreiung der politiſchen Verbrecher, neue Stadtverordnetenwahlen auf Grundlage des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts, achtſtündige Arbeitszeit und Bekanntgabe der Wahlen zur Reichsduma.
2) Beſchloß man zum Gouverneur Delegierte mit folgenden Forderungen zu ſenden: a) eine Erklärung, ob der Anſchlag des Gouverneurs, in dem mit Gewalt gedroht wird, auf Grund des Manifeſtes oder auf Grund eigener Intention erfolgt iſt; b) ſofort die Befreiung aller politiſchen Gefangenen zu fordern; c) Räume für Volksverſammlungen in allen Vereinen; d) Erklärung über die Preßfreiheit, die im Manifeſt unklar behandelt iſt; e) ſofortige ſtädtiſche Neuwahlen auf obengenannter Grundlage.
3) In Bezug auf die Preſſe wurde nach einer Erklärung des „Balt. Weſtn.“, „Teenas Lapa“ und „Apſkats“, daß ſie bereit ſeien, ohne Zenſur zu erſcheinen, beſchloſſen: 1) den Arbeitern dieſer Zeitungsdruckereien zu geſtatten, nicht zu ſtreiken; 2) öffentlich den Verkauf nur denjenigen Zeitungen zu geſtatten, die ohne Zenſur erſcheinen.

4) In Bezug auf den Generalstreik wurde in Berücksichtigung der Unbestimmtheit in den staatlichen Versprechungen und des Mangels an Garantien für die verheißenen Reformen beschlossen, den Generalstreik in den Fabriken, Arbeitswerkstätten, im Tramway- und Fuhrmannsverkehr aufrechtzuerhalten, dafür zu sorgen, daß Krüge, Monopol- und Bierbuden geschlossen werden, nicht aber den Handel mit Lebensmitteln zu stören, jedoch nur für normale Preise... Der Generalstreik bleibt in Kraft bis zu den Beschlüssen der nächsten Versammlungen.

Bei der Verhandlung über die örtlichen Vereine wurde die Absicht der deutschen Bürger, eine bewaffnete Bürgerwehr, behufs der Bekämpfung der Arbeiterbestrebungen, die eine gesetzliche Ordnung einführen möchten, zu begründen, bekannt gemacht. Es wurde beschlossen, mit vereinten Kräften diesen Absichten entgegenzuarbeiten, desgleichen den Rigaschen lettischen Verein zu boykottieren und gegen das Verhalten der Führer desselben auf der Versammlung des vorigen Sonntags zu protestieren.

In der Schulfrage wurde beschlossen, baldmöglichst in den Elementarschulen eine neue, von der Administration unabhängige Ordnung einzuführen, vor allem die Muttersprache als Unterrichtssprache. Deswegen Lehrer- und Elternversammlungen einzuberufen; in den Schulen nicht die Freiheit der Schüler in politischen Anschauungen zu beschränken; darnach zu trachten, daß eine neue Stadtverwaltung gewählt werde, weil die jetzige garnicht imstande ist, eine neue Ordnung einzuführen; die Gründung von Privatschulen zu empfehlen.

Es wurde erkannt, daß, indem man sich organisiert, Versammlungen in möglichst großer Anzahl unerläßlich sind, sowohl allgemeine Volksversammlungen wie auch Rayonversammlungen. Die Beschlüsse dieser sind zu drucken und zu verbreiten. In den Räumen der Vereine sind ordnungsmäßige Vorlesungen über politische Fragen, wie Konstitution, gesetzliche Ordnung, Rechte und Verpflichtungen der Staatsbürger 2c. abzuhalten. — —

Gleichzeitig mit diesem wurde auch ein Meeting in einer Eisenbahnwerkstätte veranstaltet, auf dem wiederum junge Juden und Jüdinnen als Agitatoren sich bemerkbar machten. Sie hißten auf dem Dach der Werkstätte eine rote Fahne, die aber von Arbeitern bald entfernt wurde.

Auch jenseits der Düna fanden wieder Zusammenrottungen statt. Eine Bierbude, einige Telegraphenleitungen wurden demoliert. Ein Haufe zog mit roten Fahnen nach Ilgezeem,

wurde aber von Kosaken, die blinde Salven abgaben, auseinandergejagt.

19. Oktober. Der gesamte Straßenverkehr stockt, Fuhrleute und Lastwagen werden angehalten und zur Fahrteinstellung gezwungen, das Personal der städtischen Dampfer an der Aufnahme des Verkehrs durch Drohungen gehindert. Die Schulen sind geschlossen; der Kurator kündet an, daß am 19. und 20. kein Unterricht stattfinden wird, so daß, da ohnehin Feiertage einfallen, die ganze Woche die Schulen geschlossen bleiben. Einige Druckereien müssen die Arbeit einstellen. Im Ambarenviertel legen sämtliche Arbeiter die Arbeit nieder.

Auf dem „alten Lagerplatz" findet ein Riesenmeeting statt, an dem wohl 50,000 Personen teilnehmen, die in 12 verschiedenen Gruppen tagen. Mehrere rote und eine schwarze Fahne waren aufgestellt. Es wurde über jene 6 Punkte verhandelt, die tags zuvor von dem Meeting im 2. lettischen Verein angenommen worden waren. Das Resultat war eine Resolution, die (nach der „Deenas Lapa" Nr. 232) folgendermaßen lautete:

„In Erwägung, daß auch gestern und heute Bürger arretiert und erschossen worden sind von Polizeibeamten und Soldaten; daß der verstärkte Schutz noch immer nicht aufgehoben und die Militärmacht nicht abberufen worden ist von den Straßen; daß die früher arretierten Politiker noch immer nicht befreit worden sind; daß die Forderungen der Eisenbahner noch immer nicht erfüllt worden sind; daß die Streik- und Preßfreiheit noch nicht mit Bestimmtheit proklamiert worden ist und den Volksversammlungen noch nicht von der Administration die nötigen Räumlichkeiten angewiesen worden sind; in Erwägung alles dessen, beschließt die 60—150,000 Mann starke Versammlung auf dem Lagerplatz am 19. Oktober, von 10—4 Uhr, dem livländischen Gouverneur einen strengen Protest für Nichterfüllung des Manifestes vom 17. Oktober auszusprechen."

Am Nachmittag fand auf dem Grisenberg ein ähnliches Meeting statt; gegen Abend ein anderes im Gewerbeverein. Hier erschien etwa um 6 Uhr eine Menschenmenge, nachdem sie vorher ins deutsche Theater einzudringen versucht hatte, aber durch Militär vertrieben worden war, und verlangten die Einräumung eines Saales. Als ihnen dies nicht zugestanden wurde, erklärten sie auch ohne Bewilligung den Saal benutzen zu wollen, begaben sich in den Turnsaal und hielten daselbst eine Versammlung ab. Es wurden Reden in drei Sprachen gehalten. Nachdem die Versammlung ohne jede Störung von außen oder innen verlaufen war, zerstreuten sich die Anwesenden.

Eine weitere Versammlung fand um 8 Uhr abends im russischen Stadttheater statt, auf der u. a. beschlossen wurde, vom Stadtamt ein Versammlungslokal zu verlangen.

Zur Beruhigung der Bevölkerung können die Tagesblätter mitteilen, daß die revolutionären Gruppen die Wasserleitung, die Gasanstalt, die Bäckereien, das Schlachthaus und die Lebensmittelgeschäfte in ihrer Tätigkeit nicht stören wollen.

Die „lettische demokratische Partei" versendet ihr Programm, aus dem hervorgeht, daß sie die Gründung einer allgemeinen Rigaschen demokratischen Partei ohne Unterschied der Nationalität anstrebt. Der Inhalt des Programms dieser Gruppe bewegt sich in folgenden Forderungen: 1) Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit usw., Aufhebung des Kriegszustandes und des verstärkten Schutzes; 2) Einberufung einer repräsentativen Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts; 3) Einführung einer Reichsduma mit entscheidendem Stimmrecht in allen Gesetzgebungs- und Budgetfragen und in der Kontrolle der Administration; 4) Erteilung des Rechts der Selbstbestimmung im Kulturkampf und besonders in Bezug auf Sprache und Schule an alle Völkerschaften Rußlands. In wirtschaftlichen Fragen und Fragen der Selbstverwaltung schließt sich die demokratische Gruppe den Wünschen an, wie sie in den örtlichen demokratischen Petitionen, z. B. in der Petition der lettischen Vereine Rigas verlautbart wurden.

20. Oktober. Der Gouverneur empfängt eine Deputation von 30 Personen, darunter 2 Frauen, die sich als Vertreter der 30 Gruppen vorstellen, die auf dem großen Meeting auf dem alten Lagerplatz vertreten gewesen waren. Die Deputation machte die Punkte namhaft, welche von der genannten Versammlung aufgestellt worden waren. Verlangt wurde u. a. die Befreiung der für politische Vergehen Inhaftierten, Aufhebung des verstärkten Schutzes, Entfernung der Truppen aus der Stadt, Anweisung von Lokalitäten, in denen Volksversammlungen abgehalten werden könnten, schleunige Erfüllung der Forderung der Eisenbahnangestellten behufs Wiederaufnahme des Verkehrs, Einführung des 8stündigen Arbeitstages, Entfernung aus dem Dienste von Polizeipersonen, die besonders heftig vorgegangen sind, Neuwahlen für die Stadtverwaltung, Einstellung von Haussuchungen, Erlaubnis für in Staatsinstitutionen angestellte Personen die Meetings zu besuchen, Aufhebungen aller die Juden einengenden Vorschriften u. a. m. — Der Gouverneur erwiderte, daß die Erfüllung eines Teils dieser Wünsche nicht in seiner Machtvollkommenheit stände, beleuchtete darauf jeden einzelnen Punkt, wies darauf hin, daß

die Truppen ohne Gefahr für Sicherheit der Person und des Besitzes nicht zurückgezogen werden könnten, daß für Meetings geeignete Lokalitäten ausfindig gemacht werden und ihre Gefahrlosigkeit festgestellt werden müsse, daß die Allerhöchst gewährten Freiheiten nicht dazu ausgebeutet werden dürften, die persönliche Freiheit zu vergewaltigen, zur Teilnahme an Meetings zu zwingen, usw., daß vor allem aber die Ordnung gewahrt werden müsse.

Auch beim Stadthaupt, G. Armitstead, erschien eine größere Anzahl Arbeiter und wünschte ihn zu sprechen. Dieser erklärte sich bereit eine Deputation von 3 Personen zu empfangen. Damit waren die Arbeiter nicht zufrieden und zogen ab, ohne Deputierte zu entsenden.

Auch an diesem Tage fanden verschiedene Volksversammlungen statt: im deutschen Stadttheater, im Gewerbeverein, in beiden lettischen Vereinen, vor dem russischen Stadttheater, im russischen Klub „Ulej" und a. a. O. Vor dem russischen Stadttheater kommt es zu einem kleinen Inzident: gleich nach Beginn der Versammlung ertönte der Ruf: „die schwarze Sotnja kommt!", der eine gewisse Panik hervorrief. Die Versammlung löste sich danach auf.

Eine Gruppe der Eisenbahner fordert die streikenden Beamten und Angestellten auf, den Streik zu beenden und den Eisenbahnverkehr wieder aufzunehmen. Der Streik habe seine Bedeutung vollständig verloren. Man schädige durch ihn die ärmeren Klassen und das allgemeine Wohl des Landes. Jetzt sei durch die Freiheit des Wortes und der Presse ermöglicht, einen weiteren und erfolgreichen Kampf für die Rechte und Bedürfnisse aller Stände und Professionen zu führen.

Tagsüber durchziehen Banden halbwüchsiger Jungen die Stadt und stören das öffentliche Leben; Fuhrleute, Magazine, sogar Apotheken werden terrorisiert. Ueber einige Zeitungen, u. a. die „Düna-Zeitung", wird der Boykott verhängt; die Exemplare der Straßenverkäufer werden allenthalben zerrissen und verstreut.

Eine Privatkonferenz des Russischen Literarischen Zirkels und der professionalen Verbände der Lehrer, Ingenieure, Aerzte, Frauen und Juden findet es im Prizip für wünschenswert und möglich, mit den demokratischen und sozialistischen Parteien eine Einigung zu erzielen, um die vollkommene Amnestie, die Aufhebung jeglicher Ausnahmegesetze und das allgemeine, gleiche, direkte, geheime Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität und Konfession zu erwirken. Zur Verwirklichung des Zieles sollen gemeinsame Meetings und ein Plebiszit dienen.

Auch die Polizeibeamten halten eine Verſammlung in der Reſtauration „Tivoli“ ab, auf der ſie beſchließen, um eine Erhöhung der Gagen zu petitionieren.

21. Oktober. Die Expreſſe und Wäſcherinnen beginnen einen Streik. Der Terror auf den Straßen wird immer deutlicher ſpürbar. Beim Katharinendamm wird ein Laſtfuhrenpferd von Streikmachern erſchoſſen; vielfach werden Hausbeſitzer gezwungen die in Anlaß der Thronbeſteigung des Kaiſers ausgehängten Fahnen einzuziehen; mehrere Straßen erhalten Schutz durch Dragoner, da Pöbelhaufen drohten verſchiedenen Häuſern Beſuche abzuſtatten. Im Hotel de Rome werden mehrere dort ſpeiſende Herren von einem Pöbelhaufen, der die Schließung des Hotels erzwingen will, vertrieben; Pöbel dringt ſogar in die Gaſtzimmer ein. Eine vorüberreitende Dragonerpatrouille nimmt von den Vorgängen keine Notiz. Einige im Hotel logierende Reichsdeutſche ließen darauf den deutſchen Konſul bitten, zu intervenieren, um wenigſtens die anweſenden Fremden vor weiteren Ausſchreitungen zu ſchützen. Der Konſul ſchickte einen Konſulatsbeamten ab, der ein Protokoll aufnahm. Dem Portier und einigen Angeſtellten des Hotels gelang es ſchließlich mit dem Revolver in der Hand den Mob zum Verlaſſen des Hotels zu zwingen. Auf Veranlaſſung des Konſuls ſtehen 4 Dampfer bereit, um die reichsdeutſchen Bewohner eventuell zu retten.

Auf dem Grieſenberge große Volksverſammlung. Am Vormittag wird an vielen Stellen der Stadt das Dienſtperſonal in den Privatwohnungen durch herumziehende Banden ſozialiſtiſcher Agitatoren und allerlei Halbwüchslinge gezwungen, oft durch Drohungen, ſofort alle Arbeiten liegen zu laſſen und zur Volksverſammlung auf den Grieſenberg mitzugehen. So manche dieſer Dienſtboten kehren von da mit total konfuſen Anſchauungen über Freiheiten, Rechte uſw. zurück. — In der „Krippe“, in der etwa 100 Arbeiterkinder verpflegt wurden, erſcheinen drei Revolutionäre und verlangen unter Drohungen die ſofortige Schließung der Anſtalt. Keinerlei Vorſtellungen helfen. Es wurde Schutz requiriert, zwei Schutzleute und vier Soldaten. Trotzdem drang ein Pöbelhaufe ins Haus, nötigte das Dienſtperſonal zum Mitziehen und erzwang die Schließung der „Krippe“. — Eine Anzahl Perſonen erſcheint im Auftrage des „revolutionären Föderativkomitees“ in der Volksküche der Lit.-prakt. Bürgerverbindung und verlangt ihre Schließung. Das war ſchon tags zuvor einmal geſchehen, konnte jedoch noch abgewandt werden. Jetzt halfen keine Vorſtellungen der Vorſteherin. Ob Sie zur Wand reden oder zu mir, wurde ihr entgegengeſchrien, iſt völlig einerlei, die Dienſtmädchen müſſen

sofort alle mit zum Griesenberg. So mußte die Küche geschlossen und dem gesamten Personal gekündigt werden.

Auch in beiden Stadttheatern fanden wieder Volksversammlungen statt. Im deutschen Theater trug das meist von Letten besuchte Meeting einen ausgesprochen deutschfeindlichen Charakter; im russischen wurden Reden über volkswirtschaftliche Aufgaben, die „Nationalisierung" des Landes usw. gehalten. Andere Redner erklärten, in Riga habe sich eine „schwarze Sotnja" (der Selbstschutz) gebildet, es bereite sich aber eine Gegenbewegung vor und die Einwohner müßten sich mit Waffen versehen; Geld zum Ankauf von Waffen und Waffen würden von den Parteivertretern an verschiedenen Orten zur Verteilung gelangen. Auch hier trugen einzelne Redner eine ausgesprochen deutschfeindliche Tendenz zur Schau. —

Auf Grund des Amnestieerlasses von diesem Tage wurden 101 politische Gefangene freigelassen, die dann im Triumph durch die Straßen geführt wurden.

22. Oktober. Nochmals ein sehr zahlreich besuchtes Volksmeeting auf dem Griesenberge. Die Arbeiter tagen dabei nach Professionen in Gruppen. Es wurde beschlossen, einzelne Handwerkerverbände der sozialdemokratischen Partei zu bilden. Die Redner dieser Partei verhandelten hauptsächlich über die Gründung eines Selbstschutzes oder einer sozialdemokratischen Miliz zur Bewachung der Habe der Einwohner und zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Straßen, und zweitens über die Reorganisation der Stadtververwaltung, nämlich eine Neuwahl der Stadtverordneten behufs Verbesserung der Lage der ärmeren Bevölkerungsklassen der Stadt. — In einer der Gruppen trat ein als „Kosak" verkleideter Agitator als Redner auf. Zwei anwesende Untermilitärs gaben dabei ihrer Meinung über ihn mit den Worten Ausdruck: Ишь, нечистый, славно брешеть! (Siehst du mal, der Unsaubere, gut flunkert er.) — Nach Schluß des Meetings wurden Umzüge mit Fahnen unter dem Gesang revolutionärer Lieder veranstaltet (darunter das Lied „Tautas dseesma" nach der Melodie „Ein feste Burg"). Am Abend fanden auch in den Theatern und Vereinslokalen weitere Versammlungen statt.

Im Saale des Lettischen Vereins findet ein Volkslehrermeeting unter Beteiligung vieler Eltern statt. Dem Meeting präsidierte der Lehrer Dahwis, der in einer Rede darauf hinwies, daß es nun Zeit sei, daß auch die Lehrer sich zusammentun, um ihre Bedürfnisse zu beraten. Darauf wurde das neue Schulprogramm und die bei der jetzigen Lage von den Lehrern einzuhaltende Taktik besprochen. In grellen Farben

ſchilderten die Lehrer die ruſſifizierende Politik und die Handlungsweiſe der Volksſchulinſpektoren, die völlige Abhängigkeit des Lehrers von der Gemeindeverwaltung und die Folgen dieſer Politik. Es wurde u. a. vorgeſchlagen, die Religion in der Schule für einen nichtobligatoriſchen Gegenſtand zu erklären, die Verwaltung der Schule der Geſellſchaft zu übergeben, die Schule von der Kirche zu trennen und zuletzt bis zur Klärung der Lage dem Generalſtreik ſich anzuſchließen. Da die Verſammlung zu keiner beſtimmten Reſolution gekommen war, wurde das Meeting am folgenden Tage im Gebäude der ſtädtiſchen Elementarſchulen am Todlebenboulevard fortgeſetzt. Hier kamen die ſozialdemokratiſche und die liberale Lehrerpartei in Konflikt, da jede ihre Anſichten durchführen wollte. Zum Präſes wurde der Leiter der Jonathan-Vereins-Schule Rihting gewählt. Darauf traf von dem Volksſchuldirektor Wiljew eine Einladung der Lehrer zu einer gemeinſamen Konferenz ein. Die Elementarlehrer wollten anfangs dieſe Aufforderung ignorieren, wählten jedoch ſchließlich aus ihrer Mitte eine Deputation, die mit einer Anzahl Eltern bevollmächtigt wurde der Lehrobrigkeit zu erklären, daß die Lehrer nichts von ihr wiſſen wollen und ſich den Anordnungen des Lehrbezirks nicht fügen und unterwerfen werden, bis die Regierung das allgemeine, direkte, gleiche und geheime Wahlrecht bewilligt und eine Reorganiſation der Schule vorgenommen haben werde. Die Verſammlung beſchloß ferner, die Organiſation des Elementarſchulunterrichts in eigene Hand zu nehmen und die Lehrer, die ſich dieſem Beſchluß nicht fügen wollen, zu boykottieren. Die Verſammlung wurde zur weiteren Ausarbeitung des Programms auch noch am nächſten Tage im Lettiſchen Verein fortgeſetzt. — —

In der Jaroſlawſchen Straße kommt es zwiſchen Ruſſen (Altgläubigen) und Letten zu einer Schlägerei, bei der zwei Perſonen getötet werden. Auch zwiſchen Juden und Ruſſen kam es in der Moskauer Vorſtadt zu einer ſtarken Kolliſion. Als eine Koſakenpatrouille Ruhe ſtiften wollte, wurde ſie von den Juden mit Revolverſchüſſen empfangen, worauf die Koſaken auch ſchoſſen und zwei Juden töteten. — Unter den Juden herrſcht Erregung, ſie befürchten einen bevorſtehenden „Juden-Pogrom", wozu auch der Umſtand beigetragen hatte, daß in den letzten Tagen auf den Straßen ausgeſtreute Zettel mit der Aufſchrift: Schlagt die Juden! gefunden worden waren, woran ſich die abenteuerlichſten Gerüchte knüpften, ſogar das, daß der „Pogrom" von den Deutſchen angezettelt werde. — Bereits während des letzten Meetings auf dem Grieſenberge wieſen jüdiſche Redner auf die Möglichkeit bevorſtehender Judenhetzen

hin und gaben den Rat, einen jüdiſchen Selbſtſchutz zu organiſieren. Das geſchah auch und unter einer ſchwarzen Fahne gelangten noch während des Meetings Waffen an die Juden zur Verteilung. —

In der Nacht (vom 22. auf den 23. Okt.) wurden zwei Beamte der Geheimpolizei in der Marienſtraße von Gliedern des „Selbſtſchutzes“ der ſozialdemokratiſchen Arbeiterpartei ergriffen und ins Lokal des Neuen Lettiſchen Vereins (Romanowſtraße 25) gebracht, wo man ihnen die Hände zuſammenband, ſie einem Verhör unterwarf, photographierte und in ein Zimmer einſperrte. Hier blieben ſie bis 2 Uhr nachmittags, um welche Zeit ſie von der Polizei befreit wurden. Während ihrer Gefangenſchaft wurden den Beamten die Hände nur zum Zweck des Eſſens losgebunden. Das Eſſen mußten ſie aus eigener Taſche bezahlen und dem einen wurden außerdem 15 Rbl. „abgenommen“.

Die deutſchen Tourendampfer, die an dieſem Tage ausliefen, waren von Paſſagieren, die aus Riga flüchteten, überfüllt.

23. Oktober. Exzeſſe und Judenkrawalle in der Moskauer Vorſtadt, die in vielen Fällen nach den amtlichen Protokollen von Juden ſelbſt provoziert wurden. Mitglieder des jüdiſchen Selbſtſchutzes vereinigten ſich am frühen Morgen mit Mitgliedern des Selbſtſchutzes der lettiſchen ſozialdemokratiſchen Partei und unternahmen Streifzüge durch die Moskauer Vorſtadt, die von zahlreichen altgläubigen, ſtreng konſervativ geſinnten Ruſſen bewohnt wird. Einem ſolchen Trupp fiel bald nach 9 Uhr in der kl. Bergſtraße ein Arbeiter der Ruſſiſch-Baltiſchen Waggonfabrik und ein Mädchen in die Hände. Beide wurden getötet. Dieſe vereinigten Trupps des jüdiſchen und lettiſchen Selbſtſchutzes verübten im Laufe des weiteren Tages eine ganze Reihe von Exzeſſen und arrangierten auch Ueberfälle auf einen manifeſtierenden Zug ruſſiſcher Arbeiter, der die Nationalhymne ſingend und das Kaiſerbild tragend die Jaroſlawſche Straße paſſierte. Aus den Fenſtern eines Hauſes wurden Schüſſe abgegeben, worauf Arbeiter und herbeieilende Soldaten ihrerſeits auf das Haus ſchoſſen; ſie drangen dann ins Haus, wo ſie wieder mit Schüſſen empfangen wurden. Es gab Tote und Verwundete. Mehrere Attentäter konnten verhaftet werden. Später ſchoſſen einige Juden auf eine Patrouille, die das Feuer erwiderte und 2 Juden erſchoß. — Am Nachmittag rotteten ſich die ergrimmten Altgläubigen zuſammen und ergriffen Juden und Letten, wo ſie deren habhaft wurden. Fand man bei ihnen Waffen, ſo wurden ſie durchgeprügelt und in einigen Fällen mit ihren eigenen Waffen getötet. — Im ganzen gab es an dieſem Tage nach einer

amtlichen Bekanntmachung des Gouverneurs 10 Tote und 30 Verwundete. Soviel waren wenigstens in die Sektionskammer und ins Krankenhaus gebracht worden. Verwundete gab es jedoch wohl mehr: die Tagesblätter gaben etwa 70 an. — Auch am folgenden Tage fanden auf Krassnaja Gorka noch einige Judenhetzen statt, die jedoch keinen größeren Umfang annahmen. Die jüdische Kaufmannschaft bat den Gouverneur durch eine Deputation, die Krawalle zu unterdrücken. An diesem Tage mußte auch die Börse geschlossen werden, weil jüdische Kaufleute einen Skandal provozierten. Man sprach den ungeheuerlichen Verdacht aus, der „Pogrom" sei von den Deutschen „arrangiert" worden. —

Das Stadthaupt veröffentlicht einen Aufruf an die Bewohner Rigas, in dem von seiten der Stadt versprochen wird, falls die projektierte progressive Einkommensteuer bewilligt werde, freie Elementarschule und Krankenpflege zu gewähren.

Durch Maueranschläge in russischer und lettischer Sprache wurde von dem Föderativkomitee der Lett. sozialdem. Partei und vom Jüdischen Bund die Einstellung des Generalstreiks proklamiert. In dem Aufruf wird erklärt, daß die sozialdemokratische Organisation ihre Kraft gezeigt und ihr Schwert nur temporär in die Scheide stecke, um sich zu einem neuen, entscheidenden Kampfe vorzubereiten. Der Aufruf schließt mit einem Hoch auf die Revolution, den 8stündigen Arbeitstag, die konstituierende Versammlung und den Sozialismus. —

Auf allen Kirchhöfen, wo sozialdemokratische gefallene Parteigenossen bestattet waren, werden Reden gehalten und revolutionäre Lieder gesungen. Ein zum Gedächtnis der gefallenen Genossen ins Aussicht genommener Gottesdienst konnte von Pastor Rosen nicht abgehalten werden, weil die dazu ausersehene Kirche geschlossen und vom Militär umringt war.

Im Hause des II. Lettischen Vereins, in dem die Leiter des Generalstreiks ihre Sitzungen abgehalten hatten, findet ein Meeting der Dienstmädchen statt, wobei nur weibliche Redner auftreten.

Der Rigaer Lettische Verein veranstaltet um 2 Uhr nachmittags ein Volksmeeting, zu welchem vorher Einlaßkarten vom Verein unentgeltlich verteilt wurden; die Führung auf dem Meeting ging jedoch schließlich in die Hände der sozialdemokratischen Partei über. Das Meeting wurde durch den Präses des Lettischen Vereins, Herrn Rechtsanwalt Großwald, eröffnet, der die Versammlung aufforderte, die lettische Volkshymne „Gott segne das Lettenland" zu singen. Zum Leiter der Versammlung wurde Rechtsanwalt Ansberg gewählt.

Rechtsanwalt Großwald legte der Versammlung ein national-progressives Programm vor. Mit geringen Abweichungen entsprach dieses Programm dem radikalen Programm der Moskauer Semstwo-Gruppe. Nach Verlesung dieses Programms sprachen die Journalisten Assar und Deglaw. Sie überschütteten den Verein mit Vorwürfen. Der Rig. Lett. Verein, besonders aber sein Vorstand, sei der Freiheitsbewegung des Volkes immer hinderlich gewesen, für den Arbeiterstand habe der Verein nie etwas getan. Als der greise Chr. Berg zur Verteidigung des Vereins sich erhob, wurde er einfach ausgepfiffen. — Nachdem einige Redner gegen die Vergewaltigung der Meinungs- und Redefreiheit gesprochen hatten, konnte Rechtsanwalt Großwald wieder zu Worte kommen. Die Parole des Rig. Lett. Vereins sei immer Volkstum und Freiheit gewesen. In seiner 37jährigen Wirksamkeit habe der Verein mit 40,000 Rbl. unbemittelte Studenten unterstützt und 30,000 Rbl. zur Gründung und Erhaltung der vom Verein begründeten Schule in Hagensberg verausgabt. Die 12 Kommissionen des Vereins haben zum Segen des lettischen Volkes gearbeitet. Es wird eine Resolution Assars angenommen, nach welcher die Versammlung den Wunsch ausdrückt, daß der Rig. Lett. Verein in Zukunft in demokratischer Richtung wirken möge. — Nachdem Ausberg die Leitung der Versammlung niedergelegt und Assar von der Versammlung mit dieser betraut ist, macht Deglaw Mitteilung über die Motive zur Beendigung des Generalstreiks. Das Auftauchen der „schwarzen Sotnja" habe das Föderativ-Komitee der sozialdemokratischen Arbeiter-Partei veranlaßt, den Generalstreik zu unterbrechen, der wieder fortgesetzt werden wird, wenn die Regierung die Forderungen dieser Partei nicht befriedigt. Die bewaffneten Patrouillen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei werden auch fernerhin in Aktion bleiben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Partei übernimmt es, das Privateigentum zu beschützen, falls die Rigaschen Bürger die Partei durch dargebrachte Waffen oder durch Geldmittel zu deren Ankauf unterstützen werden.

Nach längeren Debatten über die „schwarze Sotnja" entsandte die Versammlung aus ihrer Mitte eine Deputation, bestehend aus den Rechtsanwälten Ansberg und Samuel, Pastor Rosen und Chr. Berg, an den livländ. Gouverneur. Sie sollte für die Arbeiterpatrouillen die Erlaubnis erwirken, Waffen zu tragen. Die Deputation überbrachte nach kurzer Zeit die Antwort des Gouvernementschefs, der erklärt hatte, er könne nicht einem Teil der städtischen Einwohner gestatten, sich zu bewaffnen.

Am 24. Oktober kann dann der Streik im wesentlichen als beendet gelten, die Droschken und der Tram fahren wieder, die Buden sind geöffnet, im Hafen wird gearbeitet. Nur in einigen Fabriken, wo die Arbeiter für die Streiktage Lohn fordern, wird noch nicht gearbeitet, und die Fleischerknechte streiken. Einige 20,000 Arbeiter haben sich bereits auf sozialdemokratischer Grundlage „organisiert". — Abends wird ein Restaurant in der gr. Lagerstraße demoliert.

25. Oktober. Die Baltische und die Pleskau-Rigaer Bahn haben den Verkehr aufgenommen, die Züge werden vom Rangierbahnhof aus expediert. Dagegen streikt die Riga-Oreler Bahn noch in Riga selbst; von Kurtenhof aus ist der Verkehr jedoch eröffnet. Die Verwaltung hat bekannt gemacht, daß die Beamten, die am 24. Oktober die Arbeit nicht aufgenommen haben, als entlassen zu betrachten sind.

26. Oktober. Die Volksschullehrerversammlung beschließt ein besonderes Lehrerbureau im Bestande von 30 Personen zu wählen, und faßt folgende Resolution: Der in Riga unter der Leitung des Volksschulinspektors Herrn Uspenski entstandenen Gruppe von Lehrern der konservativen Richtung, welche einen selbständigen Lehrerverband gründen, und mit den Lehrern, die an den Meetings teilnehmen, nichts Gemeinsames haben wollen, als „Abtrünnigen" den Unwillen der Versammlung auszudrücken; desgleichen dem Stadtamt für seine Gleichgültigkeit gegenüber den letzten Ereignissen. Weiter wurde beschlossen, der Verfügung des Kurators des Rigaschen Lehrbezirks, den Unterricht am 26. Oktober aufzunehmen, keine Folge zu leisten und die Elementarschulen bis zur Klärung der Lage mindestens noch eine Woche geschlossen zu halten. Was die Unterrichtssprache anbetrifft, so wurde die Resolution gefaßt, die Erteilung der Lehrgegenstände in der Muttersprache zu erwirken. Das jetzige Programm der Elementar- und Volksschulen wurde für nicht zweckentsprechend befunden.

Die sozialdemokratische Arbeiterpartei hält, wie fast täglich, in „Villa Nowa" an der Petersburger Chaussee stark besuchte Versammlungen ab.

Alle Schulen werden geschlossen. Nachdem in den letzten Tagen mehrfach Schülermeetings unter Leitung des Lehrers Solotarew stattgefunden hatten, streiken zuerst Schüler des Nikolai- und Alexandergymnasiums und der Peter-Realschule, worauf der Unterricht eingestellt wird. Vormittags durchziehen Scharen streikender Schüler in Zügen die Straßen. Das Hauptkontingent bilden, überwiegend Juden und Letten, Zöglinge der Mironowschen Kommerzschule, der Handels- und Elementarschulen, Knaben und Mädchen, darunter

nicht wenige Schülerinnen mit roten Hüten oder großen roten Schleifen. Begleitet werden die Scharen auch von erwachsenen Burschen unbestimmten Charakters. Auf den Straßen ertönten aus den Scharen revolutionäre Ausrufe, sowie auch der Ausruf: „Nieder mit den Eltern!“ (долой родители). Diese Scharen suchen in alle Lehranstalten einzudringen, um den Unterricht zu unterbrechen, wobei vielfach mit großer Dreistigkeit Drohungen verlautbart werden. Der Forderung wurde von den Direktoren meist nachgegeben, um ihre Schüler keinen Gewalttätigkeiten auszusetzen.

Vor dem Stadtgymnasium verhinderten Truppen das Eindringen der jugendlichen Banden. Es wurden einige Scheiben eingeworfen, und die Stadtgymnasiasten, als sie sich nicht anschließen wollten, als „deutsche Hooligans“ bezeichnet. — Auch die Realschule und die gegenüberliegende Stadtöchterschule waren von Dragonern und einer Infanteriepatrouille beschützt. Als der Haufe hier erschien und das Militär sah, lautet der Bericht eines Augenzeugen, „wußte er zuerst nicht recht, was er beginnen sollte. Man winkte zu den Fenstern hinauf, drohte mit den Fäusten und forderte die Realschüler durch Gesten auf, die Schule zu verlassen. Die Lockungen verfingen aber nicht. Da erschien ein Polizeioffizier, verhandelte längere Zeit mit den Tumultuanten, und dann sprengten plötzlich die Dragoner davon. Ebenso war auch die Infanteriepatrouille verschwunden. Sofort strömten die Banden mit Stöcken und Beilen gegen die Tür des Seiteneinganges, brachen in sie ein Loch und steckten ihre Revolver durch dasselbe. Auch wurden Stinkbomben geworfen.“ — Einer Anzahl gelang es ins Vestibül einzudringen. Auf der inneren Treppe trat einer dem Direktor in ungebührlicher Weise entgegen, worauf er von einem der älteren Schüler, die um den Direktor standen, die Treppe hinunterexpediert wurde. Ein Revolver entlud sich, wohl im Versehen, die Kugel fuhr unschädlich in die Lage. Der Direktor sah sich genötigt, seine Schüler zu entlassen. — Ebenso wurde die Stadttöchterschule zum Schließen gezwungen. — Auf Verfügung des Kurators bleiben die Schulen bis auf weiteres geschlossen.

17. Okt. Medsen (Kurl.). Eine Bande von etwa 12 bewaffneten (Mauser, Browning, Militärbajonette), teils maskierten Leuten dringt ins Verwalterhaus und erzwingt unter Bedrohungen mit den Waffen die Herausgabe sämtlicher Waffen.

17. Oktober. Lubbert-Renzen (Livl.). Eine Bande von 4 Bewaffneten dringt ins Gutshaus und fordert 100 Rbl., sowie die Herausgabe sämtlicher Waffen. Da der Besitzer auf keine Hilfe rechnen konnte, war er genötigt den „Expropria-

toren" zu geben, was er bei sich hatte: 12 Rbl. und einen Revolver. Die Leute versprachen die baldige Uebersendung einer Quittung des sozialistischen Komitees.

17. Okt. Nachtigall (Livl.). Sechs Heuscheunen werden durch Brandstiftung eingeäschert.

18. Okt. Livland. Auf den Stationen Menzen, Taiwola und Koikülll werden von Stellungspflichtigen, die sich zu Fuß nach Walk begeben, da der Bahnverkehr stockt, die Fensterscheiben eingeschlagen. Außerdem stürzen sie Werstpfosten und Signalzeichen um.

18. Oktober. Lüdern (Livl.). Die Monopolbude wird niedergebrannt.

18. Oktober. Marzen (SLivl.). Ein sozialistisch-revolutionäres Meeting faßt die Resolution, daß es gut wäre, soviel wie möglich zu brennen und die Deutschen auszurotten.

18. Okt. Oesel. Auf H. v. Ekesparre wird in der Nähe des Hofes Olbrück aus dem Hinterhalt ein Schuß abgegeben, der aber fehlgeht. — Auf den Gütern finden mehrfach in diesen Tagen Brandstiftungen an Scheunen und Riegen statt, so in Piddul, Peudehof, Karedal, Kaunispä, Thomel, Mustelhof, Kangern.

19. Okt. Livland. In Rammelshof wird eine Scheune in Brand gesteckt, nachdem zwei Tage zuvor 4 Sozialisten auf dem Gute Waffen und Geld gefordert hatten, aber abgewiesen worden waren. — In Moritzberg wird der Pferdestall niedergebrannt. — In Erlaa brennt die Monopolbude nieder.

19. Okt. Pernau. Der Unterricht an dem Gymnasium wird eingestellt. Die 6. Klasse hatte sich an den stellvertr. Direktor mit der Forderung der Einstellung des Unterrichts gewandt. Diesem Verlangen wurde nachgegeben, obgleich ein großer Teil der Schüler den Unterricht fortsetzen wollte. Die 7. und 8. Klasse weigerte sich, den Unterricht unterbrechen zu lassen, und er nahm in diesen beiden Klassen bis zum Schluß seinen gewöhnlichen Verlauf. Die unteren Klassen wurden einfach nach Hause geschickt. Auch in der Vorschule des Gymnasiums wurde der Unterricht eingestellt. — Ein Hause der Herren Schüler begab sich zum Mädchengymnasium und versuchte auch dort den Unterricht zu stören, zerstreute sich aber auf Ermahnung der Polizei eiligst. Der Unterricht im Mädchengymnasium hat am Mittwoch und Donnerstag seinen normalen Verlauf genommen, während das Knabengymnasium am Donnerstag geschlossen blieb und mit Bewilligung und in Gegenwart des stellvertretenden Direktors eine Sschodka stattfand, auf welcher die Forderungen der Schüler beraten und formuliert wurden.

An dieſer Schülerverſammlung haben die deutſchen Schüler und der allergrößte Teil der Schüler ruſſiſcher Nationalität ſich nicht beteiligt. (Pern. Ztg.)

20. Okt. Ramkau (Livl.). Überfall auf die Forſtei und Ermordung des Dr. A. Halicki. Ein Privatbrief des Oberförſters Jungmeiſter berichtet darüber wie folgt: „Es fällt mir die traurige Pflicht zu, Sie von der Ermordung unſres lieben Freundes Dr. A. Halicki zu benachrichtigen. Der Doktor wohnte ſeit ſeinem Wegzuge von Riga in Ramkau bei mir. . . Am 20. Oktober drangen Räuber und Sozialiſten, während wir am Kaffeetiſche ſaßen und nach eingenommenem Kaffee plauderten, in die nebenan liegende Küche. Ein Geſchrei veranlaßte mich, in die Küche zu ſtürzen. Ich erblickte dort 3 Männer vor der geöffneten Tür, in der Rechten den erhobenen Revolver. Unbewaffnet, wie ich mich vom Kaffeetiſch erhoben, ſtürzte ich mich auf die Einbrecher — (die Außentür war unverſchloſſen geweſen) — und ſchlug mit der Rechten auf ſie los, hoffend, ſie aus der Küche zu drängen und die Tür ſchließen zu können. Doch obgleich die drei mich empfangenden Schüſſe fehlgegangen waren, erhielt ich zwei Schüſſe (beide durch die offene Tür), von denen der eine mich am Kopf ſtreifte, der andere meinen rechten Oberſchenkel durchbohrte. Durch die empfangenden Schüſſe aus der Balance gebracht, ſtürzte ich rückwärts zu Boden, wobei ich den einen vor mir ſtehenden Verbrecher mitriß, um mich durch ſeinen Leib zu decken. Im Fallen gab mein Gegner auf mich einen Schuß ins Geſicht ab, der mir die Naſe durchfurchte und mir Geſicht und Wange verbrannte. Auf der Diele liegend, erhielt ich von auf mir knienden Verbrechern einen Schuß unter dem linken Schulterblatt, einen zweiten in die linke Schulter und einen dritten Schuß in die rechte Schulter. Während dieſer Szene hörte ich noch mehr Leute von draußen eindringen, welche Holzſcheite ergriffen und mich auf den Kopf, den Hals und die Bruſt ſchlugen. Da ertönte die Stimme meiner Mutter mit den Worten: „Mein Sohn, mein lieber Sohn! — Ihr Kanaillen!“ Ich rief ihr zu: „Rette Dich, Mutter!“, worauf meine Mutter die Küche verließ und die zum Speiſezimmer führende Tür hinter ſich ſchloß. Im Speiſezimmer war meine Mutter dem Herrn Doktor begegnet, er hatte einen Revolver in der Hand, den er ſich vom Tiſch in ſeinem Kabinett geholt hatte. — Die ganze bisherige Szene hatte ſich in ungefähr 2 Minuten abgeſpielt. Die Verbrecher hatten ſich von mir abgewandt und ſprengten die Tür mit einem großen Krach. Es folgten vier Revolverſchüſſe, von denen einer ſich von den andern unterſchied, und ich hörte einen Körper ſchwer zu Boden

fallen. Darauf erklangen die Worte: „Der hat genug!“ — und nun begann ein Zertrümmern der Möbel im dem Speisezimmer angrenzenden Saal. Ein Versuch, mich zu erheben, mißglückte vollständig. So blieb ich, das Vaterunser sprechend, in der Küche liegen. Nachdem die Verbrecher meine Gewehre aus dem zertrümmerten Schrank geraubt, befahl eine Stimme das Haus zu verlassen. Eine andere Stimme mahnte, nach Geld zu suchen, und die Bande begab sich durch die Küche zum Teil hinaus, zum Teil in mein Schreibzimmer, das an der andern Seite der Küche liegt. Dort wurde mein Schreibtisch gesprengt und das in der Schieblade befindliche Forstgeld, ca. 40 Rbl., geraubt. Während des Sprengens war von draußen ein Mann hereingetreten, der fluchend die Bande aufforderte, das Haus zu verlassen. Draußen und im Zimmer ertönten Schüsse, und die ganze Bande, 5 an der Zahl, strömte hinaus, bis auf einen, der mir die Uhr aus der Tasche zog und den übrigen nacheilte. Doch kehrten zwei Kerle noch einmal zurück und unterzogen mich einer gründlichen Taschenvisitation, wobei sie mir mein Papirosetui und aus der rechten Tasche mein Portemonnaie mit ca. 65 Rbl. raubten. Der ganze Überfall mag 15 Minuten gedauert haben.

Während die beiden letzten Verbrecher mich beraubten, empfand ich einen sehr heftigen Schmerz in der rechten Schulter, der die durch die Schußwunden und Schläge verursachten Schmerzen bedeutend übertraf. Das Zeug meines Rockes und die Watte des Futters waren durch den Schuß in Brand geraten. Das Feuer war durch die Wäsche geglimmt und hatte mir zwei Brandblasen aufgezogen. Zum Glück betrat mein Junge, ein Lette — Diener und Kutscher bei mir — die Küche und drückte den Brand aus. Unter unglaublichen Anstrengungen und Schmerzen erhob ich mich und begab mich mit dem Jungen ins nebenliegende Zimmer. Dort fand ich den Doktor besinnungslos röchelnd am Boden liegen. Er hatte einen Schuß in die Schläfe, einen zweiten in die Brust und einen dritten in die Seite erhalten. Nachdem ich ihm ein Kopfkissen hatte unterlegen lassen, begab ich mich auf die Suche nach den Meinigen. Ich fand sie gesund vor. Die Zimmer meiner Mutter und Schwester waren von den Räubern garnicht betreten worden. — Eine weitere Schilderung des Vorgefundenen muß ich mir erlassen, doch teile ich Ihnen noch Folgendes mit: Nachdem ich mit den Meinigen dem Gute Nachricht gegeben, haben wir von allen Seiten Gutes und Liebes erfahren; ohne die Hülfe von seiten des Gutes und andrer Einwohner, Ansässiger und Nachbarn wäre es garnicht möglich gewesen, das Schwere zu ertragen. An mir persönlich

hat Gott ein Wunder getan. Er hat mich mit seiner starken Hand den Meinigen erhalten. . ."

20. Oktober. Luhde-Großhof (Livland). Die Gutsarbeiter erzwingen die Einstellung aller Arbeiten und stellen allerlei Forderungen, fast jeder von ihnen andere. Erst als der Kreischefgehülfe und ein Landgendarm eintreffen, beruhigen sie sich und nehmen die Arbeit wieder auf.

20. Okt. Fellin. In der Nähe der Stadt wird der die Einnahmen der Monopolbuden einsammelnde Artelschtschik durch einen Schrotschuß getötet. Das Geld blieb intakt, wohl weil die Räuber gestört wurden.

22. Okt. Wolmar. Das Lehrerseminar wird wegen Unruhen auf unbestimmte Zeit geschlossen.

22. Oktober. Zierau (Kurl.). Abends erschienen 8 bewaffnete Personen, nachdem sie zuvor dem Gemeindeältesten in seinem Gesinde gewaltsam die Schlüssel abgenommen hatten, im Gemeindehause, sperrten die 6 unbewaffneten Wächter nebst dem Gerichtsboten und dem Gemeindeschreiber-Gehülfen ins Gemeinde-Arrestlokal, entnahmen der Gemeindekasse das vorhandene bare Geld im Betrage von ca. 30 Rbl., ließen die in der Kasse befindlichen, auf den Namen der Gemeinde lautenden Wertpapiere unberührt, verbrannten im Ofen sämtliche Akten und Papiere, zwangen dann den Gerichtsboten ein den Wächtern gehöriges Pferd einzuspannen und verließen mit diesem Wagen, nachdem sie sämtliche übriggebliebenen Bücher der Gemeindeverwaltung aufgeladen hatten, das Gemeindehaus. Die Bücher verbrannten sie sodann im Walde in der Nähe von Neuhof.

22. Okt. Kurland. Die Meetings auf dem Lande mehren sich mit jedem Tage, namentlich in den Kreisen Grobin und Hasenpoth. Es fordern hier nach der „Lib. Ztg.": die Landschulmeister: Auflösung des Schulinspektorats und des Zusammenhanges der Schule mit der Kirche; die Mitglieder der Landgemeinden: die Ersetzung der bisherigen Gemeindeverwaltungen durch solche, welche aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen sind; die Bewohner der Landgemeinden: freie Elementarschulen mit einem 6jährigen Kursus; die Wirte und Besitzer der Bauerngesinde: Umschätzung ihrer Gesinde, welche ihnen für einen übermäßigen Preis verkauft seien, Verteilung der Wegebaulasten und andrer Reallasten auf sämtliche innerhalb der Gemeinde belegenen Besitzlichkeiten, Aufhebung des Unterschiedes zwischen Hofes- und Bauernland und gleichmäßige Besteuerung des gesamten Areals der Gemeinde mit Kommunalabgaben und Aufhebung der Gutspolizei; die unbesitzlichen

Gemeindeglieder: ihre Befreiung von den Gemeindeabgaben, und alle: Aufhebung des Kriegszustandes. Die Meetings veranlassen auch in vielen Fällen die Uebertragung der Wünsche in die Tat. So verweigerten die Tels-Paderuschen Wirte die Loskaufszahlungen und sämtliche Lasten und Pflichten, welche auf ihren Gesinden ruhen, bis zur völligen Befriedigung ihrer verlautbarten Wünsche. Auf Grund von Meetingsbeschlüssen wurden an Stelle der bisherigen Gemeindeverwaltungen durch allgemeine Wahlen in Zierau, Grobin, Talsen und Gawesen neue eingesetzt mit der Bestimmung, daß ihnen die sofortige Leitung der Gemeinde ohne vorherige Bestätigung zu übergeben sei. Da die bisherigen Gemeindebeamten ihre Funktionen ihren neuerwählten Nachfolgern nicht übergeben können, aber selbst außer stande sind, ihre Funktionen auszuüben, so sind manche Gemeinden ohne Gemeindeverwaltung. Die Lehrer ignorieren ihre bisherige Schulobrigkeit.

22.—24. Okt. Mitau. Die Arbeiter feiern, doch nicht in der Form eines „Streiks", sondern wie sie sagten, in der Form „erbetener Feiertage", um Versammlungen abhalten zu können. Doch geht es dabei nicht ohne starken Druck auf die einzelnen Geschäfte ab. Als „Delegierte" des die Massen zusammenbringenden Komitees werden dabei vielfach Schüler benutzt. So erschien in einem großen gewerblichen Etablissement ein Gymnasiast in voller Uniform und verlangte „im Namen des sozialistischen Komitees" die Entlassung aller Angestellten und erreichte sie auch. Ein Zug von vielen tausend Arbeitern und Arbeiterinnen, darunter auch viele Schüler und Schülerinnen, zieht mit vielen roten Fahnen und Gesängen durch die Stadt. Das „Mitausche Komitee der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" verbreitet eine Proklamation folgenden Inhalts in tausenden von Exemplaren in der Stadt: Das Kaiserliche Manifest sei unklar und unbestimmt, und es müsse daher zunächst weitergekämpft werden bis zur Erreichung tatsächlicher politischer Freiheit. Bei uns müsse im besonderen um Aufhebung des Kriegszustandes, Zurückziehung des Militärs von den Straßen und Befreiung der wegen politischer Vergehen Inhaftierten nachgesucht werden. Erreiche man das nicht, so sei der Generalstreik zu proklamieren. — Auch am 24. Oktober werden Meetings abgehalten. — Ein Anschlag des Generalgouverneurs macht bekannt, daß verstärkte Patrouillen auf diejenigen, die die Schließung von Läden veranlassen, sowie auf sonstige Unruhestifter schießen werden.

22.—30. Okt. Estland. Eine Reihe von Heu- und Getreidescheunen werden in diesen Tagen durch Brandstiftung eingeäschert: am 22. in Türpsal und Vorkholm, am 23.

in Mohrenhof, am 24. in Errides, am 25. in Burhöwden und Mohrenhof, am 26. in Hakhof, am 28. in Kunda, am 29. in Schloß Wesenberg, am 30. in Waiwara.

22. Okt. Reval. Im russischen „Literaturkränzchen" findet eine Sitzung statt, auf der die Revaler Ereignisse vom 14.—16. Okt. besprochen werden. Die Versammlung faßt (nach den „Rew. Iswestija") folgenden Beschluß: „Trotzdem sowohl das Verhalten des Offiziers, der das Kommando zum Schießen gegeben hat, als auch aller Infanterieoffiziere, welche es nicht als ihrer unwürdig betrachteten, einen Bürgerkrieg mit der Bevölkerung zu führen und Hand in Hand mit der Polizei willkürliche Gewalttätigkeiten zu verüben, verurteilt wurde, lehnte eine Majorität von 3—4 Stimmen eine Resolution ab, welche die Boykottierung der Offiziere der Garnison Revals befürwortete, bis sie durch eigenes Gericht die schuldigen Offiziere aus dem Korps entfernten."

Hierzu bemerkte die „Rev. Ztg.": „Sind denn die Begriffsverwirrungen der Gesellschaft allgemein geworden? . . . Ein Offizier, der es für schimpflich hält, den Bürgerkrieg gegen die Bevölkerung zu führen, d. h. bedingungslos seinem Eide gemäß der Staatsgewalt zu gehorchen, muß als ehrlos mit Schimpf und Schande aus dem Heere gestoßen werden, ganz gleich ob unter der absoluten Monarchie oder der demokratischen Republik."

23. Oktober. Seßwegen (SLivl.). Auf Pastor R. Auning werden auf einer Fahrt aus dem Hinterhalt 6 Revolverschüsse abgegeben. Er bleibt unverletzt, eins seiner Pferde wird verwundet.

23. Okt. Lemsal (Livl.). Die Wolmarsche Kreis-Wehrpflichtsbehörde, die am folgenden Tage hier tagen sollte, gerät abends bei ihrem Quartier (Hotel „Dobihn") mit Sozialisten aneinander, so daß die Beamten genötigt sind von ihren Revolvern Gebrauch zu machen. Eine zufällig auf der Straße anwesende Person wurde dabei tötlich verletzt, mehrere andere verwundet.

23. Okt. Fehteln (Livl.). Paror emer. Th. Doebner wird, als er den Gottesdienst abhalten will, von einer Bande Sozialisten daran verhindert und muß unverrichteter Dinge wieder wegfahren.

23. Oktober. Goldingen. Bei der lettischen Kirche erscheinen mehrere fremde Personen, die nach dem Gottesdienst zusammen mit einem Haufen aus der Kirche kommender Leute zur Polizeiverwaltung ziehen, wo sie die Freilassung der politischen Gefangenen verlangen, was auch (auf Grund eines Telegramms

des Generalgouverneurs) bewilligt wird. Dann zog der Haufe zum Marktplatz, wo rote Fahnen entfaltet und revolutionäre Reden gehalten werden. — Tags darauf findet ein Umzug von Schülern mit einer roten Fahne ſtatt. Am nächſtfolgenden Tage (25. Okt.) werden die Schulen wieder eröffnet.

23. Oktober. Kokenhuſen (Livl.). Die Gemeindeverwaltung veranſtaltet eine Volksverſammlung, auf der das Manifeſt vom 17. Okt. verleſen werden ſollte. Nachdem die Verſammlung die Gründung eines Bureaus der Kokenhuſenſchen Geſellſchaft beſchloſſen hatte, faßt ſie folgende Reſolutionen: 1) Da das jetzige Programm der Gemeindeſchulen ganz untauglich iſt, ſoll in der Kokenhuſenſchen Gemeindeſchule gleich das von der demokratiſchen Partei zuſammengeſtellte Schulprogramm eingeführt werden, nach welchem als obligatoriſche Lehrgegenſtände die lettiſche, ruſſiſche und deutſche Sprache, Geſchichte, Geſetzeskunde, Naturwiſſenſchaften, Geographie, Mathematik, Zeichnen, Geſang und fakultativ Religion gelehrt werden ſollen. Der Unterricht iſt in der Mutterſprache zu erteilen. 2) Den Verkauf geiſtiger Getränke als in ökonomiſcher und moraliſcher Hinſicht ſchädlich anzuerkennen und dafür Sorge zu tragen, daß alle Krüge, das Trakteur und die Krons-Monopolbude im Kokenhuſenſchen Gebiet geſchloſſen würden. 3) Die Reichsduma zu boykottieren.

23.—26. Okt. Livland. In den Nächten fordern bewaffnete Banden von den Arrendatoren der Güter Lindenhof, Stürzenhof und Mahrzenhof Geld und Gewehre ab, worüber ſie namens des ſozialdemokratiſchen Komitees quittieren, mit dem Bemerken, daß die Waffen nach Beendigung „des Krieges" wieder zurückgeliefert werden ſollen.

23.—25. Okt. Schlock. Von auswärts eingetroffene Agitatoren hielten auf dem Platz vor der Kirche während und nach dem Gottesdienſte Reden, in welchen u. a. das Manifeſt vom 17. Oktober als grober Betrug des Volkes geſchildert, der Kaiſer und alle Autoritäten geſchmäht, die Kirche verſpottet und die Herrſchaft des Sozialismus geprieſen wurde. Einige Agitatoren drangen während des Gottesdienſtes in die Kirche, wagten aber keine Störung, da es nicht unbekannt war, daß im geheimen Widerſtand gegen eine ſolche organiſiert worden war. Den Agitatoren lag beſonders daran, die Fabrikarbeiter der Baltiſchen Zelluloſefabrik zum Streik zu überreden, was ihnen auch gelang.

Den 24. Oktober erzwang ſich ein Haufe von ca. 700 Menſchen den Eintritt in den Hof der Zelluloſefabrik in Schlock, geführt von fremden Agitatoren mit 2 roten und einer ſchwarzen Fahne. Um einen Eindringen in die Fabrikräume vorzubeugen,

traten die beiden Fabrikdirektoren vor die lärmende Menge und erklärten, daß keine Arbeiter mehr in der Fabrik seien, worauf der Wortführer (ein fremder Agitator) sagte, am nächsten Tage würden die Forderungen des sozialdemokratischen Komitees übergeben werden. — Am selben Tage wurde die Versorgung der Fabrikbeamten mit Lebensmitteln durch Zernierung der Fabrik verhindert.

Den 25. Oktober abends trafen 30 Kosaken ein, wodurch die Belagerung aufhörte. Keine Forderung der Arbeiter wurde (ebenso wie beim $2^1/_2$tägigen Streik im Februar) von der Direktion bewilligt. Erst nach 4 Wochen, am 21. November, nahmen die Arbeiter, unter denen bittere Not ausgebrochen war, die Arbeit zu den früheren Bedingungen wieder auf. — Wenige Tage darauf verließen die Kosaken die Fabrik.

Bis zur Zeit, als die Strafexpeditionen in Livland eintrafen, wurde die Stadt Schlock und die Schiffahrt auf der kurischen Aa vollständig von den Revolutionären beherrscht. Die Stadtverordnetenwahlen wurden zweimal verhindert.

24. Okt. Libau. Die Matrosen sämtlicher im Hafen liegender russischer Schiffe stellen die Arbeit ein und fordern eine Lohnerhöhung von 50 %. — Aus dem Gefängnis wird eine Anzahl politischer Arrestanten entlassen.

24. Okt. Wenden. Auf dem Marktplatz findet ein sozialdemokratisches Meeting statt. Auch eine „Bürgerin" tritt dabei als Rednerin auf; 48 aus dem Gefängnis entlassene politische Verbrecher, mit roten Binden versehen, befanden sich in der Menge, die sich nachher ruhig verlief. Es wird beschlossen, in alle Kirchspiele sozialdemokratische Redner abzuschicken zum Zweck weiterer Propaganda.

24. Okt. Windau. Unruhe unter den Schülern der Mittelschulen, die verschiedene „Forderungen" überreichen. Der Unterricht wird unterbrochen und die Schüler ziehen vor die Stadtschule, deren Zöglinge sich ihnen anschließen. Die Lehrerkonferenzen beschließen, die Schulen auf unbestimmte Zeit zu schließen.

24. Okt. Kersel (Livl., Kreis Dorpat). Ueberfall auf den Krug, der demoliert wird. Dem Kreischefgehülfen Birnbaum gelingt es die Bande zu vertreiben.

24.—31. Okt. Altenwoga (SLivl.). Am 24. wird bei der Ogerbrücke auf 2 Dragoner ein Attentat mit zwei Schüssen ausgeführt, die aber beide fehlgehen. — Am 25. wird ein Ueberfall auf den Kreischefgehülfen v. Petersenn im Walde geplant, die Attentäter werden jedoch durch Schüsse verscheucht. — Am 26. wird die Monopolbude beraubt und in Brand

gesteckt. Der Kreischefgehülfe v. Petersenn war abwesend; auf seine leer nach Altenwoga zurückfahrende Droschke werden aus dem Hinterhalt 16 Schüsse abgegeben. — Am 27. findet im Gemeindehause eine Versammlung statt, auf der die „Altenwogasche Republik" proklamiert wurde. Vor dem Hause waren rote Fahnen aufgepflanzt, die der Kreischefgehülfe von Petersenn durch Dragoner entfernen ließ. — Am 28. werden im Kruge „Katharinenhof" die Krugspatente von einer bewaffneten Bande vernichtet. — Am 29. wird ein Ueberfall auf die Forstei rechtzeitig entdeckt und durch scharfes Schießen vereitelt. — Am 30. Okt. wird dem Krüger des Kirchenkruges vom sozialdemokratischen Komitee schriftlich anbefohlen, den Krug zu schließen, widrigenfalls er würde abgebrannt werden. — Am 31. werden die Patente im Neu-Bewershoffschen Kruge vernichtet.

24. Okt. Selsau (SLivl.). Gleichzeitig werden 3 Heuscheunen in Brand gesteckt; von einer vierten werden die Brandstifter von in S. stehendem Militär durch Schüsse verscheucht, welche von jenen erwidert werden. — Am folgenden Tage geht wieder eine Scheune und die Monopolbude in Flammen auf.

25. Oktober. Mitau (Livl.). Am 20. Okt. waren drei Leute im Namen der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" in die Postabteilung eingedrungen, um Waffen und Geld zu fordern. Ein Postillion hatte zwei von ihnen niedergeschossen. Die Erschossenen wurden am 25. Okt beerdigt. Auf dem Kirchhofe hatte sich eine ungeheure Menschenmenge eingefunden, man sah schwarze und rote Fahnen, es wurden ergreifende Reden gehalten, der gemischte und der Männerchor sangen einige Lieder, während die Menge revolutionäre Lieder anstimmte. Nach der Beerdigungszeremonie begab sich die 2000—3000 Köpfe zählende Menge zum Gemeindehause, wo ein Volksmeeting abgehalten wurde. Auf diesem wurden u. a. folgende Beschlüsse gefaßt: „Die am 25. Oktober versammelte Gruppe lettischer Bauern erkennt den gegenwärtigen Moment für geeignet, die Bureaukratie zu stürzen. Wir werden alle unsere Kräfte daran setzen, um eine Volksrepublik auf föderativer Grundlage zu gründen. Da aber ein jedes Volk unter besonderen historischen Verhältnissen gelebt hat, werden wir, um die kulturelle Entwicklung eines jeden Volkes sicherzustellen, für die Gründung einer Selbstverwaltungsinstitution in Riga auf derselben demokratischen Basis eintreten, welche alle Fragen in Bezug auf die Baltischen Provinzen entscheiden soll." — Betreffend die Lösung einiger Fragen im lokalen Leben kam die Gruppe der Bauern zu folgender Erkenntnis: 1) sich von der Wegereparatur loszusagen, bis die Instandhaltung der

Wege auf Grundlage des Prinzips der gleichen Pflichten geordnet sein wird, wobei zum Wegebau außer den Großgrundbesitzern auch die Kaufleute heranzuziehen sind; 2) den örtlichen Gutsbesitzern keine Pachten zu zahlen, bis diese Frage auf schiedsrichterlichem Wege entschieden sein wird; 3) die Uebergabe der in den Händen der Gutsbesitzer befindlichen Wälder an die Gemeinden zu fordern. Von nun an den Waldverkauf ohne Einwilligung der Gemeinde nicht zuzulassen; 4) die Schließung aller Krüge und Monopolbuden in den Baltischen Provinzen vom 23. April 1906 an zu proklamieren; die Erteilung der Konzession zum Verkauf geistiger Getränke soll in die Hände der Gemeinden übergehen; 5) die bestehenden Gerichtsbehörden zu ignorieren und die Wahl der Richter von seiten der Gesellschaft zu fordern; 6) die russische Unterrichtssprache in den Schulen nicht zu dulden; diese soll künftighin nur als Lehrgegenstand betrieben werden; die lettische Unterrichtssprache in den örtlichen Elementar- und Hochschulen zu verlangen; 7) in den nächsten Tagen alle Landprediger zu boykottieren; 8) einen jeden, der den obigen Forderungen sich nicht fügen sollte, zum Volksverräter zu stempeln.

Auch an andern Orten im Rigaschen und Wendenschen Kreise fanden an diesen Tagen ähnliche Versammlungen statt.

25. Okt. Dubenalken (Kurl.). Nachts dringen 7 Bewaffnete gewaltsam in die Gesinde Desse und Pluddem und rauben Geld, über das sie namens des Libauschen sozialistischen Komitees quittieren als Strafzahlung für das Stellen von Fuhren bei der gerichtlichen Exmission Dubenalkenscher Hofsknechte.

25. Okt. Smilten (Livl.). Die Forstei Tannhof wird von einer bewaffneten Bande überfallen und um Geld und eine Flinte beraubt. Dieselbe Bande raubte auch 12 Buschwächtern ihre Flinten; sie hinterließ Quittungen mit dem Stempel des Rigaschen Sozialdemokratischen Zentralkomitees der Arbeiterpartei.

26. Okt. Grawendahl (SLivl.). Der langjährige alte Gemeindeschreiber Sachs wird, als er an seinem Schreibtisch sitzt, meuchlings erschossen.

26. Okt. Wirgen (Kurl.). Mehrere bewaffnete Leute rauben im Gutshause 300 Rbl. und 7 Flinten. Auch in dem in der Nähe belegenen Perkohn-Gesinde verlangten sie die Herausgabe des Geldes. Als der Wirt sich weigerte und sich zur Wehr setzen wollte, wurde er erschossen.

26. Okt. Versohn (Livl.). Auf den Versohnschen Verwalter wird in der Nähe des Gutes ein mißglückter Mordanschlag ausgeführt.

26. Oktober. Eſtland. Unruhen auf dem Lande.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober erſchien eine Bande von ca. 30 Mann, von Reval kommend, auf dem Gute Eſſemäggi, vom Beſitzer des Gutes Geld und Waffen, ſowie Pferde und Arbeitswagen zur Weiterfahrt fordernd. Da ihnen das Geld ohne Widerſtand ausgeliefert wurde, ſo ſetzte ſich der Zug bald wieder in Bewegung. Unterwegs erfolgte dann die Plünderung der Monopolbude in Arrodewahe, und morgens wurden die Bewohner des Gutes Ruil dadurch geweckt, daß die Tür zum Gutshauſe mit Steinen eingeſchlagen wurde. Als der Beſitzer notdürftig angekleidet erſchien, war der Haufe ſchon ins Innere eingedrungen. Auch hier wurde mit vorgeſtreckten Flinten und langen Dolchmeſſern Geld und Waffen erpreßt. Da notgedrungen dem Verlangen des wilden Haufens nachgegeben werden mußte, ſo verließ die Bande bald wieder das Haus. In der Brennerei wurde die ganze Maiſche zum Ausfließen gebracht.

Von Ruil begab ſich die Bande zunächſt nach Laitz. Da der dortige Verwalter den Räubern den Nachweis lieferte, daß in der Gutskaſſe ſich augenblicklich nicht mehr als 25 Rbl. befänden, ſo begnügte ſich der Haufe mit dieſer kleinen Summe und einigen vorgefundenen Gewehren und beanſpruchten nur Pferde zur Weiterfahrt, wobei außerdem 9 Mann der Hofsknechte gezwungen wurden, mitzuziehen. — Das nächſte Ziel war das Poſtbureau in Liiwa. In der Kaſſe fanden ſich nur wenige Kopeken vor, da das übrige Geld in Sicherheit gebracht worden war. Da die Bande erfuhr, daß bereits nach Militär telegraphiert worden ſei, ſo beeilte ſie ſich weiter zu ziehen und gelangte um 2 Uhr mittags nach Rieſenberg. Da die Hofsleute es nicht wagten, dem gut bewaffneten Haufen Widerſtand zu leiſten, ſo trat der Beſitzer des Gutes ihm allein entgegen, trotzdem von allen Seiten ſich Flintenläufe ihm entgegenſtreckten. Nachdem auch hier das Verlangen nach Geld und Waffen geſtellt worden war, erklärte der Beſitzer des Gutes, dieſe Forderung befriedigen zu wollen, wenn die Leute ſich verpflichteten, ſonſt nichts anzurühren. Obgleich die Führer das zuſagten, wurde das Verſprechen dennoch nicht ſehr prompt gehalten, indem verſchiedene Sachen geſtohlen wurden.

Aus Rieſenberg begab ſich die Bande zunächſt ins Paſtorat Niſſi, auch dort Geld erpreſſend und ſtehlend. Bezeichnend war der Umſtand, daß während die Führer noch mit dem Paſtor verhandelten, einer der Räuber ſich ungeniert ans Klavier ſetzte und bis zum Abzuge fortgeſetzt ſpielte. — Der Haufe gelangte alsdann nach Limmat. Da das Gut nur von einer hochbetagten Dame bewohnt wird, ſo ließ die

Bande sich bewegen weiterzuziehen, ohne in das Haus einzubrechen. Sie scheint dann die Nachricht erhalten zu haben, daß beim Gute Rosental der Selbstschutz mit mehreren Flinten sich ihm entgegenzustellen beabsichtige, denn statt die Straße weiter zu verfolgen, erschien der Haufe plötzlich in Schwarzen. Da der Gutsherr nicht anwesend war, benutzte die Bande die Gelegenheit, alles, was ihnen unter die Hände kam, zu demolieren und zu zerschlagen. Dasselbe ereignete sich in Haiba, wo gleichfalls die Gutsherrschaft nicht anwesend war. Auch hier wurde alles zerschlagen und zerstört, selbst Möbelüberzüge mit dem Messer zerschnitten. Aus Haiba in später Nacht abziehend, hat dann die Horde noch das Pastorat Haggars überfallen, dann aber sich zerstreut und in kleinen Trupps weiterziehend, sowohl die Bahnstation wie die Stadt unangefochten erreicht.

Von Koil aus wurde der Bande Militär entgegengeschickt; sie hatte sich jedoch bereits zerstreut, so daß nur wenige Nachzügler ergriffen wurden. Eine zweite Bande versuchte das Gut Pachel zu überfallen, floh aber, als die Alarmglocke geläutet und von den auf dem Hofe versammelten Gutsleuten Schüsse abgefeuert wurden.

Am 28. Oktober wurde auf das Gut Lechts (bei Taps) ein Ueberfall versucht, jedoch zurückgeschlagen: In der Nacht wurde eine Selbstschutzpatrouille, der Dragoner v. Brevern und eine andere Person, nicht weit vom Hause plötzlich aus dem Hinterhalt mit Gewehrfeuer beschossen. Mehrere Schüsse fehlten, eine großkalibrige Kugel blieb in der Scheunenwand stecken, und getroffen von drei kleineren, stürzte Brevern hin. Als nun aus dem Gebüsch Gestalten aufzutauchen begannen, feuerte sein Begleiter auf die nächste, die auch zusammenbrach, und entfernte sich dann, um Sukkurs zu holen. Als dieser zur Stelle war, flohen die Räuber. Brevern war nur leicht kontusioniert, denn zwei Kugeln waren in seinem silbernen Zigarrenetui stecken geblieben und eine im Pelzwerk seines Reitrocks. Sofort beteiligte er sich an dem Feuergefecht, das mit der auf das Feld geflüchteten Bande mit Mausergewehren geführt wurde und etwa eine halbe Stunde dauerte. Tote und Verwundete wurden bei Tagesanbruch auf dem Kampfplatz nicht vorgefunden, auch der auf den ersten Schuß gestürzte Mann war verschwunden. — Am 31. Oktober rückten abends 10 Uhr von Taps her die Räuber wieder an. Als die wenigen, die auf den Lechtschen und Toischen Feldern erschienen, mit Feuer empfangen wurden, verzogen sie sich.

27. Okt. Mitau. In der Realschule findet ein Schülermeeting statt, das vom Direktor durch die Mitteilung

eröffnet wird, daß der Generalgouverneur und die Schulobrigkeit es unter den jetzigen anormalen Verhältnissen billigen, worauf er sich zurückzog. Die Versammlung wählte zum Präses und Vizepräses 2 Juden und beschloß den Ausschluß „politischer Angelegenheiten" aus der Debatte. Von den trotz mannigfachen Widerspruchs von seiten der deutschen Minorität angenommenen Punkten seien hervorgehoben: 1) Es sind einzuführen Schüler-Klassengerichte bei zu verhängenden Bestrafungen von Schülern, denen der jeweilige Klassenordinarius zur Berichterstattung an die Lehrerkonferenz beizuwohnen habe. 2) Aufzuheben ist der „unbedingte Ausschluß eines Schülers aus allen Lehranstalten des Reiches." 3) Aufzuheben ist die beschränkte Aufnahme von Schülern nach der Nationalität. 4) Aufzunehmen sind auf ihren Wunsch die im letzten Jahre wegen politischer Umtriebe Ausgeschlossenen, resp. inhaftiert gewesenen Schüler. 5) Abzuschaffen ist der obligatorische Religionsunterricht von der 5. Klasse an und zu ersetzen durch den Unterricht in der Muttersprache je nach der Nationalität. 6) Abzuschaffen ist der obligatorische Morgengebetsbesuch. 7) Einzuführen ist volle Freiheit des Schülers nach dem Unterricht; also abzuschaffen die Revision der Schülerquartiere, die Kontrolle der Lektüre, das Rauchverbot in der Oeffentlichkeit, der Pensionszwang. 8) Abzuschaffen ist die Uniform außerhalb der Schule. 9) Abzuschaffen ist die Führung geheimer Konduitenlisten, resp. solcher überhaupt. 10) Abzuschaffen ist das Nummersystem. 11) Zu gründen sind Lesevereine und Schülerbibliotheken auf Krons- und Schülerkosten, die unter freier Verwaltung der Schüler stehen. 12) Aufzunehmen sind die Abiturienten der Realschulen in die Universitäten ohne Nachexamina in den alten Sprachen, deren Kenntnis sich jeder nach Bedürfnis auf der Universität anzueignen habe.

Auf einem Meeting der Gymnasiasten wurden ähnliche Wünsche verlautbart und es wurde vom Inspektor versprochen, diese höheren Ortes zu übermitteln. Beide Anstalten werden vorläufig geschlossen.

27. Okt. Marienburg (Livl.). Nachdem bereits am 23. Okt. nachts im Pastorat viele Fensterscheiben eingeschlagen worden waren, wird es am 27. aufs neue überfallen und ein förmliches Bombardement mit Ziegelsteinen usw. durch die Fenster in Szene gesetzt.

27. Okt. Tuckum (Kurl.). Um diese Zeit finden auch hier zahlreiche Meetings statt. Ein Tuckumscher Jude verteilte, nach authentischem Zeugnis seiner Glaubensgenossen, in einem ad hoc etablierten Bureau die umliegenden Güter an besitzlose Knechte gegen Erhebung eines Entrees und obl. Extrazahlung.

27. Okt. Riga. Mehrere Monopolverkäufer und Akziſebeamte ſuchen um Einſtellung des Branntweinhandels nach, da ſie vom ſozialdemokratiſchen Komitee Schreiben erhalten hätten, in denen das Abholen des Geldes aus den Monopolbuden verboten wird, weil dieſes Geld dem Volke gehöre und das Komitee über dieſes Geld ſelbſt zu verfügen gedenke. (Riſhsk. Weſtn.)

— Wäſcherinnen-Streik, der jedoch vielfach nicht freiwillig iſt, da vielfach Terroriſten in die Höfe dringen, die ausgehängte Wäſche herunterreißen und auf der Straße den Wäſcherinnen die Körbe mit Wäſche aus den Händen reißen.

— Vormittags bringt ein Haufe von etwa 100 ſtreikenden Schülern in die Mädchengewerbeſchule des Jungfrauenvereins und fordert die ſofortige Einſtellung des Unterrichts. Die Vorſteherinnen können nichts ausrichten und werden gezwungen die Schülerinnen zu entlaſſen.

— In der Helenenſtraße wird abends ein Schutzmann ermordet.

27. Okt. Windau. Meeting. Es wehen wieder verſchiedene rote Flaggen, darunter eine mit Inſchrift „Noſt ar patwaldibu! Noſt ar muiſchneezibu!“ (Nieder mit der Selbſtherrſchaft! Nieder mit den Gutsbeſitzern!) auf dem Kirchenplatz, es wird bis in den Abend hinein geredgt, außerdem hatte ſich daſelbſt ein Buchhandel mit ſozialiſtiſchen Schriften aufgetan.

28. Okt. Riga. Eine Monopolbude in Schreienbuſch und eine an der Petersburger Chauſſee werden von bewaffneten Leuten beraubt.

28. Okt. Riga. Ein Zeuge des am Polizeirevieraufſeher Plikatus verübten Mordes wird in der Eliasſtraße überfallen und tötlich verwundet, ebenſo am 31. Okt. in der Sprenkſtraße ein zweiter Zeuge getötet.

28. Okt. Goldingen. Eine Monopolbude wird von Bewaffneten beraubt.

28. Okt. Puſſen (Kurl.). Eine z. T. maskierte Bande überfällt nachts mehrere Buſchwächtereien und raubt unter Drohungen Gewehre.

28. Oktober. Adſel (Livl.). Abends wird die Forſtei und das Doktorat überfallen. Der Oberförſter Oſtwald flüchtete mit Frau und Kind in Geſellſchaft des Dr. Elias und unter Mitnahme der Waffen durch den Wald aufs Schloß, verfolgt von der Bande. Als es dunkel war, kehrten beide in ihre Wohnungen zurück. In der Forſtei waren alle Möbel zertrümmert und die Forſtkaſſe geraubt worden. Das Doktorat war dagegen unberührt geblieben. Dieſelbe Bande zog dann zur Forſtei Serbigal.

28. Okt. Altenwoga (Livl.). Die Monopolbude wird beraubt und in Brand gesteckt. Die Getränke werden vernichtet.

29. Okt. Serbigal (Livl.). Die Forstei wird nachts von einer Bande von etwa 50 Mann, zum Teil mit Soldatenflinten bewaffneter Leute überfallen. Der Oberförster M. setzt sich mit seinem Gehülfen, einem Eleven und 6 Buschwächtern, die noch rechtzeitig herbeigekommen waren, zur Wehr. Es entspinnt sich ein Feuergefecht, das etwa eine Stunde andauert. Alle Fenster werden zertrümmert, die Fensterläden von Kugeln durchlöchert. Schließlich zieht die Bande, nachdem sie einige Verwundete gehabt, wieder unverrichteter Dinge ab.

29. Okt. Bauske (Kurl.). Eine bewaffnete Bande überfällt und beraubt die Gesinde Kreewing-Ilsing und Mescha-Gudsche. In letzterem wird der sich zur Wehr setzende Wirt ermordet.

29. Okt. Eckhof (Livl.). Eine bewaffnete Bande überfällt die Wohnung des Verwalters im Gutshause und raubt verschiedene Sachen, sowie dem anwesenden Doktor ein Gewehr.

29. Okt. Alt-Schwaneburg (Livl.). Nachmittags erhielt der Bevollmächtigte für Alt-Schwaneburg, Baron Wolff, die Nachricht, daß ein Ueberfall auf ihn geplant sei, unmittelbar darauf auch die Nachricht, daß sich beim Gemeindehause eine große Volksmenge, darunter ca. 20 unbekannte Kerle, versammelt hätte. Bald darauf hatte Baron W. eine Unterredung mit einem Gemeinderichter, der ihn aufforderte, zum Gemeindehause zu kommen und den Käufern der Blumenhoffchen Gesinde die Kaufkontrakte zu erläutern. Baron W. lehnte diese Aufforderung ab und erklärte, er sei gerne bereit die Blumenhoffchen Wirte einzeln zu empfangen und mit ihm die Modalitäten der Gesindekäufe zu besprechen. — Bald darauf wälzte sich an den Fenstern des Gutshauses vorbei eine große Volksmenge. Baron W. stürzte zur Haustür, durch die sich bereits die Spitze der Volksmenge drängte, lauter fremde Personen. Baron W. rief: „Zurück, ich empfange nur einzelne Leute!“ Daraufhin rief die Menge: „Wir wollen alle hinein, wir haben eine Sache, wir kommen alle.“ Baron W. stieß mit Hülfe seines herbeigeeilten Dieners die ersten zurück und schloß die innere Doppeltür, die aber sofort von außen eingetreten wurde. Darauf stürzte sich Baron W. mit erhobenem Revolver der Menge entgegen, stieß die Eindringenden zurück und drohte zu schießen. Ich diesem Moment erhielt er einen Schlag an die linke Schläfe und gleichzeitig von rechts einen Fußtritt, so daß er zu Boden stürzte. Sich schnell aufraffend, schoß Baron W. den linken Angreifer, der eben wieder zum Schlage ausholte, nieder und darauf auch den Angreifer rechts. Aus der Menge

fielen gleichfalls mehrere Schüsse. Eine Kugel schlug neben Baron W. in die aufgeschlagene Tür. Die Menge flutete darauf zurück. — Gleich darauf traf der Kreischefgehülfe aus Stomersee ein, etwas später auch Kosaken. Von den zwei Verwundeten war der eine ein unbesitzlicher Rahoffscher Bauer, der andere ein zweimal bestrafter Pferdedieb.

29. Okt. Riga. Eine Versammlung in der Gr. Gilde beschließt die Gründung einer Organisation „Nachbarhülfe", zum Schutz gegen Hausfriedensbruch und Vergewaltigung friedlicher Mitbürger durch Terroristen.

29. Okt. bis 2. Nov. Riga. Streik der Speicher- und Hafenarbeiter.

30. Oktober. Großdohn (Livl.). Beim Schulhause findet ein Meeting unter roter Fahne statt, auf dem ein eben aus dem Gefängnis entlassener Student die „Freiheit" predigt.

30. Oktober. Riga. Der Lehrer Buiwa hält im Kaiserlichen Garten einen lettischen religiösen Vortrag über das Thema „Gibt es einen Gott." Er wurde jedoch durch die gotteslästerlichen Zwischenrufe gestört, die namentlich von jungen Leuten ausgingen.

30. Okt. Alt-Schwaneburg (Livl.). Eine große revolutionäre Bande stört den Gottesdienst und beschimpft den Pastor, der unter militärischem Schutz bis zum Schloß geleitet werden mußte.

30. Okt. Baltischport. Ein Bewohner schreibt dem „Rev. Beob.": „Abends erscholl in den Straßen Baltischports ein lautes Hurrageschrei, welches mich wie auch andere Bewohner der Stadt auf die Straße lockte. Als ich mich nach der Ursache dieses Freudengeheuls erkundigte, wurde mir die Antwort, daß auf dem ca. 1 Werst von Baltischport entfernten Gute Pallas Feuer ausgebrochen sei." Dort war eine große Heuschenne in Brand gesteckt worden.

30. Okt. Lemsal (Livl.). Volksmeeting auf dem Ausstellungsplatz, auf dem von den Rednern der Rat erteilt wird, keine Pachten mehr zu zahlen und exekutorische Beitreibung durch Zusammenschluß zu verhindern. Es wird die Schließung der Schulen, Krüge und Monopolbuden votiert, sowie die Entfernung des Militärs und der Polizei.

30. Okt. Kroppenhof (Livl.). In der Kirche, nachdem das Allerhöchste Manifest verlesen war, wird das Gebet von einer Bande fremder Sozialisten, sobald der Name des Kaisers ausgesprochen wurde, durch wüstes Geschrei unterbrochen. Ein Teil der Gemeinde verließ darauf die Kirche, mit ihnen auch die Schreier. Als der zurückbleibende Teil der Gemeinde nun

ein Lied anstimmte, drang die Schreierbande wieder hinein, mit Revolvern in den Händen. Der Pastor verließ die Kanzel und begab sich in die Sakristei, vor deren Tür sich ein Revolvermann postierte; ein andrer Sozialistenagitator bestieg die Kanzel und nun wurde ein revolutionäres Lied nach der Melodie „Ein feste Burg" angestimmt. Von der Gemeinde waren nur wenige in der Kirche verblieben.

30. Okt. Lasdohn (SLivl.). Bei der Kirche findet ein großes Volksmeeting statt, an dem gegen 2000 Menschen teilnehmen. Die zu diesem Tage bestimmte Eröffnung der Lasdohnschen Kirche, die schon seit 5 Monaten geschlossen ist, konnte nicht stattfinden, weil die Mehrzahl der Teilnehmer des Meetings dieses nicht wünschte. Die auf dem Meeting gefaßten Resolutionen entsprachen ganz den auf den übrigen ländlichen Volksversammlungen gefaßten Beschlüssen, nur wurde auch beschlossen, an den Kreditverein und die sonstigen ritterschaftlichen Institutionen keine Zahlungen zu leisten, bevor nicht Vertreter des Bauernstandes an deren Verwaltung teilnehmen.

31. Okt. Riga. Der Gouverneur macht durch Anschlag bekannt, daß er künftig Straßendemonstrationen unter keinerlei Bedingung zulassen werde, und fordert die Bevölkerung auf Ruhe zu halten.

31. Okt. Riga. In einer Mädchenschule an der Dorpater Str. wird von Schülern der Versuch gemacht, die Einstellung des Unterrichts zu erzwingen. Als ein paar vorübergehende Herren versuchen, dem Treiben Einhalt zu tun, stoßen sie auf den Widerstand eines sich ansammelnden größeren Haufens, der mit den tumultuierenden Schülern gemeinsame Sache macht. Die Polizei stellt endlich die Ordnung wieder her.

31. Okt. Livland. In Kokenhusen, Ritau, Uexküll und andern Orten werden in diesen Tagen auf Meetings Exekutivkomitees (Rihziba-Komitajas) gebildet. — In Ritau werden sehr radikale Resolutionen gefaßt: Einstellung der Wegebaulast, der Pachtzahlung, Uebergabe der Wälder an die Gemeinden, Boykott der Landpastoren usw. — In Uexküll beschließt eine Volksversammlung am 31., bis zum 13. Nov. die Schließung aller Krüge und Monopolbuden zu erzwingen. — Die Gemeinde von Friedrichswalde übersendet dem Gouverneur eine Deklaration, in der sie sofortige Aufhebung aller Ausnahmegesetze und der Todesstrafe, Freiheit des Wortes, der Vereine, des Gewissens usw., die Einrichtung einer Volksmiliz, sowie die Einberufung einer konstituierenden Versammlung fordert, welche die demokratische Republik im Lande begründen werde.

November.

1. November. Stockmannshof (SLiol.). Paſtor Stoll aus Linden wird auf der Station überfallen. Er flüchtete ſich in einen Wagon; ſeine Verfolger erreichten ihn jedoch, und ſchlugen auf ihn los, wobei er im Geſicht zerkratzt wurde. Als er dann gleich nach Riga fahren wollte, wurde er daran verhindert und, indem man ihn mit dem Tode bedrohte, genötigt auf der Station zurückzubleiben.

1. November. Loddiger (SLiol.). Große Volksverſammlung, die eine Reihe ähnlicher Beſchlüſſe faßt, wie ſie an andern Orten auch gefaßt werden. Die ſozialdemokratiſche „Deenas Lapa" berichtet hierzu, daß „zu Beginn der Verſammlung mit tiefem Gefühl, mit Tränen in den Augen das Andenken der im Kampfe Gefallenen geehrt wurde, mit deren Blut die gegenwärtige Freiheit erkauft worden iſt. Insbeſondere wurde des am 31. Juli d. J. auf dem Widdriſchſchen Kirchhofe von der Hand eines Barons getöteten Karl Eglit gedacht, deſſen Tod vielen zum Fall und zur Erhebung gedient hat. Es wurde beſchloſſen, an der Stelle, wo er von Mörderhand gefallen, ein Denkmal zu errichten. Weiter verlangte die Verſammlung, „daß die Ereigniſſe vom 31. Juli ſtreng unterſucht und die Schuldigen ſtreng beſtraft würden." Ebenſo verlangte die Verſammlung die ſtrenge Unterſuchung der Brandſtiftungen mit der Motivierung: „die Gutsbeſitzer und Verwalter hätten davon großen Gewinn gehabt und die Volksſtimme habe ſich ſchon lange dahin ausgeſprochen, das ſeien die wahren Brandſtifter." Ebenſo ſollen auch alle „Spione" und Angeber ans Licht gezogen werden.

1. Nov. Libau. Der Polizei-Regiſtrator Kluge wird auf der Stadtbrücke von einer Volksmenge umringt und beſchuldigt, Mitglieder der „Schwarzen Sſotnja" für eine Judenhetze gedungen zu haben. Man wollte ihn ſofort in den Kanal werfen, auf Anraten der Führer jedoch wurde beſchloſſen, ihn zuvor vor ein Volksgericht zu ſtellen. Er wurde nach der Drahtfabrik geſchleppt, dort vor eine Arbeiterverſammlung geſtellt und darauf außerhalb erſchoſſen.

1. Nov. Dorpat. Ein Volksmeeting findet im eſtniſchen Ausſtellungsgebäude ſtatt. Leiter iſt der Redakteur des „Postimees", J. Tönisſon, der ſeitens der eſtniſchen Vereine folgende Punkte zur Diskuſſion aufſtellt:

„Die geſetzmäßige Reichsverfaſſung, die durch das Manifeſt vom 17. Oktober zugeſagt iſt, ſoll helfen, die bisherigen Einſchränkungen und Schwierigkeiten des geſetzloſen Zuſtandes zu beſeitigen. Leider ſieht das Volk, daß die Regierung zur

Einführung der Konstitution keine aufrichtigen Schritte unternimmt und daß die Beamtenwillkür nach wie vor weiter herrscht. Das läßt unter dem Volke Mißtrauen entstehen und erfüllt die Herzen mit wachsender Erregung. Ein derartiger Zustand raubt dem Lande die notwendige Ruhe, drängt das Volk zum Aufruhr und droht mit allgemeiner Anarchie.

Im Namen einer friedlichen Entwicklung von Land und Volk fordern wir, daß die oberste Reichsverwaltung mit allem Ernst sichere Mittel anwende, um die Konstitution in ihrem vollen Umfange einzuführen. Insbesondere fordern wir, daß die Gewissens-, Wort-, Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit, sowie die Unantastbarkeit der Person in ihrem vollen Umfange sogleich verwirklicht und daß alle politischen Gefangenen freigelassen werden. Unverzüglich soll eine konstituierende Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechts einberufen werden, damit die gesetzmäßige Reichsgrundordnung aufgestellt und die politischen Bürgerrechte befestigt werden. — Insbesondere fordern wir sowohl für unser eigenes Volk als auch für die übrigen Nationalitäten nach dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechts eine örtliche innere Selbstverwaltung."

1. Nov. Alt-Salis (Livl.). In diesen Tagen finden auch hier verschiedene Meetings statt, auf deren einem beschlossen wird, die Kirche und den Propst Schlau zu „boykottieren". Der Berichterstatter der sozialdemokratischen „Deenas Lapa" schreibt über die Stimmung auf dem Meeting: „Die erhobene Fahne der Freiheit läßt die Finsterlinge erzittern. Das Telephon schnarrt die ganze Nacht hindurch, da klingeln und forschen die untlos gewordenen Gewalttäter, was zu tun, was zu beginnen, da zittern die Seelen vor Furcht, daß das Volk seine Bürgerrechte erworben hat."

Anfang November. Kurland. Die Lage auf dem Lande schildert ein auf das Beste informierter Kurländer in der „Düna-Ztg." wie folgt:

„Im Windauschen Kreise finden überall Meetings statt, auf denen die Kaiserliche Regierung nicht nur kritisiert, sondern auch als abgesetzt bezeichnet wird, das Sozialistenkomitee geriert sich überall als alleiniger Herr der Situation und schreibt direkt der Masse vor, welche Regierungsinstitutionen als erloschen zu betrachten sind, welche Kommunallasten und Pflichten von nun ab nicht mehr zu tragen und zu erfüllen sind, und droht offen, für Nichterfüllung seiner Befehle allerstrengste Strafen zu verhängen. Mit einem Wort, es ist so, als ob in Stadt und Land keine Kaiserliche Regierung, wohl aber ein Revolutionskomitee Gesetze diktiert und die große, eingeängstigte Masse auch

dieſem neuen, noch unſichtbar, aber fühlbaren Regime Folge leiſte. Natürlich geht allen Landgemeinden im Windauſchen voran Dondangen und Popen, wo die tollſten Verfügungen erlaſſen, die frechſten Forderungen geſtellt werden, Regierung, Bürgerpflicht, Großgrundbeſitz exiſtieren ihrer Anſicht längſt nicht mehr. — Goldingen bietet ein ähnliches, wenn auch milderes Bild, die Stadt iſt ziemlich ruhig, viele konfuſe Beſchlüſſe des Volkes werden auf den Meetings gefaßt, die roten Fahnen, die man anfangs in der Stadt ſah, ſind auf Befehl des kurländiſchen Generalgouverneurs verſchwunden. — In Tuckum Streiks, Meetings uſw. In Talſen faſt dasſelbe Bild.

In Libau ſieht es am traurigſten aus. Der Pöbel herrſcht in des Wortes verwegenſter Bedeutung, die Polizei iſt machtlos: bei Annäherung von Demonſtranten zogen ſich in den erſten Tagen nach dem 18. Oktober alle Schutzleute und auch die höheren Polizeichargen zurück, die Militärobrigkeit will oder kann dem Unfug der Sozialiſten nicht mehr ſteuern. Man ſchreckt die einen mit Judenhetze durch die „Tſchornaja Sſotnja", die andern durch die Ankündigung allgemeiner Plünderung. . . . Daß wir Deutſchen eine Judenhetze protegieren könnten, iſt ſolch ein Unſinn, daß man ihn garnicht zu widerlegen braucht; erſtens haben wir Kurländer immer gut mit den Juden geſtanden, Handel und Wandel ruht ſeit Jahrhunderten in ihren Händen und politiſch ſind ſie immer auch zur Zeit ſelbſt partikulariſtiſcher Strömungen unſere Parteigänger geweſen. Bisher haben die Hebräer, falls ſie die Wahl zwiſchen Letten und Deutſchen hatten, ſtets ſich für die Deutſchen entſchieden, zweitens ſagt uns der geſunde Menſchenverſtand, daß aus der heutigen Judenhetze morgen eine Deutſchenhetze entſtehen muß.

Auf dem flachen Lande um Libau ſieht es ganz entſetzlich aus, die meiſten Gutsbeſitzer ſind ins Ausland oder doch in die Stadt gezogen, die wenigen, die noch da ſind, führen das Leben amerikaniſcher Trapper in Blockhäuſern, ſchlafen mit dem Revolver in der Hand, teilen ſich mit ihren Freunden und Gutsbeamten in die Nachtwachen uſw.

In den Gemeindeverwaltungen droht ein tatenloſes Verſagen des noch ſpärlich funktionierenden Verwaltungsapparats, die meiſten Gemeindeverwaltungen ſind vom Volke abgeſetzt und durch willkürlich Gewählte erſetzt. Die onera trägt niemand mehr, Zahlungen hören auf. Die Polizei gibt ſich die größte Mühe, dieſem anarchiſtiſchen Unweſen zu ſteuern, doch ſcheint ſie nach „oben" keinen Rückhalt zu haben, ſo daß Verbrecher und Aufwiegler prompt nach ihrer Einlieferung bald

wieder auf freien Fuß gesetzt werden. — Ja, was will die Regierung, will sie die Militär-Diktatur? oder kann sie der Revolution nicht mehr Herr werden? Endlich wäre es doch an der Zeit, offen mit Taten und nicht endlosen Publikationen hervorzutreten . . ., denn niemand versteht diese Schlappheit der Regierung. Auf dem flachen Lande haben die Sozialisten offen erklärt, sie seien bereits die Herren der Situation, die kaiserliche Regierung existiere nicht mehr, alle Befehle der Gouverneure oder gar der Generalgouverneure seien zu ignorieren, da die Regierung nicht mehr die Kraft habe, ihre Befehle ausführen zu lassen. Die Sozialisten sagten auf den letzten Meetings: „Genug des Mordens und Brennens, wir haben viel erreicht und hoffen die Revolution jetzt ohne extreme Mittel zu Ende zu führen." Indirekt geben also diese Feinde der „Tschornaja Ssotnja" doch zu, bis jetzt den Terror durch Gewalttaten verbreitet und utilisiert zu haben. . . Der Selbstschutz der staatserhaltenden Elemente kann die Hooligans temporär abhalten von Häuserraub und Morden, aber durchgreifende Maßregeln, die Wiederaufrichtung der Ordnung und Gesetzlichkeit können nur von der Regierung ausgehen, — darum genug der Konzessionen, genug der Pöbelherrschaft."

2. Nov. Libau. Grabschändungen. Auf nicht weniger als 43 Gräbern des Alten und des Katholischen Friedhofs in Neu-Libau werden die Glaskästen, in denen die Kränze untergebracht sind, zertrümmert vorgefunden.

3. Nov. Riga. Der alte General a. D. v. Grenhagen wird in seiner in belebter Gegend liegenden Wohnung (Mühlenstraße 36) abends von 7 bewaffneten Leuten überfallen, die mehrere Jagdflinten, sowie etwas Geld rauben und darauf unbehelligt verschwinden.

3. Nov. Riga. Der Börsenkomitee wendet sich mit einem in zehntausenden von Exemplaren verbreiteten Aufruf an die Arbeiter Rigas. Er lautete:

„Arbeiter! Es ist Tatsache, daß, infolge des revolutionären Zustands hier im Lande und der damit in Verbindung stehenden Streiks, die Reedereien ihre Schiffe nicht mehr nach Riga senden wollen und die englischen Kohlenexporteure ihre mit Riga geschlossenen Lieferungsverträge kündigen. Hieraus müssen in kürzester Zeit die Konsequenzen erwachsen, daß die bereits seit Beginn des Jahres stark behinderte Fabriktätigkeit, sowie auch der Rigaer Export vollständig aufhören werden. Auch den hiesigen Bahnen droht vollständiger Stillstand, wenn sie ihre in England gekauften Kohlen nicht bekommen. Wir stehen vor der nackten Tatsache, daß die Riga-Oreler Bahn den gesamten Winterbedarf an Kohlen noch nicht erhalten hat,

ebenso ganz oder teilweise verschiedene Werke, z. B. die Waggonfabrik, das Walzwerk, „Prowodnik", „Drahtindustrie" und noch andere Fabriken. Die furchtbare Gefahr abzuwenden gibt es nur eine Möglichkeit, und zwar die, daß durch sofortige Beilegung aller Streiks und durch die Herstellung geordneter Verhältnisse das Vertrauen des Auslandes wieder gewonnen wird. Kann das geschehen in der kurzen Zeit, in der unsere Navigation noch offen ist? Vielleicht schon in 5 bis 6 Wochen wird Riga wegen Eis nicht mehr erreichbar sein; wenn es aber keine Schiffahrt gibt, so gibt es auch keine Kohlen, und darum auch keine Arbeit auf den Fabriken.

Wir wenden uns daher an Euch, Ihr Arbeiter-Delegierte, namentlich der Waggonfabrik „Phönix" und unseres Hafens, mit denen so manches ernste Wort gesprochen worden ist und welche der Lage volles Verständnis entgegenbrachten. Wir bitten Euch, tragt es überall hinaus, daß jeder weitere Streik, welcher unsere Schiffahrt behindert, den Verlust aller Arbeit und somit auch des Brotes bedeutet! Derjenige, der jetzt noch streikt, ist Feind Eurer Heimat, Feind des Arbeiters. — Keine Kohlen, keine Schiffahrt — aller Untergang! Wir haben es Euch mehrfach gesagt, wir wiederholen es noch einmal: Denkt an Eure Frauen, an Eure Kinder! Und so soll heute jedermann denken! Es ist genug, gebietet Halt, beweiset durch die Tat dem Auslande, daß es im großen russischen Reiche einen Platz gibt, mit dem man vertrauensvoll arbeiten kann — Eure Heimatstadt Riga! Darin wollen wir alle zusammengehen!"

3. Nov. Riga. Mit Erlaubnis des Gouverneurs findet in den Räumen der Gouvernementsregierung im Schloß eine Versammlung von 117 Land-Gemeindebeamten statt, die nachstehende Forderungen des Volkes aufstellt:

1) Neue Wahlen der Gemeindebeamten (auch der Lehrer und Schreiber) müssen gleich vorgenommen werden. Zu den Wahlen sind alle volljährigen Gemeindeeinwohner, die das 21. Lebensjahr erreicht haben, zuzulassen. Die Gewählten bedürfen keiner Bestätigung, sie können nur durch die Gemeinde selbst oder durch das Gericht von ihren Aemtern entfernt werden.
2) Sämtliche Bücher der Gemeindeverwaltung und des Gemeindegerichts müssen ausschließlich in lettischer Sprache geführt werden. Dieser Beschluß soll sofort durchgeführt werden.
3) Die Tauf- und Totenregister sollen von der örtlichen Gemeindeverwaltung geführt werden.
4) Die Gutspolizei ist abzuschaffen.

5) Das Patronatsrecht muß aufgehoben werden.
6) Die Schulen sollen von der Gesellschaft verwaltet werden. Der Unterricht ist in der Muttersprache und nach einem neuen Programm zu erteilen.
7) Die Naturalleistungen müssen in Geld umgeschätzt werden. An Stelle der Naturalleistungen und der Kopfsteuer ist eine progressive Einkommensteuer einzuführen, zu der alle Gemeindeeinwohner heranzuziehen sind, die Gewerbetreibenden, Kaufleute und Gutsbesitzer nicht ausgenommen. Die Leistungen für die Kirchen sind abzuschaffen. (Die Post- und die andern Ritterschaftsgebühren sind nur in dem Falle zu leisten, wenn das Landratskollegium Rechenschaft darüber ablegt, wo und in welcher Weise die früher einkassierten Abgaben verausgabt worden sind.)
8) Den Gutsbesitzern zur Pflicht zu machen, das ganze Gehorchs- und Quotenland, sowie die abgeteilten Landparzellen des Hofslandes, die in der Nutznießung einzelner Personen sich befinden, in kürzester Zeit zu verkaufen.
9) Das Paßsystem ist aufzuheben.
10) Alle Krüge und Monopolbuden sind sofort zu schließen.
11) Der Kriegszustand und der verstärkte Schutz sind aufzuheben und das Militär ist zurückzuziehen.
12) Den Letten soll eine weite Autonomie gewährt werden.
13) Zur Realisierung aller dringenden Reformen ist der Reichstag auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Wahlrechts in kürzester Zeit einzuberufen.

Nachdem die Gemeindebeamten ihre Beratungen zu Ende geführt hatten, erschien in ihrer Mitte der livl. Gouverneur. Zuerst wies er darauf hin, daß jetzt auf dem Lande viele Meetings abgehalten werden, die der Polizei garnicht angezeigt sind. Zu den Forderungen äußerte sich der Gouverneur, daß sie, falls sie die Wünsche der ganzen Bevölkerung ausdrücken, befriedigt werden sollen; doch könne das nicht sogleich geschehen, sondern erst später, nach der Einberufung des Reichstages. Die Wünsche sämtlicher Gemeinden sollen ihm eingereicht werden, die er dann in Petersburg vorstellen werde. Zum Schluß ermahnte der Gouverneur alle, die Gemeindeeinwohner zu beruhigen. Wenn die Ordnung nicht hergestellt werde, werde der Kriegszustand proklamiert werden.

Die Versammelten fanden, daß der Gouverneur bei der Einführung der Reformen nicht behülflich sein werde, und beschlossen, ihm keine Gesuche einzusenden.

3. Nov. Grobin (Kurl.). Auf der Landstraße bei Illien wird ein Landgendarm überfallen, verwundet und beraubt.

3. Nov. Riga. Beginn eines neuen Eisenbahnstreiks auf der Baltischen Bahn, der bis zum 7. November andauert.
— Der Kurator des Lehrbezirks verbietet die Abhaltung von Schülermeetings in den Schulräumen.
— Die Unsicherheit in der Stadt wächst an; täglich finden Diebstähle, Raubüberfälle usw. statt.

4. Nov. Riga. Ueber das Verhalten der Sozialdemokraten zu Mord- und Raubtaten schreibt die „Rigas Awise“:

„In diesen Tagen bemühte sich die „Deenas Lapa“ in mehreren Artikeln zu beweisen, daß die Sozialdemokraten an den in letzter Zeit verübten Raub- und Mordtaten nicht beteiligt gewesen sind. Das ist eine freche Verdrehung der Wahrheit und ein Irreführen der Leute. Im ganzen verflossenen Jahre bis zu den letzten Tage ist ein Mord nach dem andern verübt worden, alles Morde, die lediglich politischen Motiven entsprungen sind, oder aber den Zweck hatten, ein früher begangenes politisches Verbrechen zu vertuschen (so sind z. B. in den letzten Tagen in Riga zwei Zeugen ermordet worden). Auf den Versammlungen der Sozialdemokraten spricht man beständig von schrecklichen Kampfmitteln, mit denen man den Gegner schrecken, ihn zum „Zittern“ bringen soll. Man möge doch einen jeden ruhigen Arbeiter, ausgenommen die eigentlichen Sozialdemokraten (die nicht den zehnten Teil der Arbeiterschaft ausmachen), fragen, weshalb die Arbeiter sich an der sozialdemokratischen Bewegung und den Streiks beteiligen, die ihnen das Brot rauben und sie ins Elend stoßen, — und man wird die eine Antwort hören: die Anführer haben Waffen, sie verüben Mordtaten und bedrohen uns mit dem Tode, wir fürchten uns vor ihrer Rache. Niemals in der Welt hat eine Partei ihre Sache so mit Mordtaten verknüpft, wie unsere Sozialdemokratie. Wenn die „D. L.“ unter solchen Umständen jegliche Beteiligung der Sozialdemokratie an den verübten Mordtaten heuchlerisch in Abrede stellt, so fühlt man sich gezwungen zu fragen: ob sie ihre Leser für Narren hält?

Auch die Plünderungen und Gelderpressungen werden gleichfalls im Namen der sozialdemokratischen Partei ausgeführt, wobei sehr oft noch Quittungen im Namen dieser Partei ausgereicht werden. Es ist möglich, daß ein Teil der Sozialdemokraten solche Taten verabscheut, das sind aber Ausnahmen, der größte Teil der Sozialdemokraten hält das alles für ein erlaubtes Kampfmittel. Das geht aus den Sympathiebezeugungen hervor, welche die Sozialdemokraten den Parteigenossen erweisen, die beim Verüben von Raubtaten oder bei Gelderpressungen das Leben einbüßten oder verhaftet wurden.

Dieſe werden als Helden geprieſen und verehrt. Den Leſern wird noch die in Nitau für ſolche „Helden" veranſtaltete Beerdigungsfeier in Erinnerung ſein. Dieſe Beerdigungsfeier wurde in der „Deenas Lapa" mit Begeiſterung und Anteilnahme beſchrieben, kein Wort der Ermahnung oder Rüge wurde gegen ſie geſprochen. Daraus geht zur Evidenz hervor, daß die theoretiſchen Behauptungen der „Deenas Lapa" über die Verurteilung der Gewalttaten von ſeiten der Sozialdemokraten ein plumper Verſuch ſind, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen. In jedem praktiſchen Falle kommt etwas ganz anderes zum Vorſchein. Wir ſind überzeugt, daß die „Deenas Lapa" in vollem Einklange mit der ſozialdemokratiſchen Parteileitung ſchreibt, und nach ihrer Haltung in der Nitauſchen Beerdigungsanlegelegenheit können wir getroſt behaupten, daß gerade die ſozialdemokratiſche Parteileitung ſelbſt Plünderungen und Gelderpreſſungen ausübt oder zuläßt. Wenn das anders wäre, dann würde die Parteileitung offen gegen die Verherrlichung von Räubern auftreten, wie ſie in Nitau ſtattgefunden hat."

4. Nov. Libau. Einige mit Revolvern bewaffnete Perſonen, die ſich als Abgeordnete des ſozialdemokratiſchen Komitees ausgeben, revidieren gewaltſam das Marien-Armenhaus und das Knabenhoſpiz, finden das in beiden Anſtalten verabreichte Eſſen qualitativ und quantitativ für ungenügend und die Verſorgung und Behandlung der Armen überhaupt für verbeſſerungsbedürftig, und verordnen unter Androhung der Todesſtrafe, daß für die Aufbeſſerung der Lage der Armen und der Hoſpizzöglinge die Vorſteher dieſer Anſtalten, Paſtor Freyberg und Lehrer Krauſe, aufzukommen hätten.

4. Nov. Libau. Drei aus Livland gebürtige und auf der Heimreiſe begriffene Müllergeſellen werden als angebliche Mitglieder der „ſchwarzen Sſotnja" von Arbeitern verhaftet und ſollen „zur Aburteilung" in die Drahtfabrik (einem Hauptherd ſozialdemokratiſcher Umtriebe in Libau) gebracht werden. Sie werden aber durch die Polizei befreit.

5. Nov. Selſau (Livl.). Das Koſul- und das Eſup-Geſinde werden nachts von mehreren Bewaffneten überfallen und ihre Beſitzer erſchoſſen.

5. Nov. Rigaſcher Kreis. Die Lage auf dem Lande wird von einem gut orientierten Bericht der „Rig. Rundſchau" beleuchtet: In den Kirchſpielen Lennewarden, Aſcheraden, Siſſegal, Sunzel und in den benachbarten Gebieten herrſcht eine vollſtändige Anarchie. Ueberall werden ohne Genehmigung der Polizei Volksverſammlungen abgehalten, auf denen ſozialdemokratiſche Redner das Volk aufreizen und aufwieglerſche Schriften verteilen. Die Gemeinde-

verwaltungen sind überall abgesetzt. An deren Stelle sind sog. „Selbstverwaltungs-Bureaus" gewählt, die gewöhnlich aus 6 Männern und 4 Frauen bestehen. In einzelnen Gebieten sind diese Bureaus schon in Funktion getreten, in den meisten Gemeinden sollen aber die bisherigen Gemeindeverwaltungsorgane bis zum Neujahr beibehalten werden, um die rückständigen Kopfsteuerzahlungen beizutreiben. Nach dem neuen Jahre sollen überall die Bureaus die Gemeinden verwalten und überall die Kopfsteuer durch eine progressive Einkommensteuer ersetzt werden. Nach dem schon ausgearbeiteten und teilweise angenommenen Steuersystem wird ein Knecht im Ganzen 50—60 Kop. und ein Wirt etwa 7 Kop. pro Lofstelle jährlich zu zahlen haben. Die Gutsländereien sollen in gleicher Weise zum Besten der Gemeindekasse besteuert werden. Sämtliche Zahlungen an die Höfe, die Ritterschaft, den Kreditverein usw. sind schon jetzt eingestellt. Diejenigen Wirte, die im geheimen irgendwelche Zahlungen leisten sollten, sollen boykottiert werden. In den genannten Kirchspielen sind alle Krüge geschlossen und der Verkauf in den Kronsbranntweinniederlagen ist eingestellt worden. Die Monopolgebäude in Sissegal, Sunzel und Kroppenhof sind mit sämtlichen Branntweinvorräten von Volkshaufen verbrannt worden. — Zum Selbstschutz, angeblich gegen die „schwarze Rotte", ist eine Volksmiliz nach der Art der Nachbarhilfe gebildet worden. In allen Gesinden sieht man moderne Revolver und andere Waffen. Die meisten Buschwächter und Gutsverwalter sind ihrer Waffen beraubt worden. — In Ringmundshof haben die Gesindewirte 500 Rbl. zum Ankauf von Waffen assigniert. Als vor etwa 10 Tagen die Mitglieder des neugewählten Bureaus in Ringmundshof durch die Polizei verhaftet wurden, trat die Volksmiliz zum ersten Mal in Aktion. Zirka 400—500 bewaffnete Leute hatten das Gut umstellt und forderten die Freilassung der Inhaftierten. In wenigen Stunden waren alle Wirte in einem Umkreise bis zu 25 Werst signalisiert, die mit ihren bewaffneten Knechten nach Ringmundshof eilten. Als die erwünschte Befreiung der Verhafteten erwirkt war, wurden die Herbeieilenden durch berittene Boten zurückbeordert. Um die Waffen nicht einrosten zu lassen, ziehen die jagdlustigen Bauern in die Gutswälder, wo sie tagelang Jagdfrevel verüben. — In fast allen Schulen wird der Unterricht schon nach dem neuen Programm erteilt, d. h. in der lettischen Unterrichtssprache und ohne den Religionsunterricht. Selbst die Morgen- und Abendandachten sind abgeschafft. Die Lehrer behaupten, daß „das Volk" auf der sofortigen Einführung des neuen Schulprogramms bestanden habe. — Die

Agitatoren der Rigaſchen ſozialdemokratiſchen Partei, die auf den Volksverſammlungen als Hauptredner fungieren, verlangen für die Landarbeiter den 8ſtündigen Arbeitstag und unerſchwinglich hohe Löhne. Gegen die Durchführung dieſer unſinnigen Forderungen ſind alle Geſindewirte, weil ſie den vollſtändigen Ruin unſerer Landwirtſchaft bedeuten.

6. Nov. Kokenhuſen. Eine große Volksverſammlung findet ſtatt, wie ſie hier ſeit dem 23. Oktober jeden Sonntag abgehalten wurden. Zur Unterhaltung der früher erſchienenen Leute wurden verſchiedene Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution vorgetragen. Als die Verſammlung eröffnet und zum Leiter einſtimmig der Gemeindeſchreiber Kroder gewählt worden war, paſſierte eine kleine Störung. Aus der rechtgläubigen Kirchenſchule, wo auch ein Meeting ſtattgefunden hatte, kamen neue Teilnehmer an mit roten Fahnen und in Begleitung von 20 Soldaten unter der Führung eines Offiziers. Der Offizier verlangte die Auslieferung der Fahnen und ihrer Träger, im Weigerungsfalle drohte er zu ſchießen. Um einem unnützen Zeitverluſt vorzubeugen, beſchloß die Verſammlung die Auslieferung der Fahnen, in Bezug auf die Träger wurde dem Offizier die kategoriſche Antwort zuteil: „Ein jeder Teilnehmer der Verſammlung iſt bereit, die rote Fahne zu tragen, und auch in der Zukunft wird es geſchehen.“ Darnach konnten die Verhandlungen ungeſtört fortgeſetzt werden. Zuerſt wurde eine aus 8 Perſonen beſtehende Schulkommiſſion gewählt, welche für die Wohleinrichtung der Schule ſorgen und dieſe gegen die Gewalttätigkeiten der Adminiſtration ſchützen ſoll. Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildeten die Krüge, die alle im Laufe einer Woche geſchloſſen werden müſſen; wenn das nicht geſchieht, werde die Verſammlung ſelbſt für die Ausführung ihres Beſchluſſes Sorge tragen. — In Betreff der politiſchen Parteien und der lettiſchen Autonomie wurde beſchloſſen, vom Bureau ein progreſſivdemokratiſches Programm ausarbeiten und das Projekt der lettiſchen Selbſtverwaltung durch ein Steuerſyſtem ergänzen zu laſſen. Die Verſammlung erachtete für notwendig, eine Delegiertenverſammlung aller lettiſchen Gemeinden zu berufen. Da aber die Gemeindebeamten, die zum livländ. Gouverneur beſchieden waren, ein beſonderes Bureau gegründet haben, deſſen Präſes Kroder iſt, ſo wurde letzteres beauftragt, in nächſter Zeit eine Delegiertenverſammlung des ganzen Lettenlandes (Latwijas) nach Riga einzuberufen.

7. Nov. Pernigel (Livland). Volksverſammlung bei der Kirche. Eine anſchauliche Schilderung der Vorgänge entwirft folgender Privatbericht: „Gedruckte Anzeigen waren

ſchon Tags vorher vor der Kirchentür und auf dem Wege reichlich ausgeſtreut. Schon gegen 10 Uhr verſammelten ſich einige Menſchen und wurden recht ungeduldig, als ihre Herren Redner ſie warten ließen. Einige alte Weiber fragten ganz verwundert, ob denn der Paſtor nicht bald kommen würde, um Gottesdienſt zu halten. Dann ſah man die Menge zum Kruge ſtrömen, um von dort in geordnetem Zuge unter Abſingung eines revolutionären Liedes nach der Melodie „Ein' feſte Burg" wieder auf dem Platze zu erſcheinen. Die Redner ſtellten ſich auf die Kirchentreppe; der erſte von ihnen ſuchte der Menge Zweck und Ziel der Sozialdemokratie zu erklären; er beteuerte immer wieder, daß ihr Gewalttat und Mord ganz fern lägen, daß ſie nur das wahre Wohl des Volkes vor Augen habe; die Menge ſolle ſich ihr anſchließen und gemeinſam mit ihr vorgehen, dann werde ſie alles erreichen. Unter anderem hieß es: „Nicht der Regierung verdankt ihr das Manifeſt vom 17. Oktober; wir durch unſer mutiges Vorgehen haben es euch verſchafft; wir haben euch die Freiheit unter der roten Decke, auf der der doppelköpfige Adler ſteht, herausgeriſſen. Jetzt will man unſere Freiheit wieder beſchränken, aber von nun an werden wir nicht mehr bitten oder warten, nein, wir nehmen, was uns zukommt." Die Wirte wurden aufgefordert, ihre Pachtzahlungen einzuſtellen, wobei der Ruf: Noſt ar kungeem! (Fort mit den Herren!) erſchallte. Weiter hieß es: „Alle Gemeindeälteſten, Schreiber und Lehrer, die nicht mit uns gemeinſame Sache machen, werden boykottiert." Die Schulen müſſen ſofort geſchloſſen werden, damit die Lehrer Zeit finden, ſich über die Auswahl gleicher Schulbücher zu beraten, um dann ſofort den Unterricht in lettiſcher Sprache führen zu können. Bei dem Punkt „Kirche" wurde geſagt, die Lehre der Kirche decke ſich nicht mit der Lehre der heiligen Schrift; denn was die äußere Form betrifft, müſſe vor allem zuerſt das Patronat abgeſchafft und Neuwahlen vorgenommen werden. Da der Pernigelſche Paſtor auch ein vom Patronat gewählter ſei, müſſe man ihn abſetzen, und die Anweſenden wurden aufgefordert, die Hand zu erheben, wenn ſie gegen den Paſtor wären, worauf ungefähr ein Drittel der Verſammlung die Hand erhob. Damit nicht zufrieden, wurde die Geſellſchaft durch weitere aufreizende Worte veranlaßt „Noſt, noſt!" zu ſchreien. Auch dieſes Geſchrei, obgleich von einigen mit Energie ausgeſtoßen, fand doch nicht ſo allgemeine Nachahmung, als es gewünſcht zu werden ſchien. Während weitere Redner ihren Hohn und Spott noch über den Paſtor ergoſſen (der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wurde, war, daß er 52 Mal im Jahr Komödie ſpiele und ſelbſt nicht glaube, was er rede), ſah

ich Weiber vor Entrüſtung weinen, Männer vor Wut mit den Zähnen knirſchen, doch hatte nur einer den Mut aufzutreten und zu ſagen: „Als in unſerem Gebiet über den Paſtor abgeſtimmt wurde, hat kein einziger die Hand gegen ihn erhoben!“ — das war alles. Als ein dem Paſtor zugetanes Weib den Mann fragte: Warum konntet Ihr nicht mehr ſagen? ſagte er: Ihr ſaht ja, wie ſie mich von der Treppe drängten! Dem Leiter der Verſammlung ſchien allerdings viel daran zu liegen, den Eindruck dieſer kurzen Worte zu verwiſchen, denn es hieß gleich, das Gebiet, von dem der Redner ſpreche, ſei weit von der Kirche, ſeine Bewohner kämen ſo ſelten zur Kirche, daß ſie über die Perſon des Paſtors nicht orientiert ſeien. Einige Menſchen aus der Verſammlung ſtürzten ins Paſtorat und baten den Paſtor unter Tränen, doch zu kommen und die Redner Lügen zu ſtrafen, was der Paſtor aber natürlicherweiſe verweigerte. Wie viel Gutes ein gewandter Redner in dieſer Verſammlung hätte wirken können, liegt auf der Hand. Wenn auch viel Gemeinheit, Bosheit, Unwahrheit und vor allem eine unglaubliche Schwäche und Angſt dabei zutage traten, ſo regte ſich bei vielen doch ein gutes, geſundes Gefühl der Entrüſtung, das leider keinen Führer fand. Die Ordnung während der Verſammlung war muſterhaft. Zum Schluß wurde wieder ein Lied geſungen nach der Melodie: „Wachet auf! ruft uns die Stimme!“ — Das Herz bricht einem, wenn man ſieht, wie das Weiß der Geſinnung unſrer ſchlichten, kaiſertreuen, pietätvollen, friedliebenden Strandleute gewaltſam in Blutrot gewandelt wird.“

7. Nov. Forſtei Ojo (unter Woidoma, NLivl.). Überfall. Gegen 7 Uhr abends erſchienen auf der Forſtei 4 bewaffnete Männer, die 300 Rbl. verlangten und Einlaß begehrten. Als dieſer ihnen an der Haustür verweigert wurde, verſuchten ſie die Küchentür zu forcieren. Hier aber trat ihnen der Förſter Gottfried Poley entgegegen und gab mehrere Schüſſe auf die Eindringlinge ab, durch die er einen von ihnen niederſtreckte und einen zweiten verwundete. Hierauf entfernten ſich die Expropriatoren unter Drohungen. Der Förſter Poley, der mit Recht annahm, daß ſie ſich Verſtärkung holen würden, entbot in aller Eile einige Leute aus der Nachbarſchaft zur Hülfe.

Die Räuber begaben ſich von hier zunächſt zur Forſtei Woiſeck, wo ſie das Telephon demolierten und dem Förſter Flautz die Flinten, Uhren und Geld erpreßten und ihn ſchließlich zwangen, ſie mit ſeinen Pferden nach Peofer zu ſchicken. Hier trafen ſie gegen 1 Uhr nachts ein, raubten die Flinten und Geld, worüber ſie namens der „ſozialdemokratiſchen Partei“ quittierten. Von hier aus ließ ſich die inzwiſchen ſtark

angewachsene Bande zu Wagen wieder zur Forstei Oso bringen, wo sie um 4 Uhr morgens eintraf. Ein ohrenbetäubendes Kriegsgeschrei verkündete ihre Ankunft. Nachdem sie den Türspiegel eingerannt, entwickelten sie durch die Oeffnung ein regelrechtes Feuer, das der entschlossene Förster nach Kräften erwiderte. Nachdem ihn seine zu Hülfe geeilten Genossen, der Munition entbehrend, einer nach dem andern durch den Küchenausgang verlassen hatten, sah sich der Förster einzig auf sich allein angewiesen. Er ließ sich dadurch nicht irre machen und verteidigte sich und seine ihm Munition reichende Frau durch unentwegtes Schießen. Und seine Entschlossenheit und Mannhaftigkeit führte den ungleichen Kampf soweit zu Ende, daß die Bande unter Zurücklassung zweier Toten sich nach Saugla davon machte. Ein dritter schwer Verwundeter starb bald darauf im Hospital in Fellin. Außerdem war noch ein anderer verwundet worden. Der Polizei gelang es bald darauf 4 Räuber bei der Verfolgung und 2 weitere in Dorpat und Oberpahlen festzunehmen. Alle übrigen entkamen. — „Item — schrieb dazu der „Fell. Anz." — das mannhafte Auftreten des Försters Poley verpflichtet die gesamte Einwohnerschaft des Kreises zu aufrichtigem Dank."

6. November. Tuckum (Kurland). Eine Versammlung von Gemeindebeamten des Tuckumschen Kreises im Geselligkeitsverein faßt folgende Beschlüsse (Text nach der „Balt. Wehstn."):

1) In Anbetracht dessen, daß die bisherigen Gemeindebeamten nach dem Klassenwahlsystem gewählt sind, das dem Manifest vom 17. Oktober widerspricht, verfügt die Versammlung: in allernächster Zeit sämtliche volljährige Gemeindeeinwohner ohne Unterschied des Geschlechts zusammenzuberufen, welche ein Exekutivbureau zur Erfüllung der Gemeindeobliegenheiten wählen sollen. Die Mitglieder des Bureaus sind auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts zu wählen. 2) Die Bestimmungen über die Geschäftssprache in den Gemeindeinstitutionen sollen die betreffenden Gemeindeverwaltungen treffen. 3) Es soll die Aufhebung des Kriegszustandes und des verstärkten Schutzes, sowie die Abschaffung der Gutspolizei gefordert werden. 4) Es ist die Einberufung der konstituierenden Versammlung auf Grundlage des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts zu verlangen.

6. Nov. Marlenburg (Livl.). In der Kirche wird der Gottesdienst gestört. Zu Beginn der Predigt wird auf dem Orgelchor eine rote Fahne entfaltet, dem Pastor Schweigen geboten und ein revolutionäres Lied angestimmt. Da es unmöglich war, die Ruhe herzustellen, verließen Pastor Walter und der gleich-

falls anwesende Oppekalnsche Pastor F. Treu unter dem Schutz des Kirchenvorstehers und mehrerer hinzugekommener Herren die Kirche. Es wird Polizei requiriert, die auch in Begleitung einiger Soldaten erscheint. Sie entfernt zwar die rote Fahne, jedoch werden revolutionäre Reden noch mehr als eine Stunde lang vor der Kirche von den aufwiegelnden Agitatoren, fremden jungen Leuten, fortgesetzt. Die Kirche wird vom Konsistorium geschlossen.

6. Nov. In Seßwegen überfällt eine Bande von 40 Bewaffneten die Eisenbahnstation, wo die Telephonleitung zerschnitten wird, und demolierten sodann die Vorräte in der Monopolbude.

6. Nov. Riga. Auf den Nachtwächter beim Polytechnikum wird von einem jungen Menschen ein Attentat durch zwei Revolverschüsse ausgeübt. Der Attentäter entkommt.

7. Nov. Riga. Ein chiffriertes Telegramm des livl. Gouverneurs Sweginzow an den Minister des Innern vom 3. November schildert die Lage im Lande. Es wird, augenscheinlich durch die Indiskretion eines der zahlreichen lettischen Telegraphenbeamten, in den radikalen lettischen Zeitungen „Baltijas Wehstnesis" und „Deenas Lapa" veröffentlicht. Es lautete:

„In Riga herrscht augenblicklich Ruhe. Die revolutionäre Partei hot ihre Tätigkeit auf die ländlichen Kreise verlegt. Im Rigaschen Kreise sind in mehreren Gemeinden Meetings mit Beteiligung revolutionärer Agenten abgehalten worden, auf welchen beschlossen wurde, alle bestehenden Regierungsinstitutionen, sowohl die administrativen wie gerichtlichen, nicht anzuerkennen. Es wurde beschlossen, alle Männer, die Aemter der bäuerlichen Selbstverwaltung bekleiden, abzusetzen, was auch gewaltsam ausgeführt wurde. Es werden besondere Selbstverwaltungskomitees gegründet. Solche Dinge sind im Wendenschen Kreise geschehen, wo außerdem auch Mordtaten und Räubereien nach wie vor vollführt werden. In den Kreisen Wolmar, Walk und Dorpat hat dieselbe Bewegnug begonnen. Da das Ziel der revolutionären Partei die Begründung einer örtlichen selbständigen Verwaltung ist, so ist ein offener, bewaffneter Aufstand zu erwarten. Die lettischen und estnischen Zeitungen weisen auf die Erfolge hin, die Finnland und Polen erreicht haben. Ich finde, daß die Lage eine sehr gefährliche ist, besonders weil die Garnison, ungeachtet aller meiner Bitten, nicht verstärkt wird. Dringend nötig ist, daß unverzüglich die Garnison durch zwei Regimenter verstärkt, das Livländische Gouvernement als im Kriegszustande befindlich erklärt werde und daß Generalleutnant Poppen, Kommandeur der 45. Division, ein kluger und energischer Mensch, zum interemistischen General-

gouverneur ernannt werde. Außerdem ist es notwendig, im Rigaschen Hafen ein zuverlässiges Kriegsschiff zu haben, in welches das Geld der Reichs- und Privatbanken im Betrage von mehreren Millionen Rbl. überzuführen wäre. Die Militärmacht Livlands, welche zum Petersburgschen und Wilnaschen Militärbezirkt gehört, müßte einzig dem Generalgouverneur unterstellt werden. Ich tue alle möglichen Schritte mit Energie und die nötigen Erklärungen gebend, aber ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird, die Bewohner zu richtigen Anschauungen zu bringen. Das einzige, was erübrigt, wäre, indem ein Ukas über den Kriegszustand erlassen wird, mir den Auftrag zu geben, ihn im kritischen Augenblick selbst bekannt zu machen."

7. November. Riga. Die Besitzer der Läden an der Kalkstraße richten einen besonderen Schutz ihrer Magazine durch bewaffnete Nachtwächter ein.

— Auf einen Gendarm, der zwei jüdische Taschendiebe zum Verlassen des Bahnhofs auffordert, werden von diesen und mehreren andren Juden 12 Revolverschüsse abgegeben; er wird verwundet.

— In der Marienstraße wird ein Polizeiagent durch 10 Revolverschüsse und einige Messerstiche getötet; Schutzleute, die ihn retten wollen, werden gleichfalls beschossen, einer von ihnen verwundet.

— Zwei Dragoner werden auf dem Heimwege nach ihrem Standort in Thüringshof auf der Mitauer Chaussee beim Schagarkruge von einem Volkshaufen überfallen, verprügelt und verwundet.

7. u. 8. Nov. Reval. Ruhestörungen im Alexandergymnasium durch die Schüler.

7. November. Walk. Eisenbahnstreik. Nachdem der am 16. Oktober begonnene Streik auf der Livländischen Zufuhrbahn am 25. sein Ende gefunden, bricht er am 7. Nov. wieder aus, obgleich die Direktion auf die Forderungen bis zum 15. Nov. hatte Bescheid geben wollen. In Stockmannshof bemächtigen sich verschiedene Leute eines Zuges und veranlassen die Beamten zum Mitfahren. Auf der Fahrt nach Walk wurden sämtliche Angestellte, teilweise unter Bedrohung mit Revolvern oder durch Prügel, von jeder Station und jedem Wächterhäuschen gezwungen, die Reise zur Stadt mitzumachen. Jeder entgegenkommende Zug wurde zur Umkehr veranlaßt. Gegen 12 Uhr nachts langte dieser Transport mit 3 Lokomotiven in Walk an. Auf jeder Station wurde als erstes die Telephonverbindung unterbrochen. In der Stadt hielten die Angestellten der Livländischen Zufahrbahn ihre Versammlungen im Mäßigkeitsverein ab unter dem Präsidium fremder Elemente, worauf sie der

Direktion eine abermalige Reihe von Forderungen ſtellten, die teils wirtſchaftlicher Natur waren, teils andere Dinge betrafen, z. B. daß die Entlaſſung und Neuanſtellung von Dienenden nur mit ihrer Genehmigung geſchehen dürfe, daß fernerhin eine Reihe von Angeſtellten entlaſſen werden ſolle, da ſie ſich den Streikenden nicht angeſchloſſen hätten uſw.

8. November. Pernau. Störung des Gottesdienſtes in der Eliſabethkirche. Bericht eines Augenzeugen (in der „Düna-Ztg."): Paſtor Hahn aus Reval ſollte im Laufe der ganzen Woche jeden Nachmittag in der Eliſabethkirche eine eſtniſche Bibelſtunde halten. Nachdem ſchon in der erſten Stunde ſowohl in der Kirche als auch draußen einige Störungsverſuche gemacht worden waren, kam es am 8. November zu einer ſyſtematiſch durchgeführten Gottesdienſtſtörung. Gegen 7 Uhr abends brach von der Haupttüre aus ein Haufe von Halbwüchslingen in die Kirche ein, offenbar Fabrikarbeiter, und begannen Lärm zu machen. Es brach eine Panik aus: alles drängte ſich zu den Ausgängen, woſelbſt ein furchtbares Gedränge entſtand. Auch in die Kirchenſchänder ſchien der Schrecken gefahren zu ſein, denn nur ganz allmählich wagte ſich der eine oder der andere vor. Inzwiſchen war zur Beruhigung der Gemüter das Lied „Ein feſte Burg" angeſtimmt, während welches die Gemeinde ſich beruhigte, aber auch die Fabrikarbeiter ſich in der Mitte der Kirche unter der Kanzel ſammelten, — eine verwegene Schar, die ſich aufs deutlichſte von der übrigen andächtigen Gemeinde unterſchied. Die Polizei war ſofort zur Stelle und eine längere Zeit hindurch verhielten ſich die Fabrikarbeiter auch ganz ruhig, ſo daß Paſtor Hahn, der in völliger Ruhe die ganze Zeit über auf der Kanzel geblieben war, noch einmal den Verſuch machen konnte, ſeine Rede fortzuſetzen. Für den Fall einer neuen Störung gab er die Nummer des dann zu ſingenden Liedes an. Kaum hatte er jedoch begonnen, als aufs neue der Lärm losging. Das angekündigte Lied wurde angeſtimmt und 10 Verſe geſungen. Unterdeſſen hatte ſich um den Ausgang der Kanzel eine Menge Getreuer, ſowohl Männer als Frauen, zum Schutze vorgeſtellt, denn immer näher kam der allmählich ungeduldig gewordene Haufe und immer gefahrvoller wurde die Situation. Schon wurde der erſte, allerdings nicht ſehr energiſche Anſturm unternommen, der jedoch durch eine Anzahl ſich vorſchiebender tapferer Männer und Frauen glücklich abgehalten wurde. Als eine Fortſetzung des Gottesdienſtes ausſichtslos war, begann Paſtor Hahn die recht hohe Kanzeltreppe hinabzuſteigen. Auf halber Höhe ſtehen bleibend, ſuchte er ſich Gehör zu einer Anfrage zu verſchaffen, jedoch vergeblich, denn ſchon flog eine

leere Flasche dicht neben ihm an die Wand. Jetzt kam er endgültig von der Kanzel herab und, begleitet vom Ortspastor und einigen Getreuen, erreichte er unbehelligt die Sakristei. Darauf verließ er unverletzt das Gotteshaus. — Inzwischen wurden die Lichter in der Kirche ausgelöscht, die Gemeinde ging auseinander und auch die Arbeiter begaben sich auf die Straße. Offenbar führten sie gegen Pastor Hahn draußen noch weiteres im Schilde, was aus den vielfach vernommenen Rufen: „in den Sack, in den Sack!" zu schließen war. Da sie das Weggehen Pastor Hahns nicht bemerkt hatten, sondern ihn noch in der Sakristei wähnten, stürmten sie aufs neue in die Kirche, speziell in die Sakristei, die sie jedoch leer fanden. Darauf gingen sie im geschlossenen Zuge mit Singen, Pfeifen und Gröhlen davon und zerstreuten sich bald.

8. November. Riga. Der Architekt Aschenkampff wird in seiner Wohnung in der Dünamündeschen Str. von mehreren Männern überfallen, die ihm 3 Gewehre rauben.

8. Nov. Peofer (Livl., Ksp. Kl. St. Johannis). Eine Bande von 10 Bewaffneten überfällt das Gutshaus und raubt Geld und Waffen.

8. Nov. Pajak (Estl.). Die Monopolbude wird überfallen und um Geld (200 Rbl.) und Waren (für ca. 900 Rbl.) beraubt.

8. Nov. Backhusen (Kurland). Im Schulhause, wo sich die Telephonzentrale befindet, erscheinen abends etwa 10 Bewaffnete, die den Zentralapparat zerstören und die Leitungen durchschneiden. Sie begeben sich darauf nach dem benachbarten

— Ambothen, wo sie den Pastor Lundberg suchen, um, wie sie seinem Sohne, einem Gymnasiasten, erklären, dem „Gottesknecht" mit dem Revolver das Lebenslicht auszulöschen. Der Pastor war jedoch zufällig abwesend. Darauf verbrannten sie die Kirchenbücher und das gesamte Kirchenarchiv.

8. Nov. Arrasch (Livl.). Das Pastorat wird von einer Bande überfallen und eine Flinte geraubt. Auch Geld wurde namens des sozialdemokratischen Komitees gefordert, was jedoch vom Pastor zurückgewiesen wurde. Als Text zur nächsten Predigt wird ihm Jakobi 5, 1—6 vorgeschrieben.

8. Nov. Tabaiken (Kurl.). Etwa 200 zur Gemeinde gehörige Personen erscheinen unter Anführung eines fremden jungen Mannes im Gemeindehause, zerstörten unter dem Gesang von Freiheitsliedern den Gerichtsspiegel, die ausgestellten Bekanntmachungen und ein Kaiserbild, verjagten die Wächter und befahlen den anwesenden Gemeindeältestengehülfen und dem Gemeindeschreiber, ihre Aemter niederzulegen. Durch diesen Vorfall wurde die Tätigkeit der Tabaikenschen Gemeindeverwaltung jedoch nicht unterbrochen.

9. Nov. Riga. Die Kronsmonopolbuden an der Peripherie der Stadt sind zum großen Teil geschlossen.

10. Nov. Bellenhof (Livl.). Zwanzig Bewaffnete überfallen abends den Gutshof. Der Verwalter und der Förster werden gezwungen ihre Gewehre auszuliefern und die Bande zum Herrenhaus zu geleiten. Der Besitzer, E. v. Grünewald, war abwesend. Das Haus wurde nun nach Waffen durchsucht und mehrere Flinten usw. geraubt. Schließlich zwang die Bande den Kutscher, sie in 2 Gutsequipagen nach Riga zu bringen.

10. Nov. Riga. Der livl. Gouverneur erläßt eine Bekanntmachung an die Bauern, daß das Manifest vom 17. Oktober nicht so aufgefaßt werden dürfe, als ob jetzt jeder tun könne, was ihm beliebe, und warnt vor Eigenmächtigkeiten.

10. Nov. Katzdangen (Kurl.). Die Mühle wird abends von Bewaffneten überfallen, die mehrere hundert Rbl. erbeuteten.

10.—14. Nov. Riga. Ein Kongreß der lettischen Volksschullehrer wird im Lokal des II. Lettischen Vereins (Romanowstr. 25) eröffnet. Ueber 1000 Personen, darunter etwa 600 Schullehrer, die nicht bloß aus der Nähe, sondern auch entfernteren Gegenden Livlands und Kurlands herbeigeeilt waren. Der Kongreß war von dem Bureau der sozialdemokratischen Gruppe der Elementarlehrer zusammenberufen worden, das auch das Programm dazu ausgearbeitet hatte. Zum Präses der Versammlung wurde der Rigasche Elementarlehrer an der Leitan-Schule W. Selenko gewählt, zu seinem Assistenten der Lehrer an der Schule des Jonathanvereins H. Rihtin und der Lehrer Dahwis. Im Programm waren Diskussionen über die Mängel der gegenwärtigen Schule, über die Schule der Zukunft, die Stellung der Lehrer usw. vorgesehen. Am Schluß der Sitzung des ersten Tages beschlossen die Lehrer an den Grafen Witte ein Telegramm abzusenden des Inhalts, daß die Letten garnicht eine Autonomie der Ostseeprovinzen, sondern nur Reformen anstreben.

In der Frage des Religionsunterrichts in der Schule faßte der Kongreß folgende Resolution:

„In Anbetracht 1) dessen, daß der jetzige Glaube und die jetzige Wissenschaft zwei einander widersprechende Dinge sind, 2) daß der Glaube eine Gewissenssache und durch Lehre überhaupt nicht beizubringen ist, kommt der Kongreß zur Erkenntnis, daß die Kirche von der Schule, desgleichen vom Staat zu trennen und daher der Glaube in der Schule nicht zu lehren ist."

Aus den Debatten über diese Frage ist hervorzuheben, was nach dem Referat der „Deenas Lapa" (Nr. 252) der

Lehrer und gagierte Agitator Plahkis über die, wie er sich ausdrückte, „veraltete und für unsren Glauben ganz untaugliche Lehre Christi“ vorbrachte. Die Lehre Christi von der Teilung des Vermögens, meinte er, ist ein utopischer Sozialismus, denn der reiche Jüngling war mit ihr nicht einverstanden. Und wie ist es im Klassenkampfe möglich, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst? Die Moral des Kapitalisten kann, um in der Konkurrenz zu bestehen, keine andere sein, um möglichst viel zu verdienen, daher muß er das Proletariat aussaugen. Christus lehrt Passivität, dulden, keinen Widerstand leisten. Sollen nun die Proletarier leiden und sich den Kapitalisten nicht widersetzen?! Das Proletariat hat eine ganz andere Moral. Diese ist keine Schablone, sondern etwas Reales, was aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erwächst. Daher ist diese verrottete christliche Lehre aus der Schule herauszuwerfen und den Kindern nicht aufzudrängen.

Mit Ausnahme nur weniger Redner, die es wagten, ein Wort zu gunsten der christlichen Liebe zu sprechen, vertraten alle anderen dieselben Anschauungen. Derrmann, ein Mitglied des revolutionären Exekutivkomitees, stellte die Forderung auf: „Die Wissenschaft muß die Kinder revolutionieren, so daß sie erleuchtet in das junge Leben treten.“ Der Schriftsteller Akuraters, der 1905 eine Sammlung revolutionärer Lieder herausgegeben hat, forderte, daß in der Schule soziale Moral gelehrt werde, und die lettische Schriftstellerin Aspasia, daß statt des Religionsunterrichts populäre Logik, Ethik und Aesthetik als Unterrichtsgegenstände eingeführt würden.

Eine zweite Resolution betraf die „Klärung der politischen Anschauungen der Volksschullehrer“ und lautete:

„In Anbetracht der großen Bedeutung des Arbeiterstandes für die Ideale der ganzen Menschheit spricht der Kongreß seine Solidarität mit den Bestrebungen und Idealen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei aus, und faßt den Entschluß, mit allen Kräften ihren Kampf zu fördern.“

Aus den Debatten über diesen Punkt merkt die Chronik einen Ausspruch an, den ein von der sozialdemokratischen Lehrervereinigung Petersburgs zum Kongreß entsandter Lehrer getan hat; er sagte: „die Lehrer müßten zu einer bestimmten Partei gehören und sich am allgemeinen revolutionären Kampfe beteiligen. Allerlei liberale, bedeutungslose Vereinigungen schießen jeden Tag auf wie Pilze, aber die echte Volkspartei ist die sozialdemokratische Arbeiterpartei; die Lehrer werden wohl soweit erwachsen sein, daß sie zu erkennen vermögen, daß ohne ein Stützen auf diese Partei von irgend einer Reform der

Volksschule nicht die Rede sein kann. Deshalb ist zuerst unbedingt notwendig, daß man sich unter die Fahne dieser Partei stellt, bevor man ein bewußtes Glied dieser Partei wird."

Der Kongreß arbeitet ein besonderes Unterrichtsprogramm für die Volksschulen aus, in dem der Religionsunterricht ausgemerzt ist, und das künftig in allen Schulen zur Anwendung gelangen soll, was dann auch in der nächsten Zeit in sehr vielen Schulen auf Gemeindebeschluß geschehen ist. (Vgl. das Schulprogramm des Lehrerkongresses in deutscher Uebersetzung in „Balt. Monatsschr." 1906, Hft. 1, S. 63—78.)

Zum Schluß beschloß der Kongreß ein Zentralbureau der lettischen Volksschullehrer-Vereinigung zu konstituieren, in das folgende Personen gewählt wurden: die Lehrer W. Selenko, H. Rihtin, Dahwis, J. Zelm, Inhaber einer Privatschule in Riga, und Plahkis, der Lehrer am Alexandergymnasium und Präses des russischen literarischen Zirkels in Riga Solotarew, der Pastor und Militärprediger Jurris Rosen, das Glied des Föderativkomitees Derrmann, der rigasche Stadt-Elementarlehrer Mednis, der Lehrer und Redakteur des lettischen Blattes „Pret Saule" Skalbe, die Lehrerin Frau Rihtin, der Leiter einer privaten Knaben-Handelsschule A. Kenin, das Glied des Föderativkomitees J. Assar und der Stadtelementarlehrer-Adjunkt Lejeneek. — Dieses Zentralbureau der lettischen Volksschullehrer-Vereinigung hielt am 16. November seine erste Sitzung ab, auf der zum Präses Selenko, zu seinem Gehilfen Zelm und zum Schriftführer Rihtin gewählt wurden. Ferner beschloß das Zentralbureau, aus den Vertretern der „Gesellschaft" den revolutionären Schriftsteller Rainis-Pleekschan zu kooptieren und das Föderativkomitee der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei aufzufordern, zu den Sitzungen des Zentralbureaus einen Delegierten zu entsenden. Das Zentralbureau beschloß auch ein eigenes Siegel zu führen und regelmäßige Sprechstunden im Lokal der Privatschule von Zelm abzuhalten.

Die Tätigkeit und der Einfluß dieses Zentralbureaus sind in der Folge in sehr bemerkenswerter Weise hervorgetreten. Von sämtlichen 604 Volksschullehrern und -Lehrerinnen im lettischen Teile Livlands haben sich nachweislich 184, d. h. 30,5 % aktiv an der revolutionären Bewegung beteiligt. — (Vgl. Die lett. Revolution Bd. II (Brln. 1908) S. 370.)

11. Nov. Karkus (Livl.). Die letzte Heu- und Futterscheune des Gutes geht durch Brandstiftung in Flammen auf. Die gesamte Futterernte ist vernichtet.

11. Nov. Riga. Unter Führung von einigen jungen Leuten zieht eine Schar von Schülern zur Freischule der Martinskirche, wo sie im Hof eine rote Fahne aufzieht und revolutionäre Lieder singt. Eine Bande erzwingt auch den Schluß des Unterrichts in der Schule von Maddaus in Hagensberg.

11. Nov. Reval. Ausstand der Hafenarbeiter. — Die Fabrikleitungen haben den Arbeitern den Lohn auch für die Streiktage voll ausgezahlt; so die Fabrik „Dwigatel" 3000 Rbl., von denen die Arbeiter die Hälfte zum Ankauf von Waffen bestimmen.

11. Nov. Lasdohn (Livl.). Pastor Ehrmann, Lette von Geburt, verläßt die Pfarre, nachdem er bereits früher ein Schreiben erhalten hatte, in dem er unter Drohungen dazu aufgefordert wurde. Dieses Schreiben wurde später mit der Unterschrift des lokalen sozialistischen Komitees in hektographierten Flugblättern verbreitet.

12. Nov. Riga. An zwei Stellen werden Kondukteure der elektrischen Straßenbahn während der Fahrt um die Taschen mit dem eingenommenen Gelde beraubt.

13. Nov. Pernau. Versammlung der Volksschullehrer des Pernauschen Kreises. Die Versammlung beriet über die Lage der Schullehrer und fand die gegenwärtig eingehaltene Methode des Religionsunterrichts für schädlich. Infolgedessen wurde proponiert, die Zahl der Religionsstunden zu verringern und die gegenwärtig in Gebrauch befindlichen Lehrbücher abzuschaffen. Ferner wurde beschlossen, die russische Sprache einzig als Lehrgegenstand zu behandeln und allen übrigen Unterricht im Estnischen zu erteilen, und hielt es für unbedingt nötig, in den Elementarschulen Unterricht in der Hygiene, Naturgeschichte, Weltgeschichte und Zeichnen einzuführen.

13. Nov. Riga. An den Straßenecken in den Vorstädten sind Proklamationen angeklebt, in denen die Bevölkerung aufgefordert wird, sich zu bewaffnen und eine sozialdemokratische Republik zu gründen.

13. Nov. Groß-Würzau (Kurl.). Seit Mitte April war die Kirche geschlossen. Der vom Konsistorium provisorisch angestellte Vikar Pastor G. sollte am 13. November zum ersten Mal wieder predigen. Da sich jedoch das Gerücht verbreitet hatte, daß man es nicht dazu kommen lassen würde, so hatte sich die wenig zahlreich erschienene Gemeinde vor der Kirche versammelt und wagte sich nicht hinein, ein Bombenattentat befürchtend. Als nun einige beherzte Leute doch hineingingen, folgten noch andere ihrem Beispiel, und der Gottesdienst begann. Als der

erſte Vers eines Chorals geſungen war, drängte ſich eine ganze Schar junger Leute, ein revolutionäres Lied brüllend, in die Kirche und zwangen die Orgel zu verſtummen. Der Paſtor beſtieg die Kanzel und verſuchte zu den Leuten zu ſprechen, doch vergebens, das Gebrüll des revolutionären Liedes wurde um ſo lauter, ſo daß dem Paſtor und der Gemeinde nichts anderes übrig blieb, als die Kirche zu verlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit wurden ſeitens der Kirchengänger Aeußerungen verlautbart, daß man ſich zuſammentun und ſolche Störer des Gottesdienſtes mit Gewalt aus der Kirche entfernen müßte.

Anfang und Mitte November. Volksverſammlungen auf dem Lande.* Faſt überall in Kurland

---

*) Eine große Verſammlung im II. Lettiſchen Verein in Riga (Romanowſte. 25) fand, wie hice nachzuteagen iſt, am 30. Oktober ſtatt. Sie wae von über 1000 lettiſchen Sozialdemokeaten und Nationaliſten beſucht und wuede von den beiden Brüdern J. und H. Aſſar, dem Schriftſteller J. Rainis-Pleckſchan, dem Jouenaliſten J. Janſon, dem Advokaten Aeved Berg, dem Jouenaliſten A. Deglaw, dem Paſtor J. Roſen u. a. geleitet. Den Gegenſtand der Tagesoednung bildeten Verhandlungen, wie man die beſtehende Stadtverwaltung ſtürzen könnte. Die Verſammlung hatte den Zweck, die anweſenden kleinen Hausbeſitzer, Kaufleute ꝛc. gegen die Stadtverwaltung zu beeinfluſſen.

Die Hauptredner waeen die beiden Affars und Deglaw. Wie ein eoter Faden zog ſich durch alle Reden die Loſung der demokratiſchen Partei: Was nicht gegeben wied, ſoll genommen werden, und die Behauptung, daß die beſitzenden Klaſſen, hauptſächlich die deutſchen Kreiſe und die Polizei, angeblich die „ſchoarze Sſotnja" unteeſtützen. Die jetzigen Stadtväter ſollen angeblich ſchlafen, von ihnen ſei nichts zu erwarten. Wenn ſie auch der Stadt etwas Gutes gäben, ſo ließen ſie ſich das noch beſſee bezahlen. Ein Redner äußerte, die Stadtoerwaltung ſei „ein Götze mit hohlem Rumpfe, in dem ein Deutſcher ſitze." Eine lettiſche Stadtoeroednetен-Verſammlung mit Weinberg oder Großwald an der Spitze wäee jedoch noch ſchlimmer als die jetzige, denn das jetzige Stadthaupt habe ſich der Aebeitcepaetei gegenüber nicht ſo feindlich oerhalten, wie z. B. Weinberg in ſeinem Organ, der „Rigas Awiſe", und im Verein lettiſcher Hausbeſitzer. Eine demokeatiſche Partei, beſtehend aus Letten, Ruſſen und Juden, müſſe ans Ruder kommen. Ein Hausbeſitzer proteſtierte gegen eine ſolche Vertretung unſerer Stadt. Die Stadtbewohner kennen dieſe Partei mit ihrem Terroe genügend. Er wurde ausgepfiffen. Ein Delegierter des Föderativkomitees oerſuchte dieſe Beſchuldigung tereoriſtiſcher Handlungen von der Aebeiterpartei abzuwälzen. Das Födeeativkomitee habe den Arbeitern den Befehl erteilt, Gewalttätigkeiten und Ausſchreitungen zu veemeiden und das Prioateigentum zu ſchützen. Die Rigaſchen Kleinbüegee, die von den Arbeitern leben und gleichfalls unter dem Druck dee jetzigen Stadtoerwaltung zu leiden hätten, ſollen ſich der Arbeiterpaetei zum gemeinſamen Kampfe gegen die heeeſchende Stadtvertretung anſchließen. Zu dieſem Zweck ſollen die Kleinbürgee und Aebeiter: eine feſte Organiſation ſchaffen und der Stadtverwaltung gegenüber eine beſtimmte Stellung einnehmen; keine Stadtabgaben zahlen; ein Peojekt einer neuen Stadtoerteetung ausaebeiten und gegen die jetzige Stadtvertretung agitieeen. Die lettiſchen Stadtoeroedneten ſind aufzufoedeen, an den Sitzungen dee jetzigen Stadtveroednetenoeſammlung nicht teilzunehmen, wenn ſie nicht zu Verrätern ihees Volkes geſtempelt ſein wollen. Sämtliche Stadtveeoedneten ſind aufzufoedern,

und Südlivland finden Massenmeetings statt, die unter sozialdemokratischer Leitung stehen und meist sich dem sozialdemokratischen Programm in ihren Resolutionen anschließen. Ueberall werden „Exekutivkomitees" gewählt, von denen Mitte November in Kurland 190, in Livland wahrscheinlich ca. 170 funktionieren (vgl. Die Lettische Revolution. Brln. 1808, S. 225), die alle unter der Oberleitung der sozialdemokratischen Zentrale standen. An mehreren Orten werden die Meetings in den Kirchen abgehalten, so z. B. in Seßwegen, in Loesern. Die gefaßten Beschlüsse sind fast überall, mit einzelnen Variationen, die gleichen: Abbrechung aller Beziehung zu den Regierungsinstitutionen bis zur Einberufung einer „konstituierenden Versammlung", Sistierung der Gemeindewahlen bis zur Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Wahlrechts, Forderung der Freilassung aller politischen Verbrecher, Aufhebung der Armee und Polizei und Schaffung einer Volksmiliz, Verweigerung der Pacht- und andrer Zahlungen, Schließung der Krüge, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, wobei der Religionsunterricht nur fakultativ sein darf, Uebergabe der Gutswälder in die Verwaltung der Gemeinde, Aufhebung des Kriegs- und Belagerungszustandes, Einberufung einer „Baltischen Konferenz" auf demokratischer Grundlage u. a. — An einigen Stellen wurde ein besonderes Augenmerk auf die Religionsfrage und die Abschaffung der Kirche gerichtet. So erklärte ein Redner in Bersohn, wo der Leiter des Meetings der Student Delle war (vermutlich derselbe, der seinerzeit in Lasdohn die Kanzel mit einer roten

---

auf der nächsten Sitzung der Kleinbürger und Arbeiter zu erscheinen, wo ihnen die Meinung des Volkes mitgeteilt werden wird.

Die Versammlung faßte schließlich (nach der „Deenas Lapa") folgende Resolution: „Da die gegenwärtige Stadtverwaltung nichts getan hat, um die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und auch nicht fähig ist es zu tun, da sie nur einen kleinen Teil der Einwohner repräsentiert, dem größeren Teil aber, insbesondere den lettischen Interessen, entgegenarbeitet, wobei die Polizei, die von der Stadt bezahlt wird, geradezu die Urheberin und Erhalterin der Unordnungen ist, erachten die lettischen Kleinbürger, daß die Ordnung erst dann hergestellt werden wird, wenn die Stadtverordnetenversammlung auf Grund allgemeinen Wahlrechts erneuert sein, und wenn eine Volksmiliz eingeführt sein wird, die sich nicht bloß aus einer kleinen Zahl deutscher Mitbürger, sondern aus der gesamten Gesellschaft zusammensetzt. Um zur Wahl einer neuen Stadtverordnetenversammlung und zur Einführung einer Volksmiliz zu gelangen, beschließen die lettischen Kleinbürger, sich zu organisieren, ein Projekt für die Neuwahl der Stadtverordneten auszuarbeiten und mit der Arbeiterpartei Hand in Hand zu gehen, um dieses Projekt durchzuführen."

Das sodann erwählte Exekutiv-Komitee von 26 Personen sollte sofort ein Telegramm in diesem Sinne an den Minister Witte richten, was auch geschah. Das Telegramm war unterzeichnet: „Das Exekutivkomitee der Hausbesitzer und Kaufleute, Romanowstraße 25."

Maske bestiegen hatte. Vgl. Balt. Rev.-Chronik Bd. I S. 65), daß die Pastoren ja nichts verstünden: „Nichts als Schweine sind sie, sie mästen sich, fort mit ihnen!“ Als dann hier ein andrer Mann auftrat und ruhig seine entgegengesetzte Meinung in der Religionsfrage vorbrachte, wurde er einfach niedergeschrien. An anderen Stellen wurde auch die Berechtigung des Privateigentums überhaupt erörtert, so (nach der sozialdemokratischen „Deenas Lapa“) in Segewold. An einigen Orten wurde auch über die Verteilung des Landes an die Landlosen verhandelt, so in Schmarden (Kurl.), wo ein Redner die Frage ausführlich beleuchtete und zuletzt zu dem Schluß kam, daß eine Landverteilung an die landlosen Knechte durchaus inopportun sei. Auf seine Frage, ob alle verstanden hätten, erschallte ein vielstimmiges „Ja“. — Registriert zu werden verdient, daß in Fockenhof die Versammlung beschloß, sich von allen Gewalttaten fernzuhalten. —

Meist konnten diese Meetings ungehindert vor sich gehen. Nur hie und da gelang es, sie zu hindern. So wurde z. B. ein Meeting in Neu-Pebalg vom Kreischef Iwanow mit Kosaken auseinandergetrieben. — In Luttringen und Neuenburg (Kurl.) kam es zu einem blutigen Zusammenstoß mit Militär (14. Nov.).

Am 13. November machte der temp. kurländische Generalgouverneur bekannt, daß alle Meetings fürs erste verboten sind, und stellte der Polizei und dem Militär anheim, alle Zusammenrottungen mit Waffengewalt auseinanderzutreiben. — Schon wenige Tage später kam es infolgedessen zu einem Zusammenstoß in Sehmen (Kurl., bei Tuckum), wo ein Meeting stattfand. Hier erschien der Kreischefgehülfe mit Dragonern. Als nun die Versammelten sich weigerten auseinanderzugehen und Anstalt machten sich zur Wehr zu setzen, endlich auch 2 Schüsse fielen, gaben die Dragoner 2 Salven ab, worauf alles auseinanderstob, 4 Verwundete auf dem Platze lassend.

13. Nov. Rodenpois (Livl.). Zusammenstoß einer Volksversammlung mit Militär. Der in Schloß Rodenpois stationierte Kornett Medynski hatte von seinem Vorgesetzten telephonisch aus Riga den Befehl erhalten, das in der Nähe des Hofes Rodenpois belegene Gemeindehaus, bei Gelegenheit einer Sonntag auf genanntem Gute angesagten Volksversammlung, zu schützen. — Gegen 2 Uhr nachmittags erhielt er die Nachricht, daß die Versammlung auf dem Platze vor dem Gemeindehause zusammentreten wolle und daß auch 40—50 mit Flinten bewaffnete Männer dabei seien. Infolge dieser Meldung schickte er den Landgendarmen hin, um die Beteiligten zu bereden, von einer Versammlung beim Gemeinde-

hause Abstand zu nehmen. Als der Landgendarm nach geraumer Zeit nicht zurückkehrte, entschloß sich der Kornett, da ihm jede Nachricht von den Vorgängen beim Gemeindehause fehlte, mit 17 Dragonern zu Fuß zum Schutze des Gemeindehauses aufzubrechen. Bei seiner Ankunft bemerkte er, daß die das Gemeindehaus umgebenden Büsche und Tannendickichte von mit Flinten bewaffneten Männern besetzt seien. Er nahm nun eine fächerförmige Aufstellung dem Gemeindehause gegenüber ein, auf ca. 50—60 Schritt vor den in den Gebüschen verborgenen Bewaffneten, und forderte die Versammlung viermal zum Auseinandergehen und zur Auslieferung der Flinten auf. Obgleich er ruhig und lange sprach (die ganze Unterhaltung dauerte mehr wie eine halbe Stunde), wurde auf seine ersten beiden Aufforderungen mit Schweigen, auf die dritte mit wüsten Schimpfreden und auf die vierte mit Anbacken der Gewehre geantwortet. Da entschloß sich der Kornett den Befehl zum Feuern zu geben und es wurde das Schießen der Dragoner lebhaft von der anderen Seite erwiedert, wobei das ganze Feuergefecht 4—5 Minuten dauerte. Von seiten der Dragoner wurden 102 Schuß abgegeben. Als der Kornett sah, daß die Menge anfing auseinanderzulaufen, ließ er das Feuer einstellen, doch fielen noch nachdem Schüsse von seiten der Gegner. — Dann zog sich der Kornett auf den Hof Rodenpois zurück, da er einen Ueberfall befürchtete. Bei seinem Rückzuge wurde er nicht weiter attackiert. Die Zahl der Toten betrug 5, der Schwerverwundeten 8, im Ganzen wurden ca. 20 Personen verwundet, außerdem ein Dragoner leicht an der Hand. — Während derselben Zeit wurde die in der Hoflage Johannisfeld befindliche Wohnung des Landgendarmen total demoliert. — Bei der Versammlung handelte es sich um Absetzung des Gemeindeältesten und des Gemeindeschreibers, und die Wahl von der Versammlung eigenmächtig einzusetzender neuer Amtspersonen des „Exekutivkomitees".

13. November. Dorpater Kreis. Es machen sich hie und da Unruhen bemerkbar. In Rüggen wird die Monopoldude geplündert; in Elwa findet ein Meeting statt, das die Landgendarmen vergeblich zu verhindern suchen; auch in Kamby ist Unruhe zu spüren; in Kaster wird eine Strohmiete und eine Scheune in Brand gesteckt.

14. Nov. Martzen. Überfall eines Kosakenpiketts durch Revolutionäre. Ein Augenzeuge berichtet darüber:

Schon am 10. November war eine Sozialisten-Versammlung beim Alt-Kalzenauschen Gemeindehause zusammenberufen. Der in Alt-Kalzenau stationierte Ehrenkreischefgehülfe A. von Brümmer hatte davon erfahren, ritt mit seinen Kosaken hin

und löſte die Verſammlung auf. Sie hatte zwar eine drohende Haltung angenommen, als ſie aber ſah, daß der Kreischefsgehülfe ſeiner vom Gouverneur empfangenen Inſtruktion gemäß von der Feuerwaffe Gebrauch machen laſſen wollte, ging ſie auseinander. Zu einer vom Paſtor auf Wunſch der Lehrer zum 11. November in die Kalzenauſche Gemeindeſchule berufenen Verſammlung erſchien der Kreischefgehülfe gleichfalls mit ſeiner Truppe, weil er befürchtete, daß die Tags zuvor geſtörten Sozialiſtenführer, die aus der Umgegend und aus Riga gekommen waren, ſich auch dort einfinden und Gehör erzwingen könnten. Daß die Befürchtung nicht ohne Grund war, zeigte ſich deutlich darin, daß die Verſammelten in Gegenwart der Polizei nicht dableiben wollten, ſondern trotz der Aufforderung des Paſtors zum Bleiben, auseinandergingen. Man erfuhr bald, daß zum 14. November in Martzen, welches ſchon den Sommer über der Herd der ſozialiſtiſchen Bewegung in dieſer Gegend geweſen war, wo ſie ſich am ſicherſten fühlten, eine Verſammlung angeſetzt ſei. Der Polizei angezeigt war auch dieſe nicht, und der Ehrenkreischefgehülfe v. Brümmer, zu deſſen Bezirk Martzen gehört, hatte daher die Pflicht, auch dieſe wieder zu verhindern. Weil aber dort ein ernſtlicher Widerſtand zu erwarten war, hatte er ſein Pikett durch Koſaken aus Feſten bis auf 20 Mann verſtärkt und auch aus Modohn Infanterie erbeten, die zur beſtimmten Stunde ihm verſprochen war. — Die Schar von Alt-Kalzenau her hatte unmittelbar vor Martzen einen Wald zu paſſieren, wo ſich einige Grant- und Kartoffelgruben und längs der Straße dichtes Gebüſch befinden. Vorgerückt wurde mit der gewöhnlichen Vorſicht, indem 2 Koſaken in einer Entfernung von etwa 50 Schritt von der übrigen Schar die Vorhut bildeten und den Weg rekognoszierten. — Schon befanden ſich dieſe an der letzten Waldecke, gegenüber der griechiſch-orthodoxen Schule und nahe dem Gemeindehauſe, als plötzlich aus dem Walde Schüſſe fielen. Der eine der Vorhutkoſaken ſtürzte tot vom Pferde, der andere verwundet, verſchwand mit ſeinem Pferde, hat aber, wie er nachher erzählt, ſchon einige Schritte weiter die im Hinterhalt liegenden Angreifer zu Geſicht bekommen und auf ſie feuern können. Faſt gleichzeitig erdröhnten auch Salven gegen die Hauptſchar, an an deren Spitze ein Unteroffizier und hinter ihm der Kreischefgehülfe mit ſeinem Bruder ritt. Auch der Unteroffizier wurde verwundet und ſchied aus dem Gefecht, der Kreischefgehülfe erhielt einen Schuß an die Stiefelſchächte, ein andrer riß ihm die Mütze vom Kopf, ſein Bruder wurde von Schrotkörnern im Schenkel getroffen, beider Pferde wurden verwundet, in der Mitte der Truppe ſtürzte ein Koſak ſchwer verwundet vom

Pferde, andere wurden leichter verwundet, auch Pferde wurden getroffen und ein paar stürzten. Der Kreischefgehülfe ließ die Leute absitzen, da aber auch zu Fuß weder ein Angriff noch eine Verteidigung gegen den unsichtbaren, fortgesetzt aus dem Hinterhalt schießenden Feind möglich war, zog die Schar, stets das Feuer erwidernd, sich langsam auf eine einige hundert Schritt zurück liegende größere Lichtung im Walde, in deren Mitte sich ein Hügel befindet, zurück. Von dort aus war Nachricht in den Hof Alt-Kalzenau geschickt und waren Transportmittel requiriert worden. Auch der schwer verwundete Kosak war dorthin mitgenommen worden und starb dort. Der Feind folgte der Schar bis zum Waldrande und beschoß sie beständig. Als er aber nach etwa halbstündigem Gefecht Anstalt machte, von der anderen Seite heranzuschleichen und den Weg nach Alt-Kalzenau zu verlegen, trat der Kreischefgehülfe mit seiner dezimierten und bluttriefenden Schar den traurigen Rückzug an und erreichte weiter unangefochten das Gut. Der verwundete Vorhutkosak fand sich, schwer verwundet, zu Fuß unterwegs auch wieder zu den andern. — Im ganzen sind 2 Kosaken gefallen und 2 schwer verwundet, von den Pferden war eines tot und 6 verwundet. Das Pferd des verwundeten Vorhutkosaken soll lebend in den Martzenschen Hofesstall gekommen sein, ist aber nachher auch beim Gemeindehause tot liegend gesehen worden. Die Zahl der Angreifer hat etwa 200 betragen. Man meint, daß auch sie Tote und Verwundete haben. Die Infanterie blieb aus. Wäre sie rechtzeitig dagewesen, so hätte sie die Sozialisten aus ihrem Hinterhalt schon vorher vertreiben oder während des Angriffs ihnen in den Rücken fallen können, da nach der Richtung, woher sie kam, der Hinterhalt offen dalag. — Ob die geplante Versammlung noch stattgefunden, ist unbekannt, es ist aber wohl möglich, daß sie doch in besonders gehobener Stimmung noch getagt hat, da es noch früh am Nachmittag war.

Aus dem Vorfall ist ersichtlich, daß die sozialistischen Revolutionäre bewaffneten Widerstand zu leisten und sich ihr vermeintliches Recht, ohne Anzeige bei der Polizei Versammlungen halten zu dürfen, mit Waffen zu erkämpfen gesonnen sind. Und dem gegenüber erweist sich die jetzige Truppenzahl, die der Polizei zur Verfügung steht, als zu gering, wenn der Kampf nicht ein vergeblicher sein soll.

14. Nov. Riga. Fünf junge Leute berauben in einem Tramwagen den Kassierer der Straßenbahnen um 1260 Rbl. Sie entkommen. In den letzten Tagen waren auf den Straßenbahnen nicht weniger als 6 Beraubungen ausgeführt worden. Kein Mal waren die Räuber ergriffen worden.

15. November. Riga. Morgens früh wird der Detektivbeamte Soudo am Thronfolgerboulevard überfallen und durch 6 Revolverschüsse lebensgefährlich verwundet. Die Mörder verschwanden. Nachtwächter und Schutzleute waren in der Nähe nicht zu sehen. Erst als ein von einem durch die Schüsse aufgeweckten Herrn herbeigeholter Dwornik auf seiner Pfeife pfiff, erfolgte, was das Schießen nicht hatte bewirken können: Nachtwächter, Schutzleute erschienen, um sich des Verwundeten anzunehmen. „Dieser Fall", sagte ein Tagesblatt, „ist typisch für die ganze Art und Weise, wie bei uns der Sicherheitsschutz ausgeübt wird."

15. November. Riga. Beginn des Post- und Telegraphenstreiks (der bis zum 18. Dezember anhält, länger als irgendwo im Reiche). Der Leitungsdraht nach Petersburg ist unterbrochen; auch der nach Bolderaa wird gewaltsam gestört, indem ca. 20 streikende Beamte ins Telegraphenkontor des Börsenkomitees eindringen und unter Drohungen die Einstellung der Tätigkeit erzwingen.

15. Nov. Segewold. Eine Bande erzwingt die Schließung des „Hotel Segewold" und eines Kruges, nachdem tags zuvor bereits die Monopolbude gewaltsam geschlossen war. Auch das Buffet auf der Eisenbahnstation sollte geschlossen werden, als jedoch der Stationschef von der Bande irgend ein Schriftstück irgend eines „Komitees" verlangte, zog diese schimpfend ab, da sie ein solches nicht hatte.

15. Nov. Mitau (Livl.). Die Monopolbude wird von 2 jungen Leuten beraubt, die eine Quittung der Lettischen sozialdemokratischen Vereinigung hinterlassen.

15. Nov. Techelfer (bei Dorpat). Drei Wirtschaftsgebäude des Gutes brennen nieder. Die Feuerwehr wird durch einen Haufen von allerlei Leuten in ihrer Arbeit gestört, indem die Schläuche durchschnitten werden, die Wasserzufuhr gehindert und die Löschmannschaft mit Steinen beworfen wird. Schließlich gab die Feuerwehr einen Schreckschuß ab, der von der andern Seite durch Schüsse erwidert wurde. Nun stob die Menge auseinander. Das rechtzeitig requirierte Militär erschien erst nach mehreren Stunden.

16. November. Riga. Ein Menschenhaufe demonstriert bei den Kasernen in der Artilleriestraße, wobei er mit einer Patrouille Dragoner zusammenstößt. Als aus der Menge geschossen wird, gibt auch ein Dragoner 2 Schüsse in die Luft ab. Das genügte die Menge zu zerstreuen.

16. November. Römershof (Livl.). Abends erscheint auf der Eisenbahnstation ein Haufe von ca. 300, vielfach bewaffneten

Leuten. Der Führer bekreuzigte sich zunächst vor dem Heiligenbilde, nahm es von der Wand herunter, küßte es, zerschlug darauf das Glas und übergab es der Menge. Sodann wurde die Schließung des Buffets durchgesetzt und die Patente geraubt.

16. Nov. Kokenhusen. Als der aus Riga zurückkehrende Kreischefgehülfe v. Petersenn sowie der Oberförster v. G. abends am Kokenhusenschen Vereinshause vorbeifahren, fallen vom Felde her 2 Schüsse; die Kugeln fliegen dicht über den Köpfen der beiden Herren weg, die das Feuer ihrerseit sofort erwidern, aber der Dunkelheit wegen ohne Erfolg. Am andern Tage war in der Gegend überall das Gerücht verbreitet, daß die beiden Herren auf harmlose Bauern geschossen hätten.

16. Nov. Praulen (Livl.). Ein Spiritustransport der Brennerei Praulen wird unterwegs bei Lasdohn von einer Bande überfallen, die Fässer demoliert und der Spiritus verbrannt.

16. November. Seßwegen (Livl.). Die Ermordung der beiden Brüder A. und E. von Aderkas wird von einem Augenzeugen, der sich in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. mit mehreren anderen Herren im Verwalterhause von Seßwegen bei dem Generalbevollmächtigten Adalbert v. Aderkas befand, geschildert. Dieser berichtet:

„Um 9 Uhr abends, als wir eben vom Teetisch aufgestanden, stürzte der Seßwegensche Post- und Telegraphenchef Lappekin totenbleich ins Speisezimmer und teilte uns mit, daß eine gewaltige Volksmenge, wie er sagte tausende, ihn aus seinem Komptoir gerissen und ihn beauftragt hätte, sie zur Verwalterwohnung zu begleiten und sich selbst Eingang zu verschaffen, um dem Herrn v. Aderkas zu sagen, er solle, nach 5 Minuten Bedenkzeit, alle vorhandenen Waffen ausliefern, sonst werde der Hof abgebrannt und kein Stein vom Schloß auf dem andern gelassen werden. Bei dem Bevollmächtigten A. v. Aderkas befanden sich an diesem Abend sein Bruder, der ehrenamtliche Kreischefgehülfe Eugen von Aderkas, ferner der Oberförster Werner Lakschewitz, der Oberbuchhalter Viktor Punschel, ein sehr jugendlicher Offizier Saatschi-Samatscha, Kommandeur der hier stehenden Soldaten, und ich. Ich selbst wohnte im Doktorat und war erst um 8 Uhr abends mit Verbandzeug und Instrumenten gekommen, weil Aderkas mich telephonisch benachrichtigt hatte, daß für diesen Abend wohl ein Angriff zu erwarten wäre. Außerdem befanden sich in der unteren Etage des Hauses der Schreiber Lappekin, ein Vetter des Telegraphisten und 18 Soldaten, die in 2 Zimmern einquartiert waren. Vor der vorderen Haustür, die offen war,

ſtanden zwei Soldaten auf Poſten, welche Befehl hatten, bei der erſten Gefahr Schüſſe abzugeben, damit wir oben ſofort benachrichtigt wären. Als aber der Telegraphiſt Lappekin mit der ganzen großen Bande an der Haustür vorbeiging, gaben die Soldaten keine Schüſſe ab, ſondern zogen es vor ihre Kameraden zu benachrichtigen; mit dieſen kamen ſie die Treppen hinaufgeſtürmt und ſtellten ſich im Saal auf. Damit war der vordere Aufgang, bei offener Haustür, der Bande freigegeben und ſofort war das ganze Haus unten und die Treppe von bewaffneten Revolutionären beſetzt. Die hintere Haustür hatte der Schreiber Lappekin auf inſtändiges Bitten ſeines Vetters, des Telegraphiſten, geöffnet, ſie aber ſofort wieder geſchloſſen und keinen Revolutionär hereingelaſſen, welche auch ruhig, alle bewaffnet, auf der Veranda warteten, bis ihr Abgeſandter mit einem Beſcheid von Herrn v. Aderkas zurückkehren würde.

Nachdem nun der Telegraphiſt ſeine Botſchaft überbracht hatte, griffen wir zu den bereit liegenden Flinten und wollten ſofort in Verteidigung treten; da aber der Telegraphiſt inſtändig bat, ihn zuerſt hinauszulaſſen, ſo beſchloſſen die beiden Brüder Aderkas und ich ihn nach unten bis zur hinteren Haustür zu begleiten. Im Korridor trafen wir den Schreiber Lappekin, der die Tür losſchloß und ſeinen Vetter hinausließ. Sogleich wälzte ſich uns nun die bewaffnete Bande von der Veranda entgegen. A. v. Aderkas forderte ſie auf nicht zu ſchreien, zurückzutreten und ihre Wünſche anſtändig vorzubringen. Als wir drei nun ſo vor der Bande ſtanden, jeden Augenblick gewärtig eine Salve zu erhalten, begannen die Auseinanderſetzungen mit A. v. Aderkas. Der Anführer der Bande erklärte, die „Tſchornaja Sſotnja“ ſei in Marzen geweſen und habe Kinder und Weiber gräßlich hingeſchlachtet und verſtümmelt, ſie würde bald auch hier auftreten und alle Letten abſchlachten. Auf meine Frage, wer denn eigentlich die berühmte „Tſchornaja Sſotnja“ bilde, ſagte der Führer: Die Deutſchen haben ſich mit den Ruſſen und Juden zur Ausrottung der Letten verbunden. Geben Sie alle Ihre Waffen ab und wir werden auch Sie ſelbſt ſchützen. — Auf meine weitere Frage, wann wir denn hoffen dürften, unſere Waffen wiederzuerhalten, antwortete der Führer: Vielleicht nach 14 Tagen, vielleicht auch nach 5—10 Jahren. — Wir gingen auf eine Auslieferung nicht ein und A. v. Aderkas ſagte ihnen, ſie ſollten ruhig nach Hauſe gehen, die „Tſchornaja Sſotnja“ ſei ein Hirngeſpinſt.

Doch immer drohender wurden die Forderungen. Draußen johlte und ſchrie eine wilde Menge und ab und zu knackten die Flintenhähne, Signale wurden geblaſen und von der Veranda der Befehl erteilt, mit dem Brennen anzufangen, weil wir die

Auslieferung der Flinten hartnäckig verweigern. Nun verlangte der Anführer noch 450 Flinten, die in Kiſten verpackt im Schloß verſteckt ſeien. A. v. Aderkas fragte ihn, wer denn eigentlich mit all dieſen vielen Flinten ſchießen ſolle, da wir doch nur einige wenige Herren wären. Jener erwiderte, das ſei ihm einerlei, aber die Flinten müßten ſie haben. Nach langem vergeblichem Reden beſchloß A. v. Aderkas 4 Flinten und 2 Revolver abzugeben und dazu ſollten 5 Mann mit nach oben kommen. Dieſe verpflichteten ſich dabei, nichts anzurühren und nach Empfang der Waffen abzuziehen. — Kaum jedoch waren wir auf der nach oben führenden Treppe, da ſtürzte die ganze Bande nach und drängte uns vorwärts. Und nun ging ein Suchen im ganzen Hauſe los; auch nach den hierher geretteten Geiſtershofſchen und Libbienſchen Flinten wurde geforſcht, die auch verpackt auf einen Schranke gefunden wurden. Die Soldaten hielten unterdeſſen die übrigen von der Bande in den Vorzimmern zurück. Einige von dem „Fünfmänner"-Komitee fingen an ganz offen kleine Wertſachen zu ſtehlen; auf eine Bemerkung A. v. Aderkas' hin und auf Befehl des Anführers gaben ſie die Sachen wieder zurück.

Unterdeſſen war das ganze Haus unten voll von Revolutionären. Dieſe begannen am Geldſchrank zu manipulieren und Herrn Punſchels Kiſten aufzubrechen. Ich verblieb mit Lakſchewitz und den Soldaten oben, während beide Brüder Aderkas, Punſchel, der Offizier und der Schreiber Lappekin nach unten gingen, um die Bande dort im Zaum zu halten. Im Soldatenzimmer waren bereits eine ſilberne Uhr und Patronen geſtohlen worden. — Inzwiſchen war die Uhr bereits 11 geworden, da erſchienen die Brüder Aderkas mit dem Offizier oben, zündeten eine Laterne an und ſagten mir, daß ſie ins Schloß gehen würden. Adalbert v. A. ſteckte ſeinen Browning zu ſich; ſein Bruder Eugen ſchnallte leider ſeinen Revolver und Säbel ab und ging ohne jegliche Waffe aus dem Hauſe; der Offizier war vollkommen bewaffnet, mit Säbel und Militärrevolver.

Ich habe in der Eile leider kein Wort mit A. v. Aderkas mehr ſprechen können; nur ſoviel hörte ich, die Leute von der Bande hätten ihr Ehrenwort (?!) gegeben, daß wenn die Herren nicht ſchießen würden, auch von ihrer Seite kein Schuß fallen würde. — A. v. Aderkas hat niemals die Meinung ausgeſprochen, daß ein bewaffneter Widerſtand ganz ausgeſchloſſen ſei, auch kein Wort davon geſagt, daß er die Verantwortung nicht auf ſich nehmen könne, wenn das Gut in Flammen aufginge. Was er bei ſich gedacht haben mag, hat kein Menſch vernommen. Ich glaube, daß er auch nach der

Auslieferung der Flinten dennoch fürchtete, das Gut möchte angezündet werden, wenn dem Wunsche der Bande, das Schloß auch noch zu durchsuchen, nicht nachgekommen würde. Auf seinen Schultern lag ja auch eine große Verantwortung für das ihm anvertraute Eigentum. Ich glaube, er hat bei sich gedacht: lieber liefere ich die Flinten aus und gehe ins Schloß, bevor vielleicht alles in Flammen aufgeht. Dennoch bleibt ein hoher Grad von Leichtgläubigkeit bestehen. Man muß aber berücksichtigen, daß wir in Seßwegen die ersten waren, welche überfallen wurden, daß noch nirgends so gemordet und noch kein Gut angezündet worden war, wir alle daher damals noch etwas harmloser dachten.

Die drei genannten Herren gingen also ins Schloß, der Offizier, ohne den Soldaten ein Wort zu sagen und ohne eine Order zu hinterlassen. Um 12 Uhr nachts schrieb mir A. von Aderkas, ich solle ihm einen Schlüsselbund aus seinem Schreibtisch schicken. Diese Nachricht überbrachte ein kleiner Knabe, der mitteilte, daß bisher noch nichts vorgefallen sei, es werde bloß alles durchsucht. Am 1 Uhr kam der Diener vom Schloß, zitternd und bleich, und sagte, die Bande hätten bereits Schränke demoliert und sei gegen die beiden Aderkas sehr frech; Eugen v. A. hätte einem bereits eine Ohrfeige dafür gegeben. Der Diener war nach weiteren Schlüsseln abgeschickt worden. Der Offizier hatte nichts sagen lassen, so daß die Soldaten im Verwalterhause verblieben.

Etwa um $^3/_4$2 Uhr hörte ich draußen einen Revolverschuß fallen und bald darauf eine fürchterliche Salve abgeben, dann wurde es für etwa eine Minute still, — dann erfolgte wieder eine zweite starke Salve. Bei der ersten Salve eilte ich auf die Veranda und glaubte, die Bande zöge davon und gebe, wie gewöhnlich, eine sogen. Renommiersalve ab. Gleich darauf hörte ich im Dunkeln einen Menschen laufen und rufen: Laßt die Herren nicht herein! Nun glaubte ich wieder annehmen zu müssen, daß die beiden Brüder vom Schlosse zurückkommen, daß die Bande das gesuchte angebliche Waffenlager nicht gefunden und aus Aerger darüber die beiden Brüder durch Salven einschüchtern und so dazu bewegen wolle, nun doch auch die letzten Flinten in der Verwalterwohnung auszuliefern. In dieser Meinung wurde ich noch bestärkt, als gleich darauf zwei Leute auftraten und sagten: Geben Sie noch zwei Flinten ab, dann werden die beiden Aderkas gleich kommen. — Ich gab nun zwei Flinten her; die Kerle versicherten (!), daß den Brüdern A. nichts passiert wäre und sie sogleich heraufkommen würden.

Die Brüder kamen aber nicht. Mir stiegen furchtbare

Ahnungen auf. Da erſchienen wieder zwei von den Bandenhelden und ſagten, der Offizier befehle, daß zwei Soldaten ins Schloß kommen ſollten. Ich teilte ihnen jedoch mit, die Soldaten würden nicht eher kommen, als bis ſie eine Karte des Offiziers brächten, auf der dieſer den Befehl ſchriftlich gegeben hätte. Die beiden verſchwanden darauf und kamen nicht wieder. Ihre Abſicht war augenſcheinlich geweſen, die zwei Soldaten draußen zu ermordern, um dadurch die übrigen Soldaten herauszulocken; dann ſollte im Dunkeln eine Soldatenmetzelei beginnen und endlich mit uns übrigen allen aufgeräumt werden.

Um ½3 Uhr erſchien der Offizier unverſehrt und mit ſeinen Waffen. Ich frage ihn nach dem Verbleib der Brüder Aderkas. Sie müſſen noch im Schloß ſein, ſagt er. Ich beſtreite das beſtimmt, da ſie ſich nach Beendigung der Viſitation ſicherlich nicht mehr im kalten Schloß aufhalten würden. Er bleibt aber bei ſeiner Anſicht und erzählt, daß ſie alle drei zuſammen über die Küchentreppe des Schloſſes heruntergekommen ſeien, er jedoch draußen durch den Menſchenhaufen abgedrängt und den Schloßberg hinunter in den Park bis zu dem v. Wulfſchen Erbbegräbnis gedrängt worden ſei. Hier habe in lettiſcher Sprache ein Gericht über ihn ſtattgefunden; er habe nichts verſtehen können, nur ſoviel ſei ihm klar geworden, daß ein Teil ihn habe töten wollen, während andere für ſeine Freigabe geweſen ſeien. Er habe zur Bande geſagt: „Wer mich anrührt, den ſchieße ich ſofort nieder!“ Dann habe ein Mann auf ruſſiſch geſagt: „er iſt ein guter Menſch“; die Leute wären zur Seite getreten, worauf er unbehindert mitten durch eine koloſſale Volksmenge hindurch den Weg zum Verwalterhauſe eingeſchlagen habe.

Jetzt wußte ich ſicher, daß die beiden Aderkas getötet waren. Es konnte keine Hoffnung mehr geben. So begab ich mich denn mit dem Oberförſter Lakſchewitz, Herrn Punſchel und dem Offizier zum Schloß; vier Soldaten folgten uns. Der Offizier glaubte ſo ſicher zu ſein, daß die Brüder ſich noch im Schloſſe befänden, daß er ſogar das Abſuchen der Büſche und Raſenplätze für überflüſſig hielt und mit den Herren Punſchel und Lakſchewitz ins Schloß ging. Ich hatte eine kleine Laterne bei mir und ſuchte nun mit einem Soldaten den Raſenplatz vor dem Schloſſe ab, wo einige hohe alte Linden ſtehen. Es war ſehr dunkel und ſo neblig, daß man kaum weiter als drei Schritte ſehen konnte. Da, plötzlich ſehe ich eine dunkle Maſſe vor mir liegen, ich leuchte mit der Laterne hin und blicke in ein furchtbar entſtelltes Totenantlitz — es iſt Adalbert von Aderkas. Ich rief nun die andern

Herren herbei, und wie dieſe über den Raſenplatz ſchreiten, finden ſie, ebenſo furchtbar entſtellt, unter einer Linde Eugen v. Aderkas liegen.

Grauen und Entſetzen befällt uns beim Anblick der ſo ſchrecklich entſtellten, grauſam hingemordeten Brüder. Und nicht nur ermordet ſind ſie, ſondern auch beraubt: Die Uhren fehlen, die Portmonnais, die Taſchenbücher fehlen, ja ſogar die goldenen Hemdknöpfchen ſind geraubt.

Adalbert v. A. hat 6 Kugeln im Geſicht, das rechte Auge iſt total zerſtört, mit einem Meſſer iſt die Naſe vollkommen aufgeſchlitzt, ein Schuß iſt durch den rechten, einer durch den linken Oberarm gegangen; ein großer Einſchuß findet ſich direkt unter dem Herzen, ein weiterer Einſchuß (alles mit Rehpoſten) am rechten Rippenbogen, der die Leber und Därme verletzt hat. Außerdem finden ſich am Körper blutig unterlaufene Stellen, welche davon herrühren, daß der Gemordete noch bei Lebzeiten mit Stöcken geſchlagen wurde.

Eugen v. A. hat einen Schuß mit Rehpoſten links hinten in den Rücken erhalten; der Schuß iſt vorn über dem Herzen herausgedrungen. Die ganze rechte Seite der Stirn iſt durch einen gewaltigen, bis zum Gehirn gedrungenen Hieb durchgeſchlagen; ein zweiter furchtbarer Hieb hat das Schädeldach getroffen, ein dritter die linke Schläfe und das linke Ohr durchhauen. Am Halſe linkerſeits iſt eine Meſſerſtichwunde ſichtbar; eine koloſſale Blutung hat ſtattgefunden, die Schlagader muß getroffen ſein. Der kleine Finger der linken Hand iſt gebrochen.

Der Offizier befahl den Soldaten Zweige zu brechen und über die Leichen zu legen, damit ſie beſſer erhalten blieben — bis zur Ankunft des Unterſuchungsrichters! Dieſer wohnt aber in Wenden, 80 Werſt entfernt, und Poſt, Telegraph und Eiſenbahn funktionieren nicht; wie ſoll man eine Nachricht an ihn gelangen laſſen? Ich proteſtierte dagegen und ſchickte zur Knechtswohnung, um einige Knechte zu holen, die die Leichen ins Verwalterhaus bringen ſollten. Die Knechte kamen auch und trugen die Toten hin. Keiner von ihnen ſagt ein Wort des Mitleids; alle ſind ſtumm, nur einer meint: „ja ſie ſind wohl ſehr ſtark zerſchoſſen.“ Dann gehen ſie ſtumpf nach Hauſe. —

Ich erweiſe meinen beiden Freunden den letzten Dienſt. Ich nehme die blutigen Kleider ab, waſche die Leichen und ſuche durch Pflaſter und Klebemittel die ſchrecklichen Wunden zu verdecken, damit die Gemordeten wieder menſchlich ausſehen. Dann lege ich beide nebeneinander. Ich ſchicke einen Boten nach Neu-Schwaneburg und beſtelle zwei Särge. Der Bote

wird aber schon in Butzkowsky aufgefangen und ihm bedeutte, daß für „zwei solche Hunde“ keine Särge nötig seien! Mehr kann ich dann nicht tun. Wir sind von allem Verkehr abgeschnitten und das Militär soll nach Modohn zurückgezogen werden. Da übernimmt der Oberförster Lakschewitz die schwere Mission, eine Nachricht vom Geschehenen nach Wenden und Riga zu bringen. —

Am 18. November früh brach ich mit Herrn Sadowsky (vom benachbarten Selsau), dessen Frau und 3 Herren vom Selbstschutz auf. Die Leichen haben dann noch etwa 14 Tage offen im Verwalterhause gelegen. Die aus Riga geschickten Särge blieben in Modohn stehen, weil große Banden sie nicht weiter durchließen. Schließlich kamen sie aber doch in Seßwegen an. Hierauf begleitete der Verwalter Aschin die Särge bis Pebalg, von wo sie weiter nach Wenden gebracht wurden. Hier hat der Kreisarzt Dr. Kiwull die Leichenschau vorgenommen. Er hat mir bestätigt, daß andere Verletzungen, als die von mir angegebenen, nicht vorhanden waren. Es hatte nämlich geheißen, daß die Leichen noch nachträglich verstümmelt worden seien, als mehrfach noch Banden von Revolutionären die Verwalterwohnung visitierten. Von Wenden gingen die Särge auf das Aderkasssche Erbgut Kürbis. Hier wurden sie von einem alten treuen Buschwächter empfangen. Kein Mensch hat dabei gewagt, ihm Hülfe zu leisten. Er soll allein das Grab gegraben haben. Und ohne Pastor, ohne Verwandte, ohne Leidtragende hat er dann die beiden Särge versenkt und den Hügel aufgeworfen, der für immer eine furchtbare Sprache reden wird.“ — —

„Die Mordtat in Seßwegen, von der die Kunde sich mit Windeseile über das Land verbreitete, war das Signal zum allgemeinen bewaffneten Aufstand im südlichen Livland.“

17. November. Riga. Eine große Bande überfällt das Höfchen Lapskaln und raubt Waffen und Geld.

— Abends wird ein Kolonialwarenhändler in der Lubahnschen Straße von mehreren Leuten in seiner Bude erschossen, weil er sich weigerte sein Geld herauszugeben.

— In der Pernauer Straße wird der Sekretär der Kreditsozietät Adalbert v. Hirschheidt ermordet.

17. Nov. Kabillen (Kurl.). Der Arrendator von Steinhof und Verwalter von Kabillen Alexander Frhr. von Meerscheidt-Hülleſem wird von einer Bande Revolutionäre ermordet.

17. Nov. Stockmannshof (Livl.). Nachts beraubt eine bewaffnete Bande von etwa 8 Mann unter Bedrohung der Beamten die Kasse der Eisenbahnstation um gegen 1000 Rbl.

18. November. Alt-Schwaneburg (Livl.). Aufflammen der revolutionären Bewegung. Nachdem die Familie des Paſtors Th. Neander während ſeiner Abweſenheit in Riga, wo er dem Konſiſtorium Bericht zu erſtatten hatte, gezwungen worden war, das Paſtorat zu verlaſſen und im Schloſſe Schutz zu ſuchen, kehrte der Paſtor ſelbſt am 17. Nov. zurück. Sofort wurden von den Revolutionären reitende Boten nach allen Seiten ausgeſandt, um die „Volksmiliz“ zuſammenzurufen und den Paſtor, ſei's auch mit Gewalt, zum Verlaſſen des Ortes zu zwingen. Schon in der Nacht mußte man im Schloſſe, wo ſich außer dem Paſtor und dem Bevollmächtigten Herrn v. Kymmel nur noch einige Herren vom Selbſtſchutz, die den Paſtor hinbegleitet hatten, und mehrere Damen und Kinder befanden, auf einen Ueberfall gefaßt ſein.

Am 18. November zogen von verſchiedenen Seiten her mehrere große Banden, es mögen im Ganzen wohl 500 Mann geweſen ſein, auf Alt-Schwaneburg zu. Die eine von dieſen wurde an einem Kruge 3 Werſt von Alt-Schwaneburg von 24 Koſaken, die aus Tirſen requiriert worden waren, mit angelegten Gewehren hinter einem Zaun liegend, überraſcht und in den Krug gedrängt. Nach einigen Schüſſen ſtreckte ſie auf die Aufforderung der Koſaken die Waffen. Dieſe Waffen, darunter Flinten neueſter Konſtruktion und ſogar ein Ehrenſäbel, erwieſen ſich durchweg als geraubt.

Während ſich dies am Kruge abſpielte, ohne daß man in Alt-Schwaneburg davon wußte, zog eine andere 200—300 Köpfe ſtarke Bande zum Schloß. Beim Gemeindehauſe trat ihr der Kirchſpielsarzt Dr. Th. Pacht entgegen und verſuchte, natürlich vergebens, beruhigend einzuwirken. Um 2 Uhr mittags erſchien er im Schloß, berichtete über die wilde Stimmung der Aufrührer und teilte mit, das Schloß werde noch dieſe Nacht geſtürmt und das Leben vieler Menſchen aufs ſchwerſte bedroht werden, falls der Paſtor Neander auf die Forderungen der Aufrührer, den Ort zu verlaſſen, nicht eingehen ſollte.

Paſtor Neander war bereit vor Delegierten der Maſſe zu erklären, daß er alsbald abreiſen werde, verwahrte ſich jedoch dagegen, daß man das als einen Verzicht auf ſein Amt und eine Anerkennung des auf ſeine Abſetzung lautenden revolutionären Meetingbeſchluſſes auffaſſe. Bald erſchienen drei Delegierte, die im Portal des Schloſſes empfangen wurden. Sie ſagten zunächſt nur, und zwar in ganz höflichem Tone, „das Volk (tauta) iſt ſehr aufgeregt.“ (Das war in der Tat in außerordentlichem Maße der Fall. In der Gegend war z. B. gefliſſentlich das Gerücht verbreitet worden, die Deutſchen

würden allen Schulkindern Ohren und Beine abſchneiden. Und um dieſem Schickſal zu entgehen, wurden am 18. Nov. tatſächlich die Kinder in der Alt-Schwaneburgſchen Schule — vom Lehrer nach Hauſe geſchickt!!) Die Delegierten beſtätigten darauf die Forderung, daß der Paſtor fortfahre, weil es ſonſt zu einem großen Blutvergießen kommen werde. Daraufhin erklärte der Paſtor, daß er, um dieſes der anderen Menſchen wegen zu vermeiden, bereit ſei abzureiſen. Als Termin wurde der folgende Morgen feſtgeſetzt. Dagegen verweigerte der Paſtor rundweg die geforderte Auslieferung der Kirchenbücher.

Die Tirſenſchen Koſaken trafen in Alt-Schwaneburg erſt ein, als dieſe Vereinbarung mit den Revolutionären ſchon getroffen worden war. Sie hätten mit der Bande leichtes Spiel gehabt, zumal im Schloß noch 15 Mann Infanterie unter dem Kommando eines Offiziers ſtanden. Dieſer Offizier aber, ein noch ſehr junger Leutnant Baſhanow vom Kraſſnojarskiſchen Regiment, ſchritt gegen die Bande nicht nur nicht ein, ſondern lieferte ihr ſogar auf Verlangen die Waffen aus, die die Koſaken den Revolutionären am Kruge abgenommen hatten. Auch geſtattete er ihnen, die Wagen der Koſaken zu durchſuchen, damit ſie den Beweis hätten, daß die Koſaken den deutſchen Herren keine Waffen und Munition gebracht hätten. Die Verhandlungen zwiſchen dem Offizier und dem Bandenführer endeten mit einem freundſchaftlichen Händedruck. Die Koſaken kamen dieſem Befehl nur zähneknirſchend und vor Wut faſt weinend nach.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr reiſte der Paſtor unter Zurücklaſſung ſeiner Habe, nur das allerunentbehrlichſte mitnehmend, ſamt den Seinigen ab, und erreichte, geleitet von den Herren vom Selbſtſchutz, über Sitta und Bolwa im Witebskiſchen Gouvernement die Petersburg-Warſchauer Bahn.

Am 20. November umſtellte wiederum eine größere Bande, zu der viele Auswärtige gehörten, das Doktorat in Schwaneburg und verlangten vom Doktor Pacht, er ſolle, um Blutvergießen zu vereiteln, ihnen zum Schloß Zutritt verſchaffen, damit ſie es auf Waffen unterſuchen könnten. Doktor Pacht ſetzte ſich mit dem aus Sinohlen hierher geflüchteten Baron Mengden und dem im Schloß ſtationierten Offizier in Verbindung, und man beſchloß, vier Deputierten der Bande, unter der ſich auch ein Student befand, die Durchſuchung des Schloſſes zu geſtatten. Es erſchienen aber zehn Mann, die trotz eifrigen Suchens kein Waffenlager fanden und ſich mit zwei Gewehren Baron Mengdens begnügen mußten. Darauf äußerten dieſe ſelben Deputierten die Abſicht, einen im Schloß wohnenden Privatſchreiber L. zu erhängen und den Verwalter Herrn von

Kymmel zu erſchießen. Mit großer Mühe gelang es Doktor Pacht, unter Apell an den geſchloſſenen Vertrag, die Bandenführer von der Ausführung ihres Vorſatzes abzuhalten und beiden bedrohten Perſonen eine Friſt von drei Tagen auszuwirken. —

Die revolutionäre Unruhe in der ganzen Umgegend von Alt-Schwaneburg und Marienburg nimmt nun von Tag zu Tage zu. Nicht nur einzelne beſonders bedrohte Perſönlichkeiten, ſondern ſämtliche Beſitzer der Güter, ja auch die Verwalter und Arrendatoren lettiſcher Nationalität ſind jetzt gezwungen die Gegend zu verlaſſen. Zu dieſem Schritt wurden ſie veranlaßt nicht nur durch die Nachrichten über heranziehende Räuberbanden, ſondern auch durch das unbotmäßige Verhalten der Hofsleute, die gegen die Beſitzenden und das Verwaltungsperſonal eine drohende Stellung einnahmen. Die Hofsleute verweigerten jeden Gehorſam, ſo daß es kaum möglich war, die zur plötzlichen Abfahrt nötigen Equipagen in Gang zu bringen. Auf dem Gute Alswig wurde z. B. der Bevollmächtigte v. B. verhindert abzufahren, indem die eigenen Hofsleute die bereits angeſchirrten Pferde gewaltſam ausſpannten und niemandem erlaubten, die Meldung über dieſen Vorfall an den in Marienburg ſtationierten Kreischefgehülfen zu übermitteln. Nachdem der Oberförſter des Gutes, Herr F., die Meldung dem Kreischefgehülfen übermittelt, erklärte letzterer, daß er nicht imſtande ſei, in irgend welcher Weiſe behülflich zu ſein, obgleich ihm bei Marienburg 36 Infanteriſten zur Verfügung ſtanden.

18. November. Riga. Das Nikolai-Gymnaſium wird bis auf weiteres geſchloſſen. Anlaß dazu war folgendes: Ein Schüler der oberen Klaſſe trifft im Korridor einen weinenden 9jährigen Schüler, der ihm erzählt, er habe von ſeinem Bruder, der Sozialiſt ſei, am Morgen 40 rote und grüne Bücher erhalten, um ſie unter die Schüler zu verteilen; ſoeben aber hätte ein Lehrer ſie ihm abgenommen. Der Gymnaſiaſt teilte dieſes ſeinen Kameraden mit, die nun Lärm ſchlugen und die Bücher zurückverlangten. Als ſie einen abſchlägigen Beſcheid erhielten, kam es zu weiteren Ausſchreitungen, ſo daß die Lehrerkonferenz ſich veranlaßt ſah die Bücher, die revolutionären Inhalts waren, den Schülern wieder auszuliefern. Zugleich wurde ihnen aber mitgeteilt, daß das Gymnaſium bis auf weiteres geſchloſſen werde.

— Zwei Monopolbuden werden beraubt, in einer der Verkäufer lebensgefährlich verwundet. Auch in einer privaten Getränkebude wird die Verkäuferin verwundet.

19. November. Riga. In der Realschule Peter I. beginnt ein Schülerstreik. Es werden Proklamationen verteilt, in denen die sofortige Einführung der lettischen Unterrichtssprache in den Mittelschulen verlangt wird. Solche Proklamationen wurden auch in andren Mittelschulen verteilt.

19. Nov. Riga. Ein großer Haufe halbwüchsiger Schüler und Schülerinnen, der eine rote Fahne mit der Inschrift: „Nieder mit der Selbstherrschaft, es lebe die Revolution!“ mit sich führt, zieht vor die Wohnung des Kurators und durch die Straßen. Vor der Börse wird das Publikum sogar mit einer Rede beglückt. Die Schulen werden wieder geschlossen.

19. Nov. Arensburg (Oesel). Die Stimmung der bäuerlichen Bevölkerung ist eine bedeutend erregtere geworden. Volksversammlungen werden in allen Gegenden gehalten, besonders im Peudeschen Kirchspiel, wobei wilde Reden gegen die Gutsbesitzer gehalten und allerlei Forderungen aufgestellt werden: die rückständige Pacht soll gestrichen, das Gutsland verteilt werden usw. — Als in diesen Tagen die Oeselschen Rekruten aus Arensburg nach Riga transportiert werden sollen und zwei Tage auf das Schiff warten müssen, begehen sie allerlei Exzesse, schlagen Fenster und Laternen ein u. dgl., ohne daß es zu ernsteren Zusammenstößen mit dem Militär gekommen wäre. Am 22. werden sie dann expediert.

19. Nov. Jürgensburg. Der ehrenamtliche Kreischefgehülfe Balth. Baron Campenhausen begab sich mit 20 Dragonern zum Jürgensburgschen Gemeindehause, um eine dort stattfindende verbotene Versammlung aufzuheben. Als er die Tür des Gebäudes öffnete, wurde er mit Schüssen empfangen und an Kopf und Schulter verwundet. Gleichzeitig wurde aus den Fenstern des Gemeindehauses ein Feuer auf die Soldaten eröffnet, durch welcher 1 Unteroffizier und 2 Pferde verwundet und 1 Pferd getötet wurde.

19. Nov. Stubbensee (Livl., bei Riga). Eine Bande von ca. 20 Mann überfällt das Gutshaus, demoliert die Fenster, dringt hinein und erbricht den Geldschrank, nachdem sie vergeblich nach dem abwesenden Besitzer F. Baron Mengden gesucht hatte. Während des Ueberfalls war das Haus außerdem von einer großen Menschenmenge umstellt.

19. November. Libau. Morde und Raubüberfälle sind an der Tagesordnung. Nachdem schon am 16. ein Virginahlenscher Krugspächter auf der Grobinschen Chaussee ermordet worden war (wobei eine der freiwilligen Patrouillen der „Vesuv“-Arbeiter den Mörder ergriff), wird am 19. abends ein junger

Mann mit zwei Begleiterinnen in der Rigaſchen Str. von etwa 7 Mann überfallen und durch Revolverſchüſſe ſchwer verwundet, während ſeine beiden Begleiterinnen auf der Stelle getötet werden. — Am ſelben Abend wird ein Mann in der Memelſtraße aus dem Hinterhalt erſchoſſen. In beiden Fällent entkommen die Mörder.

19. Nov. Riga. Kongreß der lettiſchen Gemeindebeamten aus Livland und Kurland. Es iſt der politiſche Höhepunkt der lettiſchen revolutionären Bewegung und bedeutete eine offene Abſage an die Staatsgewalt.

Der Kongreß war von den Sozialdemokraten inſzeniert und vom Kokenhuſenſchen Gemeindeſchreiber Kroder einberufen worden. Er ſollte vormittags im II. Lettiſchen Verein (Romanowſtr. 25) zuſammentreten; etwa 1500 Gemeindebeamte hatten ſich verſammelt. Doch erklärte der Polizeimeiſter, daß die Verſammlung nicht ſtattfinden könne, da ſie den Charakter eines „Kongreſſes" trage und ein ſolcher vom Miniſter genehmigt werden müſſe. Nun ſandte man eine Deputation zum Gouverneur, der zwar den Livländern geſtatten wollte, eine Verſammlung im Schloß abzuhalten, jedoch die Erlaubnis zu einem Kongreß, an dem auch die kurländiſchen Gemeindebeamten teilnehmen, verweigerte.

Inzwiſchen hatten die Delegierten, nachdem ſich die Polizei aus dem Lokal entfernt hatte, die Beratungen bereits begonnen und beſchloſſen, als „private Verſammlung" zu tagen. Als die Deputation über das Verbot des Gouverneurs Bericht erſtattet hatte, beſchloſſen die Verſammelten nicht auseinanderzugehen und, falls die Polizei den Kongreß auflöſen ſollte, die Beratungen dennoch an einem andern vorher verabredeten Ort fortzuſetzen. Und als am folgenden Tage der Gouverneur eine Deputation der Verſammelten zu ſich beſtellte, um mit ihnen nochmals Rückſprache zu nehmen, beſchloß der Kongreß einfach, dieſer Aufforderung keine Folge zu leiſten.

So tagte der Kongreß dennoch während einiger Tage. Der Gouverneur glaubte ſich nicht imſtande ihn zu ſprengen. Zum Leiter des Kongreſſes wurde Kroder, zu ſeinem Subſtituten J. Aſſar gewählt. Auf der Tagesordnung ſtanden Beratungen über die „baltiſche Autonomie", die jedoch J. Aſſar zu verhindern wußte, indem er ausführte, daß es momentan verfrüht ſei, von einer baltiſchen Autonomie zu träumen, ehe nicht das alte Regime geſtürzt ſei. Dennoch nahm der Kongreß ſpäter eine von Paſtor Roſen eingebrachte, ſchon vom Volksſchullehrer-Kongreß akzeptierte Reſolution über die baltiſche Autonomie an, vermutlich um die radikalen

Elemente zufrieden zu stellen. Im übrigen beschränkte er sich auf Beratungen über die Reform der lokalen Gemeindeinstitutionen.

Am 20. November nahm der Kongreß folgende Resolutionen an:

In allen Gemeinden sollen allgemeine Gemeindeversammlungen in nächster Zeit abgehalten werden, an denen alle volljährigen Einwohner der Gemeinde ohne Unterschied des Geschlechts teilnehmen. Die Versammlung beseitigt die alte Gemeindeverwaltung, wählt ein „Exekutiv-Komitee", das mindestens aus 5 Gliedern bestehen soll, reorganisiert das Gemeindegericht, das nach dem Gewissen und nicht nach den Befehlen der Administration Urteile fällen soll, erläßt obligatorische Bestimmungen für die Gemeindegesellschaft, das Gericht und das Exekutivkomitee und wählt Delegierte für eine allgemeine lettische Delegiertenversammlung.

Das Exekutiv-Komitee soll: 1) Weder mit der alten Gemeindeverwaltung und den Administrativbehörden sich in Relation setzen, noch deren Befehle befolgen. 2) Es muß die Pässe ignorieren, das Gemeindegut von der alten Gemeindeverwaltung in Empfang nehmen, die der Gemeinde gehörigen Wertpapiere den Banken — besonders den deutschen — fortnehmen. 3) Es repartiert und empfängt die progressive Gemeindeeinkommensteuer; 4) gagiert die Lehrer und Gemeindeschreiber; 5) versorgt die Gemeindearmen; 6) verwaltet die Schulen; 7) sorgt dafür, daß die Gutswälder von den Gutsbesitzern nicht ausgehauen werden (!); 8) achtet darauf, daß die von der allgem. Versammlung beschlossene Schließung der Krüge, Monopolbuden, Brauereien und Brennereien durchgeführt wird. Anmerk.: Die genannten Anstalten müssen in allen Gemeinden geschlossen werden. Die Konzessionierung der Getränkeanstalten hängt von der allgem. Versammlung ab. 9) Das Komitee beruft die allg. Versammlungen. 10) Es hat dafür zu sorgen, daß die Lage der Landarbeiter in den Gesinden und auf den Höfen aufgebessert wird. 11) Wo ein Gut alle Knechte entläßt, da sollen die Knechte nach den Weisungen und unter Aufsicht des Exekutivkomitees das Gutsland für ihre eigene Rechnung bearbeiten, wobei die Gemeinde das Saatkorn zu geben hat. 12) Es soll die Gemeindeeinwohner schützen und befreien, falls die Administration einige verhaften sollte. 13) Jegliche Zahlungen für die Güter, die Ritterschaft, die Post ꝛc. verweigern, solange die Güter keine Gemeindeabgaben zahlen. 14) Den Gutsbesitzern keine Vorzugsrechte — z. B. die Jagd- und Fischereiberechtigung — gewähren. 15) Das Verhältnis der Gemeindeeinwohner zu den

Gutsbesitzern regeln. 16) Den Kampf mit der „schwarzen Rotte" führen.

Das (provisorische) Zentralbureau der Gemeinde-Verwaltungen unterhält Beziehungen zu den örtlichen Gemeindeverwaltungen, sowie zu denen der inneren Gouvernements. Nach der Zusammenkunft der konstituierenden Versammlung soll es eine Volksversammlung einberufen, die neue Gesetze für die Selbstverwaltung ausarbeiten soll.

Die allgemeinen Gemeindeversammlungen, welche die neuen Gemeindeinstitutionen kreieren sollen, sollen spätestens bis zum 10. Dezember und womöglich überall an einem Tage stattfinden, damit die Administration der Möglichkeit beraubt sei, sie durch die Polizei aufzuheben. —

Das lettische „Lehrerbureau" teilte dem Kongreß mit, daß der kurländische Generalgouverneur zwei Lehrern im Tuckumschen Kreise, Weitholb und Wihting, sowie der Lehrerin Swaigsne, die das neue Schulprogramm eingeführt haben, vorgeschrieben habe, binnen drei Tagen die Schulgebäude zu räumen. Die Gemeindeverwaltungen hätten jedoch beschlossen, die Lehrer zu behalten, ihre eventuelle Verhaftung mit Waffengewalt zu verhindern. Sollte die Remotion erfolgen, so würden alle Lehrer des Tuckumschen Kreises in den Ausstand treten. Der Kongreß beschloß: vorkommenden Falls überall in gleicher Weise zu verfahren und erklärt sich solidarisch mit den progressiven Volksschullehrern.

Zum 20. November hatte auch der kurländische Generalgouverneur die Gemeindebeamten des Doblenschen Kreises, die alle streikten, zu sich beschieden. Allein ihm wurde mitgeteilt, daß die Gemeindebeamten des Doblenschen Kreises sich den Beschlüssen des Rigaschen Kongresses fügen und bei ihm nicht erscheinen werden.

Als ferner dem Kongreß die Mitteilung gemacht wurde, daß auf der Generalversammlung des Rigaer Lettischer Vereins Fr. Weinberg präsidiert habe und der bisherige (antirevolutionär gesinnte!) Vorstand wiedergewählt sei, erhob sich ein unbeschreiblicher Lärm. Der Kongreß beschloß, einen Volksboykott gegen den Rig. Lett. Verein zu verhängen.

Das Schlußwort sprachen Pastor Rosen, der zum Kampf gegen die „Herren" aufforderte, und J. Assar. Letzterer führte aus, daß die lettischen Gemeindebeamten bis jetzt immer von der Administration und vom Adel bevormundet seien. Die ersten selbständigen Schritte werden sie jetzt tun, um die historische Aufgabe eines Volkes zu erfüllen: die väterlichen Fluren nicht allein mit ihrem Schweiße, sondern auch mit ihrem Blute zu tränken.

20. Nov. Riga. Ein Meeting — das erste — der sozialrevolutionären Partei findet im Saale des Wöhrmannschen Parks statt. Es wurde hauptsächlich über den Unterschied der sozialrevolutionären von der sozialdemokratischen Partei geredet.

— Drei junge Leute halten abends die Wagen der elektrischen Straßenbahn auf der Strecke zur roten Düna an und erzwingen die Einstellung des Verkehrs.

20. Nov. Dorpat. Tumult in der Marien-Kirche. Am Sonntag, den 20. Nov., war die Kirche brechend voll. Nachdem die Eingangsliturgie ungestört vor sich gegangen war, bestieg Pastor P. Willigerode die Kanzel. Da strömten auf ein Zeichen ihres im Mittelgange befindlichen Führers plötzlich von allen Seiten eine Anzahl Leute, des es auf einen Anschlag gegen den, übrigens schon früher davor gewarnten Pastor abgesehen hatten, mit großer Geschwindigkeit in den Raum zwischen Sakristei und Kanzeltreppe. Als die versammelte Gemeinde anfing zum Schutz des Pastors und Gottesdienstes nachzudrängen, war der schmale Zugang zu diesem Raum von den Unruhestiftern bereits besetzt. Die Sakristeitür wurde schnell abgeschlossen und vom Chor kletterten weitere Angreifer in die Kirche hinab. Einzelnen Männern und namentlich einer größeren Anzahl Frauen gelang es trotzdem, sich den Angreifern entgegenzuwerfen und sie in ein Handgemenge zu verwickeln.

Diese aufopfernde Schar, hauptsächlich Frauen, führten nun, während die übrige Gemeinde vom Tatort abgeschnitten war, mit Aufbietung aller Kräfte einen heißen Kampf gegen die Uebermacht, wobei es an Stößen, Anklammern und Schlägen nicht fehlte. Nachdem die ersten Angreifer durch die Frauen von der Kanzeltreppe zurückgeworfen waren, drang die Masse doch bald wieder vor: langsam, aber stetig drängten sich die Angreifer die Kanzeltreppe hinauf, den ominösen Sack in der Hand. Als die vordersten von ihnen nur durch ein paar Stufen und einige Frauen von dem Pastor getrennt waren, schwang sich dieser über die Kanzelbrüstung hinunter in die Mitte der Gemeinde und bat, ihm den Weg zur nächsten Kirchentür freizumachen, um einer Fortsetzung des Kampfes vorzubeugen. Der Weg wurde ihm gleich freigemacht, der Pastor erreichte die Kirchentür. Da drängten sich noch einmal zwei Angreifer an ihn heran und suchten ihn zu fassen; durch hülfreiche Frauenhände wurde er auch von ihnen befreit. Er konnte die Kirche unversehrt verlassen.

Vom Wutgeschrei der enttäuschten Angreifer verfolgt, eilte der Pastor zum Gebäude des Korpsstabes, wo er aufgenommen

wurde. Es dauerte längere Zeit, bis die Ruhe in der Kirche wiederhergestellt war.

Die Zwischenzeit wurde von den Unruhestiftern zu weiteren Demonstrationen, wie zum Absingen revolutionärer Lieder und unbefugtem Glockenläuten benutzt; diese Demonstrationen wurden zum Teil von der Gemeinde unterdrückt und nahmen keinen sehr großen Umfang an. In der Kirche wurde nichts demoliert.

20. November. Taurup (Livl.). Der Kulturingenieur Harry von Transehe, der älteste Sohn des Landrats E. von Transehe-Taurup, wird, als er in Begleitung eines Offiziers nach Jürgensburg fährt, durch Schüsse aus dem Hinterhalt ermordet. Zwei Kugeln waren ihm durch den Rücken in die Lunge gedrungen.

20. Nov. Talsen (Kurl.). Eine Versammlung von Hofsknechten soll durch Dragoner gesprengt werden. Als letztere heranreiten, werden sie mit Schüssen empfangen und erwidern sofort das Feuer. Es entspinnt sich ein mehrere Minuten dauernder Kampf; 3 Tote und 6 Verwundete bleiben auf dem Platz. Von den Dragonern wird keiner getroffen.

21. Nov. Riga. Ein Meeting der Zionisten, das sie im Gewerbeverein veranstalten wollen, wird durch Drohungen des jüdischen „Bundes" und gewaltsames Eindringen in den Gewerbeverein verhindert.

21. Nov. Riga. Die Ladendiener und Laufburschen werden von halbwüchsigen Jungen gezwungen die Arbeit niederzulegen.

21. Nov. Kurland. Die Meldungen über die immer mehr umsichgreifende Anarchie mehren sich von Tag zu Tage. Im Windauschen Kreise sind die Zahlungen der Gemeindeabgaben gänzlich eingestellt worden; in Windau selbst wird die Sitzung eines Friedensrichters durch eine aufgeregte Weibermenge unterbrochen, die das Lettische als Verhandlungssprache fordern. — Im Friedrichstädtschen Kreise werden 8 Schulmeister abgesetzt und statt ihrer von den Sozialdemokraten empfohlene Kandidaten gewählt usw. Fast überall werden die alten Gemeindeverwaltungen abgesetzt.

21. Nov. Kaipen (Livl.). Überfall auf Dragoner. Als sich die in Kaipen stationierten Dragoner zum Abendessen ins Gutsgebäude begeben hatten, überfiel eine hundertköpfige Bande das Gebäude, in dem die Dragoner einquartiert waren. Hier waren 2 Dragoner als Wache zurückgeblieben, die jedoch gegen die Bande nichts auszurichten vermochten. Auf das Gewehrfeuer eilte der Kornet mit den Dragonern aus dem Gutsgebäude zu Hülfe, wurde aber sofort erschossen; 1 Dragoner wurde tötlich verwundet und 2 andere leicht. Darauf wurden

die Dragoner zum Teil entwaffnet. Einem der Dragoner war es gelungen ein Pferd zu besteigen und nach Sunzel zu reiten, wo ebenfalls 20 Dragoner unter einem Kornet stationiert waren. Der Kornet begab sich sofort mit seiner Abteilung nach Kaipen, die Bande war jedoch inzwischen verschwunden.

22. November. Der Kriegszustand wird über Livland durch Allerhöchsten Erlaß an den Dirigierenden Senat verhängt.

21. Nov. Seßwegen. Kämpfe bei Seßwegen. Nach der Ermordung der Brüder v. Aderkas (vgl. zum 16. Nov.) wurde der Kreischefgehülfe v. Renngarten mit 40 Kosaken und 2 Offizieren aus Wenden nach Seßwegen geschickt, um die revolutionären Banden womöglich zu zersprengen. Am 20. abends langten sie hier an und teilten sich dann in zwei Abteilungen: die eine zog nach Libbien, die andere führte v. Renngarten selbst nach Selsau. In Selsau war das Gutshaus nach dem Abzug des Arrendators total demoliert worden, selbst die Möbel in kleine Stücke zerhauen. Die zurückgebliebene treue Wirtin war von den Revolutionären mit den Worten: „Wenn dieser Hund fort ist, so sollst Du wenigstens sterben!" schwer verwundet worden. Da die Revolutionäre sich bereits zerstreut hatten, so trat Herr v. Renngarten mit seinen Kosaken am 21. Nov. um 4 Uhr nachm. den Rückzug nach Seßwegen an. Ungefähr nach 2 Werst wurde aus dem Hinterhalt auf ihn, als er etwas hinter den Kosaken zurückgeblieben war, eine Salve abgegeben, die aber ihr Ziel verfehlte. Nach mehrfachen Schüssen seinerseits und einigen Salven der zu Hülfe eilenden Kosaken hörte das Schießen aus dem Hinterhalt auf. Kurz vor Seßwegen, wo zur Rechten des Weges zwei Wäldchen und zur Linken ein Wäldchen und eine Tannenhecke lagen, wurde die Abteilung wiederum plötzlich unter ein heftiges Kreuzfeuer genommen, das von über 1000 Schützen unter regelrechten militärischen Kommandorufen unterhalten wurde. Die Kosaken und v. Renngarten erwiderten das Feuer, und es entwickelte sich ein förmliches Gefecht, das über eine Stunde dauerte; 2 Kosaken wurden verwundet, 3 Pferde getötet, mehrere verwundet, die Brettdroschke v. Renngartens und die Kleider vieler Kosaken waren von Kugeln durchlöchert. Auf gegnerischer Seite dürften die Verluste bei weitem größer gewesen sein, da man vielfach Stöhnen und Aufschreien hörte. Die Kosaken hielten sich tapfer, so daß der Feind trotz seiner unverhältnismäßigen Uebermacht und der eintretenden Dunkelheit den offenen Angriff nicht wagte und es den Kosaken möglich wurde, langsam gegen Seßwegen vorzurücken, das endlich um ca. 8 Uhr abends erreicht wurde. Dort war kurz vorher auch die nach Libbien abkommandiert gewesene Abteilung der Kosaken

eingetroffen, die garnicht bis Libbien gelangt, sondern durch in drei Hinterhalten liegende große Haufen in heftige Kämpfe, bei denen der Feind sich sogar militärischer Hornsignale bedient hatte, verwickelt worden war und schließlich hatte umkehren müssen — mit mehreren Verwundeten und nach Verlust einiger Pferde. Da während der Nacht ein Ueberfall auf Seßwegen erwartet wurde, so verschanzte man sich in dem turmartigen Stall. Doch erfolgte kein Angriff und am andern Morgen mußte, nachdem der Kreischefgehülfe vergeblich versucht hatte aus Modohn Infanterie heranzuziehen, wegen Munitionsmangels nach Wenden zurückgekehrt werden. Unterwegs hatte die Truppe wieder verschiedene Zusammenstöße mit bewaffneten Haufen, die aber ohne längere Kämpfe durch wohlgezielte Schüsse der Kosaken zerstreut und vertrieben wurden. Am 24., abends, wurde Wenden erreicht. —

Diese Affaire hatte den Beweis geliefert, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle einzelner Haufen handelte, sondern um einen organisierten bewaffneten Volksaufstand.

22. November. Lubahn (SLivl.). Ueberfall auf das Pastorat und gefahrvolle Flucht der Bewohner. Ein Augenzeuge berichtet: Nachdem die erste Volksversammlung hier in der Lubahnschen Kirche stattgefunden hatte nnd da jeder Verkehr durch Post und Telegraph zerstört war, reiste Pastor Kade in Begleitung eines andern Herrn am 15. November nach Riga, wurde aber in Laudohn an der Weiterfahrt verhindert und mußte umkehren. Zwischen Freidrichswalde und Meiran begegnete er seiner Familie, die in Begleitung und unter dem Schutz des Herrn v. R., eines Gastes und Freundes, in eiligster Flucht Lubahn verlassen, zwei Damen, drei Kinder und ein Dienstmädchen. Den Anlaß zur Flucht gaben zwei Ueberfälle auf das Pastorat mitten am Tage. Am 17. Nov. war eine Bande von ca. 60 Mann, mit Gewehren und Knütteln bewaffnet, direkt vom Meeting kommend, erschienen, hatten das ganze Haus durchsucht und die Repetierbüchse und den Hirschfänger des Herrn v. R. geraubt. Ein Widerstand wäre vielleicht möglich gewesen, doch wurde er aufgegeben, da auf Succurs von keiner Seite zu rechnen war und Verwundungen oder Tötungen von Angreifenden den Untergang der Bewohner des Pastorats nach sich gezogen hätte. — Am andern Tage morgens drang vom nahe gelegenen Walde aus eine Bande von ca. 40 Mann, zum Teil vermummt, mit falschen Bärten und geschwärzten Gesichtern, ins Pastorat und verlangte nach „den Kisten mit Waffen und Nagaiken", von denen ihnen gemeldet sei. Wieder das Phantasiegespinst von der „schwarzen Sotnja"! Das Pastorat und alle Gebäude, auch Futter- und

Getreidevorräte, sogar Kohlfässer wurden auf das genaueste untersucht, das Archivgewölbe erbrochen. Man fand und raubte des Pastors alten Vorderlader, man nahm Geld vom Schreibtisch und Nagaika und Peitsche des Herrn v. R. Die Pastorin und Herr v. R. erhielten Schläge mit der Nagaika.

Nach Abzug der Bande verließen die Einwohner das Pastorat und flüchteten unter den Schutz der auf dem Gute Meiran stationierten Kosaken. Auf der weiteren Flucht bot das Gut Friedrichswalde mit 9 Kosaken und mehreren Herren Schutz und Obdach. Nach 4tägigem Aufenthalt entschlossen wir uns zur Fahrt nach Stockmannshof auf Biegen oder Brechen, zumal wir erfuhren, daß die große Bahn noch gehe, wohl aber bald still stehen werde. Von einem Sozialistenführer wurde uns fest versichert, daß wir unbehindert würden passieren können. Am 22. November früh morgens brachen wir auf in 3 zweispännigen Equipagen, in jeder eine männliche und weibliche Person und ein Kind. Es folgten ein Zweispänner und Einspänner mit Gepäck. Nach 4 Werst passierten wir ein Wäldchen. Da ertönt ein Signalschuß tiefer im Walde; die erste Equipage, in ihr Herr v. R., die Pastorin und ein Kind, befindet sich noch in der Mitte des Wäldchens, plötzlich krachen Schüsse mit direkter Zielung auf die Insassen (es war offenbar auf das Leben des Herrn v. R. abgesehen), doch die Pferde, wild geworden, sprengen im schnellsten Lauf mit dem leichten Wagen davon; da erst ertönen Rufe aus dem Walde: „Haltet, haltet", mehrere Mann stürzen aus dem Walde und feuern den Fliehenden nach, ohne zu treffen. Die zweite Equipage, in der Pastor Kade saß, kommt nun in das Salvenfeuer. Rot blitzt es auf aus dem Walde, Schüsse krachen, Kugeln pfeifen um die Fahrenden, da bäumt sich ein Pferd, durch einen Kopfschuß getroffen, hoch auf, die Equipage wird durch das stürzende Pferd krachend in den tiefen Graben gezogen. Die nachfolgenden Equipagen halten. Das Schießen hat aufgehört, Pulverdampf zieht wie Nebel über die Straße und zerteilt sich im Walde. Niemand ist getroffen, dem Pastor sind die Füße durch den Wagen gequetscht, doch wer achtet darauf. Man ist froh, mit dem Leben davongekommen zu sein; die Kinder weinen. Allmählich kommen aus dem Hinterhalt, aus dem Walde bewaffnete Leute. Man unterhandelt mit ihnen, sie durchwühlen das Gepäck nach Waffen und verschwinden, da sie nichts gefunden, im Walde. Der zerbrochene Wagen und die Pferde werden entfernt, die der Equipage Beraubten verteilen sich auf die übrigen Fahrzeuge und fliehen weiter. — Die auseinandergesprengten Flüchtlinge langten dann auf verschiedenen Wegen und in drei Partien an ihrem Bestimmungsort an.

22. Nov. Riga. Paſtor Treu von der Trinitatis-Kirche wird auf dem Heimwege auf dem 2. Weidendamm von einer Bande junger Leute überfallen und trotz energiſcher Gegenwehr aus dem Wagen geriſſen, geſchlagen, verwundet und beraubt. In zwei bereitſtehenden Fuhrmannsdroſchken ſuchten die Räuber alsdann das Weite.

22. Nov. Riga. Zwei Angeſtellte der Fabrik „Prowodnik“ werden abends beim Pulverturm überfallen, wobei der eine von ihnen, Aug. Waldmann, durch einen Schuß in den Kopf ſofort getötet, der andere, A. Petrow, verwundet wurde.

22. Nov. Kurtenhof (bei Riga). Die Monopolbude wird von 5 Bewaffneten überfallen und um 975 Rbl. Geld beraubt.

22. Nov. Altenwoga (Livl.). Auf eine Dragonerpatrouille werden aus dem Walde etwa 30 Schüſſe abgegeben. Der Weg war mit Telephondraht von der zerſtörten Leitung geſperrt. Ein Pferd wurde leicht verletzt. Erwartet wurde der Kreischefgehülfe v. Peterſenn, welcher zufällig aber mit einer andern Patrouille in Taurup geblieben war.

22. Nov. Dorpat. Exzeß in der Realſchule. Gegen 40 ſtreikende Schüler der oberen Klaſſen drangen morgens gewaltſam in den Schulſaal und in die Garderobe, wobei ſie mehrere Türen zertrümmerten. Unter Geſchrei und Geſang revolutionärer Lieder ſchleuderten ſie Stinkbomben, etwa 20 an der Zahl. Ein entſetzlicher Geſtank erfüllte ſofort die Räume, ſo daß die Schüler der unteren Klaſſen ſich ſchleunigſt davonmachen mußten. Nicht genug damit, zerſchlug die tumultuierende Schülerbande auch Fenſterſcheiben und warf von der Straße aus Stinkbomben in die Wohnung des Direktors und in die Kanzlei.

22. Nov. Kukſchen (Kr. Tuckum, Kurl.). Auf Herrn G. von Boettticher, Sohn des Beſitzers von Kukſchen, wird auf einer Fahrt viermal aus dem Hinterhalt geſchoſſen.

22. November. Fellin. Auf einem Volksmeeting im „Pöllumeeſte Selts“ trugen die Verhandlungen einen ganz ſachlichen Charakter. Die Chronik regiſtriert daraus folgendes: Die „Sakala“ hatte, geſtützt auf Zitate aus der Apoſtelgeſchichte, das Verlangen ausgeſprochen, die Prediger mögen, was ihren Unterhalt anlange, einzig auf freiwillige Liebesſpenden der Gemeinden geſtellt werden. Dem trat der Leiter der Verſammlung H. Hanſſon mit Entſchiedenheit entgegen, indem er darauf hinweiſt, daß ſich ſeit der Apoſtel Zeiten die Verhältniſſe und Lebensbedingungen weſentlich verändert hätten. Eine Reſolution in dieſer Frage wird von der Verſammlung nicht gefaßt. — Ferner behandelte die Verſammlung den in

Fellin in der Bildung begriffenen „Selbſtſchutz". Gegenüber den Bemängelungen, welche dieſes Inſtitutut von ſeiten des „Sakala"-Redakteurs A. Peet erfährt, wird vom Präſes mit Nachdruck auf den Nutzen des Selbſtſchutzes hingewieſen, indem zugleich dem einmütigen Zuſammenſchluß der Eſten mit den Deutſchen, welch letztere bei den Verhandlungen bereitwillig ihr Entgegengekommen gezeigt hätten, verſtändnisvoll das Wort geredet wird.

23. Nov. Riga. Der Verkäufer in einer Monopolbude in der Revaler Straße wird überfallen und durch Revolverſchüſſe ermordet.

— Das Kontor der Oehlrichſchen Fabrik in Mühlgraben wird von etwa 12 Bewaffneten abends um 3000 Rbl. beraubt.

23. November. Dorpater Kreis. Das Phantom des „ſchwarzen Hunderts". Ein Privatbrief (in der „Nordl. Ztg.") ſchildert die Wirkung dieſes Phantoms im Sagnitzſchen Gebiet: In der Nacht vom 22. auf den 23. Nov. ſchickte die Karolenſche Gemeinde an die Sagnitzſche einen Eilboten mit dem Hülferuf: „Das ſchwarze Hundert iſt da; kommt uns zu Hülfe und gebt die Botſchaft weiter!" Um 1 Uhr jagten die Eſtafetten durch die Geſinde. Bei den aus dem Schlafe Geweckten wirkte der ſtrenge Befehl: „Alle Mann in Waffen müſſen zum Gemeindehauſe aufbrechen!" geradezu furchtbar. Die Männer zogen ſämtlich ab. Die Frauen ſind vor Schreck vielfach erkrankt, manche ernſtlich; ſie blieben unter Tränen zurück. Die Nachricht von 3—4000 auf Karolen ziehenden Bewaffneten, die alles rauben, Kinder ſchlachten, Frauen ſchänden, hat unſer Kirchſpiel in fieberhafte Aufregung verſetzt. Durch unſeren Hof zogen früh morgens die M.'ſchen Männer, bewaffnet und ernſt. Graf Berg-Sagnitz wurde um Hülfe gegen den Feind gebeten. — Jetzt erweiſt es ſich, daß nichts davon wahr iſt. Die Boten ans Karolen ſind zurück; dort iſt nichts. In Harjel iſt der ſchwarze Teufel auch nicht, in Lettland, von wo Telegramme gekommen ſind, iſt er auch nicht. Die Sagnitzſche Gemeinde hat Boten zum Kreischef geſchickt, um Soldaten zu bitten, ebenſo die Heiligenſeeſche. Der Schrecken ſetzt ſich weiter fort. Aber ſchon beginnt die Erkenntnis, daß es ein blinder Alarm und Schreck war, die Erregung zu beſchwichtigen."

23. Nov. Smilten. Der Beſitzer von Schloß Smilten Fürſt Lieven wird bei ſeiner Rückkehr vom Kriegsſchauplatz aus dem fernen Oſten von den Leuten mit einer Ehrenpforte mit der Inſchrift: „Wer Liebe ſäet, wird Liebe ernten" empfangen, nachdem das Schloß etwa eine Woche lang von revolutionären

Banden besetzt gehalten war, die auch dem Verwalter W. Gaehtgens nicht gestatteten, mit seiner Familie abzureisen.

24. Nov. Riga. In der Bickernschen Str. unweit der Fabrik „Phönix" wird nachts ein Polizeinachtwächter ermordet.

24. Nov. Römershof (Livl.). Ermordung des Kreischefgehülfen v. Hennings. Um 1 Uhr nachts erschien eine Bande von 60—70 Mann vor dem Wohnhause v. Hennings', der seine kleinen Kinder nebst Kinderfrau und 2 Dragoner zu seinem Schutze bei sich hatte. Die Bande forderte, daß der Sekretär des Kreischefgehülfen Maximowitsch herauskommen solle, worauf sie die Antwort erhielten, daß er nicht da sei. Nun verlangten sie die Auslieferung der Waffen. v. Hennings erklärte jedoch, solange er lebe, werde er die Waffen nicht herausgeben. Darauf begann die Bande das Haus mit Kugeln zu überschütten und setzten es in Brand. Einer der Dragoner wurde im Hause verwundet. Die Kinderfrau konnte, als das Haus schon in Flammen stand, die Kinder durch eine Hintertür retten. — v. Hennings und der zweite Dragoner machten nun einen verzweifelten Ausfall und wurden sofort beide niedergemacht. Der verwundete Dragoner kam im brennenden Hause um.

25. Nov. Bad Baldohn (Kurl.). Die Forstei wird von ca. 80 Bewaffneten überfallen, die den Oberförster entwaffnen und das Haus nach Waffen durchsuchen.

25. Nov. Kukulin (NLivl.). Eine bewaffnete Bande von 26 meist fremden Leuten überfällt spät abends zuerst eine kleine Landbude, raubt einen Teil der Eß- und Rauchwaren und wirft alles übrige hinaus in den Schmutz. Dann wird die Verwalterwohnung umzingelt, Waffen geraubt und endlich auch das Gutshaus nach solchen durchsucht. Gefunden wird ein dem Diener gehöriger Revolver.

25. Nov. Tabdifer (NLivl.). Ein Haufe von über 200 Leuten, darunter ca. 40 Bewaffnete, schließt gewaltsam die Monopolbude und legt das Gemeindesiegel an die Tür. Auch im Kruge wird der Verkauf von Bier und Wein dem Krüger verboten, ebenso wie dem Krüger des Sadjerwschen Kruges Charlottenhof.

25. Nov. Lysohn (SLivl.). Nachdem schon einige Tage zuvor (19. Nov.) ein großer Haufe Bewaffneter nach Demolierung der Türen in die Forstei eingedrungen war und nach Waffen gesucht hatte, wird am 25. Nov. das Gutshaus überfallen, vieles demoliert, einige Waffen und andere Gegenstände geraubt, worauf im gewaltsam erbrochenen Spirituskeller 700 Wedro Spiritus durch Auslaufenlassen vernichtet werden.

25. November. Irmlau (Kurl.). Ermordung Dr. Adolf Katterfelds. Doktor Katterfeld, der erst vor kurzem vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, saß am 25. Nov. gerade mit seiner Gemahlin und einigen hierher geflüchteten Nachbarn an der Mittagstafel, als ein Haufe bewaffneter Bauern ins Haus drang, die lärmend sofort die Auslieferung aller Waffen forderten. Da aber Dr. Katterfeld schon einige Tage vorher sämtliche Waffen fortgeschafft hatte, so nahm die Bande eine rücksichtslose, aber erfolglose Haussuchung vor und verließ darnach sehr verstimmt die Wohnung. Die Gesellschaft im Doktorat setzte sich wieder zur unterbrochenen Mahlzeit nieder, in der Meinung, daß damit ebenso wie an anderen Orten der Ueberfall beendet und alle Gefahr überstanden sei. Eine Dame aus der Nachbarschaft ging unterdessen auf die Veranda hinaus, um ihrem Hunde zu pfeifen. Im selben Augenblick erhob sich auf dem Hof ein wüstes Gebrüll. Dr. Katterfeld trat hinaus und wurde von einem Kugelregen empfangen, jedoch nicht getroffen. Nachdem er in die Stube zurückgetreten war, wurde das Haus so heftig beschossen, daß Kugeln durch alle Zimmer flogen. Erkennend, daß es jetzt zu Ende gehe, nahm Doktor Katterfeld von seiner Gattin Abschied. Gleich darauf drangen freche Kerle wieder in die Stube und stellten den Hausherrn dafür zur Rede, daß er geschossen habe. Als er dieses entschieden in Abrede stellte, da er ja, wie die Haussuchung soeben klar erwiesen habe, nicht eine einzige Schußwaffe bei sich habe, wurde ihm erklärt, er stehe der Sozialdemokratie im Wege und er sei mit daran schuld, daß sie in dieser Gegend nicht raschere und größere Fortschritte gemacht habe; dafür müsse er jetzt büßen. Diesen Worten folgte die Tat auf dem Fuße: über den Kopf der an ihrem Gatten gelehnten Doktorin hinweg, so daß ihr Haar vom Schuß versengt wurde, feuerte einer der Mörder aus seinem Revolver den Schuß durch den Hals und die Schulter des Hausherrn. Der Tod erfolgte augenblicklich, so daß er niederstürzend seine Gattin mit zu Boden riß.

25.—29. November. Riga. Zweiter Generalstreik.

Am Vorabend des Streiks, am 24. Nov., war eine Versammlung der Eisenbahnbeamten und -Arbeiter in die Werkstätten der Station einberufen worden. Der riesige Saal war überfüllt. Um 6½ Uhr nachmittags wurde die Versammlung von dem revolutionären Agitator „Maxim“ eröffnet, jenem „Maxim“, dessen Name in aller Munde war und von dem man doch bis heute nicht sicher weiß, wer er gewesen; jedenfalls war er ein sehr beredter Jude; nach einigen soll er eigentlich Moischke Sokolowski geheißen haben. Die Versamm-

lung war nicht gestattet worden, was der Chef der Eisenbahn-Gendarmerie Rittmeister Tschember auch mitgeteilt hatte. Allein die Versammlung beschloß, nicht auseinanderzugehen, erregt namentlich unter dem Eindruck des Gerüchts, daß der Kriegszustand eingeführt sei. — „Da ertönte", — so schildert ein lebhafter Bericht der „Rishsk. Wedom." die nun folgende Szene, — „von einem der Ausgänge eine Stimme, die zum Auseinandergehen aufforderte. Der Vorsitzende beruhigt die Menge und fragt, wer ums Wort bittet. Es erweist sich, daß der Gendarmen-Rittmeister ums Wort bittet. „Genossen, der Herr Rittmeister hat das Wort. Bitte, sich auf die Tribüne zu bemühen, von dort ist nichts zu hören." Es ertönen Rufe „nichts zu hören", „in die Mitte". Der Rittmeister weigert sich auf die Tribüne zu treten und erklärt laut: „Ich spreche so, daß es alle hören können — gehen Sie auseinander, meine Herren, sonst werde ich genötigt sein . . ." Des Lärmes wegen war es unmöglich, die letzten Worte des Rittmeisters zu verstehen. Es entstand eine Panik, die Damen und auch viele Männer — zu ihrer Schande sei's gesagt — stürzten an die Ausgänge. Unglücklicherweise war die Pforte geschlossen, man drängte sich durch die kleinen Türen, es entstand ein fürchterliches Gedränge, viele strauchelten an den Türschwellen und fielen zu Boden. Trotz des Geschreis und Lärms gewann Maxim wieder Gewalt über die Menge und beruhigte die Versammlung. Maxim wendet sich an den Rittmeister mit der Bitte, sich nicht zu vergessen, und erinnert ihn daran, daß er sich nicht mehr unter dem Regime der alten Wirtschaft befinde, worauf der Rittmeister aufbrausend ausrief: „Ich werde diesem Subjekt zeigen!" und sich an den Offizier einer hinter ihm stehenden Kompagnie des Permschen Regiments mit dem Rufe wandte: „Schießt!" Aber der Offizier erwiderte in scharfer Weise dem Rittmeister, daß er ohne dreimalige Warnung durch die Signalhörner das Kommando zum Schießen nicht geben werde."

Nachdem sodann zwei Signale gegeben waren, stob die Versammlung auseinander, jedoch konnte sie noch rasch den Beschluß fassen, in den Ausstand zu treten. Man rief: „Laßt uns streiken, wir weichen der bewaffneten Gewalt und gehen auseinander!" — Aus einigen auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereitstehenden Lokomotiven wurde sofort der Dampf ausgelassen und später erloschen auch die Lichter. Am andern Morgen wurde die Station mit Militär besetzt. Somit hatten sich auch die Eisenbahner dem Streik der Post- und Telegraphenbeamten angeschlossen. — Die lettische — bisher mehr oder weniger kachiert — sozialdemokratische „Deenas Lapa" ver-

öffentlichte abends einen Artikel, der mit den offenen Worten schloß: „Es lebe die Revolution!“

Am 25. November morgens wurde der Generalstreik durch Maueranschläge bekannt gemacht. Auf allen Fabriken wurde nun die Einstellung der Arbeit beschlossen und sofort durchgeführt. Auch die Tramways und die städtischen und Augsburger Dampfer stellten ihre Fahrten ein. Die Fuhrleute wurden zum Streik gezwungen und sämtliche Lastfuhrleute feierten. Alle Magazine und Läden, Gasthäuser, Restaurationen und Bier- und Branntweinbuden, mit Ausnahme der Kolonialbranche, wurden geschlossen — Handel und Wandel stockte. — Die Theater waren geschlossen, auch die Zeitungen mußten, da die Setzer sich dem Generalstreik nicht entziehen konnten, ihr Erscheinen einstellen. Ein starkes Militäraufgebot war überall auf den Straßen verteilt, Kosakenpatrouillen ritten umher; auch Verbandwagen des „Roten Kreuzes“ waren aufgefahren. Bereits um 9 Uhr abends herrschte auf den Straßen vollständige Stille.

Die Ritterschaft wendet sich an den Kaiser und den Ministerpräsidenten Witte, die Stadtverwaltung von Riga an Witte mit dem Gesuch um Aufhebung des Kriegszustandes, der eine große Erregung unter der Bevölkerung hervorgerufen habe.

Die nächsten Streiktage zeigten dasselbe Bild. Ueberall lautlose Stille; man wußte nicht, was die nächsten Stunden bringen würden. Das beklommene Gefühl wuchs, als die Nachricht verbreitet wurde, daß starke Versammlungen in den Vorstädten beobachtet worden seien. Die Situation spitzte sich zu, als an verschiedenen Stellen Kanonen aufgeführt wurden. Doch auch diese Tage und Nächte verliefen, ohne daß es zu Massenausschreitungen gekommen wäre.

Jeden Augenblick erwartete man den Beginn von Straßenkämpfen. Man wußte, daß die organisierten Arbeiter bewaffnet waren, daß sie sogar fertige Säcke hatten, die sie nach Aufreißung des Pflasters mit Sand füllen sollten zum Bau von Barrikaden, daß sie Verbandplätze und Aerzte und Hülfspersonal zur Hülfeleistung bestimmt hatten.

Am 27. Nov. nachmittags telegraphierte der Gouverneur Sweginzew dem Minister des Innern: „Alle Besatzungen der Flußschiffe haben begonnen zu streiken; es ist keine Verbindung mehr mit den ankommenden Schiffen. Ein Kreuzer muß hergeschickt werden und zwei Torpedoboote. Das Land hat sich erhoben; heute ist der Verkehr auf der Baltischen Bahn unterbrochen worden. Militär kann zu Schiff geschickt werden. Eilig muß Militär geschickt werden. Ihre Kuriere sind in Walk

aufgehalten worden." — Diese Depesche wurde zweifellos durch eine Indiskretion im „Syn Otetschestwa" veröffentlicht und dann in Riga von der revolutionären „Deenas Lapa" abgedruckt unter der höhnischen Ueberschrift: „Der Gouverneur Sweginzew weiß nicht, was er machen soll."

Außerhalb und innerhalb der Stadt, im „Ulej", im Gewerbeverein, auch im deutschen Stadttheater (27. Nov.) wurden Meetings abgehalten, auf denen wiederum der geheimnisvolle „Maxim" vielfach als Redner auftrat. Es wurde namentlich über die städtische Selbstverwaltung verhandelt, wobei ausgeführt wurde: Der jetzigen bourgeoisen Stadtverwaltung seien die Bedürfnisse der armen Klassen vollständig unbekannt, für die sie nichts getan habe. Sie müsse daher gestürzt werden. Das solle jedoch nicht auf gewalttätige Weise geschehen, sondern auf friedlichem Wege, so wie auf dem Lande die Gemeindeverwaltungen durch die Exekutivkomitees gestürzt würden. Die Stadt müsse in Wahlbezirke eingeteilt und dann unter Anwendung des viergliedrigen Wahlrechts neue Stadtverordnete gewählt werden; dann werde die alte Ordnung von selbst stürzen. Auf solcher Basis werde es den Bewohnern ein leichtes sein, gegen die Regierung zu kämpfen, da die neue Stadtverordnetenversammlung die Aufgaben der revolutionären Zeit realisieren werde, nämlich die Organisation einer städtischen Miliz, Boykott der Administration, Bewaffnung des revolutionären Proletariats, Unterstützung der Arbeiter während der politischen Streike usw. Das sozialdemokratische Föderativkomitee werde der neuen Stadtverwaltung mit allen Mitteln hülfreich zur Seite stehen. —

Am 28. November wogten in der inneren Stadt große Menschenmassen hin und her. Auf den Meetings Tags zuvor war nämlich die Bevölkerung aufgefordert worden, ihre Einlagen aus den Krons- und städtischen Banken und Sparkassen herauszunehmen. Dieser Aufforderung wurde denn auch Folge geleistet und in Strömen zogen die Leute namentlich zu der in der Kalkstraße belegenen städtischen Sparkasse, auf die nun förmlich Sturm gelaufen wurde. — Um 3 Uhr nachmittags bringt ein Haufe halbwüchsiger Jungen in das Gebäude des Friedensrichter-Plenums ein und fordert die Angestellten in den Kanzleien auf, ihre Solidarität mit dem streikenden Proletariat durch Arbeitseinstellung zu beweisen. Die eingeschüchterten Beamten verließen daraufhin die Arbeitsräume. —

Am selben 28. Nov. hält auch das aufgehetzte Dienstpersonal des Stadtkrankenhauses ein Meeting ab, auf dem beschlossen wird, daß verschiedene Oberinnen sich bis zum 10. Dezember zu entfernen hätten. — Vormittags wurde ein

Bahnzug abgefertigt, der jedoch 3 Werst von der Station durch einen großen Stein auf den Schienen angehalten wird. In der Nähe versammelte Arbeiter fangen darauf an die Soldaten, die als Schutzwache mitfuhren und den Stein beseitigen wollten, mit Revolverschüssen zu überschütten. Die Soldaten schossen ihrerseits. Ein Arbeiter wird getötet, drei verwundet, worauf die übrigen auseinanderliefen. — Um die Mittagszeit wird der Direktor der Glowerschen Fabrik O. Kindermann auf der Petersburger Chaussee durch Arbeiter überfallen; durch einen Hieb über den Kopf wird er besinnungslos in den Graben geschleudert, während sein Kutscher durch einige Schüsse tödlich verwundet wird, so daß er abends verschied. —

Die Besorgnis auch für Leben und Eigentum der in Riga lebenden Ausländer veranlaßt Schweden in Begleitung des Torpedojägers „Oernen" ein Transportschiff nach Riga zu senden, mit dem eine Anzahl schwedischer Untertanen in Sicherheit gebracht werden. Auch die deutsche Regierung schickte mehrere große Transportschiffe, auf denen viele Reichsdeutsche Riga verließen. Diese Schiffe nahmen mit Erlaubnis des deutschen Konsuls Dr. Ohnesseit auch eine Anzahl baltischer Flüchtlinge mit. —

Da inzwischen die erwartete Unterstützung durch die russische Arbeiter-Zentralleitung ausblieb und die Geldmittel der Arbeiterschaft auf die Neige gingen, so gewann der Wunsch der arbeitswilligen Elemente, den Streik zu enden, an Boden. Dem trug auch das Föderativkomitee Rechnung, welches auf Meetings am 28. November für Aufhebung des Streiks reden ließ und seinerseits folgende drei Beschlüsse bekannt machte: 1) Da der Generalstreik im allgemeinen die ökonomische Lage des Arbeiters stark schädigt, werden die Arbeiten aufgenommen. Jeder Arbeiter soll aber bereit sein, auf den ersten Ruf den Kampf wieder zu beginnen. Im Falle der offiziellen Proklamierung des Kriegszustandes beginnt der Generalstreik von neuem. 2) Die Eisenbahner streiken fort, namentlich damit kein Militär hergebracht werden kann. 3) Um den Streik der Eisenbahner aufrechtzuerhalten, müssen diese durch die übrigen Arbeiter pekuniär unterstützt werden. — Am 29. November wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Der Eisenbahnstreik dagegen dauerte noch einige Tage an.

25.—30. Nov. Mitau. Ein Generalstreik bricht aus und legt das gesamte öffentliche Leben mehrere Tage lang lahm. Alle Fabriken stehen, die Schulen und Magazine, mit Ausnahme der Lebensmittelbuden und Apotheken, sind geschlossen, die Fuhrleute fahren nicht, auch der Schiffsverkehr nach Riga stockt. Auf den Straßen herrscht ungehindert der revolutionäre Pöbel.

Große Massenmeetings werden veranstaltet, auf denen Polizei und Nachtwächter förmlich abgesetzt werden, die dann auch so gut wie garnicht mehr funktionieren; Waffen werden verteilt und ganz offen zur Anschaffung solcher Geld in den Geschäften gesammelt. Dem strengen Verbot des Generalgouverneurs zum Trotz ziehen große Haufen singend durch die Straßen, wo offen Brandreden an das Volk gehalten werden. Der Maschinist der Lankowskyschen Fabrik Osoling, der sich weigert ohne Befehl seines Chefs das Zeichen zum Schluß der Fabrik zu geben, wird auf offener Straße angehalten, in einen Hof geschleppt und hier förmlich hingerichtet.

Man befürchtet jeden Augenblick einen Sturm auf das Schloß und Gefängnis, und die Lage der Stadt gestaltet sich noch bedrohlicher dadurch, daß von allen Seiten vom Lande große Massen bewaffneter Bauern sich nach Mitau zusammenziehen, um hier die Herrschaft der Revolutionäre mit Gewalt durchzusetzen. Auch bei diesen Massen hatte wiederum das Gespenst der „schwarzen Sotnja", das von den Führern der Bewegung absichtlich ausgesprengte Gerücht, dieses „schwarze Hundert" werde von Mitau her über die Bauern herfallen und sie abschlachten, den Kindern Nasen und Ohren abschneiden usw., ungeheuer erregend gewirkt und vielfach eine förmliche Panik hervorgerufen.

Aus der Umgegend wurde nun herangezogen, was an Militär irgend erreichbar und verfügbar war, so daß am 28. Nov. hier 2 Infanterieregimenter, 100 Kosaken und 400 Dragoner standen (aus Riga wurden noch 2 Schwadronen Dragoner und 4 Kanonen zu Hilfe gesandt). Am 28. sammeln sich große Massen Aufständischer auf den Straßen, besonders auf dem Marktplatz; es gilt einen Angriff auf das Schloß zu unternehmen. Hier kommt es nun zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem Militär. Als die Masse auf wiederholte Aufforderungen nicht auseinandergeht, erfolgt der Befehl zum Feuern: 16 Tote bleiben auf dem Platz und viele werden verwundet. Die erbitterten Soldaten stürzen sich dann mit blanker Waffe auf die Menge und jagen sie auseinander. Dies energische Eingreifen, sowie das Eintreffen der Truppenverstärkung aus Riga veranlaßt dann die sich zur Stadt, namentlich von Elley und von Lievenbersen her, konzentrierenden bewaffneten Banden, ihr Vorhaben aufzugeben. — Das flache Land war allerdings durch den Abzug der Truppen den Revolutionären vielfach völlig preisgegeben; am 28. überfallen sie Grünhof und Hofzumberge (vgl. z. B. weiter unten: 28. Nov. Grünhof). Zahlreiche Flüchtlinge treffen von allen Seiten in Mitau ein.

Am 30. November wird dann der Generalstreik in Mitau wieder eingestellt und das geschäftliche Leben wieder aufgenommen. Aber noch am 1. Dezember war die Polizei auf den Straßen nicht zu sehen; Militärpatrouillen halten die Ordnung aufrecht.

26 Nov. Gildenhof (bei Riga). Abends wird das Stadtgut Gildenhof (in der Nähe von Olai) von Bewaffneten überfallen; die Tür wird gesprengt, der Hausfrau der Revolver auf die Brust gesetzt und die vorgefundenen Waffen geraubt. — In derselben Nacht werden auch auf dem unweit gelegenen Stadtgut Gräuhof — wohl von derselben Bande — die Waffen geraubt.

26. Nov. Kremon. Die Flucht des Pastors Skribanowitz ist von ihm selbst in der Tagespresse geschildert worden. Die Chronik entnimmt daraus folgendes: Als nach dem 17. Oktober, wie überall, auch in Kremon die Meetings begannen, verweigerte der Pächter der Pastoratsländereien plötzlich sämtliche kontraktmäßigen Leistungen, so daß die materielle Existenz des Pastors untergraben war und er sich anschicken mußte seinen Hausstand aufzulösen und das Kirchspiel zu verlassen. Dazu kam, daß er auf einem Meeting (in Pabdasch) für abgesetzt erklärt und ihm am 24 November dies Volksurteil überbracht wurde. „Am 26. Nov. — so schildert nun Pastor Skr. selbst des Weiteren — wurden wir am frühen Morgen geweckt. Aus Engelhardtshof war die Nachricht gekommen, ein Dampfer aus Riga würde die Familie von der Jägelbrücke aus sicher nach Riga führen, es müsse sofort aufgebrochen werden. Bald darauf verließen meine Frau und Kinder in Begleitung einiger Hausgenossen das Pastorat. Ich blieb allein mit unseren Dienstboten zurück, in der Vorbereitung auf den ersten Advent, an welchem Tage hier zum ersten Mal eine Anzahl Griechen in die lutherische Kirche aufgenommen werden sollte. Um ½12 Uhr abends wurde heftig gegen die Haustür geklopft. Die Kutscherfrau meldete den Brand der Pastoratsriege, in der der Pächter seine Dreschmaschine, Korn u. a. stehen hatte. Das Feuer war angelegt worden. Gern wäre ich zu der etwa 200 Schritt entfernten Brandstätte hingegangen, um meinem Pächter einige freundliche Worte zu sagen, wagte es aber nicht in Anbetracht der in letzter Zeit gegen mich gezeigten feindseligen Gesinnung. Auch müssen meine von der Brandstätte zurückkommenden Dienstboten bereits Böses geahnt haben, denn als ich doch schließlich die Absicht äußerte hinzugehen, baten sie mich dringend, das ja nicht zu tun, beim Feuer seien Leute mit Flinten erschienen und wer weiß, was da geschehen könne. Bei diesen Worten tauchte in meiner Seele der unheimliche

Gedanke auf: in den Augen des Pächters bist du schließlich noch an diesem Braude schuld. Ich persönlich war der Meinung, daß irgend jemand mich an dem Pächter durch dieses Verbrechen habe rächen wollen. Erschüttert und betrübt ging ich um ½1 Uhr, als für das Pastorat sonst keine Gefahr mehr vorlag, in mein Schreibzimmer zurück und setzte mich schweren Herzens an meine Arbeit. Da plötzlich um 1 Uhr abermals ein heftiges Pochen gegen die Tür. Erschreckt eile ich hin und frage, wer da sei. Die Antwort lautete: „Der Kaufmann aus der Bude." Ich frage nach seinem Begehr in der Nacht. Er antwortete, er hätte dringend mit mir zu reden. Ich weise darauf hin, daß es so spät sei, ich bereits gestört worden und noch zu arbeiten hätte, ich bäte ihn morgen früh zu kommen. Darauf ruft mir die Stimme eines meiner nächsten Nachbarn unter den Bauernwirten, der unverkennbar bereits berauscht war, in drohendem Tone zu, schnell zu öffnen, da sie mit mir zu tun hätten. Dabei erinnerte ich mich an ein Gespräch, das ich am Morgen mit ihm über die „melna sotna" („schwarze Sotnja") gehabt hatte. In diesem Gespräch hatte er auf das Gerücht hingewiesen, daß diese „melna sotna" mit ihren Untaten im Dienste der Herrschaften stände, worauf ich ihm das Unsinnige dieses mit teuflischer Bösheit erfundenen Geredes vorgehalten hatte. Seiner Anspielung auf dieses unser Gespräch fügte er im selben drohenden Tone hinzu: „Heute Abend haben wir nun gesehen, was Sie uns angetan haben." Mich überlief es eiskalt, als ich diesen Verdacht aussprechen hörte. Ich wußte nun, weshalb man so spät in der Nacht noch zu mir wollte. Auf meinen erschreckten Ruf, doch zu bedenken, was er damit von mir ausgesagt habe, wurde mir eine weitere grobe Antwort zuteil, und man versuchte von außen den Schieber vor einer größeren, in der Tür befindlichen Oeffnung zur Seite zu schieben, um die Tür zu öffnen. Glücklicherweise hatte ich diesen Schieber vor einigen Wochen vernagelt. Auf erneutes Klopfen und Rumoren bat ich die Leute noch etwas zu warten, da ich sie so nicht empfangen könne, ich müsse mich erst ankleiden gehen. Darauf rief man mir zu, sie brauchten meine Kleider garnicht, sie würden auch so mit mir fertig werden. Nun sah ich nochmals nach den Riegeln, ob sie fest waren, ging ins Haus zurück, wo meine beiden treuen Dienstmädchen, die Zeugen dieser nächtlichen Zwiesprache gewesen, weinten und wehklagten. Darauf ergriff ich eine Handtasche mit Papieren, zog einen leichten, zur Flucht bequemen Mantel an, löschte die Lampe aus und meine Seele Gott befehlend und das Gelingen der Flucht ihm anheimstellend, versuchte ich im Dunkeln die für den Winter ver-

ſchloſſene und verſtopfte Verandatür zu finden und zu öffnen. Ich fand die Tür, aber der Schlüſſel war nicht darin. Doch im Sommer hatte er ſtets an einem beſtimmten Nagel gehangen. Ich taſtete umher und fand den Nagel und den Schlüſſel — Gott ſei gelobt — es war der rechte. Ich konnte nun in den mondbeſchienenen Garten hinaus, und während das Klopfen und Rufen ſich erneuerte, eilte ich waldwärts, längere Zeit noch im Geſichtsfelde der beiden Leute, die mich jedoch offenbar nicht bemerkt haben. Beim Eindringen ins Haus, was bei den nicht ſonderlich feſten Türen nicht ſchwer zu bewerkſtelligen geweſen wäre, mußte meine Flucht durch die offengelaſſene Tür ſofort bemerkt werden und auch die Richtung derſelben nach Engelhardtshof zu. Die Richtung dorthin einhaltend, vermied ich jeden Weg, eilte über Felder und durch Gräben, über Wieſen und Moraſt, und gewann ſo — jedes unterwegs liegende Geſinde vermeidend, um nicht durch das Anſchlagen der Hunde verraten zu werden — die Landſtraße nach Engelhardtshof. Um ſie zu vermeiden — denn folgte man mir fahrend, ſo mußte ich hier den Verfolgern in die Hände fallen —, eilte ich durch den Wald, verlor aber etwas die Richtung und kam um ca. 2 Uhr morgens ſtatt in Engelhardtshof im Doktorat an, wo ich zu Tode erſchöpft faſt zuſammenbrach. Nachdem ich etwas geſtärkt und mit warmen Kleidungsſtücken verſehen worden war, ging die Flucht per Wagen weiter durch die Nacht unter Vermeidung der Chauſſeen und ihrer Krüge nach Hinzenberg, wo Militär ſtand. Um 5 Uhr morgens war ich im gaſtfreundlichen Hauſe des Braumeiſters Leibuſcher wohlaufgehoben im Kreiſe verſchiedener aus der Nachbarſchaft hierher bereits geflüchteter Perſonen. Um 9 Uhr traf auch unſer Doktor mit Familie in Hinzenberg ein, was mich tief erſchütterte; er hatte gleichfalls fliehen müſſen, weil er um des mir erwieſenen Liebesdienſtes willen nicht mehr vor der Rache meiner Widerſacher ſicher war. — Am Sonntag ſollten im Kremonſchen Kirchſpiel zwei Meetings abgehalten werden. Da der Gedanke nahe lag, man werde meine Flucht als Beweis der gegen mich ausgeſprochenen Anklage anſehen und auf den Meetings zu neuer Aufreizung ausnutzen, auch mich eventuell noch von der Eiſenbahnſtation Hinzenberg abſchneiden oder dort zu fangen und zu richten ſuchen, ſo mußte ich mich in Verkleidung zur Bahnſtation begeben, von wo ich glücklich am Sonntag Abend um 9 Uhr auf der Rangierſtation und von dort zu Fuß in Riga bei den Meinigen eintraf.

In der Kremonſchen Gemeinde hat ſich ſofort am Sonntag Morgen eine Reaktion gegen das gegen mich geplante Verbrechen gezeigt. Die beiden Uebeltäter ſind ſelbſt mit dem

Tode bedroht worden, die Waffen sind ihnen gewaltsam weggenommen worden und auch sonst liegen mir auf Grund guter Nachrichten wieder viele Anzeichen dafür vor, daß weite Kreise der Gemeinde mit den gottlosen Bestrebungen und Handlungen der neuesten Zeit nichts gemein haben wollen." —

25. Nov. bis 1. Dez. Die Ereignisse in Römershof, Lennewarden und Kokenhusen.

Die Gefangennahme einer Anzahl Deutscher durch die Revolutionäre, ihre Erlebnisse und Befreiung schildert anschaulich ein ausführlicher Bericht eines Mitbeteiligten, der Frau von Scheinvogel, der in der „Balt. Tagesz." 1906 Nr. 48—51 veröffentlicht wurde. Die Chronik ergänzt diesen (hie und da etwas gekürzten) Bericht teils in den Namen, teils in einigen Anmerkungen nach den Berichten andrer Augenzeugen. Die Aufzeichnung Frau v. Scheinvogels lautet:

An das Auftauchen kleinerer Räuberbanden, die Plünderung von Monopolbuden, Scheunen ꝛc. hatten wir uns allgemein so gewöhnt, daß wir uns darüber nicht weiter aufregten. Einen viel ernsteren Charakter aber erhielten die Unruhen durch den Ausbruch des Post- und Telegraphenstreiks, der die loyalen Elemente auf dem Lande vollständig von allen Nachrichten aus der Stadt abschnitt, so daß man absolut nicht wußte, was vor sich ging und wie ernst sich mittlerweile die Lage gestaltet hatte. Aus dem Rigaschen Kreise hatten sich bis Mitte November schon fast alle Deutschen entfernt; die wenigen übrig gebliebenen suchten sich, so gut es ging, in Verteidigungszustand zu setzen.

Auf dem Gute Altenwoga, einem, wie es sich später erwies, der Hauptherde der Revolution, standen ca. 25 Dragoner. In der 2 Werst vom Hofe entfernten Forstei wohnte der ehrenamtliche Kreischefgehülfe v. Petersenn mit seiner Mutter und den Herren v. P., v. L. und M.

Als die authentische Nachricht eintraf, daß sich in einer Nacht mehrere hundert Bauern zu einer Probemobilisation beim Gesinde Ogerkaln, ca. 5 Werst vom Hofe, versammelt hatten und ein Ueberfall auf die Forstei zu erwarten war, beschlossen die Herren das schwer zu verteidigende Gebäude aufzugeben und sich auf den Hof zurückzuziehen, wo man, vereint mit dem Militär, jeder Bande trotzen zu können hoffte. — Am 18. November wurde in aller Eile der Umzug bewerkstelligt, wobei die damals gerade erstlich erkrankte Mutter des Herrn v. P. trotz schneidenden Nordoststurms in ihrem Bett von den Dragonern auf den Hof getragen werden mußte. An Sachen nahm man nur das notwendigste mit, da ein

öfteres Hin- und Herfahren bei der Stimmung des Volkes bereits unmöglich geworden war. Es folgten dann einige Tage scheinbarer Ruhe, und man fing schon an, wieder hoffnungsvoller in die Zukunft zu schauen. Da, um die Mittagsstunde des 21. November, erschien der Verwalter von Fistehlen, Herr L., in Altenwoga mit der erschütternden Nachricht von der Ermordung des Herrn v. Transehe jun.-Taurup, der, als seine ganze Familie floh, gewissenhaft auf seinem Platze verharrte. Wie Herr L. in der Eile flüchtig mitteilte, war Herr v. T. fast ausschließlich von seinen eigenen Leuten auf einer Fahrt nach Jürgensburg überfallen und ermordet worden.

Am nächsten Tage passierten, aus dem 20 Werst entfernten Neu-Bewershof kommend, der jüngere Bruder des Herrn v. Transehe mit seiner Gemahlin und einigen Herren des Selbstschutzes Altenwoga, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Herr v. Petersenn und v. L. schlossen sich ihnen mit einigen Dragonern zum Schutze an, und so begab sich der traurige Zug nach Taurup.

Herr v. P. sagte bei seiner Abfahrt, daß er wahrscheinlich noch an demselben Abend mit dem ihn eskortierenden Militär zurückkehren würde. Um 9 Uhr abends, bei vollständiger Dunkelheit, vernahm man plötzlich vom nahen Walde, den die Herren, aus Taurup kommend, passieren mußten, heftiges Schießen und Geschrei. Bald darauf erschien auch die Dragonereskorte aus Taurup und berichtete aufgeregt, daß sie heftig beschossen worden sei und das Feuer erwidert habe. Jedenfalls habe eine Bande dem Kreischefgehülfen aufgelauert, der sich jedoch unvermutet entschlossen hatte, mit Herrn v. L. erst am folgenden Tage heimzukehren und so dem Ueberfall entgangen war. Donnerstag, d. 24. November, fuhren die Herren abermals nach Taurup, wo die Leiche des jungen Herrn v. T. in aller Eile eingesargt und in einem Zimmer aufgebahrt wurde, worauf alle nach Altenwoga zurückkehrten.

Herr v. T.-Neu-Bewershof und seine Gattin, sowie die ihn begleitenden Herren entschlossen sich, in Altenwoga zu übernachten und erst am andern Morgen bei Tageslicht auf ihr Gut zurückzukehren. So saß man denn in recht gedrückter Stimmung, doch relativ ruhig den Abend beisammen; hofften doch alle, mit dem Militär, dessen Hülfe ja zugesichert worden war, auf ihren Posten ausharren zu können. Da wurde ein Bote aus Römershof mit einem Brief des dort stationierten Dragonerrittmeisters, Herrn v. Stern, an den Besitzer von Altenwoga, Hrn. v. Scheinvogel, hereingeführt. Der Rittmeister schrieb, daß der Kriegszustand von der Regierung proklamiert worden sei und er sein sämtliches Militär vom Lande, also auch

aus Altenwoga, zuerſt nach Römershof und dann weiter nach Riga zu konzentrieren habe, und daß er, da der Aufbruch der Dragoner in wenigen Stunden ſtattfinden müſſe, nur dringend raten könne, unverzüglich unter dem Schutze des Militärs nach Römershof zu ziehen. Zugleich brachte der Bote die Nachricht von der Ermordung des Römershofſchen Kreisſchefgehülfen von Heunings. Dieſer hatte ſich gegen eine hundertköpfige Bande, nachdem er zuvor ſeine kleinen Kinder durch eine Hintertür kaum bekleidet hinausgeſchickt, die ganze Nacht in ſeinem Hauſe verteidigt und war gegen Morgen von den Bauern erſchoſſen und erſtochen worden, worauf die Leute ſein Haus eingeäſchert hatten. (Vgl. o.) Kaum war dieſe Hiobspoſt erfaßt worden, ſo erſchien auf ſchaumbedecktem Pferde ein Dragoner, vom Kornet Palmraut aus dem 30 Werſt entfernten Gute Sunzel geſandt, mit der Nachricht vom Tode des Kornets Kosljaninow in Kaipen, der gleichfalls von den Bauern erſchoſſen worden war. Zugleich brachte der Dragoner den Befehl an das Altenwogaſche Militär, ſich am nächſten Vormittag in Eſſenhof, auf halbem Wege nach Römershof, mit den Sunzelſchen und Kaipenſchen Dragonern zu vereinigen habe, um mit dieſen zuſammen in Römershof einziehen zu können. Nun galt es, ſelbſt Hand anzulegen, und da man ſich nicht auf die auf dem Hofe angeſtellten Leute verlaſſen konnte, vielmehr ein Verrat wahrſcheinlich war, möglichſt unbemerkt alles zu dem Aufbruch, der des Morgens um 6 Uhr ſtattfinden ſollte, vorzubereiten. Die ganze Nacht hindurch wurden die notwendigſten Sachen und wichtigſten Dokumente verpackt und Wagen und Pferde zurechtgeſtellt. Einer der Herren übernahm es, nach dem ca. 15 Werſt entfernten Poſtorat Linden zu fahren und Paſtor Stoll nebſt Familie und die Herren vom Selbſtſchutz vom Aufbruch zu benachrichtigen und ſie aufzufordern, ſich anzuſchließen, da nach dem Abzuge jeglichen Militärs aus der Gegend die Poſition unhaltbar werden müßte. Beſagter Herr kehrte gegen Morgen zurück und erklärte, daß es noch unbeſtimmt ſei, ob und wohin Paſtor Stoll mit den Seinen aufbrechen würde. Nach dieſer Nachricht war ein weiteres Warten nicht mehr nötig. Hingegen hatten ſich Herr v. Tranſehe-Neu-Bewershof und Gattin entſchloſſen, mit ihren Herren an dem Zuge nach Römershof teilzunehmen.

Am 25. November 8 Uhr morgens — es war ein trüber, regneriſcher Tag — brachen dann die Altenwogaſchen auf. Sie gehörten in jener Gegend zu den letzten Deutſchen, die das Land verließen. Den Zug bildete eine lange Wagenreihe und die Equipagen wurden teilweiſe von den Herren ſelbſt gelenkt, da es, drei ruſſiſche Jungen ausgenommen, vollſtändig an zuverläſſigen Leuten mangelte. — Die kranke Mutter des

Herrn v. P., die in den Wagen gehoben werden mußte, und die kleine zweijährige Tochter des Hauses fuhren, von Herrn v. L. gekutscht, voran, dann folgten in langer Reihe die andern Equipagen, eskortiert von den Dragonern. Da das Militär nur 4—6 Werst pro Stunde zu reiten pflegt, kam man äußerst langsam vorwärts; und da Römershof über Essenhof ca. 57 Werst entfernt liegt, konnte man kaum hoffen, vor Einbruch der Dunkelheit ans Ziel zu gelangen. Bis zum ca. 12 Werst von Altenwoga entfernten Weißenseeschen Walde verlief alles ohne nennenswerte Störung. Kaum hatte jedoch der Zug die Mitte des Waldes erreicht, als man ein heftiges Schießen aus dem Gebüsch zu beiden Seiten des Weges vernahm und die lange Wagenreihe ins Stocken geriet. Da sprengten plötzlich einige Dragoner heran, in ihrer Mitte zwei Gefangene. Die Soldaten, die stets das Gebüsch vor dem Zuge durchsuchten, hatten die beiden Leute mit ihren Gewehren im Anschlage ertappt und gefangen genommen. Nun verlangten die durch die Ermordung ihres Offiziers in Kaipen schon aufs äußerste erbitterten Dragoner die durch den Kriegszustand gestattete sofortige standrechtliche Erschießung der beim Mordanschlage ertappten Verbrecher. Der Kreischefgehülfe v. P. hielt dieses jedoch für nicht korrekt, da ihm die Proklamierung des Kriegszustandes noch nicht offiziell mitgeteilt worden wäre. So wurde denn beschlossen, die Schuldigen bis Römershof mitzunehmen und dem Rittmeister E. v. Stern behufs Aburteilung zu übergeben, was auch nachher geschah. — Gegen 11 Uhr vormittags näherte sich die Karawane dem Hakelwerk Sissegal, als ihr ein Gefährt in wilder Karriere entgegengejagt kam. Es war der Dr. Löwenberg, ein jüdischer Arzt, der es übernommen hatte, die Flüchtlinge vor der Fahrt durch das Hakelwerk zu warnen. Das Volk, das eben die Proklamierung des Kriegszustandes erfahren hatte, strömte dort in hellen Haufen zusammen, um Meetings abzuhalten; bei einem Passieren des Ortes war ein Zusammenstoß unvermeidlich. Nun übernahm Herr v. Scheinvogel als Ortskundiger die Führung und leitete den Zug auf Umwegen, durch Viehtriften ꝛc. um Sissegal herum, so daß den Flüchtenden das Hakelwerk bereits im Rücken lag, als das Manöver von der Menge bemerkt wurde. Wohl sah man die Bauern wie einen Schwarm Bienen aufgeregt umherlaufen, doch konnten sie den Zug nicht mehr einholen. In ca. zwei Stunden war Essenhof, der Platz, wo sich die drei Abteilungen verabredetermaßen treffen sollten, erreicht. Doch was für ein grauenhafter Anblick bot sich dort den Blicken der Flüchtenden! Vom Herrenhause standen nur noch einige rauchende Trümmer, der Hof war verödet und verwüstet. Die Sunzelschen und

Kaipenſchen Dragoner traf man nicht, und von dem ſich äußerſt feindſelig gerierenden Hofsperſonal war nicht einmal in Erfahrung zu bringen, ob ſie nicht bereits Eſſenhof paſſiert und weiter gezogen wären, was möglich erſchien, weil die Altenwogaſchen verſpätet eingetroffen waren. Ein weiteres Warten hier war unzuläſſig, da man jeden Augenblick gewärtig ſein konnte, von Siſſegalitern, die der Karawane auf dem Fuße folgten, erreicht zu werden, was bei der kleinen Militärkraft durchaus vermieden werden mußte. So ging es alſo auf der Landſtraße nach Römershof, ohne Rückſicht auf die ermatteten Pferde, weiter. Ca. 10 Werſt von der Station Römershof wurde der Zug von den nachkommenden andern beiden Dragonerabteilungen unter Kornet Palmraut eingeholt. Nun kam man noch langſamer vorwärts, da das Kaipenſche Militär die Leiche ſeines Offiziers und zwei beim dortigen Ueberfall ſchwer verwundete Soldaten mit ſich führte. Kurz vor Römershof trennte ſich der Kreischefgehülfe vom Zuge und fuhr raſch zur Station voraus, um für die Flüchtlinge bei Zeiten Billete nach Riga und ein warmes Frühſtück zu beſtellen. Gegen 4 Uhr, bei Anbruch der Dunkelheit, fuhr die Karawane an den noch rauchenden Trümmern des Henningsſchen Hauſes vorüber der Station Römershof zu. Da kam ihnen Herr v. Peterſenn, der ſeine Equipage auf der Station hatte ſtehen laſſen müſſen, mit dem Ruf entgegengelaufen: „Fort zum Schloß, die Bahn geht nicht mehr, die Station iſt von Revolutionären beſetzt, wir werden eingeſchloſſen.“ Man riß die ermatteten Pferde herum und weiter ging es in die Nacht hinaus. — In einer Stunde wurde endlich das Römershofſche Herrenhaus erreicht, wo die Flüchtlinge die Gaſtfreundſchaft des Hauſes in Anſpruch nehmen mußten. Vor allen Dingen war für die Pferde, deren Kräfte zu Ende gingen, die man aber jetzt zum weiteren Fortkommen nach Riga notwendig brauchte, zu ſorgen. Und das war nicht ganz leicht, da alles, was an Ställen und Scheunen vorhanden war, von den Dragonern und ihren Tieren beſetzt wurde. Endlich, nach ſtundenlanger Arbeit, gelang es den Herren, eine Scheune für die Tiere einzurichten, ſo daß ſie verſorgt waren. Hier hieß es überhaupt „Hilf dir ſelbſt“, da der Beſitzer, Herr v. Sivers, in Riga weilte und ſeine Familie, beſtehend aus ſeiner Gattin, 2 Töchtern und 1 Sohne, ohnehin überbürdet war. In der Nacht trafen weitere Gäſte ein; es waren dies ein Beamter der Kreispolizei, Herr Maximowitſch, einige junge Herren[1] und drei Tſcherkeſſen, die ge-

[1]) Nach den Aufzeichnungen eines andren Augenzeugen waren das die Herren: Reſervefähnrich A. Schmidt, M. Richter, A. Baron Maydell und H. Liebkowsky.

kommen waren, um der Beerdigung des Herrn v. Hennings, mit dem M. befreundet gewesen war, beizuwohnen. Die Nacht verlief ruhig; die Herren, die sich auf Bitten des Rittmeisters am Patrouillendienst auf dem Hofe beteiligten, um so die Dragoner zu entlasten, beobachteten in der Dunkelheit das fortwährende Aufflammen größerer Brände am Horizont.

Sonnabend, den 26. Nov. vormittags, rückte das Militär zur Beerdigung des Herrn v. Hennings aus[1]. Unterdessen ging einer der Herren, Baron Maydell, mit den Tscherkessen zu der 7 Werst entfernten Bahnstation, um das am vorhergehenden Tage von Herrn v. P. zurückgelassene Pferd nebst Wagen, das sich in der Pferdepost befinden sollte, abzuholen. Erst spät in der Nacht[2], als man sich schon sehr seinetwegen beunruhigte, kam er mit den Tscherkessen zurück. Sie hatten die Equipage gefunden und waren mit ihr auch ein Stück Weges gefahren; dann aber hatten die Bauern sie bemerkt und so in die Enge getrieben, daß sie gezwungen worden waren, das Pferd, ein schönes Halbblut, auszuspannen und mit ihm auf Schleichwegen durch den Wald dem Hof zuzustreben. Bald hatten sie jedoch auch das Tier aufgeben müssen, da von den Bauern auf sie ein förmliches Kesseltreiben veranstaltet worden war. Nur mit großer Mühe war es ihnen gelungen, das Schloß zu erreichen, während das Pferd, das ihnen anfangs folgte, von den Revolutionären erschossen worden war.

In der Nacht vom 26. auf den 27. November, in der niemand ein Auge zutat, stieg die Spannung von Stunde zu Stunde; die Nachrichten, die der Rittmeister erhielt[3], lauteten immer bedrohlicher; es wurde zur Gewißheit, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle kleinerer Banden handelte, sondern daß Tausende von bewaffneten Bauern sich bei der Station zu

---

[1]) Die Beerdigung v. Hennings und eines mit ihm ermordeten Dragoners fand, nach einem andren Bericht, unter dem Schutze von ca. 70 Dragonern auf dem Römershafschen Kirchhof statt. Sie mußte sehr beschleunigt werden, da unterdessen ein Ueberfall auf das Schloß erwartet werden konnte und der Rückzug bedroht war. Dem Pastor war das Erscheinen auf dem Kirchhof vom Volke untersagt worden. Das Grab konnte nicht einmal vollständig zugeschaufelt werden, was für später dem Totengräber überlassen werden mußte. Während der Beerdigung wurden von patrouillierenden und wachestehenden Dragonern zwei Revolutionäre erschossen, die die Flinten auf sie angelegt hatten.

[2]) Nach dem zit. andren Bericht erst um 9 Uhr morgens.

[3]) Abends war in Römershof auch ein Jäger aus Absenau eingetroffen, der von einer großen Bande bei Ringmundshof aufgegriffen, entwaffnet und zum Mitgehen gezwungen worden war. Aus Gesprächen der Bauern hatte er entnommen, daß sie Römershof belagern und nach Ankunft ihres erwarteten Kommandanten stürmen wollten; sie meinten dann etwa 2000 Mann stark zu sein. Beim Römershofschen Kruge, wo die Bande Halt machte, war es dem Jäger gelungen zu entwischen.

einem Sturm aufs Schloß verſammelten. Sonntag früh fanden ſich alle Herren zu einer Beratung zuſammen. Vielfach wurde proponiert, es auf eine Belagerung des Schloſſes ankommen zu laſſen. Da erklärte Rittmeiſter v. Stern, daß er alles in allem pro Soldat nur noch ca. 20 Patronen[1] vorrätig habe, und ſeiner Meinung nach aus dieſem Grunde ein ferneres Halten des Gutes unmöglich ſei; er ſchlage deshalb vor, ſich möglichſt raſch zu einem Aufbruch nach Riga zu rüſten; außerdem erwarte er ſowieſo täglich den Befehl zum Abzuge. — Da der Kommandierende ſelbſt die Situation für unhaltbar hielt, fand am Sonntag den 27. November der allgemeine Aufbruch aus Römershof ſtatt. Man wählte die Straße zwiſchen der Düna und der Bahnlinie der Riga-Oreler Eiſenbahn. Dies war der einzig mögliche Weg, da nach Kurland hin der Uebergang über den Strom auf der kleinen Fähre ein äußerſt langwieriger und gefahrvoller geweſen wäre; beſtand doch jetzt der Zug mit allem Militär und allen Frachtfuhren aus ca. 30 Wagen und 100—130 Reitern[2].

Kurz vor dem Aufbruch wurde die Leiche des erſchoſſenen Offiziers vom Militär in aller Eile in einem Tannendickicht beerdigt, da der weitere Transport mit großen Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre.

Dann wurden die beiden Gefangenen aus dem Weißenſeeſchen Walde, die bis dahin in einem Nebengebäude interniert waren, laut Kriegsgeſetz erſchoſſen. Es war dies auch ein Gebot der Selbſterhaltung, da die beiden Rebellen nach Abzug des Militärs von den Ihrigen befreit worden und als erbitterte Verfolger äußerſt gefährlich geweſen wären. Herr Maximowitſch und ein Tſcherkeſſe übernahmen die Exekution. Der Tſcherkeſſe hatte jedoch den einen Gefangenen durch einen Streifſchuß nur leicht verwundet, und ſo entging dieſer, indem er ſich tot ſtellte, dem Gericht. Später, als die Flucht der Deutſchen ein ſo trauriges Ende nahm, tauchte der Mann wieder als einer der eifrigſten Hetzer auf. — Den andern hatte Maximowitſch erſchoſſen.

Die erſten 20 Werſt legten wir ruhig und ohne Unterbrechung zurück; friedlich lag die Landſchaft vor uns; auffallend war nur, daß uns gar keine Bauern begegneten; die Gegend ſchien wie ausgeſtorben. Nur beim Paſſieren des Gutes

---

[1]) Nach dem zit. Bericht — 30 Patronen. Der Rittmeiſter hatte ſchon vor längerer Zeit nach Riga Nachricht geſchickt, daß er wenig Munition habe, aber bisher weder eine Antwort noch Munition erhalten.

[2]) Im Zuge befanden ſich (nach dem zit. Bericht): 10 Damen und Kinder, 21 waffenfähige Männer (darunter 3 Tſcherkeſſen und 3 Jäger) und einige Dienſtboten; außerdem mit ihrem Rittmeiſter und 2 Kornets ca. 100 Dragoner, von denen ca. 10 ohne Waffen waren.

Jungfernhof ſah man aus der Entfernung größere Mengen Volks in Gruppen bei einander ſtehen, die jedoch bei unſerem Nahen ſpurlos verſchwanden. Einige Drähte, die über den Weg geſpannt waren und den Zug zum Stocken brachten, wurden raſch hinweggeräumt. Dann ging es ungehindert, immer zwiſchen Bahnlinie und Dünaufer, weiter. Eine auffällige Erſcheinung waren zwei raſch aufeinander folgende Züge in der Richtung nach Ringmundshof, die nur von Revolutionären beſetzt und geführt ſein konnten, da durch den Streik alle regulären Bahnen ſtockten.

So wurde Lennewarden faſt erreicht, als die Vorreiter meldeten, daß ſie (beim Abbol-Kruge) eine große Zahl bewaffneten Volkes bemerkt hätten, das die Flüchtlinge offenbar erwarte. Während ſie noch ihren Rapport abſtatteten, krachten auch ſchon die erſten Schüſſe. Sofort ließ Rittmeiſter v. Stern einen Teil der Dragoner abſteigen und in langer Schützenlinie vorangehen, während die andere Partie die Ordre hatte, auf dem Bahndamm das Gut zu umgehen und die Revolutionäre im Rücken anzugreifen. Als die Equipagen, die langſam folgten, bis an 500 Schritt an Lennewarden herangekommen waren, bot ſich dem Beſchauer folgender Anblick: Rechts der Bahndamm, vorn der maſſive, lange Krug, durch Schießſcharten und Schutzvorrichtungen zu einer Feſtung umgewandelt, und der Gutshof, — links die Düna, von deren ſteilen Abhängen gleichfalls geſchoſſen wurde, und hinter den Flüchtenden hart am Wege der Kirchhof, der nach Paſſieren der Karawane ſofort von den Bauern beſetzt wurde. So hatten die Letten mit ſtrategiſchem Geſchick den Ort gewählt, um dem Zuge einen Hinterhalt zu ſtellen. Mittlerweile war die Schützenlinie unter ſcharfem Feuer der Bauern bis zum verbarrikadierten Kruge vorgedrungen; ſie konnte jedoch nicht daran denken, den Eingang zu erzwingen, da die Türen und Fenſter ſtark verrammelt waren und geeignete Werkzeuge zum Aufbrechen oder Sprengſtoffe nicht zur Hand waren. So mußten die Soldaten zurück. Zu gleicher Zeit waren die auf dem Bahndamm zu Pferde vorgehenden Dragoner genötigt zu weichen und ſich mit den Kameraden zu vereinigen, da ſie von der Station Ringmundshof hinter Lennewarden ebenfalls beſchoſſen wurden und ein Zug Bewaffneter die Station verließ, um ſie über den Haufen zu fahren. Ein Abweichen vom Wege war des überaus ſumpfigen Terrains wegen für Kavallerie und Equipagen unmöglich. Unter dieſen Umſtänden blieb dem kommandierenden Offizier tatſächlich nichts anderes übrig, als alle ſeine Dragoner zu ſammeln und mit ihnen durch den ſie umkreiſenden Ring der Rebellen durchzubrechen, was ſelbſtverſtändlich

für die schweren Equipagen nicht möglich war, und so mußten diese ihrem Schicksal überlassen werden. In voller Karriere sprengte das Militär die Landstraße dahin, an dem förmlich feuerspeienden, in Rauch gehüllten Kruge vorüber. Dann entschwanden die Reiter den Blicken der Zurückbleibenden. Nun wandte sich die Wut der Bauern gegen die Insassen der Equipagen; ein Kugelregen überschüttete die frei und ratlos auf der Landstraße Haltenden. Es war ein Glück, daß die Leute mit ihren modernen Gewehren (Mauser, Winchester 2c.) nicht umzugehen verstanden; so verfehlten die Geschosse ihr Ziel. Um einigermaßen Deckung zu suchen, wurde hinter einer leicht gebauten Strohscheune Halt gemacht. Die Frauen und Kinder begaben sich ins Innere, möglichst nahe am massiven Fundament vor dem Kugelregen Schutz suchend, die verwundeten Soldaten, die ihrem Rittmeister nicht hatten folgen können[1], wurden auch in die Scheune gebracht; alle Herren . . . verteilten sich dagegen in den Gräben in der Nähe der Scheune, um einem eventuellen Ueberfall zu begegnen. — Mittlerweile war es dunkel geworden. Durch das Pfeifen der Kugeln, die knatternd durch die Wände des Gebäudes schlugen, hörte man Kinderweinen und Gestöhn der Verwundeten. Bei alledem eine schneidende Kälte. Wohl keiner von uns gab sich der Illusion hin, noch lebend davon zu kommen, da ja vom Militär keine Hülfe zu erwarten war und die wenigen bewaffneten Herren sich gegen Tausende von Angreifern auf die Dauer nicht halten konnten. Allmählich verstummte das Schießen. Da erschien ein Mann, ein weißes Tuch schwenkend, und erklärte den ihm entgegenkommenden Herren, er sei ein von dem Volke abgesandter Parlamentär und fordere die Flüchtlinge auf, sich zu ergeben, da an ein Halten des leicht in Brand zu steckenden und kaum Schutz gewährenden Gebäudes, noch dazu ohne Proviant, nicht zu denken sei. Nach langem Parlamentieren, während dessen noch zwei andere Delegierte erschienen, mußte, in Anbetracht der aussichtslosen Lage, auf folgender Basis kapituliert werden:

1. Die Zivilpersonen liefern ihre Flinten aus, behalten jedoch die Revolver.

2. Die Dragoner behalten die volle Waffenausrüstung, müssen jedoch ihre Munition einem der Ihrigen (dem Unteroffizier) in Aufbewahrung geben.

3. Dagegen garantieren die Bauern freie und unbehelligte Fahrt nach Riga.

---

[1]) Es waren im Ganzen ca. 20 Dragoner beim Train zurückgeblieben, darunter die unbewaffneten (zit. Bericht).

Nach dieſer Verabredung brachen alle zum Gut Lennewarden auf, wo die Herren ihre Flinten übergeben ſollten und laut Verabredung ihnen einige Begleiter (6) als Geiſeln bis Riga mitgegeben werden mußten, um ſie ſicher durch die revoltierenden Bauernhorden zu geleiten. So fuhr man, umgeben von Scharen ſchwer bewaffneter Letten, im Scheine des brennenden Schloſſes Ringmundshof zum Gutshofe. Vor dem Kruge lag quer über die Landſtraße die blutüberſtrömte Leiche eines Dragoners und neben ihm das Reitpferd des Rittmeiſters v. Stern; er ſelbſt ſollte, wie die Bauern berichteten, mit den andern Dragonern bei Ringmundshof ſeinen Tod gefunden haben. Als das Schloß erreicht war, erfuhr man, daß der Beſitzer, von Wulf, ſich mit ſeiner Familie auf den Rat einiger Treugeſinnten über die Düna ins Kuriſche geflüchtet habe. Auf dem Gute wurden die Gewehre übergeben — einer der ſchwerſten Momente, den die Flüchtlinge durchzumachen hatten, überantwortete man ſich doch ſo auf Treu und Glauben den Rebellen. Sehr wohltuend berührte das Entgegenkommen des dortigen Dienſtperſonals, das für die Kräftigung der völlig Ermatteten und Durchnäßten ſorgte. Die deprimierte Stimmung wurde dadurch etwas gehoben, daß man der feſten Ueberzeugung war, am nächſten Tage ſicher in Riga anlangen zu können. — Es ſollte jedoch alles anders kommen, denn man hatte eben nicht mit der Treuloſigkeit dieſes Volkes gerechnet. Nach einigen Stunden tauchte eine Bande unter der Führung eines gewiſſen Braſowsky auf und erklärte, ſie ſei vom Kokenhuſenſchen revolutionären Komitee geſandt worden. Dieſes, das über dem Lennewardenſchen ſtehe, habe von der geſchloſſenen Abmachung gehört, erkläre ſie für null und nichtig und beſtehe darauf, daß auch die letzten Waffen ausgeliefert würden. Als nun auch dieſes geſchehen und man nun völlig wehrlos war, trat die Niedertracht erſt recht klar zutage. Sie verlangten jetzt die Auslieferung des Kreisſcheſgehülfen v. P. und des Herrn Maximowitſch, ſowie der drei Tſcherkeſſen. Da half kein Parlamentieren noch Vorhalten des Wortbruchs, mit immer wilderem Ungeſtüm forderten ſie die Herausgabe der Genannten. Da ſtellten ſich die betreffenden Herren freiwillig, da ſie einſahen, daß durch eine Weigerung — an Flucht war nicht zu denken — die Lage aller gefährdet würde. Mit der Verſicherung, daß den Zurückbleibenden am nächſten Tage freies Geleit nach Riga gewährt werden würde, verließ die Braſowskyſche Bande mit den Gefangenen um Mitternacht Lennewarden und zog nach Kokenhuſen. (Auch Herr v. Tranſehe begab ſich mit nach Kokenhuſen.)

Für die Zurückbleibenden brach eine grauenhafte Nacht an.

Es erſchienen immer neue, meiſtenteils völlig betrunkene Horden, die ihre Wut an den „Herren“ ausließen. Eine Bande erbrach den Weinkeller, und nun ſtieg die Kurage ins Unermeßliche. Man erklärte alle Deutſchen für Gefangene und ſchleppte die Möbel zuſammen, um das Schloß leichter in Brand ſetzen zu können, den Flüchtlingen aber wurde unter Hohn und Schimpfreden bedeutet, daß ſie in dieſer Nacht mit dem Gebäude verbrennen müßten. Dazu kam noch, daß die Tſcherkeſſen kurz vor ihrer Abführung, wohl um ſich die Gunſt des Volkes zu erobern, in feuriger Anſprache erklärt hatten, ſie ſeien ebenſo von den „Herren“ geknechtet, fühlten mit den Aufſtändiſchen, und wollten als Beweis ihrer Geſinnung auf kaukaſiſche Art vermittelſt Petroleums lebende Fackeln aus den „Baronen“ herſtellen. Dieſes alles hatte das Volk bis zur Raſerei erregt; zu einer Kataſtrophe kam es jedoch in dieſer Nacht nicht, da ſich doch einige vernünftigere Elemente einfanden, die die Leute vor dem äußerſten zurückhielten. Am andern Morgen mußten ſich alle Gefangenen auf den Platz vor das Schloß begeben. Es hieß, ein Teil des Volkes fordere ihre ſofortige Erſchießung. Dieſer wurde jedoch von einem andern Volkshaufen überſtimmt, der erklärte, daß alle nach Kokenhuſen in die Volksfeſte — ſo nannten ſie das Schloß des Herrn von Löwenſtern — geſchafft werden müßten, um von dort aus behufs Aburteilung in ihre Gemeinden verteilt zu werden. Man gab den Gefangenen 5 Minuten Zeit; dann wurden alle, auch Frauen und Kinder, mit Ausnahme der kranken Frau v. P. und der kleinen Tochter v. Scheinvogels, die man hätte tragen müſſen, paarweiſe zum Kruge getrieben, geleitet von einer ſtarken Eskorte Bewaffneter. Hier wurden alle, etwa 18 an der Zahl, in einer kleinen Krugſtube eingeſperrt. Vorher waren alle Bänke und Tiſche ſorgſam aus dem Raume entfernt worden; ſo mußten ſich die Gefangenen auf dem Boden niederſtrecken. — Vor das Fenſter des Zimmers ſchlugen die Leute ſtarke Eiſenſtangen und vor die Tür wurden Wächter poſtiert. In dieſem Raum verbrachte man mehrere Stunden, während in der Krugſtube nebenan Meetings abgehalten wurden. Durch das wüſte Johlen der trunkenen Bande drangen nur wenig verſtändliche Worte, doch konnten die Gefangenen ſoviel verſtehen, daß eine von Augenblick zu Augenblick wachſende Partei für die ſofortige Hinrichtung aller plädierte. Einige, meiſt waren es Weiber, liefen zur Tür und ſuchten die Wächter zu überreden, daß ſie öffneten und die Inſaſſen der Volkswut preisgäben. Einer der Wächter erſchien und berichtete, daß man beabſichtige, die Gefangenen auf einer Dräſine nach Kokenhuſen zu ſenden und unterwegs einfach abzuſchießen; die Mörder

könnten dann verschwinden, und bei einer eventuellen Untersuchung wäre kein Anhaltspunkt gegeben.

In diesem Moment äußerster Gefahr tauchten wiederum einige Delegierte aus Kokenhusen auf, die per Bahn ausgeschickt waren, die Gefangenen sicher zum Komitee, das von der beabsichtigten Ermordung der Deutschen erfahren hatte, zu geleiten. Die Leute im erwähnten Komitee waren doch gebildeter und weitsichtiger als die rohe Masse, und mochten einsehen, daß ein Massenmord ihrer Sache nur schaden könne. So wurde man denn hinausgeführt; das Volk schien sichtlichen Respekt vor den Abgesandten zu haben und verhielt sich relativ ruhig. Die Abgesandten erklärten, daß den Frauen und Kindern gestattet sei, sich bis auf weiteres im Lennewardenschen Schlosse aufzuhalten, während alle Männer zur Aburteilung nach Kokenhusen geschafft werden müßten. Frau v. Sivers-Römershof begab sich daher mit ihrer Familie zum Gutshofe, während es Frau v. Scheinvogel-Altenwoga nach einigem Hin- und Herparlamentieren gelang, die Einwilligung zur Begleitung ihres Mannes zu erlangen. Dieser sollte eventuell der Altenwogaschen Gemeinde ausgeliefert werden, was bei der Stimmung in der durchseuchten Gegend gleichbedeutend mit einem sicheren und qualvollen Tode gewesen wäre. Nachdem alle in einen Viehwaggon verladen worden waren, setzte sich der Zug in Bewegung; er hielt jedoch bald wieder, und zur allgemeinen Freude wurde der schon tot geglaubte Rittmeister v. Stern hereingeführt. Er berichtete, daß er, als sein Tier unter ihm zusammenbrach, auf ein anderes freies Pferd gesprungen wäre, da er jedoch beim Sturz eine Gehirnerschütterung davongetragen, so könne er über das nun folgende nichts genaues angeben; er erinnere sich nur, in ein Moor eingebrochen zu sein, aus dem er sich mit Hülfe eines seiner Soldaten gerettet habe. Später, nach langem Umherirren, hatten ihn die Revolutionäre gefangen. Ueber den Verbleib seiner Mannschaft könne er nichts genaues angeben[1].

[1]) Nach dem zit. andren Bericht war Rittmeister v. Stern in dem Geschoßhagel selbst nur von einer Kugel getroffen worden, die aber an einem Uniformknopf abgeprallt war. Die vorwärtsjagenden Dragoner wurden bei dem Stationsgebäude von neuen Volksmassen erwartet. Um ihnen auszuweichen, ritten sie über den Schienenstrang, wobei sie wieder beschossen wurden und aus einem herbeifahrenden Zuge eine Bombe auf sie geworfen wurde. Von Bauern irregeleitet gerieten sie anfangs in einen Sumpf, in dem die Pferde oft bis an den Bauch einsanken. Nach einigen Stunden gelangten sie, wohl ohne es zu wissen, wieder in die Nähe des Kruges. Der Rittmeister konnte nicht mehr weiter reiten und begab sich zum russischen Priester, der in der Nähe des Kruges wohnte. Der Kornet (Polmrout) führte die Dragoner dann weiter quer durchs Land nach Segewold. Der Rittmeister wurde dann von den Revolutionären entdeckt und nach Kokenhusen gebracht.

Als die Station Römershof erreicht war, verlangte das Volk die Besichtigung der Gefangenen, da es annahm, daß sich unter ihnen Herr v. Sivers-Römershof oder sein ältester Sohn, der z. Z. im Auslande weilte, befanden. Es war ein Glück, daß genannte Herren nicht anwesend waren, da die Bauern auf sie ganz besonders erbittert waren. So wurden wir denn gleich Raubtieren einzeln vor die Tür des Waggons geführt und im Laternenschein genau besichtigt. Endlich, als alle befriedigt waren, konnte weiter gefahren werden. In Kokenhusen erwartete eine tausendköpfige Menge den Zug. Die Gefangenen, die man mit dem Ruf „Asinjusunji", d. h. „Bluthunde", begrüßte, wurden in langer Reihe paarweise zum Schloß, das zwei Werst von der Station entfernt ist, geführt, begleitet von der meist mit guten neuen Gewehren bewaffneten Menge. Den Zug eröffnete ein lettischer Polytechniker Assar, in der einen Hand einen Revolver, in der andern einen gezückten Dolch. Im Sousterrain des Schlosses wurden die Gefangenen in verschiedenen vergitterten Räumen zu drei bis sechs Mann, je nach Größe des Zimmers, untergebracht. Herr v. P. und Herr Maximowitsch, die die erste Nacht im Gemeindehause hatten zubringen müssen, wurden gleichfalls hierher übergeführt. Doch durften sich die Gefangenen untereinander nicht besuchen, vor den Türen, die ständig verschlossen gehalten wurden, waren Tag und Nacht Wächter, das Gewehr im Arm, postiert. Hier erfuhr man auch, daß noch mehr Gefangene in den Räumen eingeschlossen waren, darunter Pastor Stoll aus Linden mit seiner Familie und den Herren des Selbstschutzes, über deren Schicksal wir seit dem Tage des Aufbruchs aus Altenwoga völlig im Ungewissen geblieben waren. Nach langen Erörterungen gelang es Frau v. Scheinvogel durch Hinweis, daß sie sich ja gewissermaßen freiwillig in Gefangenschaft begeben, die Einwilligung zu einem Gespräch mit dem Pastor zu erlangen. Pastor Stoll berichtete, daß er mit den Seinigen gleichfalls am 25. November aufgebrochen war, doch in der Richtung nach Kokenhusen, um von dort aus Riga per Bahn zu erreichen. Auf der Station hatten auch sie erfahren, daß die Züge nicht

---

Der Reservefähnrich Schmidt, der mit den Dragonern am Kruge vorbeigeritten war, berichtet über den Ritt nach Segewold folgendes: Die äußerst erbitterten Dragoner erschossen unterwegs jeden ihnen begegnenden bewaffneten Bauern, so u. a. mehrere, die ihnen in einem, wohl aus Sunzel geraubten Landauer entgegenkamen. Einer der beiden Kornets schätzte die Zahl der Erschossenen auf etwa 60. Der Weg führte die Dragoner überall an rauchenden Trümmerhaufen niedergebrannter Gutsgebäude vorüber. Vielfach wurde aus dem Hinterhalt auf sie geschossen, so daß auch sie Verluste hatten. Etwa $^1/_4$ von ihnen wurde getötet oder verwundet. Von den in Segewold schließlich angekommenen Dragonern hatte jeder mehrere erbeutete Gewehre bei sich.

mehr gingen, und sich dann zum Pastorat begeben, um dort zu übernachten. — Pastor Hillner hatte das Pastorat schon vor längerer Zeit verlassen. Hier im Pastorat waren sie nun regelrecht belagert und ca. zwei Tage heftig beschossen worden. Zwei der Herren wurden verwundet. Als die Bauern Anstalten getroffen hatten, vermittelst einer Feuerspritze Petroleum auf das Gebäude zu gießen, hatten auch sie kapitulieren und ihre Waffen gegen freien Abzug ausliefern müssen, worauf sie gefangen genommen worden waren[1]. Sowohl Pastor Stoll wie auch die aus Lennewarden eingebrachten Gefangenen wußten nicht, wie lange sie hier verbleiben würden; von einer Verteilung in die einzelnen Gemeinden war nicht mehr die Rede, vielmehr erklärten die Leute, daß sich die Gefangenschaft eventuell bis Weihnachten oder noch länger hinziehen könne, jedenfalls bis zur Eroberung des ganzen Landes. — Man richtete sich nun, so gut es eben gehen wollte, ein; an Sachen hatte ja keiner etwas mitnehmen können, und so war man genötigt, in derselben, auf der Flucht durchnäßten Kleidung zu bleiben. Da sich in den angewiesenen Räumen bis auf ein paar Stühle keine Möbel befanden, so baten sich die Herren Stroh zum Schlafen aus, was sie denn auch erhielten. Das Essen bestand meist aus Sauerkohl, Heringen und Speck, morgens aus Schwarzbrot und Milch. Da das Gebotene gut zubereitet wurde, waren alle damit vollauf zufrieden. Serviert wurde in einfacher Schüssel, zu der das Löwensternsche Silber mit Wappen, das von den Rebellen benutzt wurde, in recht drastischem Widerspruch stand. Alles in allem ersah man, daß das Komitee sich bemühte, human zu verfahren und das sich vor dem Schlosse drohend zusammenrottende Volk im Zaume zu halten. Doch konnte es den Leuten nicht wehren, in kleineren Trupps, auch nachts, hereinzukommen und die „wilden Tiere" anzustaunen, wobei sie ihrer Erbitterung meist freien Lauf ließen. So erschien z. B. um ca. 3 Uhr morgens eine Bande und spielte auf einem Leierkasten revolutionäre Stücke vor.

Allmählich entstand ein Zwiespalt zwischen dem Komitee und dem Volke, das ungeduldig wurde und die sofortige Aburteilung resp. Hinrichtung der Deutschen immer dringender verlangte, während die Führer die Gefangenen als Geiseln zu verwerten beabsichtigten. Hiebei hatten sie jedoch nicht mit der von ihnen selbst geschürten Leidenschaft des Volkes gerechnet. Tagtäglich wurden nun in dieser Angelegenheit Meetings abgehalten, in denen die Führer immer mehr und mehr die Gewalt über das Volk verloren. Den Gefangenen, die seit

[1]) Einen genaueren Bericht eines Augenzeugen, des Oberleutn. a. D. Habenicht, vgl. in „Die lettische Revolution" Bd. II, S. 247 ff.

Wochen abgeschlossen von der Außenwelt gelebt hatten, wurden die haarsträubendsten Dinge erzählt, wie z. B., daß der Kaiser abgedankt habe, der Gouverneur von Livland ermordet sei und die Stadt Riga in Händen der Letten sich befände.

Am 30. November erschienen in Kokenhusen die Führer und berichteten äußerst aufgeregt, daß von Dünaburg Militär heranziehe und es wohl zu einem Bombardement des Schlosses kommen würde. In dem Falle würde sich das Volk wohl zerstreuen, aber zuvor, um seine Wut zu befriedigen, über die Deutschen herfallen; sie, die Führer, ständen momentan für nichts. Um einen Ausweg zu finden, hätten sie ein Schreiben an die Ritterschaft, das von allen Gefangenen unterschrieben werden müsse, aufgesetzt[1]. In diesem Dokument war die augenblickliche Lage klargelegt. Mit der Bitte um Befreiung war zugleich die andere verbunden, kein Militär zu schicken, da dann das Leben aller so gut wie verwirkt wäre. Mit diesem Schriftstück fuhr der schon früher erwähnte Brasowsky nach Riga. Außerdem wurde beschlossen, daß Rittmeister v. Stern und der Kreischefgehülfe v. P. dem von Dünaburg heranziehenden Militär entgegenfahren sollten, um ihm die verzweifelte Lage der Gefangenen zu schildern. — Nach Stunden äußerster Spannung kehrte Rittmeister v. Stern zurück und berichtete, daß es sich nur um einen Reservistenzug gehandelt habe. Die Bauern hatten die Schienen auf der Strecke entfernt, aus aneinandergereihten Torfstücken künstliche Geleise hergestellt, die den Schienen ähnelten, und so den Zug zum Entgleisen gebracht, wobei viele Menschen ihr Leben einbüßten[2]. Die die Reservisten begleitende Militäreskorte unter der Führung eines Offiziers hatte sich bei der Station in einem Hause verschanzt. Herr v. P. wäre mit einigen Leuten unterwegs zurückgeblieben. Die Bauern hatten ihn auf ihren Meetings solange umhergeschleppt, daß er am Ende seiner Kräfte angelangt war.

---

[1]) Nach dem zit. Bericht wurde das Schreiben vom Kreischefgehülfen v. Peterfenn aufgesetzt. Zwei von den Gefangenen, der Rittmeister und Herr Richter, unterschrieben es nicht.

[2]) Ein Passagier vom entgleisten Zuge berichtete (Düna-Ztg.), daß sich im Zuge etwa 60 Reisende und 35 » Mann Militär (entlassene Reservisten und ca. 100 Infanteristen) befanden. Zwei Werst hinter Stockmannshof erfolgte am 30. Nov. die Katastrophe, bei der 38 Soldaten und 2 Privatpersonen mehr oder weniger schwer verletzt wurden und 5 Soldaten tot auf dem Platze blieben. Der Zug wurde darauf nach Stockmannshof zurückbefördert und während der Fahrt unaufhörlich von den Aufständischen beschossen. Da die Situation äußerst gefährlich war, flüchteten 7 Herren und 5 Damen nach der Ankunft auf der Station in den Stockmannshofschen Krug. Hier traten bald bewaffnete Revolutionäre auf, die die Flüchtlinge als Angehörige der „Tschornaja Sotnja" ansprachen, nach Waffen durchsuchten und 4 Tage im Kruge eingeschlossen hielten. Dann erst wurde ihnen die Fahrt nach Riga gestattet.

Die Kunde von der Entgleisung des Zuges erregte unter den Bauern großen Jubel; die ganze folgende Nacht hörte man sie in den oberen Räumen umhertoben.

Den 1. Dezember, 9 Uhr morgens, erschienen wiederum die Komiteeglieder Malte und Krober mit dem sogen. Schloßkommandanten Sennit, und erklärten, daß das Volk nun nicht mehr auf sie höre, ihnen gegenüber vielmehr eine drohende Haltung annehme und sich jetzt zur endgültigen Aburteilung aller im Gemeindehause versammele. Es würde wohl darauf herauskommen, daß man um die Mittagszeit die Gefangenen freiließe, um sie im nächsten Wäldchen einfach abzuschießen und so die Spur der Mörder zu verwischen. — Dann wurde Herr v. Petersenn, der die Seinen nur einmal auf einen kurzen Moment und zwar in lettischer Sprache hatte sprechen dürfen, hereingeführt, um Abschied zu nehmen, wie die Leute zu verstehen gaben. — Herr v. P., bei dem, wie der Kokenhusensche Arzt konstatierte, eine schwere Lungenentzündung im Anzuge war, täuschte sich über sein Schicksal nicht, da er den Meetings hatte beiwohnen müssen und die Stimmung des Volkes kannte. . . .

So vergingen die Stunden; es hatten wohl alle mit dem Leben abgeschlossen; nur eine schwache Hoffnung blieb noch, nämlich die, daß auf das Schreiben an die Ritterschaft vielleicht ein Abgesandter von dieser erscheinen würde. Doch war das schwer anzunehmen, da die Zeit dazu kaum reichte. Um 12 Uhr mittags machte sich eine starke Bewegung auf allen Gängen bemerkbar, es wurde hin- und hergelaufen, dann erschien ein größerer Volkshaufe und erklärte, daß auf Volksbeschluß nun alle Gefangenen sich unverzüglich nach Römershof zu begeben hätten, um dort ihr Urteil zu erfahren. Aus allen Worten ging hervor, daß den Leuten viel daran lag, die Deutschen möglichst rasch zu entfernen. Was das zu bedeuten hatte, wußten ja alle, doch war man so apathisch, daß es Befriedigung gewährte, endlich Gewißheit zu haben. So brachen denn alle Lennewardenschen Gefangenen zur Station auf, von wo sie bis Römershof per Bahn transportiert werden sollten, während Pastor Stoll mit den Seinen sich nach Linden zurückbegeben mußte. Auf der Station, vor der ein Zug vorgefahren war, empfingen einige hundert Bauern die Gefangenen mit Schimpfreden. Besonders die Wirte aus Altenwoga taten sich dadurch hervor, daß sie über Herrn v. Sch., dessen Familie Jahrzehnte im Frieden mit ihnen gelebt hatte, herfielen. Beim Einsteigen in den Viehwaggon — durch die Höhe des Wagens und wegen mangelnder Treppe war das nicht ganz leicht — versuchten die Herren den am meisten gefährdeten Herrn v. P. zuerst

hineinzuſchieben, doch wurde er plötzlich von den ſich andrängenden Letten zurückgeriſſen und von den Uebrigen getrennt, ſo daß man ihn aus den Augen verlor; dagegen ließ ſich von den gänzlich unbewaffneten Herren abſolut nichts tun. Maximowitſch war die ganze Zeit über nicht ſichtbar. In den Waggon ſtiegen außerdem noch etwa zehn ſchwer bewaffnete, meiſt jüngere Letten, und unter dem Geſang revolutionärer Lieder ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Zum allgemeinen Befremden fuhr man bis zur 2 Werſt entfernten Perſebrücke ſo langſam, daß ein Fußgänger bequem hätte mitkommen können. Dann wurde ſcharf gepfiffen, und weiter ging es mit normaler Geſchwindigkeit. — Wie es ſich erſt ſpäter herausſtellte, hatten die Bauern, etwa 30 an der Zahl, Herrn v. P., Maximowitſch und die drei Tſcherkeſſen vor dem Zuge bis zur Perſebrücke hergetrieben, dort alle fünf ermordet und die Leichen über die Brücke in den Fluß geſchleudert. Maximowitſch war dabei auf eine wahrhoft tieriſche Art zu Tode gemartert worden. Herr v. P., der ſich nicht gequält haben ſoll, wurde hernach nach Altenwoga gebracht und dort unter dem Hurra der Bauern oberflächlich verſcharrt, während die Leichen der andern vier Ermordeten in Kokenhuſen verblieben.

Unterdeſſen fuhren die Gefangenen, über den Verbleib der beiden Herren im Ungewiſſen, nach Römershof. Hier begrüßte ſie abermals eine große Volksmenge. Ein auf einer Mauer erhöht ſtehendes Individuum hielt eine Rede in lettiſches Sprache ungefähr folgenden Inhalts: „Ihr Hooligane — hier folgte die Herzählung aller Namen — habt ſofort dieſes Land zu verlaſſen; geht in euer Vaterland, von wo ihr gekommen; und daß ihr euch nie wieder unterſteht zurückzukehren, dann wird das Gericht über euch ein ſchreckliches ſein.“ An den Rittmeiſter wandte ſich der Redner noch in einer beſonderen Anſprache, in der er ihm u. a. ſtrengſtens unterſagte, je wieder in den Militärdienſt zu treten. Alsdann wurde allen ein Dokument, der ſogenannte Ausweiſungsbefehl, übergeben, mit einem Kirchenſtempel geſiegelt. Dabei wurde bemerkt, daß es allen Deutſchen geſtattet ſei, ſich im Poſtgebäude einige Stunden aufzuhalten, daß ſie jedoch dann unverzüglich die Gegend zu verlaſſen hätten. Da es an Poſtequipagen mangelte, machte man einen Juden gegen viel Geld und gute Worte willig, einige Wagen zu ſtellen. Unterdeſſen erfuhren wir, daß Frau v. Peterſenn, die mit der kleinen Scheinvogel in Lennewarden zurückgeblieben und dort von den Bauern in verſchiedenen Gehöften umhergeſchleppt worden war, vor wenigen Stunden Römershof paſſiert und ſich mit dem Kinde, um den Ihrigen näher zu ſein, auf dem Landwege

nach Kokenhuſen begeben hatte. — Genau zur ſelben Zeit erreichten die Gefangenen per Bahn Römershof. Nun war guter Rat teuer. Da erbot ſich einer der Herren, der deutſche Reichsangehörige Richter, per Poſt zurückzukehren und Frau v. P. abzuholen, zugleich wollte er ſich auch über das Schickſal der Herren v. P. und M. erkundigen.

Die Uebrigen brachen um ca. 5 Uhr morgens, 2. Dezember, verſehen mit einem Paſſierſchein der Revolutionäre, auf. Man kam nur äußerſt langſam vorwärts, da an jedem Kreuzwege oder Gebäude eine bewaffnete Bauernpatrouille ſtand, der der Paſſierſchein behufs Durchſicht vorgewieſen werden mußte. Einer der Herren hatte ſich dann jedesmal ins Gebäude zu begeben und wurde genau ausgefragt. Dann wurden alle bei Laternenſchein gezählt, man prüfte, ob auch die Zahl mit der auf dem Papier angegebenen übereinſtimmte, worauf es bis zum nächſten Gehöft weiter ging. Dort wurde dieſelbe Prozedur vorgenommen. Im Morgengrauen begegneten den Reiſenden auf halbem Wege nach Lennewarden zwei Poſtequipagen. Sie brachten einen Abgeordneten der Ritterſchaft, den Kreisdeputierten Baron Roſen, Braſowsky und zwei Führer der lettiſch-ſozialdemokratiſchen Partei, den Redakteur der „Deenas Lapa", Janſon (und Buſchewitz). Baron Roſen, der auf das Schreiben aus Kokenhuſen von der Ritterſchaft entſandt worden war, die Gefangenen auf irgend eine Art zu befreien, kehrte nun mit Janſon um und ſchloß ſich den anderen an, während Braſowsky, der übrigens ſehr ungehalten über die ſchon erfolgte Freilaſſung zu ſein ſchien, mit ſeinen Kumpanen weiter nach Kokenhuſen fuhr. —

So gelangte man glücklich bis Lennewarden, wo Frau v. Sivers-Römershof ſich mit ihren Kindern noch unverſehrt im Schloß befand. Die Abſicht aller Herren war, nach Mitnahme ihres Gepäcks und der Equipagen ſich unverzüglich weiter nach Riga zu begeben. Doch da Baron Roſen als Abgeſandter der Ritterſchaft die Führung übernommen hatte, ſo mußte man ſich ihm fügen, als er beſchloß, hier noch einige Stunden zu verweilen, um mit Janſon zum Volke zu reden. Dann, ſo verſicherte letzterer, würden alle per Bahn nach Riga befördert werden. Darauf ſprachen denn auch beide zum Volke. Leider wurde es den übrigen Herren von Baron R. nicht geſtattet, die Anſprache anzuhören, feſt ſteht aber, daß Baron R., der 500 Rbl. zum Beſten für die Hinterbliebenen der im Kampfe mit den Dragonern in Lennewarden Gefallenen geſtiftet hatte, die Herzen aller Bauern im Sturme nahm. — Spät abends konnte die ganze Geſellſchaft endlich per Bahn nach Riga aufbrechen, wo ſie gegen Mitternacht eintraf. Am andern

Tage brachte Herr Richter Frau v. Peterſenn mit dem Kinde gleichfalls nach Riga, und erſt jetzt erhielt man die genauen Daten über den grauenhaften Tod der 5 Männer auf der Perſebrücke. . . ."

*

In Ergänzung der obigen Schilderung iſt hier noch Folgendes zu regiſtrieren:

Die Hauptführer in der Kokenhuſenſchen Gegend waren der Gemeindeſchreiber Johann Kroder, die Lehrer Peter Malta und Braſowski. Von großem Einfluß war auch der Arrendator von Kokenhuſen Karl Grobing, der vielfach auf die Menge in beruhigendem Sinne einwirkte und ſich auch der Gefangenen nach Möglichkeit annahm. Zur Zerſtörung des Eiſenbahngeleiſes bei Stockmannshof hatte namentlich auch Peter Malta die Menge aufgerufen (vgl. Verhandlung vor dem Kriegsgericht Auguſt 1907. „Düna-Ztg." 1907 Nr. 91).

Das Schreiben der Gefangenen aus Kokenhuſen an die Ritterſchaft wurde durch den Lehrer Braſowski in Riga dem ſozialdemokratiſchen Zentralkomitee und von dieſem an ſeine Adreſſe übermittelt. Der Kreisdeputierte Baron Roſen verhandelte hierauf mit dem Zentralkomitee. Er machte davon Mitteilung, daß der zurzeit tagende Adelskonvent erneute Schritte beim Grafen Witte machen werde, um eine ſofortige Aufhebung des Kriegszuſtandes herbeizuführen; er erklärte ferner, daß der Konvent mit einer Zurückziehung des Militärs vom flachen Lande einverſtanden ſei. Andere programmatiſche Forderungen, die von dem Zentralkomitee zuerſt vorgelegt wurden, wurden fallen gelaſſen, oder bis auf weitere Beratung vertagt. Man gelangte zum Schluß, daß Baron Roſen gemeinſam mit zwei Abgeſandten des Zentralkomitees (Rechtsanwalt Buſchewitz und Redakteur Janſon) ſofort nach Lennewarden abreiſen ſollte. Als ſie hier nachts eintrafen, fanden ſie die Situation, wie oben erzählt wurde.

Am folgenden Morgen fand im Lennewardenſchen Gemeindehauſe eine Volksverſammlung ſtatt, auf der nach längerer Rede des Redakteurs Janſon die vollſtändige Freigabe der Gefangenen mit ihrem geſamten Eigentum beſchloſſen wurde. Nach Ende des Meetings zog ein Teil der Verſammlung vor das Schloß Lennewarden, wo Baron Roſen noch einmal die Beſchlüſſe des Adelskonvents mitteilte, ferner von ſich aus privatim eine Zahlung von 500 Rbl. verſprach und mit dem Ausdruck der Hoffnung ſchloß, daß die gemeinſame Arbeit wieder zu einer beſſeren Zukunft führen werde. Nach ihm

richtete auch Redakteur Janson eine Ansprache an das Volk, das nicht mehr mit entblößtem Haupt vor dem Schlosse zu erscheinen brauche, sondern mit den Großgrundbesitzern wie Männer zu Männern verhandle. Er endete mit einem Hoch auf das „freie Volk". Hierauf erfolgte die Abfahrt.

Die Erlebnisse Pastor Stolls-Lindens und seiner Begleiter hat einer der letzteren ausführlich geschildert (Düna-Ztg. 1905 Nr. 283 vom 29. Dez.). Die Chronik entnimmt daraus folgendes:

Am 25. November war Pastor Stoll mit seiner Familie und einigen Herren des Selbstschutzes aufgebrochen, um über Kokenhusen nach Riga zu fahren. Da der Bahnverkehr eingestellt war, wollte man andren Tags längs der Düna weiterfahren und über Nacht im leerstehenden Pastorat bleiben. Abends um ½11 Uhr erschienen hier zwei Leute und forderten die Auslieferung der Waffen, hinzufügend, daß das Pastorat von 300 Mann umzingelt sei. Stoll jun., der Sohn des Pastors, der mit den Leuten sprach, schlug ihre Forderung ab, und kaum war die Tür hinter ihnen geschlossen, als eine Gewehrsalve auf die Fenster abgegeben wurde. Die Herren suchten die Fenster notdürftig mit Matratzen zu verbarrikadieren und erwiderten das Feuer. 15 Stunden dauerte nun das Schießen, wenn auch mit Unterbrechungen. Um 1 Uhr nachts zündete die Bande ein in nächster Nähe stehendes Gebäude an, um auf diese Weise das Wohnhaus in Brand zu setzen und die Insassen beim Herauskommen niederschießen zu können, doch fing das Pastorat nicht Feuer. Am Nachmittag schickten die Leute einen Brief zu den Belagerten mit der Aufforderung zur Uebergabe, für welchen Fall sie die persönliche Unantastbarkeit garantierten — im Weigerungsfalle würden sie das Haus bombardieren und in Brand setzen; sie hatten eine Tonne Petroleum, Benzin und eine Feuerspritze herbeigeschafft. Nach heftigem Protest der Herren, von denen zwei verwundet waren, setzte Pastor Stoll es durch, daß Verhandlungen begonnen wurden. Der junge Stoll trat auf den Hof hinaus und war im Augenblick von einer hundertköpfigen Menge umringt. Es wurde festgesetzt, daß die Waffen ausgeliefert, dafür aber den Reisenden sicheres Geleit nach Riga gegeben würde. Nach Uebergabe der Waffen setzte sich der Zug zum Kokenhusenschen Gemeindehause in Bewegung. Unterwegs schlossen sich dem Zuge immer neue Trupps, alle bewaffnet an, so daß es schließlich wohl an die 1000 Personen sein mochten. In welcher Weise die Leute ihren Gefühlen und ihrer Freude über ihren Triumph Ausdruck gaben, entzieht sich der Beschreibung; die Gefangenen mit Petroleum zu begießen und anzuzünden erschien als

köſtliches Schauſpiel, andere waren für ſofortiges Erſchießen. Im Gemeindehauſe wurden die angeblich Freien und unter Schutz Geſtellten weidlich geſchmäht, dann mußten ſie ſich „dem Volke“ vorſtellen. Nach endloſer Prozedur wurden die Gefangenen in das Schloß Kokenhuſen geführt, wo ſie in vergitterten Kellerwohnungen interniert wurden. . .

Nach einigen Tagen, am 1. Dez., erſchien der Kreisſchefgehülfe v. Peterſenn in Begleitung einiger Führer der Revolutionäre und teilte mit, die Führer hätten die Herrſchaft über die Maſſe verloren, das Volk ſchreie nach Blut — wenn er und Maximowitſch erſchoſſen ſeien, werde es ſich vielleicht beruhigen laſſen. Der Anführer meinte dann noch, daß den Damen nichts geſchehen werde, auch dem alten Paſtor werde man nichts tun, welches Schickſal aber die jungen Leute, insbeſondere den jungen Stoll treffen werde, wiſſe er nicht; um 10 Uhr werde ein Meeting über ſie beſchließen. Nun ſaßen Mutter und Sohn zuſammen und warteten auf den Augenblick, da dieſer dem Tode entgegengeführt werden würde. Um 2 Uhr trat der Anführer wieder ein und ſagte: nun iſt es Zeit. Mutter und Sohn gingen ins Nebenzimmer, um Abſchied fürs Leben zu nehmen, beide ruhig und gefaßt, worauf der Anführer ihnen zurief, ſie brauchten nicht Abſchied zu nehmen, die Gefangenen würden alle nach Linden geſchickt werden, da das Oſelshoffſche Gebiet (des Lindenſchen Kirchſpiels) verlange, daß die Gefangenen ihm ausgeliefert werden. Nun wurde eilig gepackt und dann brach die ganze Geſellſchaft in Poſtequipagen auf. In jedem Wagen ſaß ein bewaffneter Wächter, voraus ritten 2 Mann mit roten Fahnen. In Linden angekommen, fanden ſie das Haus in entſetzlicher Unordnung vor. Zweimal war es von Banden nach Waffen durchſucht, wobei die zweite ſcheußlich gewütet hatte: die meiſten Schlöſſer waren erbrochen, der Inhalt von Kommoden und Schränken war herausgeriſſen, an einer Stelle die Diele aufgeriſſen, desgleichen eine mit Brettern beſchlagene Wand, — ſogar in der Kirche hatte ſie den Altar aufgebrochen, in der Meinung, dort könnten Waffen verſteckt ſein. Die Kokenhuſenſchen Wächter blieben bis zum Morgen in Linden und nagelten dann eine rote Fahne an die Veranda des Hauſes; nun waren die Gefangenen dem Oſelshoffſchen Gebiet übergeben. Vor den ihnen nun zugewieſenen Wächtern wurde der Paſtor von Wohlgeſinnten gewarnt, gerade dieſe hätten die Gefangenen zu fürchten, weil es zum Teil übel berüchtigte Perſonen ſeien. Ihrem Ruf entſprach ihr Benehmen: rauchend und ſpuckend, die rot verzierte Mütze auf dem Kopfe, die Flinte auf dem Rücken ſtolzierten ſie in den Zimmern umher. Als ſie ſahen, daß ſie damit nicht impo-

nierten, verlor ſich allmählich ihr Großtun und ſie vertrieben ſich die Zeit mit Kartenſpielen. Am Tage nach der Ankunft in Linden, 2. Dezember, wurden die jungen Leute ins Oſelshofſche Gemeindehaus zitiert, und nachdem man ihnen ihre Taſchenmeſſer abgenommen, ſetzte ſich der Zug mit dem Ruf „paſchol" unter ſtarker Bedeckung in Bewegung. Der Tag verging für die Zurückgebliebenen in ſchwerer Sorge. Endlich gegen 11 Uhr abends kamen ſie wieder zurück. Die jungen Leute waren unverletzt, aber ſie waren überzeugt geweſen, daß ſie erſchoſſen werden würden, da ſie einzeln einem ſtrengen Verhör unterworfen worden waren und die Menge immer ihren Tod gefordert hatte. — Am folgenden Tage wurde dem Paſtor von den Delegierten der örtlichen Revolutionäre eröffnet, daß er binnen 10 Tagen das Paſtorat zu verlaſſen habe. Am 8. Dezember erſchien abends wieder ein Delegierter im Paſtorat und verlangte, die jungen Leute ſollten ſogleich ins Sauſſenſche Gemeindehaus fahren, wo eine Verſammlung der Delegierten vieler Gebiete eben tage. Die Paſtorin erklärte ihm, daß ſie, trotzdem ſie ſchwer leidend ſei, die jungen Leute begleiten werde, wenn auch dieſe Fahrt ihr den ſicheren Tod bringen werde. Der anweſende Arzt beſtätigte dieſes, auch übergab der Paſtor dem Delegierten eine Petition, die Vorladung der jungen Leute zu verſchieben, was denn auch erfolgte. An dieſem Abend ſoll ein vor Sauſſen zu paſſierender Wald voll von Perſonen geweſen ſein, die die Abſicht gehabt, die Herren zu erſchießen. — Am nächſten Abend, 9. Dezember, wurden alle Gefangenen ins Sauſſenſche Gemeindehaus gebracht. Dort wurden ſie vom Schreiber empfangen, der ſie gleich aufs gröbſte ſchmähte und ihnen einen revolutionären Artikel vorlas. Endlich glaubten die Gefangenen von dieſer ſchmachvollen Behandlung erlöſt zu ſein, doch da trat ein Lehrer auf, der den jungen Stoll aufs gemeinſte herunterſchimpfte, ſo daß es ſelbſt dem Schreiber zu viel wurde und er es dem Lehrer verwies. Letzterer verlas auch einen Artikel der „Deenas Lapa", in welchem der junge Stoll aufs gröbſte verleumdet war. Den Herren vom berittenen Selbſtſchutz wurde zum Vorwurf gemacht, ſie hätten den Leuten Geld und Uhren geraubt, mit den Koſaken Trinkgelage gefeiert uſw. Endlich trat noch ein junger Menſch vor und verlas ein Schmähgedicht auf die Paſtoren.

Am 15. Dezember ſollten die Gefangenen abends weiter von der Eiſenbahn nach Tolkenhof gebracht werden, und zwar ſollten die Wächter vorne in den Schlitten ſtehen und letztere etwa 20 Schritt von einander gefahren werden, damit die Gefangenen unterwegs abgeſchoſſen werden könnten. Dem widerſetzten ſich aber die Wächter, in der Befürchtung, mitge-

troffen zu werden. Am 16. Dezember wurden die Gefangenen unter ſtarker Bedeckung nach Tolkenhof gebracht, wobei die Wächter den ſchriftlichen Befehl erhalten haben ſollen, die Gefangenen bei etwaigem Eintreffen von Militär zu erſchießen.

Inzwiſchen waren zwei Herren vom Selbſtſchutz in Sauſſen eingetroffen, die mit den nötigen Papieren verſehen waren, um vom Feſtenſchen Komitee die Freilaſſung der Gefangenen zu erwirken. Am 18. Dezember, während der Verhandlung im Feſtenſchen Gemeindehauſe, traf die Nachricht ein, daß in Sauſſen Dragoner erſchienen ſeien, und ſo wurden die Gefangenen freigegeben. In Tolkenhof veranlaßte die Nachricht vom Eintreffen der Dragoner den Führer der Wächter dazu, in Erfüllung des erhaltenen Befehls ſein Gewehr auf den jüngeren Stoll anzulegen, um mit dem Erſchießen der Gefangenen zu beginnen; er wurde aber von einem andern Wächter daran verhindert, worauf alle Wächter in den Wald flohen. Am Abend fuhren dann die Befreiten nach Sauſſen zurück, und am folgenden Morgen nach Kolenhuſen; da der Bahnverkehr noch behindert war, traf die Geſellſchaft erſt am 20. Dezember wohlbehalten in Riga ein.

27. Nov. Riga. Der Kreischefgehülfe R. Irſchik ſieht ſich genötigt mit ſeinem Kommando von 10 Dragonern das Gut Lindenberg bei Riga, wo er ſtationiert war, zu verlaſſen, weil dieſer Schutz nicht mehr ausreichend iſt.

— Die Forſtei Uexküll wird von einer großen Bande überfallen, beſchoſſen und alle Nebengebäude mit totem und lebendem Inventar niedergebrannt.

28. November. Dorpat. Tagung eines alleſtniſchen Kongreſſes in der Bürgermuſſe.

Einberufen war der Kongreß von den Dorpater eſtniſchen Vereinen. Es lag bei ihnen die Abſicht vor, die Meinungen und Wünſche des Volkes in Anlaß des Freiheitsmanifeſtes durch ſeine Delegierten zu hören, und vice versa dem Volke einheitliche Inſtruktionen zur Verwirklichung der proklamierten Freiheiten zu erteilen. Es waren Delegierte von allen Berufsſchichten aus Stadt und Land erſchienen — über 800 an der Zahl. Die Wahl und Leitung des Kongreſſes begann und endete mit Tumultſzenen. Die national-fortſchrittliche Partei Tönisſons, Redakteurs des „Postimees“, und die ſozialrevolutionäre Partei Speek's, Redakteurs der „Uudiſed“, ſtanden ſich ſchroff gegenüber. Die Töniſſonſche Partei rekrutierte ſich hauptſächlich aus den gebildeteren und wohlhabenderen Elementen des eſtniſchen Volkes, die Speckſche dagegen aus dem niedrigſten Proletariat. Bei ſo ſtark divergierender poli-

tiſcher Anſchauung und ſozialer Beſchaffenheit der Parteien war eine einheitliche Beratung und Beſchlußfaſſung total ausgeſchloſſen, und es kam ſehr bald zu einer Scheidung. Tönisſon behauptete das Feld in der Bürgermuſſe und wurde von ſeiner Partei zum Leiter der Verhandlungen gewählt. Die Speckſche Sektion retirierte ſich in die Aula der Univerſität und ernannte den Advokaten Temant, einen ultraradikalen Schreier aus Reval, zum Führer.

Die national-fortſchrittliche Partei, 5—600 Mann ſtark, unter dem Präſidium Tönisſons, lehnte eine gewaltſame revolutionäre Aktion ab. Sie beſchäftigte ſich vornehmlich mit dem künftigen Ausbau der Selbſtverwaltung des Landes auf ökonomiſchem, pädagogiſchem und kirchlichem Gebiet und mit der Erhaltung der nationalen Eigentümlichkeiten des eſtniſchen Volkes auf dem Grunde der im Manifeſt vom 17. Oktober gegebenen Freiheiten. Im Falle einer reaktionären Strömung in den Regierungsſphären ſollte das Volk jedoch einen paſſiven Widerſtand leiſten: die Zahlung der Steuern einſtellen, die Adminiſtrativbeamten boykottieren ꝛc. Das waren die Grundzüge der Beratungen und Beſchlußfaſſungen in der Bürgermuſſe, die im „Postimees“ veröffentlicht wurden, der ſeinerſeits dazu anfrief, „gegen die revolteſüchtigen Krakehler Front zu machen.“

Ganz anders aber ging es in der Aula der Univerſität her! Hier tobten wilde Leidenſchaften, erſchallten revolutionäre Rufe des aufgehetzten Proletariats. Außer den 200 Delegierten hatten ſich in der Aula viele mandatloſe Individuen eingefunden. Es wurde ein revolutionäres Aktionsprogramm von den „roten“ Häuptern der kopfloſen Menge vorgelegt und von ihr mit Hurra-Rufen approbiert. (Veröffentlicht im „Olewik“ und in den „Uudiſed“.) Hier hieß es u. a.: Pkt. 2: „Wir Delegierte rufen im augenblicklichen Revolutionsmoment alle Mitbürger in Stadt und Land auf, den Kampf gegen das gegenwärtig beſtehende Gewaltregiment mit allen Mitteln zu beginnen.“ Kampfmittel ſind: Revolutionäre Selbſtverwaltung, Boykott der Regierungsbehörden, der Gerichte und des Militärdienſtes, Steuerverweigerung, Bewaffnung des Volkes und Bildung einer Volksmiliz. Pkt. 3: Der Kampf ſoll bis zur Einſetzung einer konſtituierenden Verſammlung dauern. „Die Verſammlung hält es für notwendig zu verlangen, daß in Rußland eine Republik auf demokratiſcher Grundlage eingeführt werde.“ Pkt. 4 betraf die Agrarfrage: der ganze Boden ſoll gemeinſames Eigentum der geſamten Geſellſchaft werden. (Nordlivl. Ztg. 1905 vom 3. Dezember.)

Wer dagegenzureden wagte, wurde ganz einfach niedergebrüllt. Man gab dieſen Revolutionsbeſchlüſſen den feierlichen

Namen „Aula-Manifeſt“ und verbreitete ſie in zahlloſen gedruckten Exemplaren unter dem Volk in Stadt und Land. Das Wort „Manifeſt“ wirkte wie eine Zauberformel auf das Landvolk und verwirrte total die kritikloſe und leichtgläubige Maſſe. —

Seit der Verbreitung dieſes „Aula-Manifeſtes“ durch die heimkehrenden Delegierten und ſonſtige engagierte Agitatoren ſteigerte ſich die Unruhe auf dem Lande in hochgradiger Weiſe. Man ging bald daran, das Revolutionsprogramm durch Verwüſtungen und Exzeſſe auf den Gutshöfen, Paſtoraten und in den Kirchen und Gemeindehäuſern zu verwirklichen.

In den revolutionären Strudel wurden zunächſt die Revaler Fabrikarbeiter hineingezogen. Dieſe waren ſchon lange vorher einer revolutionären Propaganda von ſeiten der lettiſchen Agitationsbanden und der Revaler eſtniſchen „roten“ Intelligenz ausgeſetzt. — Dazu gehörten namentlich die Rechtsanwälte: Temant, Strandmann; die Redakteure: Päts, Pung und Konſorten; die Aerzte: Lüüs, Maſing, Köhler. (S. „Balt. Monatsſchr.“ 1906, Bd. 61, S. 156 ff.)

27. Nov. — 5. Dez. Die Lage bei Alt-Kalzenau und Abzug des Militärs quer durchs Land nach Wenden.

Nach dem Scharmützel der Koſaken, die, 30 an der Zahl, unter dem Kreisſcheſgehülfen A. v. Brümmer in Alt-Kalzenau ſtationiert waren, mit den Revolutionären auf dem Wege nach Martzen am 14. Nov. (vgl. oben), hatte eine regelrechte Umzingelung des Hofes Alt-Kalzenau begonnen, die ſtetig immer enger gezogen wurde. Nachts ſah man (nach dem unveröffentlichten Bericht eines Augenzeugen) ringsum die Lagerfeuer der Revolutionäre, die ſich in immer größeren Maſſen zuſammenſcharten. Sogar Laufgräben wurden von ihnen angelegt. Ein Ueberfall auf die Forſtei, der in dieſen Tagen ſtattfand, wurde von den Bewohnern abgeſchlagen. Die Situation wurde ſchwierig und ſo verließ am 19. November ein Teil der Bewohner Alt-Kalzenau, Frauen und Kinder unter dem Geleit einiger Herren vom Selbſtſchutz, und wurde nach Riga gebracht. Gleich darauf (21. Nov.) wird das Wohnhaus des Gutes Feſten niedergebrannt, deſſen Verwalter Reitzberg ſich nun auch nach Alt-Kalzenau flüchtet, wohin ſich in den nächſten Tagen auch noch der größte Teil der noch in der Umgegend vorhandenen Deutſchen begibt. Alle dieſe Perſonen ziehen dann am 24. Nov. nach Stockmannshof ab, wo ſie noch den letzten vor der Einſtellung des Bahnverkehrs nach Riga abgehenden Zug erreichen, der unterwegs von den Revolutionären beſchoſſen wird.

Am 27. November erſcheinen in Alt-Kalzenau, von Fehteln her kommend, Parlamentäre der Aufſtändiſchen mit einer weißen Fahne, die den Koſaken freien Abzug zuſichern, falls ſie den Hof verlaſſen und preisgeben wollten. Die Koſaken weiſen das Anerbieten jedoch zurück. Am folgenden Tage (28. Nov.) trafen die 56 Koſaken aus Friedrichswalde, wo die Lage unhaltbar geworden war, in Kalzenau ein, mit der Abſicht ſich nach Wenden durchzuſchlagen. Am 29. November wird dann ein Verſuch gemacht, ſich mit den in Odſen ſtationierten Koſaken in Verbindung zu ſetzen. Allein vergeblich; die Koſaken können nicht durch, da ſie in einem Scharmützel mit einer großen Uebermacht der Aufſtändiſchen zurückgedrängt werden. So beſchließen die Koſaken am 1. Dezember abzuziehen; ſie werden ſchon in nächſter Nähe des Hofes aus den Laufgräben heftig beſchoſſen.

Gleich nach ihrem Abzuge wird der Hof Alt-Kalzenau vollſtändig ausgeplündert und unter dem Geläute der Kirchenglocken total niedergebrannt: nicht weniger als 32 Gebäude werden eingeäſchert.

Unter fortwährenden Kämpfen gelangten die 86 Koſaken nach Verſohn. „Im Walde, ſo berichtet ein Teilnehmer an dieſem Zuge (Düna-Ztg.), waren die Wege durch Drahthinderniſſe verſperrt, Fallgruben, mit Tannenreiſig bedeckt, gegraben, an den Grabenrändern fand man Wälle aufgeworfen, von denen aus die Durchziehenden unter Salvenfeuer genommen wurden. Nicht wenig Revolutionäre ſind teils gefallen, teils verwundet worden. Aus dem Walde führte der Weg an einem großen Geſinde vorbei, aus deſſen ſteinernem Wohngebäude die Koſaken ſtark beſchoſſen wurden. Der mitziehende Lubahnſche Landgendarm wurde ſchwer verwundet. Das Haus konnte nicht genommen werden und wurde umgangen. Von einem Berge aus ſah man ganz Alt-Kalzenau brennen. Von Verſohn zog man nach Modohn, wo ſich 60 Infanteriſten (ſowie der Modohnſche Kreisſcheſgehülfe M. nebſt Familie) den Koſaken anſchloſſen. Weiter ging es nach Alt-Pebalg, wo ſich einige Familien anſchloſſen. Die Kirchenglocke wurde, offenbar als Signal, geläutet, und es fand ein ſchwerer Kampf bei der zu einer Feſtung umgewandelten und mit einer Kanone verſehenen ſteinernen Parochialſchule ſtatt, indem beim Anſturm 3 Soldaten getötet und einige verwundet wurden. Die Schule konnte nicht genommen werden, man machte den Verſuch, ſie mit Pulver zu ſprengen, was mißlang. Kaum war man weiter gezogen, ſo brannte auch dieſes Gut. Wir übernachteten in einem verlaſſenen Geſinde. Faſt alle Geſinde ſind verlaſſen und faſt die geſamte männliche Bevölkerung ſteht unter Waffen. Wir mußten

einen Berg unter Salvenfeuer paſſieren, mehrere Revolutionäre wurden getötet, bei einem fand man ein grob geſchmiedetes Schwert. In Serben wurden wir wieder mit Glockenläuten empfangen, entwaffneten am Kruge mehre Leute und wurden weiterziehend beſtändig aus dem Hinterhalt beſchoſſen. Wir mußten, um weiter zu kommen, auf dem Wege auch eine Brücke erneuern. Endlich am 5. Dezember zogen wir in Wenden ein. Erwähnt ſei noch, daß wir auch Schloß Serben hinter uns brennen ſahen. Da ſich uns auf dem Wege immer mehr Infanterie anſchloß, betrug deren Zahl beim Einzug in Wenden ca. 150 Mann. In Summa betrug unſere Streitmacht mit Einſchluß der bewaffneten Herren ca. 250 Mann, eine kleine Schar gegenüber Tauſenden. Wir haben es nur einzelnen glücklichen Zufällen zu verdanken, daß wir uns durchſchlagen konnten."

28. Nov. Grünhof (Kurl., Kr. Doblen). Bericht über die revolutionären Vorgänge am 28. November.

Die Nachricht, daß das in Grünhof ſtationierte Militär am 27. November auf Befehl des Generalgouverneurs nach Mitau zurückberufen ſei, hatte ſich blitzſchnell verbreitet. Vor dem Gottesdienſt (im Küſterat) erſchien der Sozialiſtenführer Brigader und erklärte, daß den Verſammelten bekannt gemacht werden würde, daß eine „Mobiliſation" gegen die „ſchwarze Sſotnja" bevorſtehe und alle Verſammelten ſich anſchließen ſollten. Am Nachmittag erſchien ein Haufe von Knechten vor der Wohnung des Oberverwalters M. und erſuchte ihn Pferde zur Verfügung zu ſtellen, um nach Mitau zu fahren. Die Bitte wurde jedoch rundweg abgeſchlagen, und mehrere Schreier, die mit Gewalt drohten, wurden von beſonneneren Leuten beruhigt.

In der Nacht vom 27. auf den 28. brachen nun ſämtliche Leute zu Fuß nach Mitau auf, kehrten jedoch nach etwa einer halben Stunde zurück, da ihnen ein reitender Bote entgegenkam mit der Meldung, daß Mitau bereits in den Händen der Aufſtändiſchen ſei, das Militär gemeutert habe und infolgedeſſen der Sturm auf Mitau nicht mehr nötig ſei. — Sofort fand auch eine große Verſammlung im Saale des Grünhöffſchen Konſumvereins ſtatt, deren Reſultat war, daß morgens früh eine Schar von ca. 100 Mann, revolutionäre Lieder ſingend, vor das Verwaltungsgebäude zog. Als Herr M. und mit ihm der Oberförſter C. der Menge entgegentrat, wurde von den Führern dem erſteren mitgeteilt, daß er ſeines Amtes als Verwalter des Gutes entſetzt ſei und Grünhof zu verlaſſen habe. Dem Förſter dagegen wurde der Beſcheid zuteil, daß er vorläufig noch in ſeinem Amt zu bleiben habe. Hierauf erging

nun die Aufforderung, ſämtliche Schlüſſel, das Inventar, die Bücher ꝛc. der Menge unverzüglich auszuliefern, was jedoch von den Herren ſtrikt abgelehnt wurde, indem ſie erklärten, nur der rohen Gewalt weichen zu wollen. Darauf drang ein Teil der Menge mit ihrem Führern in das Kontor, konfiszierte die Schlüſſel und verlangte drohend die Herausgabe der Waffen. Da ein Gemetzel mit der an Zahl und Bewaffnung überlegenen Menge unſinnig geweſen wäre, ſo wurden 3 Gewehre und 1 Revolver ausgeliefert. — Dann zog die Menge zum Schloß, erklärte den darin wohnenden wenigen Dienſtleuten, daß ſie jetzt Herren des Beſitzes ſeien. Endlich zog der Haufe in die Beihöfe ab, wo die Wagger abgeſetzt und die bisherigen Vorknechte als ſolche eingeſetzt wurden.

Unterdeſſen war ein zweiter revolutionärer Haufen von etwa 100 Mann vom Degge-Walde her nach Grünhof gezogen, hatte ſich mit dem erſten vereinigt und begab ſich ins Paſtorat, woſelbſt dem Paſtor, G. Seeſemann, verkündet wurde, daß er abgeſetzt ſei und bis 12 Uhr nachts das Paſtorat zu verlaſſen habe, widrigenfalls man ihn mit Gewalt entfernen werde. Auch hier wurden einige Waffen mitgenommen. — Darauf zog der Haufe unter Vorantragen einer roten Fahne zum Gute Grünhof und drang ſofort in das Haus des Oberverwalters ein. Zufällig war keiner im Augenblick anweſend, und kurzer Hand wurden etliche Kommoden, Tiſche, Schränke ꝛc. aufgebrochen und unterſucht. Bald darauf kam Frau M. nach Hauſe und wurde ſofort nach Waffen und dem Aufenthalt des Herrn M. befragt. Als ſie erwiderte, daß er ausgegangen ſei, mußte ſie noch alles andere öffnen und zeigen.

Herr M. und mit ihm ein zum Beſuch weilender Herr hatten ſich durch die Stille täuſchen laſſen, und näherten ſich allmählich der Rückſeite des Hauſes, als plötzlich ein kleines Mädchen ihnen entgegeneilte, einen Zettel übergab und ebenſo ſchnell verſchwand. Herr M. hatte kaum dem Papier entnommen, daß ſein Leben bedroht ſei, als er auch ſchon hinter ſich 6 bis an die Zähne bewaffnete Kerle bemerkte, die das Gewehr im Anſchlage, ihnen nacheilten. Als die beiden Herren ſahen, daß an ein Fliehen nicht mehr zu denken war, kehrten ſie um und gingen den Kerlen entgegen, von denen ſie umringt wurden. Jedem wurde Revolver und Patronen abgenommen und dann wurden ſie vor die Front des Hauſes eskortiert, wo man ſie mit Gebrüll empfing. Sofort wurden Rufe laut: Nieder mit dem Hund! Tötet ihn! Hängt ihn! uſw. — die unflätigſten Worte fielen. Darauf ſollte das Todesurteil geſprochen werden, zuvor jedoch wurde Herrn M. geſtattet, ſich von ſeiner Frau und Kindern zu verabſchieden, dann wurde er

hinausgeführt. Es folgte ein kritiſcher Moment: die Gewehre wurden angeſetzt, die Hähne knackten — Herr M. hatte ſeinen Mantel heruntergeriſſen und die Jacke geöffnet, ihnen zurufend: „Nun, ſo ſchießt doch mal!“ Da, im letzten Moment, trat ein Wirt heran und rief: „Den Herrn dürft ihr nicht töten, ich kenne ihn und trete für ihn ein!“ Es erhoben ſich Stimmen des Unwillens, aber der Wirt ließ nicht nach, und es gelang ihm ſchließlich auch, den Haufen zu beſchwichtigen, dafür aber wurde Herrn M. das Ultimatum geſtellt, noch am ſelben Tage ſofort Grünhof zu verlaſſen.

Vorher aber wurde er noch zum Schloß geſchleppt, wo er den Pulverkeller, die Waffenniederlage und (sic!!) auch den Keller, wo die Leichen der in Grünhof zu Tode gemarterten Sozialiſten lägen, zeigen ſollte! Trotz der ſchlimmen Situation konnte ſich Herr M. eines Lachens nicht enthalten, als er ſolchen Blödſinn vernahm. Natürlich wurde nichts gefunden. Nun wollte man das Gebäude, worin die Soldaten gewohnt hatten, in Brand ſtecken, was aber durch Dazwiſchentreten von beſonneneren Elementen verhindert wurde. Im Schloſſe ſelbſt wurde nichts beſchädigt.

Unterdeſſen war es dem Oberförſter gelungen, ſich durch den Wald nach Hofzumberge durchzuſchlagen, um die dortige Verwaltung zu warnen. Er kam gerade an, als die aus Fockenhof und Behnen nach Mitau berufenen Dragoner dortſelbſt eintrafen, und unter deren Schutz gelangten alle wohlbehalten nach Mitau. Unterwegs ſtießen ſie auf den aus Grünhof ziehenden Haufen, der die Grünhöfſchen Pferde hatte nehmen wollen, jedoch von einem braven Schmiedegeſellen daran gehindert worden war; es kam zu einem Gefecht, wobei es auf ſeiten der Revolutionäre 7 Tote und etwa 8 Verwundete gab, worauf die übrigen ſich ſchleunigſt in den Wald flüchteten. Auf ſeiten der Dragoner wurde nur 1 Pferd verwundet.

28. November — 2. Dezember. Das Revolutionsdrama in Tuckum.[1]

Seit Mitte November hatte ſich im Tuckumſchen Kreiſe die revolutionäre Bewegung in verſtärktem Maße bemerkbar gemacht. Ueberall zogen bewaffnete Banden umher, raubten Waffen und riefen auf Meetings die Bevölkerung zum Aufſtande auf.

Die ganze Tuckumſche Garniſon unter dem Kommando des Oberſtleutnants Müller beſtand aus 50 Mann Infanterie

[1]) Nach den Verhandlungsberichten des „Tuckumer Prozeſſes“, „Düna-Ztg.“ 1906 Nr. 295. 96. 98; 1907 Nr. 3. 7. 27. 29. 30. 37. Ferner Berichte von Augenzeugen, die weiterhin angeführt ſind.

unter Kapitän Glindſitſch und ca. 40 Dragonern (roten) vom Pſkowſchen Regiment mit zwei Offizieren, dem Rittmeiſter Jaroſchew und Kornet Ismailow. — Immer öfter kam es zu Zuſammenſtößen mit dem Militär.

Am 27. Nov. hatte in Schlampen ein Meeting ſtattgefunden und 5 Delegierte waren dann auf dem Rückwege in Tuckum arretiert worden, wobei einer von ihnen erſchoſſen wurde. Infolgedeſſen kam es am folgenden Tage, 28. November, gegen Abend zu einer Anſammlung bewaffneter Revolutionäre, unter ihnen viele Juden, auf dem Marktplatz, die ſtürmiſch die Freilaſſung der Arretierten verlangten und mit einem Sturm auf das Gefängnis drohten. Als die Menge ſich anſchickte die Gefangenen zu befreien und eine Salve auf die Wache vor dem Gefängnis abgab, kam es zu einem Zuſammenſtoß mit einer Dragonerpatrouille in der Altmockenſchen Str., wobei ein Dragoner verwundet und einer erſchoſſen wurde. Darauf eröffneten auch die Dragoner das Feuer, erſchoſſen gegen 35 Tumultuanten und nahmen mehrere gefangen. — Indeſſen erfüllte der Kreischefgehülfe — der Kreischef Baron Rahden hatte ſich in dem 1 Werſt von der Stadt gelegenen Schloß Durben einquartiert — die Forderung und ließ, in der Hoffnung dadurch die Ruhe wiederherzuſtellen, die Arreſtanten frei. — Dieſe Hoffnung war unbegründet. Während der ganzen Nacht rückten immer neue Mengen bewaffnetee Revolutionäre in die Stadt ein, und erhielten im Lettiſchen Vereinshauſe, wo das revolutionäre „Komitee" in Permanenz tagte, ihre Inſtruktionen.

Inzwiſchen war die Tätigkeit der Polizei der bedrohlichen Haltung der Einwohner wegen zeitweilig eingeſtellt worden. Am 29. November trat nun das Stadthaupt Martin Kremanns, ein Mann der ſich bis dahin als loyaler Bürger geriert hatte, mit einigen Stadtverordneten im Lettiſchen Vereinshauſe zu einer Beratung über „Maßnahmen zur Herſtellung der Ruhe" zuſammen. Man beſchloß um Erlaubnis zur Begründung eines Bürger-Selbſtſchutzes nachzuſuchen. Kremanns wandte ſich daher telephoniſch an den Kreischef Baron Rahden mit dem Geſuch: die Drohung zu dementieren, daß die Häuſer, aus denen auf das Militär geſchoſſen werde, niedergebrannt werden ſollen, und ferner, die der Bevölkerung konfiszierten Waffen zurückzugeben, damit ſtädtiſche Bürgerpatrouillen eingerichtet werden könnten. Baron Rahden ſchlug alles rundweg ab. Nun wandte man ſich aber an den Oberſtleutnant Müller, und der geſtattete die Organiſation eines „Selbſtſchutzes", da Kremans für die Ruhe in der Stadt garantierte, wie es ſcheint veranlaßt durch einen der Führer, Adolf Jordan. — Die Ver-

treter der Stadt versammelten sich nun wieder im Vereinshause zu weiterer Beratung. Hier erschienen jetzt aber auch, geleitet von zwei Hauptführern des Aufstandes, Wilhelm Kringel und dem Juden Chaim Blumenthal, eine größere Anzahl bewaffneter Insurgenten und etwa 50 unbewaffnete Einwohner. Kremanns erklärte, worin die Aufgabe der Patrouillen zu bestehen habe und wollte die Organisation selbst der späten Stunde wegen auf den nächsten Tag verschieben. Er wurde jedoch von Blumenthal und Kringel unterbrochen, die ihm zu schweigen geboten, weil er kein Recht habe, Befehle zu erteilen, da er doch nicht auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählt sei. Darauf vertrieb Kringel die unbewaffneten Einwohner aus dem Verein und erklärte, er werde selbst die Patrouillen organisieren. Am Eingang wurde ein bewaffneter Revolutionär postiert und die Aufständischen in kleine Abteilungen verteilt.

Um 9 Uhr abends erschienen die bewaffneten Patrouillen auf den Straßen. Aber keine Ruhe trat ein. Die ganze Nacht über fielen Schüsse und fortwährend trafen neue Trupps Bewaffneter ein. Mit Windeseile war die ganze Umgegend von der Lage in Tuckum benachrichtigt worden und überall wurden Bauern und Knechte zusammengetrommelt, um, freiwillig oder gezwungen, wobei auch das geschickt gehandhabte Gerücht von der „schwarzen Sfotnja" eine aufregende Rolle spielte, nach Tuckum zu ziehen. zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf der Eisenbahn. Selbst von Schlock, von Lesten, ja von Kandau her kamen sie an. In Kandau wurde das Volk vom Exekutivkomitee durch Hornsignale zusammengerufen, ausgerüstet und unter Anführung des Hilfslehrers Freimann eilig in kleinen Trupps auf Wagen zum Kampf nach Tuckum geschickt. Es waren hier schließlich mehrere Tausend bewaffneter Revolutionäre versammelt.

Am frühen Morgen des 30. Novembers war die ganze Stadt in der Macht der Aufständischen. Aller Verkehr stockte. Wo sich Soldaten blicken ließen, wurden sie beschossen. Sie mußten in ihren Standquartieren verbleiben, die Infanterie in ihrem Kasernement am Rande der Stadt, die Dragoner in der Eckmannschen Einfahrt an der Großen Straße, wo sie sich in dem großen steinernen Stall, so gut es ging, verschanzt hatten. Die Dragoner wollten auch ihrerseits die Häuser beschießen; das wurde ihnen jedoch nicht gestattet. Hier erschienen nun schon am Morgen mit weißer Flagge Parlamentäre der Rebellen, unter ihnen auch das Stadthaupt Kremanns, der dem Oberstleutnant Müller erklärte, er sei „irregeführt" worden. Sie boten freien Abzug an gegen Kapitulation und Auslieferung

aller Waffen. Dies Anſinnen wurde mit Entſchiedenheit zurückgewieſen. Die Dragoner ſelbſt drohten jeden der Ihrigen niederzuſchießen, der auch nur Miene machen würde, die Waffen auszuliefern.

Als die Aufſtändiſchen von dieſer Ablehnung erfuhren, begannen ſie das zur Einfahrt gehörige Hotel, in dem die Dragoneroffiziere und Oberſtleutnant Müller wohnten, heftig zu beſchießen, ſo daß dieſe ſich in den feſten Stall zu ihrer Mannſchaft zurückziehen mußten. Unterdeſſen hatte man alle Vorbereitungen getroffen, das kleine, von der Außenwelt abgeſchnittene Häuflein Dragoner zu überwältigen. Man hatte Telephon- und Telegraphendrähte abgeſchnitten und damit an mehreren Stellen quer über die Große Str. Sperren gezogen, um einen plötzlichen Durchbruch der Dragoner zu verhindern. Alle Fenſter und Bodenräume der um die Einfahrt gelegenen Häuſer waren durch Bewaffnete beſetzt worden, beſonders die Stadtſchule und Kronselementarſchule, der lettiſche Verein, das Haus des Doktors Jorban und der Turm der lutheriſchen Kirche; auf allen nach Tuckum führenden Wegen waren Pikett's aufgeſtellt. Und nun begann von allen Seiten ein mörderiſches Feuer auf den Zufluchtsort der Dragoner, die es nach Möglichkeit erwiderten. Das Schießen dauerte über 24 Stunden an.

Von auswärts wurden jetzt mehrfach Verſuche gemacht, den Belagerten zu Hülfe zu kommen. Zweimal ſuchte die Infanterie unter dem Feuer der Revolutionäre durchzudringen. Vergeblich. Der Kapitän Glindſitſch wurde ſelbſt kontuſioniert, 8 von ſeinen Soldaten verwundet. Er war ſchließlich genötigt, ſich nach Durben zurückzuziehen, wo ſich 10 deutſche Herren mit 4 Jägern, 8 Koſaken und 20 roten Dragonern, die am 28. Nov. dort eingetroffen waren, in Verteidigungszuſtand geſetzt hatten. Auch der Kreisches Baron Rahden hatte mit 12 Dragonern ſchon um 10 Uhr morgens verſucht in die Stadt zu gelangen. Am Kreuzwege Durben-Eckenhof geriet er in heftiges Feuer, das aus einem Häuschen am Wege und von einem Holzſtapel beim Stationsgebäude herkam. Sein Pferd wurde unter ihm erſchoſſen, er ſtürzte und verletzte ſich heftig am Knie. Einige Dragoner galoppierten nun weiter zur Stadt zu und kehrten mit Infanterie zurück, die dann das Häuschen und den Holzſtapel beſchoſſen und die dort eingeniſteten Rebellen vertrieben. In die Stadt hineinzugelangen war unmöglich.

Bald nach 3 Uhr nachmittags kam von Neuenburg her der tags zuvor von Tuckum aus hinbeorderte Leutnant Helenius mit 17 Dragonern und dem Kreischefgehülfen Baron Bagge auf der Irmlauſchen Straße in die Stadt geritten. Auch er

versuchte vergeblich durchzudringen. In seiner Begleitung befanden sich mehrere Flüchtlinge vom Lande, die sich ihm in Neuenburg angeschlossen hatten[1]. Einer von ihnen, die Freifrau A. v. Drachenfels, berichtet[2] über diese Episode in den Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse:

„Als wir uns Tuckum näherten, sahen wir auf den Bahndämmen und auch sonst größere dunkle Menschenhaufen stehen und alles sah sehr unruhig aus. Als wir dann an die ersten Häuser der Stadt kamen, bemerkten wir, daß alle Fensterläden geschlossen und die Straßen ganz öde waren. Als die Dragoner am Eingang des ersten Hofes vorübergeritten waren, stürzten aber mehrere Personen, Männer und Frauen, heraus und sahen ihnen gespannt nach; — in demselben Augenblick fielen von beiden Seiten aus den Dächern und Bodenfenstern Schüsse, — die Neugierigen an der Ecke verschwanden im Nu, und nun ging das Schießen aus allen Häusern auf die armen Dragoner los! Sie versuchten auch zu schießen, aber da die Schüsse der Revolutionäre fast nur zwischen den Dachpfannen und aus kleinen Schießscharten hervorkamen, so war es ihnen unmöglich, ein Ziel aufs Korn zu nehmen. Der Leutnant Helenius versuchte in Karriere die Stadt zu passieren und entschwand mit seinen Dragonern sehr schnell unsern Blicken. Wir waren auch schon zwischen die ersten Häuser geraten, und es knallte hinter und vor uns! Mein Mann und unser Jäger Nehlsen sprangen sofort von den Wagen und brachten durch wohlgezielte Schüsse die Besatzung im ersten Hause zum Schweigen; — die Kutscher kehrten schleunigst um und fuhren mit uns etwa 100 Schritt zur Stadt hinaus, — weiter gestattete ich nicht zu fahren, da mein Mann nicht nachkam. Ich rief und bat in größter Angst um ihn, er möge kommen, — anfangs vergebens, — erst als aus den ersten Häusern keine Schüsse mehr fielen, kam er mit dem Jäger nach. Gleich darauf sausten in voller Flucht die Dragoner zurück, bespritzt, manche blutend, der Leutnant ohne Mütze, anscheinend auch verwundet. Es waren schreckliche Augenblicke!

„Die Dragoner waren weiter in der Stadt auf starke Drahtgeflechte, durch die die ganze Straße versperrt war, gestoßen, mußten wenden und wollten durch eine Nebenstraße weiter, stießen hier aber auf dasselbe Hindernis und waren dabei beständig im dichtesten Kugelregen. Da hieß es schleunig

[1]) Es waren Fürst Lieven-Blieden nebst Gemahlin, seine Schwägerin Frau v. Voigt mit zwei Töchtern, Baron Drachenfels mit Gemahlin und Tochter, eine Jungfer und ein Jäger.

[2]) In Velhagen und Klasings Monatsheften, Juni 1906, Heft 10, S. 454. — Die Flüchtlinge wurden später von den Revolutionären gefangen genommen und nach vielem Umgemach erst am 4. Dez. wieder freigelassen.

umkehren. Nun erſt fiel es uns ein, daß am erſten Hauſe auch mehrere ſtarke Drähte quer über die Straße gelegen hatten; meine Tochter, die auch gleich aus dem Wagen geſprungen war, um an der Seite des Vaters die Feinde zu beſchießen, was ich aber durch meine Bitten verhinderte, hatte darauf aufmerkſam gemacht, daß die Drähte vom Dachfenſter des erſten Hauſes aus gezogen und gehoben wurden. Es war das offenbar ein Drahtgeflecht geweſen, beſtimmt, hinter den Dragonern aufgezogen zu werden, damit ſie in der Falle und alle verloren geweſen wären! Die Schüſſe meines Mannes und unſeres Jägers hatten die Biedermänner im erſten Hauſe lahm gelegt und ſo zum Glück dieſe Greueltat vereitelt! Uebrigens wären auch wir in der Falle geweſen. — Der Leutnant war, gottlob, nur leicht am Knie verwundet. Sein Mantel war auf der Bruſt vom Schrot wie ein Sieb durchlöchert, das aber nicht weiter eingedrungen war; eine Kugel hatte das Bandelier getroffen, war aber nicht durchgegangen; er hatte einen leichten Streifſchuß am Rücken und auch die Stiefel waren durchlöchert; wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben. Zwei Dragoner waren erſter verwundet, der eine am rechten Arm, der andere am Bein; zwei andere hatten leichte Streifſchüſſe. — Während wir noch auf offener Landſtraße berieten, was zu tun ſei, rief unſer Jäger wiederholt, wir ſollten uns beeilen, ſonſt würden wir umzingelt werden. Er ſähe ganze Trupps Menſchen einem nahen Wäldchen zuſtrömen, das wir paſſieren mußten. Wir ordneten uns alſo ſchnell, nahmen den am ſchlimmſten verwundeten Dragoner auf unſern Wagen und kehrten überraſchenderweiſe unangefochten zehn Werſt auf unſerem Wege zurück — bis zum Gutshofe Degahlen."

Am nächſten Tage gelangte Leutnant Helenius mit ſeinen Dragonern, in Begleitung von Baron Bagge und Baron Drachenfels, auf anderen Wegen nach Durben, wo etwa um dieſelbe Zeit auch der aus Talſen hinbeorderte Kornet Jermolenko mit 20 Dragonern eintraf.

In Tuckum hörte inzwiſchen am Nachmittag des 30. Novembers das Schießen, wie ein Augenzeuge berichtet, plötzlich auf. Alles ſtrömte ins lettiſche Vereinshaus, wo Kriegsrat abgehalten wurde. „Nach einer kurzen Pauſe ertönten die Kirchenglocken und riefen die Menge zum allgemeinen Sturm auf die verſchanzten Dragoner, aber dieſer ſcheiterte vollſtändig. Die meiſten verſtanden es wohl, aus gedeckter Stellung, aus Fenſtern und Dächern und vom ſicheren Kirchturm aus zu ſchießen, aber zum Sturm wagten nur wenige ſich heran und dieſe wurden ſehr bald weggeblaſen." Man hatte zuerſt beab-

sichtigt den Stall der Eckmannschen Einfahrt in Brand zu setzen, das Unternehmen jedoch wegen des windigen Wetters bis auf den nächsten Tag verschoben.

Am Morgen des 1. Dezembers wurde der Plan ausgeführt. Hornsignale ertönen. Eine Bude wird erbrochen und zwei Faß Petroleum an den Zaun beim Stall der Dragoner gewälzt. Eine daneben gelegene Scheune wird bespritzt und in Brand gesteckt. Wohl kostet es den Angreifern einige Opfer, aber das Werk gelingt. Die Flammen greifen auf den Stall hinüber. Es gelingt den Dragonern einmal den Brand zu löschen. Aber das Gebäude faßt zum zweiten Mal Feuer, das zu unterdrücken nicht mehr möglich ist. Den Eingeschlossenen bleibt nur übrig, einen verzweifelten Durchsbruchsversuch zu wagen.

Und die Tapfern wagen ihn. Zuerst wird der größte Teil der Pferde, 34 an der Zahl, hinausgetrieben, auf die sofort ein heftiges Feuer eröffnet wird; 28 werden erschossen, die andern verwundet. Dann laufen die Dragoner hinaus auf den Hof und die Straße. — „Schwarz wirbelte der Rauch", so schildert ein Augenzeuge diesen Moment[1], „über das Dach der kleinen Drogonerschar, gleich einer langen Trauerfahne, für die dem sicheren Tode Geweihten. . . . Rasch öffneten sich die Pforten der verschanzten Dragonerfestung, entschlossen stürmen die Tapfern, in der einen Hand das Pferd am Zügel, es als Deckung benutzend, in der andern Hand das Gewehr, vorwärts durch Drähte und alle möglichen Hindernisse. Das unbeschreibliche Geprassel der von Kellerluken, Dächern, Fenstern der Häuser und Kirche entsandten Geschosse war entsetzlich. Es verschwammen die vielen Salven und Schüsse in einem furchtbaren Getöse, das weithin an dem gegenüberliegenden Walde ein schauerliches Echo fand. Ein gellendes Hurra durchtönte die Luft. Wunderbarerweise gelang es etwa der Hälfte der Dragoner sich durch dieses Höllenfeuer durchzuschlagen. Eine Dame sah vom Balkon ihrer Villa, wie 2 Drogoneroffiziere, den Revolver in der Hand, gefolgt von 4 Dragonersoldaten, durch den Garten der Villa flüchteten, den Eisenbahndamm an der Mühlenstauung erreichten und schießend und kämpfend in der Richtung nach Durben davonstürmten, verfolgt von einer ganzen Schar von bewaffneten Bauern und überschüttet von Geschossen aller Art. Die Bauern drangen darauf in den Pferdestall der Dragoner, wo nur noch der alte Oberstleutnant Müller zurückgeblieben war, die Hände hoch hob und seine Uebergabe anbot. Drei Leute traten jedoch

[1]) Düna-Ztg. 1905, Nr. 268 vom 7. Dez.

heran und schossen den greisen Mann nieder, der vierte versetzte ihm noch einen Bajonettstich."

Während dieses Kampfes wurden 19 Dragoner getötet, fast alle übrigen, unter ihnen auch der Kornett Ismailow, verwundet; nur 14 Mann und die beiden Offiziere gelangten nach Durben, unverwundet davon bloß der Rittmeister Jaroschew und 2 Dragoner. Auf dem Kampfplatz wurde indessen die Leiche des Oberstleutnants, fast kahl ausgezogen, auf das Straßenpflaster geschleudert, wo sie den ganzen Tag über liegen blieb, ebenso wie die gefallenen Dragoner mit ihren Pferden. Einer von den „Freiheitskämpfern", ein junger Bauer namens Karl Bumeister (Baumann), der später (Febr. 1907) kriegsgerichtlich erschossen wurde, schnitt dem toten Oberstleutnant einen Finger ab, um sich seines Ringes zu bemächtigen. Hier muß allerdings registriert werden, daß einer der Hauptanführer, W. Kringel, diesen Mann daraufhin arretieren ließ und ihm bedeutete, daß das „Komitee" ihn zum Tode verurteilt habe und ihn den Soldaten zur Verfügung stellen werde. Aber die Führer vermochten oder verstanden es dennoch nicht, Bestialitäten ihrer „Milizen" zu verhindern. — Mehrere von den Dragonern, die nur schwer verwundet gefallen waren, wurden nachträglich erschossen, mit dem Bajonett erstochen, ja mit dem Beil erschlagen. „Ein unglücklicher Dragoner", erzählt ein andrer Augenzeuge (Düna-Ztg. Dez. 1905), der alles aus nächster Nähe beobachten konnte, „lag lange verwundet auf der Straße und schoß aus seinem Gewehr; die feindlichen Kugeln schlugen rechts und links auf. Immer wieder sah man ihn sich mühselig halb erheben und wehren, da plötzlich zuckte er, sank und rührte sich nicht mehr. Eine Kugel hatte ihm den Rest gegeben." — An einigen von den Leichen hat man später gegen 50 Schußwunden konstatieren können; sie waren auch sonst in entsetzlicher Weise verstümmelt und wiesen sehr zahlreiche tiefe Stich- und Hiebwunden auf. Diese entstellten Toten sind später photographiert worden; die Bilder wurden auch unter den Truppen verteilt. Zwei von den Helden, die Verwundete niederstachen, konnten nachmals dessen überführt werden, einer von den Anführern der Rebellen, der Bauer Jakob Leelkalnjahn und der Schmid Wilis Swaigsnekaln; auch sie büßten mit dem Tode.

Drei Dragoner und ein Infanterist, der wohl zum Dienst beim Oberstleutnant kommandiert war, fielen den Aufständischen lebend in die Hände. Zwei wurden am Bahndamm ergriffen, verprügelt und in den lettischen Verein geschleppt; die beiden andern waren in eine Querstraße gelaufen und hatten hier auf dem Boden eines Hauses Schutz gesucht; man fand sie auf

und brachte sie gleichfalls in das Vereinshaus. Hier wurden sie übrigens nicht schlecht behandelt, man gab ihnen sogar Wurst und Brot und versicherte, daß ihnen nichts geschehen werde.

Nach der „Schlacht" mit den Dragonern trat eine Ruhepause ein. Im Vereinshause wurde wieder „Kriegsrat" gehalten und bald darauf drangen bewaffnete Haufen in die Häuser und forderten alle Waffen ab. Der Friedensrichter und einige andere Personen werden gefangen gesetzt, der Polizeiaufseher für abgesetzt erklärt. In den Kanzleien der Kreispolizei und des Untersuchungsrichters wurden die Akten und Dokumente vernichtet und aus dem Gefängnis eine Anzahl politischer Gefangener befreit. Am Abend sollte eine neue Stadtverwaltung gewählt werden. Ein Haufe Aufständischer erschien auf der Station Tuckum I, verhinderte den Abgang des Zuges nach Riga und wollte den Stationsgendarm töten, weil er den fliehenden Dragonern den nächsten Weg nach Durben gezeigt habe. Auf Bitten des Stationschefs ließ man ihn schließlich am Leben, doch wurde er entwaffnet. — Aus Gesprächen der Leute auf den Straßen hörte man indessen mehrfach, wie ein Augenzeuge berichtet, „daß nunmehr die Deutschen und die Juden vorgenommen werden würden."

Am Abend hielten die „Führer" im Vereinshause wiederum eine Beratung ab. Da erdröhnte plötzlich ein Kanonenschuß: eine Granate schlägt ins Vereinshaus und reißt einen Teil der Fassade ab. Unter den dort Versammelten entstand eine große Panik: neue Truppen waren angekommen.

Endlich — wenn auch zu spät — war Entsatz herbeigeeilt: General A. A. Chorunshenko mit 160 Mann Infanterie, 85 Dragonern und 2 Geschützen. Er hatte zunächst die Zugänge zur Stadt nach einem von Ortskundigen ausgearbeiteten Plan besetzt und war mit einem Geschütz in die Stadt eingerückt, d·s er in der Großen Str. auffahren und dreimal feuern ließ: eine Granate traf ins Vereinshaus, eine zweite in ein Privathaus, ein Schrapnelschuß in eine Hofpforte. Die aufgeschreckten Revolutionäre eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. In der Dunkelheit konnten die Soldaten sie aber nirgends erblicken, sie wagten sich in der unbekannten Stadt nicht weiter vor. Der General zog die Truppen wieder vor die Stadt zurück. Schon jetzt suchten viele Revolutionäre eilig die Stadt zu verlassen; nicht wenige von ihnen wurden dabei von den Posten an den Ausgängen niedergeschossen. Während der ganzen Nacht vernahm man von der Umgebung der Stadt her unaufhörlich Gewehrfeuer. Unbegreiflicherweise zog der General aber bald auch die Zernierungsposten zurück, was sich viele der aufständischen Bauern sofort zu nutze machten.

Der Morgen des 2. Dezembers, berichtet ein Augenzeuge, zeigte ein ganz verändertes Bild. „Kein Hurra, kein Geschrei, kein Hornsignal, überhaupt kein lautes Gespräch auf den Straßen. Ueberall größere Gruppen von Bewaffneten mit offensichtlich besorgten Gesichtern. Viele hatten aus der Stadt einen Ausgang gesucht, aber keinen gefunden. Die ganze Nacht hatte das „Komitee" die veränderte Lage beraten und nach einem Mauseloch gesucht, um durchzuschlüpfen und sich aus der Klemme ziehen zu können — und wirklich, man fand tatsächlich ein ganz günstiges und sogar ehrenhaftes Ausgangstor!"

Inzwischen hatte der General eine aufgegriffene Privatperson mit dem Befehl in die Stadt geschickt, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern, widrigenfalls er die Stadt bombardieren werde. Und nun eröffneten die Revolutionäre lange Verhandlungen. Um 11 Uhr vormittags erschien beim General ein Parlamentär, Judrik Pangle, auf einem erbeuteten Dragonerpferd mit einer weißen Fahne in der Hand. Er überbrachte ein Schreiben des „Komitees", in dem dieses erklärte, die Kronswaffen nur unter der Bedingung ausliefern zu wollen, daß die Truppen zurückgezogen und nicht in die Stadt hineingeführt werden; sonst würde man wieder die „Positionen" einnehmen. Der General antwortete schriftlich, daß er nicht bombardieren werde, wenn man die Waffen, die gefangenen Soldaten und die Pferde ausliefere und eine Deputation seitens der Stadt das feierlich versprechen werde. Nach kurzer Zeit kehrte der Parlamentär in Begleitung eines Unterhändlers, des Tischlers Behrsin zurück, denen der General nochmals seine Bedingungen mitteilte. Darauf kam noch eine dritte Deputation, welche die Bedingungen annahm.

Nun zog Chorunshenko mit den Truppen in die Stadt ein, wo ihn eine Deputation mit Heiligenbildern empfing, ihm Salz und Brot überreichte und sich zur Niederlegung der Waffen und Aufrechterhaltung der Ruhe verpflichtete. Auf dem Marktplatz wurde Friede geschlossen. Die erbeuteten Dragonerflinten, die Säbel und Sättel wurden ausgeliefert. „Ergreifend war die Szene", berichtet ein Augenzeuge, „als den Dragonern auf dem Markt die Flinten ihrer hingemordeten Kameraden ausgeliefert wurden, nach denen sie stürmisch verlangt hatten. Sie reichten sie von Mann zu Mann und jeder Soldat küßte sie. Auch die toten Pferde wurden gestreichelt und geliebkost." Die Abschlachtung der Kameraden hatte sie furchtbar erbittert. Als sie so auf dem Marktplatz hielten, waren ihre Gesichter wutverzerrt. „Nur mit Mühe gelang es dem Offizier, seinem Kommando Gehör zu verschaffen. Er befahl schließlich die Flinten zu entladen und ließ die erbitterten

Reiter aus der Stadt führen." — Schon vorher am Vormittag war eine Schar der roten Dragoner in Neu-Tuckum eingedrungen und hatte hier jeden niedergeschossen, der sich ihnen nicht sofort ergab. Gegen 45 Personen — die Anzahl läßt sich nicht genau feststellen —, darunter einige Frauen, sollen hier das Leben eingebüßt haben, unter ihnen auch viele unschuldige Opfer.

So hatte Tuckum „kapituliert". Das Resultat war aber, daß inzwischen während der Verhandlungen und im Laufe des Vormittags fast alle bewaffneten Revolutionäre die Stadt verlassen hatten, unbehindert und unbehelligt, zum Teil auf dichtbesetzten langen Wirtschaftswagen, mit den Waffen in der Hand. Auch mit der Eisenbahn zogen viele ab, die Flinten unter ihren Röcken und Mänteln versteckt. Unbehindert fuhr auch das ganze revolutionäre Komitee mit dem 3 Uhr-Zuge nach Riga ab*. Mit ihm brachte sich auch das Stadthaupt Kremanns in Sicherheit. Er teilte den Stadtvertretern mit, er fahre zum Generalgouverneur nach Mitau und dann zum Grafen Witte, um persönlich für die bedrohte Stadt einzutreten. Er nahm die Witwen- und Waisenkasse und andere Gelder im Betrage von 30—40 Tausend Rbl. an sich, löste in Riga einen Auslandpaß und verschwand auf Nimmerwiedersehen. — Was die Tuckumer Einwohner an Waffen auslieferten, war meist von geringem Wert.

Die Presse griff bald darauf den General Chorunshenko seines unverständlichen Verhaltens wegen heftig an. Er suchte sich in der „Now. Wremja" zu rechtfertigen; aber der Versuch mußte gerade in den Hauptpunkten, auf die es ankam, als gänzlich mißlungen bezeichnet werden. (Vgl. „Die Lettische Revolution" Bd. II, S. 266.)

Noch am Tage der Kapitulation zog der General weiter nach Talsen, um die dortigen Garnisonen zu entsetzen.

29. Nov. — 2. Dez. Frauenburg (Kurl.). Auch hier hatten zahlreiche Meetings, die namentlich unter der Führung eines Malergesellen und eines Photographen abgehalten wurden, die Bevölkerung soweit aufgehetzt und aufgeregt, daß sich zum

*) Die Hauptführer des Aufstandes hatten sich in Sicherheit gebracht; einige, wie der Jude Chaim Blumenthal, für immer; andre wurden späterhin gefangen. Zwei Brüder Anskaln waren Waldbrüder geworden, sie wurden ergriffen und erschossen. W. Kringel war ins Ausland geflüchtet; er kehrte aber zurück, wurde gefaßt und mit noch zwei Genossen in Mitau kriegsgerichtlich erschossen. Adolf Jordan war auch ins Ausland geflohen; er kam wieder, wurde in Riga ergriffen und feldgerichtlich erschossen (8. Dez. 1906). Von den übrigen Tuckumer Rebellen wurden später vom Rigaer Kriegsgericht 45 zur Zwangsarbeit bis zu 15 Jahren und 17 zum Tode verurteilt; sie wurden am 14. Febr. 1907 in den Sandbergen erschossen.

29. November alle bewaffneten, um gegen die „schwarze Sfotnja“ zu ziehen. Von allen Gütern in der Umgegend trafen Boten ein mit den Meldungen, daß sie von hier oder von da herauziehe. Es entstand eine ungeheure Aufregung.

Als nun am 30. November der hier stehende Militärposten nach Hasenpoth abzog, erhielten die Revolutionäre vollständig freie Hand. Auf dem Gemeindegericht wurden die Richter abgesetzt und neue gewählt; der Pastor, Th. Becker, wurde abgesetzt und ihm ein Termin zum Verlassen des Pastorats gestellt.

Am 2. Dezember wurde dann die Verwaltung des Fleckens neugewählt, acht Personen, unter ihnen der Postmeister, der orth. Priester Stiprais, der Kaufmann Billwitz und sogar drei weibliche Personen, eine 70jährige Frau Reder und zwei jüngere Fräulein. Nach der Wahl begab sich der ganze Haufe zum Stadtältesten Wezinsky und nahm ihm fast mit Gewalt die Schlüssel ab. Dann wurde mit viel Geschrei die Monopolbude zerstört und die Polizei, ein Pristaw und 3 Schutzleute, entwaffnet, worauf die Entwaffnung der Bewohner des Fleckens folgte. Am folgenden Tage wurde sogar ein „Generalstreik“ angeordnet, der mehrere Tage dauerte.

29. Nov. — 2 Dez. Alt-Autz (Kurl.). Im Flecken Alt-Autz stand eine Kompagnie Infanterie (vom Windauschen Regiment). Am 30. November wurde das Militär im Amtslokal des Friedensrichters, wo es stationiert war, von revolutionären Banden überfallen und heftig beschossen, wobei 4 Mann schwer verwundet wurden. Die Kompagnie war genötigt am folgenden Tage abzuziehen. Der Flecken geriet nun ganz in die Macht der Aufständischen. Am 2. Dezember griff ein bewaffneter Haufe die Kanzlei des jüng. Kreischefgehülfen v. Brasche an, vernichtete Bücher, Protokolle und Mobiliar. Alle Regierungsinstitutionen wurden aufgehoben, die Beamten abgesetzt, von denen mehrere fliehen mußten, um ihr Leben zu retten. — Schließlich wird eine neue revolutionäre Verwaltung eingesetzt, die zwanzig Tage lang funktioniert, bis zum 22. Dezember, wo endlich wieder Militär am Orte erschien. (Verhandlungsberichte des Alt-Autzschen Prozesses, Febr. 1907. „Rig. Tgbl.“ 1907 vom 8. u. 9. Febr.)

29. Nov. — 5. Dez. Die Beschießung von Talsen.*

Der Flecken Talsen in Kurland gehörte zum Aktionsgebiet des Komitees der „Tuckum-Talsenschen lettischen sozialdemokra-

*) Nach den Verhandlungsberichten des „Talsenschen Prozesses“, „Düna-Zeitung“ 1906 August, Nr. 193. 195. 196. 198. — Berichte von Augenzeugen „Düna-Ztg.“ 1905 vom 9. Dez. — „Balt. Tagesztg.“ 1907 Nr. 96.

tiſchen Partei". Zahlreiche Meetings in der ganzen Umgegend hatten für die Aufwieglung der Bevölkerung geſorgt. Im November mehrten ſich von Tag zu Tage die gelegentlichen Zuſammenſtöße bewaffneter Revolutionäre mit dem Militär. — In Talſen ſtand eine Schwadron (ca. 85 Mann) der (roten) Pſkowſchen Dragoner unter den Kornetts Lugowoj und Jermolenko, der am 30. Nov. mit 20 Mann nach Tuckum abberufen wurde. Am 20. Nov. waren die Dragoner genötigt, ein Meeting im ſog. Einſiedlerwalde mit Schüſſen auseinanderzutreiben, wobei 3 Perſonen getötet und mehrere verwundet wurden. Bei der Beerdigung der Gefallenen am 26. Nov. kam es wohl zu großen Demonſtrationen mit wilden ſozialdemokratiſchen Reden, doch nicht zu blutigem Zuſammenſtoß.

Am 29. November aber brach plötzlich in der Stadt wie in der ganzen Umgegend eine wilde Panik aus. Reitende Boten, erzählten Augenzeugen (Düna-Ztg. vom 9. Dez. 1905), „verbreiteten mit unglaublicher Schnelligkeit ringsum im Lande fürchterliche Schreckensnachrichten: die „ſchwarze Rotte" ziehe plündernd, brennend, entſetzlich mordend von Tuckum heran. In Talſen hatte dies Gerücht zunächſt die überraſchende Wirkung, daß alle, ſowohl die ordnungsliebenden Bürger als auch die Sozialdemokraten, Deutſche, Letten und Juden ſich zuſammentaten und einen Selbſtſchutz organiſierten. Die Aufregung war unbeſchreiblich. Jeden Augenblick erwartete man den furchtbaren Ueberfall — aber es blieb alles ſtill. Das Geſpenſt erſchien nicht."

Nun aber bemächtigten ſich die Revolutionäre der Stadt. Die Stadtverwaltung wurde beſeitigt; eine bewaffnete Bande drang ins Friedensgericht ein, der Friedensrichter Baron Heyking wurde „abgeſetzt"; ebenſo der Notarius Baron Sacken. Der Poſtmeiſter mietete Pferde und brachte die Poſtkaſſe fort. — Einer der Hauptführer der Revolutionäre war hier der Talſenſche Buchhändler Linde, neben ihm auch der Photograph Steinberg, ein Jude. Die Dragoner waren „boykottiert"; bei Todesſtrafe hatten die Aufſtändiſchen verboten, ihnen etwas zu verkaufen, ſo daß ſie ſchließlich genötigt waren, ſich mit Gewalt Heu und Hafer zu verſchaffen, wofür ſie das Geld in der Rentei hinterlegten.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember erfuhren die Dragoner, daß die Gewehrniederlage beim Kreismilitärchef überfallen werden ſoll. Der Kornett Lugowoj eilte ſogleich mit den Dragonern dorthin, fand aber alles in Ordnung. Während deſſen hatte eine Bande von etwa 15 Revolutionären den Stall der Dragonerpferde in der Einfahrt des Hotels „St. Petersburg" anzuzünden verſucht, war aber von der Wache

zurückgeschlagen worden, wobei zwei Revolutionäre erschossen und einer ergriffen wurde.

Am folgenden Tage, 3. Dezember, erfuhr man, daß ein größerer Haufe von 2—300 Mann, die sich ebenso wie in Tuckum von allen Seiten „zum Krieg nach Talsen" zusammenzogen, das Städtchen überfallen wolle. Die Eskadron eilte sofort der heranrückenden Menschenmenge entgegen. In der Laizenschen Straße wurden aus einem Hause auf sie einige Schüsse abgegeben, worauf sie von allen Seiten, sowohl von der Straße als von den benachbarten Häusern mit Schüssen überfallen wurden; 4 Dragoner und 5 Pferde wurden erschossen. Die Straßen waren von Glatteis bedeckt, so daß den Dragonern der Rückzug sehr erschwert wurde. Der Kornett Lugowoj kommandierte 15 Dragoner nach der Kaserne zurück, um sie vor einem Ueberfall zu schützen. Als diese auf einen Hof bei der Kaserne kamen, wurden sie plötzlich von den Revolutionären überfallen, welche auf sie zu schießen begannen. Nach drei von den Dragonern abgegebenen Salven stoben die Angreifer auseinander. In der Nacht versuchten die Revolutionäre nochmals einen Ueberfall auf die Kaserne, wurden aber zurückgeschlagen.

Am 4. Dezember erschien der Schreiber der Stadtverwaltung Augusft Klimpmann bei der Wache der Verwaltung des Kreismilitärchefs und erzählte, daß er vom „Komitee" delegiert worden sei, den Unteroffizier Behrsing und die Soldaten aufzufordern, sich den Revolutionären zu ergeben. In der Stadt sei eine Miliz von 1000 Mann, organisiert und bewaffnet, welche bei jedem Widerstand das Haus der Verwaltung des Kreismilitärchefs niederbrennen und die Soldaten niederschießen würden. Als Klimpmann fortgegangen war, umzingelte eine Menschenmenge das Haus der Verwaltung, sperrte das Kommando ein, brach das Zeughaus auf, raubte 116 Flinten mit Patronen und zerstreute sich. Der Kreismilitärchef, der später auch in Anklagezustand versetzt wurde (April 1907), hatte keine genügenden Maßregeln gegen einen solchen Ueberfall getroffen, ja er hatte dem Unteroffizier sogar befohlen, auf die Revolutionäre nicht zu schießen, wenn sie das Zeughaus in größerer Menge angreifen würden. — Während dieses Ueberfalls schickte Lugowoj 10 Dragoner zum Kreismilitärchef nach Patronen, die Menge aber überfiel auch sie, so daß sie zurückweichen mußten.

Als General Chorunshenko, der inzwischen von Tuckum her in Stenden angelangt war, von diesen Vorgängen erfuhr, schickte er dem Kornett Lugowoj den schriftlichen Befehl, sich zurückzuziehen und sich auf dem Wege nach Stenden etwa

um 5 Uhr nachmittags mit ihm zu vereinigen. Die Dragoner zogen nun ab. Die Revolutionäre triumphierten. Der Schreiber Klimpmann ſagte ſiegesgewiß zum Apotheker, bei dem er ſich Verbandzeug für ſeinen durchſchoſſenen Arm holte: „Seien Sie ganz ruhig, die Dragoner werden nie mehr zurückkommen.“

Nachdem die Talſenſchen Dragoner ſich mit General Chorunſhenkos Truppen vereinigt hatten, rückten ſie zuſammen vor die Stadt, auf die ſechs Kanonenſchüſſe abgegeben wurden. In der Stadt erfuhr man, daß der General, falls die Aufſtändiſchen nicht morgens die geraubten Gewehre ausliefern und kapitulieren würden, den Ort in Grund und Boden ſchießen werde. Da es dunkel war, zog der General ſich für die Nacht wieder nach Stenden zurück.

Am folgenden Morgen, 5. Dezember, erſchien hier eine Deputation aus Talſen, die dem General meldete, daß „die Bevölkerung ſich beruhigt habe.“ So rückten die Truppen wieder vor. Kornett Lugowoj wurde mit ſeinen Dragonern vorausgeſandt. Als Avantgarde ließ er zuerſt 20 Dragoner in die Stadt voranreiten. Als dieſe nun in die Große Straße gelangt waren, wurden ſie plötzlich aus einigen Häuſern beſchoſſen. Der Kornett Jermolenko wurde durch zwei Schüſſe am Arm verwundet, von den Dragonern 3 getötet und 3 verwundet. Die erbitterten Dragoner erwiderten das Feuer und ſetzten die Häuſer in Brand, während nun auch der Kornett Lugowoj mit ſeiner Schwadron herbeigeeilt war. Namentlich aus dem Hotel Dunckel (Grunsky), dem Sitz des revolutionären „Komitees“, war geſchoſſen worden; es wurde umſtellt, und nachdem der Wirt nebſt Familie und einigen andern Frauen und Kindern herausgelaſſen war, beſchoſſen, wobei mehrere Aufſtändiſche darin umkamen, und dann in Brand geſteckt. Auch das Haus des Photographen Steinberg wurde niedergebrannt. Der ſo entſtandene Brand griff aber auch auf andere Häuſer über, ſo daß eine ganze Anzahl Gebäude in Aſche gelegt wurden. In einigen von ihnen waren Sprengſtoffe verwahrt, die nun mit gewaltigem Getöſe in den Flammen explodierten. — Inzwiſchen war auch der General mit ſeinen Truppen herangekommen, die nun die Revolutionäre vollends durch einige Kanonenſchüſſe und Gewehrſalven auseinanderſprengten. Erſchoſſen wurden der Photograph Steinberg und der 17jährige jüdiſche Polytechniker Thalberg. Die meiſten von ihnen hatten freilich auch hier die Verwirrung benutzt, um zu entkommen. Ganze Wagenreihen Bewaffneter, erzählt ein Augenzeuge, fuhren auf der Poſtendenſchen und Nurmhuſenſchen Straße zur brennenden Stadt hinaus.

Das Militär rückte ſofort wieder ab, nach Mitau, wo ein

großer organisierter Angriff der Revolutionäre auf die Stadt erwartet wurde. Der Einwohner Talsens hatte sich ein großer Schrecken bemächtigt. Was zurückblieb, erzählt der erwähnte Zeuge, „was nicht zu Fuß oder in Wagen nach Riga oder in die Wälder und Gesinde der Umgegend floh, blieb in Angst und Not und Elend. Die Polizei hat sich aufgelöst. Die Rentei ist fortgeführt. Das Militär ist abgezogen, nachdem es die Beamten aufgefordert hatte, die Stadt unter seinem Schutze zu verlassen, und Privatpersonen samt deren Familien gestattet hatte, sich diesem Zuge, der sich am 6. Dezember vormittags zur nächsten Eisenbahnstation, Steuden, bewegte, anzuschließen. Es war ein langer, trauriger Zug. Um 2 Uhr nachts fuhren die Flüchtlinge nach Riga ab*."

28. Nov. — 5. Dezember. Windau in den Händen der Revolutionäre.

Seit dem Oktobermanifest hatte auch in Windau die Gährung beständig zugenommen (vgl. oben S. 32. 59. 70). Am 28. November wurde nun der Generalstreik proklamiert und in wenigen Stunden befand sich die ganze Stadt in den Händen der Revolutionäre unter der Leitung des lettischen sozialdemokratischen Komitees, dem alles zu gehorchen hatte. Berittene wohlbewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt und bemächtigten sich aller Institute, des Elevators, der Banken, des Hafens. Die Behörden blieben einstweilen in Funktion. Nur der Pastor der lettischen Gemeinde, H. Glaeser, wurde vom „Volk" für abgesetzt erklärt. Die Polizei hatte alle Macht verloren.

Das anwesende Militär, ca. 160 Mann Infanterie und 30 Dragoner, wurde durch die Schwäche des Platzkommandanten ebenfalls ganz außer Aktion gesetzt. Er empfing sogar täglich Deputationen der Sozialisten und verhandelte mit ihnen.

Am 29. November stand Windau unter sozialdemokratischer „Regierung". Hier waren einige Tage zuvor auf der Reise von Libau nach Riga zwei höhere Offiziere, ein General und ein Oberstleutnant, zu Schiff angelangt. Dreimal wurde ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben, dann aber wieder entzogen. Auch auf Privatpersonen erstreckte sich die Fürsorge des sozialdemokratischen Komitees. Die im Hotel angelangten Gäste durften nur auf ihren Zimmern speisen, mußten ihre Zimmer selbst säubern und sich mit einem Kellner begnügen, da die übrigen Bediensteten entlassen waren.

*) Von den später verhafteten Talsenschen Revolutionären wurden später, im August 1906, kriegsgerichtlich 8 zum Tode und 14 zu Zwangsarbeiten verurteilt.

Nun sollte, wie ein Augenzeuge berichtet, ein Teil des in Windau stehenden Militärs mit einem Militärzuge fortgeschickt werden. Die Genehmigung dazu wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß mit dem Militärzuge sich Delegierte zum Generalgouverneur v. Böckmann begeben könnten, um ihm zu sagen, daß „in Windau alles ruhig", das Militär überflüssig und seine Entfernung ratsam sei. Unter den Delegierten befanden sich u. a. auch der Wirkliche Staatsrat Sch. und der Friedensrichter Sp. Als der Militärzug am 30. November abgehen sollte und mit ihm auch der General und der Oberstleutnant Windau verlassen wollten, wurde das gewaltsam verhindert und die Lokomotive abgekoppelt. Erst am 1. Dezember um 11 Uhr vormittags konnte der Zug, ohne jene hohen Militärs, abgelassen werden. Kurz vor Stenden erwies sich das Geleise als beschädigt und alle verließen den Zug. Unter dem Militär zeigte sich eine große Erbitterung, die sich gegen die Delegierten richtete; diese konnten mit knapper Not in den Wald flüchten und mußten die 48 Werst bis Windau zu Fuß und später mit einer Draisine zurücklegen.

27. Nov. — 13. Dez. Goldingen unter der Herrschaft der Revolutionäre.

Am 25. Nov. abends wurde ein Schutzmann meuchlings erschossen. Die Folge davon war, daß am 27. Nov. sämtliche Schutzleute bei dem Kreischef erschienen und ihre Aemter niederlegten. Bald darauf wandten sich, wie der zusammenfassende Bericht eines wohlinformierten Goldingers („Düna-Ztg." 1905 vom 3. Dez.) erzählt, Delegierte der sozialdemokratischen Partei an den Kreischef mit dem Ersuchen, den Schutz der Stadt ihnen anzuvertrauen und ihnen die Waffen der entlassenen Polizeichargen zu übergeben. Der Kreischef hielt es für möglich, sich auf dies Experiment einzulassen, obgleich in dieser Zeit auch das Militär, ca. 35 Dragoner und 50 Infanteristen, aus Goldingen zurückgezogen worden war. Von Stund an standen Männer mit roten Binden auf den Posten und patrouillierten in der Stadt. Das Stadthaupt, Krause, der ihnen bis dahin den Rathaussaal zur Veranstaltung von Meetings verweigert hatte, ersuchten sie, ihnen das Lokal einzuräumen, um über Maßregeln zur Sicherung der Stadt zu beraten. Das Stadthaupt sah sich nicht in der Lage, seine Weigerung aufrecht erhalten zu können. Auf diesem Meeting am 28. Nov. wurden nun Reden höchst bedenklichen Charakters gehalten. Die Redner sprachen von den Fenstern des Saales aus, auf dem Marktplatz stand die lauschende Menge. Die heftigsten Angriffe richteten sich gegen die „Blutsauger", die „Tschinowniks", die „Herren" überhaupt, und gegen den Kaiser,

dessen in unqualifizierbaren Ausdrücken Erwähnung getan wurde. Dann wurde die Menge aufgefordert, eine Kommission zu wählen, die eine Wählerliste für die Wahl einer neuen Stadtverordneten-Versammlung zusammenstellen sollte. Von den Rednern wurden verschiedene Personen in Vorschlag gebracht und nach der Stärke des Beifallsgeschreis oder des Murrens entschieden, wer gewählt sei. Ferner wurden alle Anwesenden dringend gewarnt, sich der baltisch-konstitutionellen Partei anzuschließen. In der Woche vorher hatte nämlich in Goldingen eine Versammlung von Vertretern aller Berufe stattgefunden, um über den Anschluß an diese oder die in Mitau gegründete monarchisch-konstitutionelle Partei zu beraten; darnach waren unter dem Volk sofort die Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, als handle es sich um einen Zusammenschluß der „Tschornaja Sotnja". Die Anhänger dieser Partei wurden jetzt als „Volksfeinde" gebrandmarkt. Die Letten, die sich an der Versammlung beteiligt hätten, seien von den „Herren" erkauft worden. Doch traten auch Redner auf, die sich maßvoller ausdrückten und vor nationaler Hetzerei warnten. Unter Hurrageschrei und revolutionären Liedern ging die Versammlung auseinander.

In den nächsten Tagen trat eine Kommission zusammen und stellte fest, daß alle Personen beiderlei Geschlechts, die über 20 Jahre alt wären, das Recht hätten, an den städtischen Wahlen teilzunehmen. Des Rathauses hatte sich die revolutionäre Partei völlig bemächtigt.

Am 30. November fand die letzte legitime Stadtverordnetenversammlung statt, doch waren nur 13 Stadtverordnete erschienen. Schon seit einem Monat waren keine städtischen Steuern eingeflossen — unter dem Druck von Drohungen der Revolutionäre. Trotzdem wurde es der bisherigen Stadtverwaltung aufs Schuldkonto geschrieben, daß sie leere Kasse hinterlassen habe! Die Rentei wurde von Leuten, die ihre Sparkasseneinlagen zurückforderten, unausgesetzt umlagert; sie hatte täglich ca. 20,000 Rbl. auszuzahlen. Endlich wurde die Parole ausgegeben, man solle kein Papiergeld mehr entgegennehmen. Handel und Wandel begann zu stocken.

Am 2. Dezember verlangte ein Teil der Schüler der Handelsschule, aufgehetzt durch Agitatoren, Aenderungen im Schulwesen, z. B. Aufhebung sämtlicher Strafen; der Inspektor weigerte sich jedoch mit den Schülern in Unterhandlung zu treten. Darauf zogen ca. 40 Schüler ab; der größere Teil blieb in der Schule. — Am nächsten Morgen erschienen die streikenden Schüler in Begleitung von roten Polizisten vor der Schule, erzwangen den Eintritt und unter dem Gesang von revolutionären Liedern die Entlassung der Schüler. Von da

zogen die tumultuierenden Schüler zur Stadttöchterschule und erzwangen auch hier die Schließung.

Am 3. Dezember verbreitete sich das Gerücht, Kosaken seien aus Tuckum im Anmarsch. Die revolutionäre Stadtregierung, an deren Spitze ein seinerzeit aus dem Goldinger Seminar ausgeschlossener Kleinhändler Sch. stand, verfügte daraufhin eine Requisition aller in der Stadt vorhandenen Waffen. In der Stadt kursierte das Gerücht, der Kreischef habe ihnen zu diesem Zweck das Verzeichnis der im Laufe der letzten Monate gelösten Waffenscheine zur Verfügung gestellt. Jedenfalls waren sie genau orientiert, in welchen Häusern und wieviel Waffen sie zu finden erwarten durften. Auch auf den benachbarten Gütern Peltzen, Kurmahlen, Planezen wurde die Auslieferung sämtlicher Waffen erzwungen. Alle nach Goldingen führenden Wege wurden von Patrouillen bewacht.

Bereits am 2. Dezember war der jüngere Kreischefgehülfe Hugo Detlowsky von den Revolutionären verhaftet und ihm die Mitteilung gemacht worden, er werde nun dafür gerichtet werden, daß er seinerzeit in Mitau einen Sozialisten in Verteidigung seines eigenen Lebens erschossen hatte. Er erhielt zunächst Stubenarrest und rote Polizisten bewachten ihn. Am 4. Dezember wurde seiner Braut ein Abschiedsbesuch bei ihm gestattet. In der folgenden Nacht wurde er sodann aus Goldingen fortgebracht und schließlich in Libau ermordet, wo man einige Tage später auf einer Straße seine Leiche fand.

Am 5. Dezember zogen Volkshaufen mit roten Binden umher und leerte in den verschiedenen Handlungen die Sammelbüchsen des „Roten Kreuzes". Die Versuche der neuen Stadtverwaltung, für sich Steuern zu erheben, scheiterten vielfach.

Am 6. Dezember trafen Gerüchte von dem Bombardement Talsens in Goldingen ein. Dem Bericht eines Augenzeugen entnimmt die Chronik Folgendes („Düna-Ztg." 1905 vom 20. Dez.): Die Führer des sozialistischen Komitees machten sich mit den „requirierten" Geldern in der Richtung auf Libau aus dem Staube, wurden aber von ihren Parteigenossen eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Die Hausbesitzer hielten Versammlungen ab, um zu beraten, was zur Abwendung des Bombardements zu tun sei. Die Revolutionäre hatten den Befehl erlassen, nach Eintritt der Dunkelheit im Falle des Einrückens des Militärs Hofpforten und Haustüren nicht zu verschließen. Das ehem. Stadthaupt, Armin Adolphi, trat energisch dafür ein, diesen Befehl unbeachtet zu lassen, da es offenbar darauf abgesehen sei, bei Beginn eines Straßenkampfes in die Häuser Unbeteiligter zu flüchten und von dort aus die Soldaten zu beschießen. — Auch die Frage der städ-

tischen Wahlen wurde besprochen. Ein lettischer Hausbesitzer stellte die Forderung, daß wenigstens nur solche Stadtbewohner das Wahlrecht ausüben dürften, die irgend eine Steuer zu gunsten der Stadt zahlten. Darauf erklärte ein anwesender Polytechniker, der Mann sei ein Verbrecher; wenn er nicht binnen 10 Minuten sein Wort zurücknehme, werde er „gerichtet" werden. Der Antragsteller erklärte darauf, er habe geglaubt, er sei in einer Versammlung, in der „Freiheit des Worts" herrsche; wenn er gewußt hätte, daß dem nicht so sei, hätte er überhaupt nicht geredet, und nehme seine Worte zurück. Das sozialistische Komitee bemerkte mit Schrecken, daß sich eine starke Reaktion zu regen begann. Die meisten Anwesenden verließen erbittert die Versammlung.

Von Tag zu Tage wurde nun das Eintreffen des Militärs mit nervöser Spannung erwartet. Eine Kommission, bestehend aus einem Deutschen, A. Adolphi, einem Juden, Herzenberg, und einem Letten, Taube, wurde gewählt, um dem Militär entgegenzuziehen und Abwendung eines Bombardements zu erwirken. Die kleinen Leute, besonders die Juden, flüchteten in Scharen aus der Stadt. Gerüchtweise verlautete, die Revolutionäre hätten sich bei Rönnen (auf dem Wege nach Stenden) und bei Wilgahlen (auf dem Wege nach Hasenpoth) verschanzt, um dem anrückenden Militär eine Schlacht zu liefern. Als nun in den nächsten Tagen keine bestimmteren Nachrichten eintrafen, wurde die Stimmung immer ratloser. Auf dem Markte wurde laut von einer bevorstehenden Deutschenhetze geredet. Die umliegenden Güter wurden von herumziehenden Revolutionären geplündert. — In Dexten gelang es der Energie einer Dame, das Silberzeug vor den Revolutionären zu retten. Grauduppen wurde binnen 24 Stunden von vier verschiedenen Haufen heimgesucht. Der Besitzer, Baron Rahden, wurde gezwungen, persönlich Eßvorräte herbeizuschleppen, Weine einzuschenken, seine Garderobe zur Verfügung zu stellen. Als er den Versuch machte, sich mit seiner Familie in die obere Etage zurückzuziehen und die Tür zu verschließen, wurde diese eingetreten und er und seine Gemahlin unter Insulten die Treppe hinuntergestoßen. Die Kinder wurden vor der rohen Menge nur dadurch gerettet, daß sich die Schwester des Besitzers den Leuten entgegenwarf und erklärte, man möge sie ermorden, aber ins Kinderzimmer werde sie niemand hereinlassen. Nach diesen Erfahrungen flüchtete Baron Rahden nach Goldingen.

Am 10. Dezember erschien eine Bande von ca. 10 Revolutionären, die von Grauduppen hergekommen war, morgens vor 8 Uhr beim Hause des ehem. Stadthaupts Arnim Adolphi. Als dieser, herausgeklingelt, in der Tür erschien, teilte der

Sprecher des Haufens mit, soeben seien Soldaten eingetroffen. Adolphi erwiderte, das sei ja schön, daß sie endlich gekommen seien.

Anfang Dezember. Libau. Die Stadt geriet dank der starken Garnison zwar nicht in die Hände der sozialdemokratischen Komitees. Aber diese waren tatsächlich von sehr großem Einfluß. Sie wurden tatsächlich auch von den besitzenden liberalen Klassen pekuniär unterstützt. Wie weit ihr Einfluß reichte, zeigt die Tatsache, daß sogar ein Zollkreuzer, also ein Regierungsschiff, auf Verlangen des Komitees einen mit Getreide befrachteten Dampfer verfolgte, als das Komitee beschlossen hatte, die Ausfuhr von Nahrungsmitteln zu verbieten. (Vgl. Die Lettische Revolution, Bd. II, S. 273.)

Am 5. Dezember brach unter den Elementarschülern zum zweiten Mal ein Streik aus. Bei der Stiftsschule kam es zu einer lebhaften Kundgebung der streikenden Schulkinder, die schließlich durch Dragoner vertrieben werden mußten.

Am 5. Dezember erließ der Chef des Libauschen Rayons folgende Bekanntmachung: „Die Reden der Agitatoren nehmen in letzter Zeit die Form des offenen Aufrufs zum Aufstande an. Das Vorgehen der Hooligans dokumentiert sich in Raubüberfällen, Morden und Plünderungen. Von ihnen ist schon viel Blut friedlicher Bürger vergossen, ist schon viel Gut geraubt worden. Die Agitatoren und ihre Werkzeuge — die Hooligans und Dunkelmänner — die nichts mit dem Wohle des Volkes gemein haben, führen absichtlich und unentwegt zum Chaos und zu erbitterten Zusammenstößen hin. Ich fordere die friedlichen Bürger, Kinder, Jünglinge und Frauen eindringlich auf, sich bei Ausbruch auch nur der geringsten Unruhen nicht auf den Straßen aufzuhalten.

1. Dez. Virginahlen (Kurl.). Überfall auf das Gut. Abends erbricht ein Haufe Bewaffneter die Wohnung des Amtmanns Helmann, raubt ihm Waffen und verlangt, daß er an der Erstürmung des Herrenhauses teilnehme. Als er das ablehnt, wird er durch einen Schrotschuß verwundet. Dann machte sich die Bande an die Erstürmung des Herrenhauses, welches vom Oberverwalter, Baron Grotthuß, allein verteidigt wurde. Während eine Anzahl von Schützen auf die Fenster des Schlosses anlegte, gingen zwei Männer mit Beilen gegen die verbarrikadierte Haustür vor. Mit einigen wohlgezielten Schüssen schlug Baron Grotthuß diesen Angriff ab. Nun wurde gegen das Schloß ein förmliches Feuergefecht eröffnet, wobei die Fenster zertrümmert, die Wände durchschossen und Baron Grotthuß durch einen Streifschuß an der Schläfe verletzt wurde. Nachdem jedoch auch ein zweiter Angriff gegen die

Sprecher des Haufens mit, ſoeben ſeien Soldaten eingetroffen. Adolphi erwiderte, das ſei ja ſchön, daß ſie endlich gekommen ſeien. — Darauf ließen ſie die Maske fallen und meinten höhniſch, er ſolle ſich nicht zu früh freuen, die Sozialiſten hätten ſich auf allen Wegen verſchanzt, um die Truppen gebührend zu empfangen. Jetzt werde er arretiert werden. Damit begannen ſie ihn die Treppe herunterzuzerren, wobei ſie ihn mit Flintenkolben ſtark auf den Rücken ſchlugen. Adolphi begann nun um Hilfe zu rufen. Seine Frau ſtürzte herbei, um ihn den Händen ſeiner Peiniger zu entreißen. Sie wurde zurückgeſtoßen, er zur Haustür hinausgezerrt und an den gegenüberliegenden Zaun des Stadtgartens geſtellt. Darauf verſetzten ſie ihm 2 Bajonettſtiche, in den Rücken und den Unterleib. Er ſetzte ſich zur Wehr und ergriff das Bajonett. Darauf ſchoß ihm einer der Unmenſchen eine Kugel in Hals und Lunge. Nun ließen ſie ihn in ſeinem Blute auf der Straße liegen und zerſtreuten ſich.

Gleichzeitig, etwa 20 Min. vor 8 Uhr, zog ein andrer Teil zu der Wohnung des Priſtaws Buſch neben dem deutſchen Paſtorat und verſuchte die Tür einzuſtoßen. Die untere Füllung der Tür zerſprang. Sie feuerten 10—12 Flintenſchüſſe in der Richtung auf des Priſtaws Schlafzimmer ab, durch welche Türen und Holzwände völlig durchlöchert wurden. Der Priſtaw und 2 andere Perſonen, unter ihnen ein Revieraufſeher, die zufälligerweiſe ebenfalls dort ſchliefen, erwiderten die Schüſſe ſo energiſch, daß die Revolutionäre betreten wurden. Auch begannen ſich Menſchen zu verſammeln. In dieſem Moment müſſen die Leute eine Nachricht bekommen haben, die ſie beunruhigte, denn ſie zerſtreuten ſich ſchleunigſt nach allen Richtungen.

Zwanzig Minuten darauf ſprengten ca. 250 Dragoner unter der Führung des Rittmeiſters A. aus Haſenpoth in voller Karriere durch die große Mühlenſtraße in die Stadt. Um die Revolutionäre zu überraſchen, hatte der Kreisſchefgehülfe Broederich die Eskadron auf Umwegen von Haſenpoth nach Goldingen geführt. Bei Virginahlon hatte ein Haufe von einigen 100 Mann gelagert, der umgangen wurde. Offenbar war keine Nachricht vom Anmarſch der Truppen nach Goldingen gedrungen, denn das revolutionäre Komitee tagte ahnungslos auf dem Rathauſe. Auf dem großen Markt angelangt, ließ Herr Broederich augenblicklich abſitzen und kommandierte zum Sturm aufs Rathaus. Mit gefälltem Bajonett drangen die Dragoner in die Tür. Die Seitenſtraßen waren beſetzt. Doch an der Hinterwand des Rathauſes fließt der Alexbach hin und ſchlängelt ſich zwiſchen hohen, dichtgereihten, meiſt fenſterloſen

Häusern hin. In demselben Augenblick, wo die Dragoner ins Rathaus eindrangen, sprangen die überraschten Revolutionäre aus dem Fenster in den seichten Bach und flüchteten, von den Hausmauern geschützt, bis zur nächsten Brücke, wo sie das Weite suchten.

Die Stadt atmete erleichtert auf. Um Mittagszeit versammelten sich die Hausbesitzer. Doch wer beschreibt das Entsetzen der Bevölkerung, als der Kreischefgehülfe ihnen eröffnete, der Generalgouverneur habe den Befehl erteilt, nur die Renteikasse in Sicherheit zu bringen und spätestens am nächsten Tage die Stadt zu verlassen. Damit war man wehrlos der Rache der Revolutionäre preisgegeben. Eine wilde Panik bemächtigte sich der Bevölkerung; es ertönte der Ruf: „Rette sich, wer kann!" Jeder suchte sich für den nächsten Tag Fuhrwerk zu sichern, um unter dem Schutz der Dragoner die Stadt zu verlassen. Bald waren alle Equipagen völlig vergriffen. Man versuchte zu verhandeln. Herr Broederich erklärte aber, es sei ihm ganz unmöglich, ohne Gegenbefehl länger als bis zum nächsten Morgen 9 Uhr zu bleiben. Der Versuch, telegraphisch um Abänderung des Befehls zu bitten, scheiterte, da kein Telegraphist bei dieser ungewissen Lage es wagte, ein solches Telegramm zu befördern. Eine Estafette war nicht aufzutreiben. Wer nicht fortkonnte, mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, am nächsten Tage aller Willkür preisgegeben zu sein. Frau Adolphi glückte es für ihren im Sterben liegenden Mann einen Leiterwagen aufzutreiben. Es wurde erzählt, die Revolutionäre seien entschlossen ihn wieder aufzusuchen und ihm auf dem Sterbelager den Rest zu geben.

Die Nacht nahte in unruhiger Erwartung eines Angriffs der in den Wäldern lagernden oder in der Stadt versteckten Banden. Der Kreischefgehülfe Br. erklärte, wenn ein Schuß aus einem Hause auf seine Dragoner abgefeuert werde, so werde er sich genötigt sehen, es zum abschreckenden Beispiel in Brand zu stecken. Die Bevölkerung möge also für die Sicherheit seiner Leute Sorge tragen. Abends wurde daher ein freiwilliger Patrouillendienst organisiert, an dem sich alle, Deutsche, Letten und Juden, Studierte, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter beteiligten. Einer dieser Patrouillen gelang es auch zwei Spione zu verhaften, die von einem in Wormen lagernden Haufen abgesandt waren, um die Stärke der Garnison zu erkunden und wegen eines Ueberfalls Verabredung zu treffen. Sie hatten die Patrouille für Gesinnungsgenossen gehalten und sich verplappert.

Endlich brach der 11. Dezember an. Um 9 Uhr morgens versammelten sich in langen Reihen die Equipagen

der Flüchtlinge, im ganzen etwa 50. Da kam die Nachricht, daß es jetzt möglich sei zu telegraphieren, in Hasenpoth werden Telegramme entgegengenommen. Nun baten die Zurückbleibenden Herrn Broederich, den Aufbruch um ein paar Stunden zu verzögern. Angesichts der verzweifelten Stimmung erklärte er sich dazu bereit. Nun wurden Telegramme abgeschickt, die in den dringendsten Ausdrücken abgefaßt waren. Wieder trat eine Verzögerung ein: der Telegraphist in Hasenpoth erklärte, die Telegramme nicht in die Stadt befördern zu können, da er allein im Gebäude sei. In atemloser Spannung wartete man. Um 12 Uhr erklärte der Kreischefgehülfe, nicht länger zögern zu können, und brach auf. Es war Sonntag, eine Menge Bauern waren in die Stadt gekommen und begleiteten den Zug mit drohenden Blicken. Unter der Menge war das Gerücht verbreitet worden, die „Deutschen" hätten die Renteikasse gestohlen und die armen Leute würden ihre Sparkasseneinlagen nie wiederbekommen. Jede Lüge fand Glauben.

Zu derselben Zeit, wo die Dragoner auf der Libauschen Straße hinauszogen, kamen durch die Windausche Straße die in die Wälder entflohenen Revolutionäre wieder herein. Der Markt füllte sich mit einer drohenden Menge. Schon äußerten sich einige Stimmen, jetzt müsse man alle Deutschen totschlagen. Eine Bande zog zum Kreischef und verlangte die sofortige Freilassung der verhafteten Spione. Die Forderung wurde erfüllt. Da traf ein Telegramm ein, die Dragoner möchten bis 3 Uhr auf Antwort warten. Sofort wurde ein reitender Bote abgesandt, um sie zurückzuholen. Er holte sie 7 Werst von Goldingen ein. Der Zug machte sofort Kehrt. Ein Teil der Flüchtlinge versuchte in Begleitung von ca. 15 Dragonern die Reise fortzusetzen. Doch schon 3 Werst weiter bemerkte ein Herr, der dem Zuge um einige hundert Schritte vorausritt, im Walde Bewaffnete, die Signale wechselten, sprengte zurück und befahl schleunigste Umkehr. Verfolgt wurden sie nicht weiter.

Als der Vortrab der Dragoner unter Gesang um 2 Uhr in die Stadt einritt, hatte sich eben vor dem Rathause ein Meeting versammelt und wieder schickten die Revolutionäre sich an, vom Balkon aus Reden an das Volk zu halten. Wieder stoben sie jählings auseinander. Weißbärtige Männer, darunter viele Letten, weinten vor Freude, als sie die Dragoner zurückkehren sahen. Doch zunächst war nur ein kleiner Aufschub gewonnen. Offenbar wagte der Hasenpothsche Rayonchef nicht auf eigenen Kopf zu handeln und hatte bei dem Generalgouverneur anfragen wollen. Endlich um ½3 Uhr traf aus Hasenpoth der telegraphische Bescheid ein, die Dragoner

möchten zunächſt bis zum 14. in Goldingen bleiben. Nun erſt wagte man erleichtert, wenn auch nicht ganz beruhigt, aufzuatmen. Es gingen Gerüchte von neuen Todesurteilen, die das revolutionäre Komitee gefällt habe, und wie ſicher war man doch, daß ſich die Situation vom 11. Dezember nicht wiederholen werde.

Dieſe Befürchtungen ſollten Recht behalten. Schon die Stimmung des Pöbels war eine völlig andere geworden. Die Behauptung fand Glauben, daß die Dragoner nur aus Furcht vor den den Weg ſperrenden Revolutionären umgekehrt ſeien. So ſammelte ſich noch am ſelben Tage abends vor dem Vereinshauſe eine Menſchenmenge, die mit Dreiſtigkeit vom Rittmeiſter die Auslieferung des Revieraufſehers forderte, der ſich während des Ueberfalls auf den Priſtaw Buſch mit dieſem zuſammen gegen die Mordgeſellen verteidigt hatte und nach ſeiner Befreiung durch das Militär in begreiflicher Erbitterung gegen ein bekanntes Mitglied des ſozialiſtiſchen Komitees tätlich geworden war. Erſt auf den Ruf: „Dragoner kommen“ ſtob die Menge auseinander.

Inzwiſchen gingen die Güter in der Umgegend in Flammen auf: am 12. Dezember brannte Iwanden nieder, gleichzeitig verſammelten ſich die Bauern der ganzen Gegend zur Plünderung Schloß Edwahlens, das am 13. Dezember in Brand geſteckt wurde. — Jede Nacht patrouillierten wieder Freiwillige in der Stadt, faſt jede Nacht kam verdächtiges Geſindel herein, das entwaffnet, aber nicht verhaftet wurde, da die Fortdauer einigermaßen geſicherter Zuſtände mehr als fraglich war. Der Rittmeiſter A. verhaftete in der Libauſchen Straße perſönlich zwei Mitglieder des revolutionären Komitees; der blutdürſtigſte unter den Rednern der Partei ging indeß völlig frei umher.

Inzwiſchen bot die Stadt alles auf, um ein abermaliges Abrücken des Militärs zu verhindern. Mit Gefahr ihres Lebens begaben ſich freiwillige Deputierte nach Libau. Aber alle Vorſtellungen an die militäriſchen Autoritäten blieben wirkungslos. Vergeblich hob man hervor, daß ſogar vom rein finanziellen Standpunkt aus es ein Wahnſinn ſei, ein paar Tauſend Rubel, die noch in der Kaſſe vorhanden wären, höher einzuſchätzen, als Leben und Eigentum von 10,000 Steuerzahlern. Vergeblich wies man darauf hin, daß die Regierung eine ungeheure Verantwortung auf ſich lade, wenn ſie die ſchuldloſe loyale Bevölkerung nun der Rache des revolutionären Geſindels preisgebe. Der Kommandant von Libau blieb unerbittlich: Generalgouverneur Böckmann habe es einmal ſo befohlen; auch dürfe er die Dragoner nicht gefährden, ihre

Zahl sei zu gering, Goldingen und Hasenpoth müßten preisgegeben, doch würden sie später wieder erobert werden Und wieder vergeblich suchte man ihn zu überzeugen: den Dragonern drohe keine Gefahr und die ca. 200 Dragoner müßten genügen, die Stadt gegen die Banden vom Lande zu verteidigen. Ziehe man dagegen ab, so werde die Stadt natürlich sich mit Barrikaden bedecken und unter weit größeren Opfern „wiedererobert" werden müssen. Es blieb alles vergeblich. Am 14. Dezember traf das Telegramm ein, das den Abzug der Dragoner auf den folgenden Morgen festsetzte. Wieder begann der Kampf um die Wagen; für ein Fuhrwerk bis Hasenpoth wurden bis 30 Rbl. gezahlt. Die Zurückbleibenden sahen sich wieder der Macht der Revolutionäre preisgegeben, die noch durch die Verhaftung der zwei Komiteeglieder, welche nach Hasenpoth mitgenommen wurden, noch erbitterter geworden waren. Um die Mittagszeit zogen Dragoner und Flüchtlinge ab — mit der geretteten Renteikasse, in der noch 4000 Rbl. gewesen sein sollen. —

Gleich am folgenden Tage, 15. Dezember, wurde in der Stadt wieder ein revolutionäres Meeting von ca. 1000 Personen abgehalten, die dann eine große Menge Pferde requirierten und nach Hasenpoth abzogen. (Ueber die dortigen Ereignisse vgl. zum 16./17. Dez. unter Hasenpoth.) Nach dem Bericht eines Augenzeugen, „Düna Ztg." 1905 Nr. 276 vom 20. Dez. — Die Befürchtungen des Augenzeugen trafen nicht ein. Etwa eine Woche später war Goldingen wieder militärisch besetzt. Vgl. w. u.

Ende November. Riga. Der Ende November in Riga tagende Livländische Landtag sandte am 25. Nov. an Se. Maj. den Kaiser, sowie an den Ministerpräsidenten Grafen Witte Telegramme, in denen um Wiederaufhebung des Kriegszustandes „als einer ungeeigneten und die allgemeine Sicherheit noch mehr gefährdenden Maßregel" gebeten wurde. (Zu einer erfolgreichen Durchführung des Kriegszustandes fehlten damals in der ganzen Provinz wie in Riga selbst die notwendigsten Machtmittel.)

Zugleich beschloß der Landtag, am 24. November, der Staatsregierung in einer besonderen Denkschrift die Lage des Landes darzulegen.

Denkschrift der Livländischen Ritterschaft:

„Die revolutionäre Bewegung, die das Russische Reich dem Zustande voller Anarchie entgegentreibt, hat auch im Liv-

ländiſchen Gouvernement ein Stadium erreicht, das in kurzer Friſt zu allgemeinem Bürgerkrieg führen muß. Schon heute befindet ſich ein großer Teil der Landbevölkerung in offenem Aufſtande, täglich und allerorts werden Menſchenleben und Eigentum ungeſtraft vernichtet, Handel und Wandel ſind vollkommen ins Stocken geraten, unermeßliche Werte an Nationalvermögen fallen den Brandſtiftungen und der Zerſtörungswut der erregten Maſſen zum Opfer, Recht und Geſetz ſind ein toter Buchſtabe geworden, und die rohe Gewalt plündernder Banden beherrſcht das Land und die ſchutzlos preisgegebene Bevölkerung.

Es iſt viel, aber noch nicht Alles verloren; noch iſt es möglich, dem ſelbſtmörderiſchen Treiben Einhalt zu tun und die unerſetzlichen Verluſte an ſittlichen und wirtſchaftlichen Werten hintanzuhalten, — noch iſt namentlich der Wohlſtand des beſitzlichen Bauerſtandes ungebrochen, aber in kurzer Zeit wird das Zerſtörungswerk auch hierin unaufhaltſam fortſchreiten und damit das ganze Land auf Jahrzehnte hinaus ruiniert haben.

Unter ſolchen Umſtänden hält die Livländiſche Ritterſchaft es für ihre Pflicht, die Staatsregierung in letzter Stunde noch einmal auf denjenigen Weg aufmerkſam zu machen, welcher allein die Gewähr dafür bietet, das im Zuſtande ſchwerer und tödlicher Krankheit befindliche Land wieder der Geneſung zuzuführen.

Die großen Reformen, die für das ganze Reich verſprochen und angebahnt worden ſind, enthalten ſegensreiche Keime und werden auch von der Livländiſchen Ritterſchaft als Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung hochgeſchätzt. Was die oberſte Staatsgewalt in großen und allgemeinen Zügen gewährt hat, bedarf aber eines ruhigen und ſorgfältigen Aufbaus von unten auf, wenn nicht das Reformwerk wurzellos bleiben und in der Luft ſchweben ſoll.

Da die Livländiſche Ritterſchaft ſeit vielen Jahrhunderten die Ehre hat, für die Entwicklung der Kultur des Landes arbeiten zu dürfen und hiermit eine eingehende Kenntnis der wirtſchaftlichen, ſozialen und politiſchen Verhältniſſe der Provinz gewonnen hat, ſo glaubt ſie das Recht zu einem maßgebenden Urteil darüber zu beſitzen, welches die Lebensbedingungen für dieſe Kultur, für den ſittlichen und materiellen Wohlſtand der Provinz ſind.

Schon ſeit mehr als zwei Jahrzehnten hat die Ritterſchaft die Unausbleiblichkeit einer immer mehr um ſich greifenden Zerrüttung des Landes vorausgeſehen und daher der Staatsregierung immer dringendere Vorſtellungen gemacht. Hätte man dieſen wiederholten Eingaben Gehör geſchenkt und dem-

gemäß Einhalt getan einer Politik, die das kulturelle und wirtschaftliche Leben in allen seinen Zweigen unterband und dem Lande fremdartige Formen aufzwängte, deren Last für die ganze Bevölkerung unerträglich werden mußte, so wäre der Eintritt von solchen Zuständen der Zersetzung, wie sie heute zutage treten, nicht möglich gewesen. Von der irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, daß die auf Erhaltung der Landeseigenart in Konfession, Nationalität und Rechtsleben gerichteten Bestrebungen im Lande den Reichsinteressen feindlich seien, erachtete man es für zweckmäßig, den Einfluß der Ritterschaft, der Kommunalverwaltungen und der lutherischen Geistlichkeit herabzudrücken oder ganz zu beseitigen und alle gegen die historisch entwickelte Kultur und die Autorität der bisherigen Ordnung zutage tretenden Tendenzen zu unterstützen. Während dem nationalen Chauvinismus, der zersetzenden Propaganda und der Entkirchlichung keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, sofern sie ihre Spitze gegen die lutherische Konfession und die deutsche Bevölkerung richteten, wurde gleichzeitig das natürliche und berechtigte Streben des Volkes nach kommunaler Selbstverwaltung und nationaler Volkserziehung niedergehalten. Bis in die Mitte der achtziger Jahre fand die Geschäftsführung der Justiz und Polizei in den Landessprachen statt, desgleichen in den Kommunalverwaltungen, war die Unterrichtssprache der Schulen, namentlich auch der Volksschule, national, gab es eine Universität Dorpat, ein Polytechnikum zu Riga, die westeuropäische Kultur dem Lande und dem Reiche vermittelten. Durch die auf allen diesen Gebieten einsetzenden Umformungen sind dem Lande wie dem Reiche tiefe Schäden zugefügt worden. Die bisher der Ritterschaft obliegende Bewählung der Justiz- und Polizeiämter wurde dieser genommen, aber nicht etwa nunmehr auf einen durch Hinzuziehung der übrigen Bevölkerungselemente erweiterten Wahlkörper, sondern auf die bureaukratischen Zentralorgane übertragen, bei gleichzeitiger Einführung einer ausschließlich russischen Geschäftsführung. — Fand diese Maßregel auch den Beifall derjenigen Elemente, welche der Ritterschaft feindlich gesinnt waren, so mußte sie doch vom Volke, das der russischen Sprache nur zu einem kleinen Teil mächtig ist, schwer empfunden werden. Den Kommunalverwaltungen, die Gemeindeinstitutionen nicht ausgeschlossen, wurde die russische Geschäftssprache aufgezwungen und fast jede Selbständigkeit genommen; Universität und Polytechnikum wurden die bisherige deutsche Lehrsprache genommen, nicht aber um den zutage getretenen Wünschen nach einer Erweiterung durch lettische und estnische Lehrstühle, sondern um einer vollständigen Russifizierung Platz zu machen. Das ganze Mittel- und Volks-

ſchulweſen verfiel dem gleichen Schickſal. Die Verwaltung der Volksſchule, bisher Obliegenheit der kirchlichen Kommunen, der geiſtlichen Inſtitutionen und der Ritterſchaft, wurde der ſtaatlichen Bureaukratie zugewieſen. Die bisherige bewährte, aus Vertretern der Landgemeinden, der Ritterſchaft und der Geiſtlichkeit zuſammengeſetzte Leitung der Volksſchule wurde dadurch beiſeite geſchoben und durch einen Apparat erſetzt, deſſen einzige Aufgabe in der Ruſſifizierung beſtand.

Welche ſchweren Schäden alle dieſe Maßregeln dem Lande zugefügt haben, welche Verluſte an Rechtsbewußtſein, Bildung und Geſittung entſtanden ſind, das tritt jetzt mit erſchreckender Deutlichkeit hervor. Es wäre ein Irrtum, wenn man die von Außen ins Land getragene ſozialdemokratiſche Bewegung als innerliche Urſache der Zerrüttung anſehen wollte. Die heute im Volke ausgebrochene Verwirrung aller Begriffe von Religion, Recht, Pflicht iſt vielmehr eine natürliche Folge der bereits ſeit Jahrzehnten wirkſamen Verwahrloſung. Auf ſolchem Boden mußte jede Agitation die Leidenſchaften zum Aufflammen bringen, ſobald der äußere Druck der Staatsordnung erlahmte.

Die Livländiſche Ritterſchaft iſt ſich deſſen wohl bewußt, daß gegen ſie von allen Seiten die Anſchuldigung erhoben wird, als habe ſie an überlebten Prinzipien feſtgehalten, deren Ausübung das Land ſchädigten. Daß ſolche Vorwürfe von böswilligen oder durch Unkenntnis verleiteten Volksagitatoren benutzt werden, kann niemand wunder nehmen. Daß man aber auch bei anderen Perſonen, wie namentlich bei vielen Staatsbeamten, einem derartigen Vorurteil begegnet, beweiſt, wie wenig man es der Mühe wert gehalten hat, die tatſächlichen Verhältniſſe kennen zu lernen.

Die Vorrechte der Ritterſchaft beſtehen nur in dem Recht und der Pflicht der Provinzialvertretung gegenüber der Staatsregierung. Bereits im J. 1870 hat die Ritterſchaft die Landbevölkerung zur Kommunalverwaltung der Kirchſpiele herangezogen; den diesbezüglichen Vorſchlägen der Ritterſchaft wurde die Beſtätigung ſeitens der Staatsregierung zuteil. 14 Jahre ſpäter beſchloß die Ritterſchaft eine ſolche Teilnahme auch für die Kreisverwaltung ins Leben zu rufen. Dieſe Vorſchläge der Ritterſchaft wurden jedoch einer Prüfung ſeitens der Regierung nicht gewürdigt. Die Ablehnung der Kenntnisnahme erfolgte aber nicht etwa deshalb, weil man von der Ritterſchaft von vornherein unannehmbare konſervative Projekte vorausſetzte, ſondern weil die Abſicht einer vollkommenen Bureaukratiſierung der Provinzialverwaltung vorlag, eine Maßnahme, die wie oben dargelegt, auf den meiſten Gebieten des provinziellen Lebens tatſächlich zur Ausführung gelangte.

Nachdem im verfloſſenen Jahr die Möglichkeit für die Einbringung von Reformvorſchlägen wieder gegeben war, hat die Ritterſchaft auf Grund eingehender, meiſt ſchon längſt vorbereiteter Bearbeitung ein Projekt vorgeſtellt, nach welchem die Provinzialverwaltung aus den Händen des ritterſchaftlichen Landtages einem durch den Grundbeſitz und die übrigen Steuerzahler repräſentierten Kommunalkörper zu überweiſen wäre. — Nennenswerte perſönliche Vorrechte beſitzt der Adel in Livland bereits ſeit vierzig Jahren nicht mehr. Die in Livland noch exiſtierenden, von Perſonen, welche die provinziellen Geſetze nicht kennen, dem Adel und der Ritterſchaft zugeſchriebenen Privilegien ſind Vorrechte der Rittergutsbeſitzer, abgeſehen von der Standeszugehörigkeit derſelben. Aber an der Erhaltung auch dieſer Privilegien hat die Ritterſchaft als ſolche kein Intereſſe, ſofern nur ihre Aufhebung ohne Schädigung der Landesproduktivität und ohne Verletzung von Privatverträgen erfolgte.

So ſieht es denn die Ritterſchaft nicht als ihre Aufgabe an, Standesrechte zu verteidigen, wohl aber hält ſie es für ihre Pflicht, die Geltung von Recht und Ordnung im ganzen Lande nach Kräften zu unterſtützen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Grundſtock der Landbevölkerung ſich nur widerwillig und durch Terror gezwungen in den Strudel des wahnwitzigen Treibens fortreißen läßt. Die Nichtachtung und Zerſtörung von Eigentum, die Mordanfälle auf diejenigen, welche Recht und Ordnung treu bleiben, die Schändung der Gotteshäuſer erregen das Entſetzen der Mehrzahl.

Die Livländiſche Ritterſchaft wird es ſich nicht nehmen laſſen, auch das ſchwerſte Schickſal des Landes zu teilen; ſie wird ihrer hiſtoriſchen Kulturaufgabe bis zuletzt treu bleiben.

Um ſo dringender aber richtet die Ritterſchaft noch in letzter Stunde an die Staatsregierung die Bitte, der Bevölkerung des Landes ohne Unterſchied der Nationalität Raum für eine geſunde Entwicklung zu gewähren. Der aufſtändiſche Teil der Bevölkerung verfährt unbehindert, ja autonom, der ſtaatstreue jedoch leidet nach wie vor unter dem Druck des fremden Beamtentums, der Ruſſifizierung und einer jede Lebensentwicklung hemmenden Bevormundung. Unter den Forderungen der revolutionären Elemente gibt es eine nicht geringe Anzahl durchaus gerechtfertigter Wünſche, deren Nichtbefriedigung auch von den loyalſten Landeseinwohnern ſeit Jahrzehnten ſchwer getragen wird.

Es kann niemand Wunder nehmen, wenn eine Bevölkerung nicht in vollkommene Verwirrung geraten ſollte, wo ſie ſieht, daß nicht nur das Schlechte, ſondern auch das Gute nur von

den Revolutionären kommt. Besetzung der Polizei und Justizämter mit Landeseingesessenen, die der Landessprachen kundig sind, Aufhebung des Sprachenzwanges in Polizei, Justiz und Verwaltung, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, namentlich auch in den Volksschulen, Aufhebung der bureaukratischen Bevormundung der Kommunalverwaltungen, — alles dieses sind nicht nur berechtigte Wünsche, sondern geradezu Lebensbedingungen der Kultur.

Würde die Staatsregierung diese Lebensbedingungen herstellen, so würde der wohlgesinnte Teil der Landesbevölkerung wieder Kraft gewinnen, um der Anarchie einen Widerstand entgegenzusetzen. Ein solches Verhalten der Regierung könnte aber in dem gegenwärtigen Stadium, wo die Zersetzung des sozialen Gewissens mit jedem Tage weiter um sich greift, nur dann Erfolg haben, wenn es ungesäumt zur Tat würde, denn die Staatsautorität ist bereits so weit verloren gegangen, daß die Bevölkerung von ihr nicht nur nichts fürchtet, sondern auch nichts mehr erhofft. Wenn die Hoffnung der Bevölkerung sich von der Revolution abwenden und wieder der Regierung zuwenden soll, so müssen die Lebensbedingungen der Landeswohlfahrt eine sofortige Verwirklichung erfahren.

So groß das Interesse der baltischen Bevölkerung auch für die politische Verfassung des Reiches ist, so tritt dasselbe doch zurück gegenüber der Notwendigkeit einer sofortigen Abstellung der schreienden Notstände im Lande.

Ein durchaus konkretes und brennendes Interesse haben hier alle Fragen der provinziellen und kommunalen Verwaltung, des gesamten Schulwesens, der Justiz- und Polizeiorganisation, der Verteilung der provinziellen und kommunalen Steuern, der Gemeindeverfassung u. a.; alles Fragen, deren Regelung von der Reichsverfassung unabhängig ist und durch eingehendste Bearbeitung schon lange vorbereitet ist. Wenn die provinzielle Spitze der Staatsgewalt mit der Kompetenz ausgestattet würde, hierin das Notwendige sofort wahrzunehmen, so würde damit der einzige Weg beschritten werden, der zu einer Gesundung der provinziellen Verhältnisse führen kann. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die in dieser Weise getroffenen Einrichtungen formell als unabänderlich bleibende oder als zeitweilige Verordnungen anzusehen sind, sondern vielmehr darauf, daß sie unverzüglich in Wirksamkeit treten und dem tatsächlichen lokalen Bedürfnis entsprechen.

Um in dieser Beziehung das Erforderliche wahrzunehmen, ist eine gemeinsame Wirksamkeit der provinziellen Regierungsgewalt mit den Vertretern der Bevölkerung notwendig. Daher wäre ein Provinzialrat zu errichten, der seine zur Rege-

lung der provinziellen Bedürfniſſe gefaßten Beſchlüſſe dem Vertreter der Staatsautorität zur Beſtätigung vorzuſtellen hätte.

Da es der Dringlichkeit wegen nicht möglich iſt, beſondere Wahlkörper für dieſen Provinzialrat zu ſchaffen, ſo hätten die bisherigen Kommunalinſtitutionen, d. h. die Verſammlungen der Rittergutsbeſitzer, die ſtädtiſchen Kommunen und die Landgemeinden die Wahlen zu vollziehen.

Die näheren Beſtimmungen hierüber müßten der Entſcheidung der oberſten provinziellen Regierungsinſtanz überlaſſen werden, da andernfalls die Gefahr vorliegt, daß auch die beſten Intentionen durch Verzögerung illuſoriſch werden.

Auf ſolchem Wege könnten alle Elemente, denen die Landeswohlfahrt am Herzen liegt, zu fruchtbringender Tätigkeit vereinigt werden.

Durch den ſoeben von der Staatsregierung beſchloſſenen Kriegszuſtand kann eine Heilung der inneren Schäden des Landes nicht erwartet werden.

Die Ritterſchaft glaubt daher, daß von dieſer Maßregel Abſtand genommen werden müßte.

Die Livländiſche Ritterſchaft kann ſehr wohl die ſchwierige Lage der Regierung verſtehen. Um ſo dringender aber bittet ſie um ſchleunige Ergreifung der oben gekennzeichneten Maßregeln, deren Anwendung auch ohne phyſiſche Machtmittel möglich iſt und einer freilich langſamen, aber doch ſicheren Geneſung Raum geben würde.

Im Streben nach der Erhaltung und Entwicklung der kulturellen Eigenſchaften, fühlt die Ritterſchaft ſich einig mit allen Bewohnern des Landes, denen an Achtung vor Religion und Recht, an Bildung und Geſittung gelegen iſt.

Wenn jedoch die Staatsregierung die aufbauende Arbeit dieſer Elemente unterbunden haben wollte, ſo würde ſie den Untergang eines Landes fördern, das ſtets ein wertvolles Glied des großen Reiches geweſen iſt."

Nov./Dez. Die Revolution im Rujenſchen.

Ihre Erlebniſſe während der Revolutionstage erzählt in anſchaulicher Weiſe die Gattin des Verwalters von Raukſchen (Kſp. Süd-Rujen) in der „Nordlivl. Ztg." (1906 Nr. 48—51). Die Chronik entnimmt daraus folgende Schilderungen:

Ende Oktober ſahen ſich die Gutsbeſitzer der Umgegend genötigt, ſich auf dem Gute Hänſelshof zu konzentrieren. Die Meetings fanden immer häufiger ſtatt und die Aufregung ſtieg. Aus nächſter Nähe, berichtet die Erzählerin, haben wir alle Vorgänge beobachten können, denn ſowohl der Krug als auch das Gemeindehaus ſind nur wenige Minuten vom Hof entfernt.

Der Gemeindeälteſte wurde abgeſetzt, eine neue Gemeindeverwaltung eingeſetzt und mit fieberhafter Eile ſollte die neue Ordnung der Dinge in Gang gebracht werden. Der Gemeindeſchreiber Baltin und ſein 19jähriger Bruder, tüchtige Schwaneburgſche Kräfte, waren die hervorragendſten Vertreter der illegalen Verwaltung. In den Flecken Rujen durften wir uns auch nicht mehr wagen, wollte man nicht Gefahr laufen, angehalten zu werden; beſchimpft wurde man gewiß. Allenthalben hörte man revolutionäre Lieder ſingen; kleine Kinder, die vielleicht das Vaterunſer nicht kannten, ſangen es gewiß in entſtellter Form; Kirche und Paſtoren wurden in greulichen Bildern karikiert; die Herrſchaften keines Gruſſes mehr gewürdigt. Eines Abends hatten ſich verſchiedene Korden, Stalljungen ꝛc. in ihrem Speiſezimmer am anderen Ende unſeres Hauſes verſammelt und ſtimmten aus vollen Kehlen ein revolutionäres Lied an. Als mein Mann davon erfuhr, erhielten die Sänger den ſtrengſten Verweis, haben es auch nachher nicht mehr gewagt, im Hauſe ſolche Lieder anzuſtimmen. Dann wurden die Krüge, Monopolbuden und die im vollſten Betriebe befindliche Brauerei vom Exekutivkomitee geſchloſſen.

Der Bahnſtreik war inzwiſchen beendet, furchtbare Gerüchte aus der Welt gelangten zu uns. Den Meetings vom 13. und 20. Nov. nach zu urteilen ſchien ein Ueberfall auf Hänſelshof auch nicht ausgeſchloſſen. Hier wurde daher erwogen, die Damen und Kinder ins Ausland zu ſchicken; wenige Tage darauf wurde es zur zwingenden Notwendigkeit. Am 22. Nov. brachte H. v. Grote-Carolen, der ſeinen kleinen Sohn aus Heringshof abholen wollte, beunruhigende Nachrichten. Am nächſten Morgen rüſtete man nun im Konzentrationslager von Hänſelshof zur Abreiſe. Ich eilte ſofort dahin, um mein Kind nach Hauſe zu holen. Daß es hier nicht ganz ſicher war, ſtand feſt; ebenſo aber waren wir uns ſofort darüber einig, daß mein Mann das ihm anvertraute Gut nur im Augenblick der höchſten Gefahr verlaſſen könnte. Mit den Hofsleuten ſtanden wir uns ſo gut, daß wir perſönlich von ihnen nichts zu fürchten hatten; ebenſo wenig aber hatten wir in der Not von ihnen etwas zu erhoffen. Auch glaube ich nicht, daß wir ſonſt perſönliche Feinde haben, denn während der ganzen Zeit ſind wir oft ſpät in der Nacht, meiſt reitend, nach Hauſe gekommen.

Um 10 Uhr morgens des 24. November paſſierten die Flüchtlinge aus Hänſelshof Naukſchen auf dem Wege zur Haltеſtelle, wo ſie wenigſtens hoffen konnten, unbehelligt abzureiſen. Nach kurzem Abſchied ſetzte ſich der Zug in Bewegung, begleitet von dem ominöſen Abſchiedsgeſchrei einer von Baltin jun. an-

geführten Bande. Solange der Zug in Sicht war, brüllten sie „Hurra!" Nieder mit den Baronen!" „Fahrt ins Vaterland!" — Nur zwei Gutsbesitzer waren mit drei jungen Herren vom Selbstschutz in Hänselshof zurückgeblieben. In der Furcht, die Horden könnten einen Ueberfall wagen, beschlossen wir, bis zu ihrer Rückkehr für 2—3 Nächte nach Hänselshof zu gehen. Die Gefahr war um so größer, als alle guten Gewehre und eine Menge Munition dort geblieben war.

Am folgenden Tage, 25. Nov. in aller Frühe, ritten wir wieder zurück nach Naukschen. Nach einigen Stunden — es mochte gegen 1 Uhr sein — wurde ich ans Telephon gerufen, das bis dahin noch glücklicherweise in Ordnung war. Unser Hausgenosse, der in Hänselshof verblieben war, telephonierte: „Schloß Salisburg von einer großen Bande belagert, und da, wie man hört, die Absicht vorliegt, unsere Gegend auch aufzusuchen, so schlüge Baron Krüdener-Ohlershof vor, zu fliehen. Es ist keine Zeit zu verlieren; kommen Sie mit, wir erwarten Sie; wir wollen zur Nacht hinüber nach Abbia, dort ist es noch ruhig." — Ein kurzer, schwerer Kampf: mein Mann steckte die Gutskasse zu sich, ich einige unsrer persönlichen Wertsachen, die Pferde wurden wieder gesattelt, die Satteltaschen mit Verbandzeug gepackt, ein Wagen mit 3 Pferden für die Kleine bespannt — und eben sollte es fortgehen, als sich im Hause ein gräßlicher Tumult erhob. Es hieß: „Die schwarze Sfotnja kommt!" Die Hausleute verlangten ihr Gehalt, rannten nach Pferden und wollten mit Sack und Pack abziehen.

Unterdessen wurde aus Hänselshof zur Eile gemahnt. So gut es ging beruhigten wir die Leute und wollten eben auf unsre Pferde steigen, als wir zu unsrem Schreck bemerkten, daß unser Weg versperrt war. Beim Gemeindemagazin, mitten im Hof belegen, war Versammlungstag, und gerade dieses Mal so vollzählig wie nie. Schon hörten wir wieder wüstes Gebrüll — also keine Zeit verlieren! Durch den Park, dann querfeldein ging es fort. Es war ein toller Ritt mit den Revolvern in der Hand, denn in einem Gehölz am Wege fielen einige Schüsse. Mein Mann hatte außerdem noch ein Pferd für unseren Eleven am Zügel und die Equipage für die Kleine mußte auf der Landstraße einen weiten Umweg machen. — Im übrigen gelangten wir unbehindert nach Hänselshof und kamen überein, bei einbrechender Dunkelheit zu fliehen. Aus Salisburg kamen die widersprechendsten, beunruhigendsten Nachrichten. Jetzt erst haben wir erfahren, daß die Lage noch viel ernster war, als sie uns damals erschien: die Sozialisten hatten sich auf der Durchklingelstation Osthof des Telephons bemächtigt,

Herrn v. Menſenkampfs Diener eingeſperrt und bemühten ſich uns irrezuführen.

Ein wehmütiges Bild, wie wir alle, auf unſere Pferde wartend, im Vorzimmer ſaßen: müde, abgehetzt, nicht wiſſend, was ſchon die nächſte Minute bringen werde, hatten wir uns auf dem kleinen Teil unſrer Habe niedergelaſſen, von der wir auch auf der Flucht nicht laſſen wollten. Endlich kamen die Pferde und in den zweiſpännigen Troß wurden die Sachen geladen. In letzter Stunde hatten wir beſchloſſen, nicht nach Abbia zu gehen: der weite Weg in der Dunkelheit wäre vielleicht gewagt geweſen. Dort konnten wir aber auf keinen Fall bleiben und ſo entſchieden wir uns, bis zum nächſten Morgen in Königshof zu bleiben. Mein Mann ließ ſich nicht davon abbringen, den Umweg über Naukſchen zu machen, um dort nachzuſehen. Faſt waren wir ſchon zum Hauſe hinaus, da telephonierte der Schmied aus Naukſchen im Namen aller Leute und bat, wir ſollten zurückkehren. Nun war mein Mann in ſeinem Vorhaben noch mehr beſtärkt. Ohne ein Wort zu reden, legten wir drei den Weg zurück. Mein Mann begab ſich zur Küchentür unſres Hauſes, in der Hoffnung, vielleicht einen Stalljungen zu finden, der uns die Pferde abnehme und friſche ſattle. Ich ritt langſam zur Haustür weiter, gefolgt von unſrem Hausgenoſſen. Da bemerke ich in der Dunkelheit, wie ſich eine Geſtalt von der Hausmauer löſt und im Kontor verſchwindet. Als ich hinzureite, ſteht eine ganze große Bande, nicht gerade in beſcheidener Haltung, vor uns. Auf meine Frage, was ſie alle hier zu ſuchen hätten, antworteten ſie nur mit einem drohenden „Nun“. Da die Leute nur angetrunken, aber nicht bewaffnet waren, ließen wir uns weiter nicht einſchüchtern, ſondern forderten ſie auf, unſre Pferde in Empfang zu nehmen. Ohne Widerſtand leiſteten ſie Folge. Unterdeſſen kam auch mein Mann heran, der keinen Menſchen gefunden hatte, und kaum hatten ſie ihn erblickt, als der Sturm losbrach und ſie ihn mit Vorwürfen überſchütteten. Aus dem wüſten Geſchrei war nur ſoviel zu entnehmen, daß die Leute ihre Forderungen ſtellen wollten. Die Bande war nicht fortzukriegen, aber zu Unterhandlungen auch nicht zurechnungsfähig; mein Mann ließ daher den Anführer Baltin erſuchen, ſich ins Gutskontor zu bemühen, um im Namen der Leute ihre Wünſche vorzubringen. Baltin ließ antworten, er ſei nur im Gemeindehauſe zu ſprechen, und ſofort war die Loſung ausgegeben: „Auf, ins Gemeindehaus!“ Mein Mann wollte die Unterhandlungen bis zum nächſten Tage verſchieben; davon aber wollten die Leute nichts wiſſen, und ſeine entſchiedene Weigerung, um 11 Uhr nachts noch ins Gemeindehaus zu

gehen, rief einen furchtbaren Tumult hervor. Daß ich mich ins Mittel legte, half auch nichts — ich wurde mit Bitten bestürmt und mit der Versicherung, meinem Manne werde kein Leids geschehen, beruhigt. Meine direkte Einwilligung gab ich nicht und machte die Leute nur darauf aufmerksam, daß wenn sie ihn totschlagen, die Rache sie früher oder später erreichen würde. Sofort nahmen ihn die Kerle in ihre Mitte und mit Lärm und Geschrei zogen sie ab. Zur Ehre einiger Knechte sei es gesagt, daß sie sich an meines Mannes Seite begaben, denn der Ruf: „Schlagt ihn nieder!" drang doch zu meinen Ohren.

In unsrer Abwesenheit hatte Baltin jun. in unsrer Wohnung geschaltet; er ordnete an, die Wohnung auszuräumen, weil am nächsten Tage dort ein Meeting stattfinden sollte. Baltin jun. war auch beim Magazin gewesen und hatte der Bande den Vorschlag gemacht, uns nachzusetzen und in den nahen Fluß zu werfen. Wir hatten aber gute Pferde — sie hätten uns kaum eingeholt.

Als mein Mann sich vor dem Gange ins Gemeindehaus von mir verabschiedete, flüsterte er mir zu: „Macht, daß Ihr fortkommt!" Obwohl es bei uns ganz fest stand: Alle, oder keiner! begannen wir doch nach unsren Pferden zu sehen. Die Ställe waren verschlossen, kein Mensch auf dem Hofe zu sehen; alles war im Gemeindehause. Die treuherzige Wirtin versprach uns den Schlüssel vom Stallknecht zu holen, kam aber mit dem Bescheid zurück, wir würden von ausgestellten Wachen genau beobachtet; die Stallknecht hätte vom Exekutivkomitee strenge Weisung, meines Mannes Pferde unter keiner Bedingung zu satteln; mein Mann dürfe Naukschen nicht verlassen, während es mir und dem Eleven freigestellt sei, zu gehen oder zu bleiben. — Wieder fand sich ein Retter in der Not da, wo wir ihn nicht vermuteten. Ein junger Rekrut, der sich trotz aller Bemühungen nicht zur festgesetzten Zeit zum Militärdienst stellen durfte, sattelte unsre Pferde, half sie uns im Gebüsch zu verstecken und hielt auch ein Pferd für meinen Mann in einem andern Versteck in Bereitschaft. Im Hause schien es uns nicht sicher — Gerüchte von Brandstiftungen waren mir zu Ohren gekommen. Stundenlang irrten wir in kalter, regnerischer Nacht unter den Bäumen umher, bis die Bande meinen Mann wieder nach Hause geleitete. Es schien, als ob die Kerle sich selbst etwas darauf zugute taten, daß sie meinem Manne nichts angetan hatten. An diesem Abend hatten sie keine Forderungen gestellt. Zuerst hatten sie meinem Manne vorgehalten, daß er das Gut nicht hätte verlassen dürfen; er als Verwalter hätte an einen solchen Schritt nie denken sollen.

Nachher hatten sie die Fehler aufgezählt, die er bisher in der Verwaltung gemacht hätte, und das, was sie in Bezug auf ihre Behandlung in Zukunft für sehr wünschenswert hielten. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, er hätte am nächsten Tage um 10 Uhr zum Meeting im Gemeindehause zu erscheinen. Auf der Tagesordnung ständen: Abstimmung über den Verwalter, ob er bleiben soll oder nicht, und Ueberreichung der Forderungen.

Nach wenigen Stunden der Ruhe sollte also der aufregende Spektakel von neuem losgehen. Von Personen, die die Meetings in Rujen besucht hatten, hörten wir, daß dort bestimmt wurde: verlassen die Besitzer ihre Güter, so sollen sie Verwalter mit Vollmachten zurücklassen; die Güter, die ohne Verwalter bleiben oder wo der Verwalter keine Vollmacht hat, sollten gleich unter die Bürger der neuen Republik geteilt werden. Um die kritische Situation nicht noch zu verschärfen, hielt mein Mann es für das Beste, mit unserem Hausgenossen der Aufforderung Folge zu leisten.

Also wieder mit einer ernsten Rüge über den Fluchtversuch begann die Versammlung, dann wurde zur Abstimmung geschritten. Mein Mann erzählt, es wäre was Beispielloses an wüstem Durcheinander, Für und Wider gewesen. Endlich hatte sich die Bande geeinigt: mein Mann sollte Verwalter bleiben, der Eleve sein Gehilfe sein; beide wurden auf Stühle gesetzt und unter Hurra aufgehoben. Die Kehlen waren ihnen wohl trocken geworden vom vielen Geschrei, und für ihre Heldentaten wollten sie nun Bier haben. Den ablehnenden Bescheid meines Mannes nahmen sie ganz still auf. Er berief sich darauf, daß sie selbst die Brauerei geschlossen hätten, sich in der Urkunde darauf berufend, wie furchtbar schädlich der Trunk sei. — Dann wurden die Forderungen der Hofs- und Landknechte überreicht, über deren Empfang quittiert werden mußte. Mit dem Plane meines Mannes, behufs näherer Besprechung zu Herrn v. Grote nach Riga zu fahren, waren die Leute sehr einverstanden; als ihnen jedoch erklärt wurde, daß ein unbedingter Erfolg dieser Reise nicht vorherzusehen wäre, erhob sich wieder ein Tumult. Mein Mann machte die Versammlung auch darauf aufmerksam, daß eine Lösung des Verhältnisses zwischen ihm und Herrn v. Grote, so gut von der einen wie von der andern Seite, möglich wäre. Auch für diesen Fall hatte die Versammlung eine Antwort bereit: Herr v. Grote kann zehn Verwalter oder Bevollmächtigte herschicken, wir brauchen sie nicht und werden uns ihrer zu entledigen wissen; wir haben Sie gewählt; kündigt Ihnen Herr v. Grote — wir führen Sie ins Herrenhaus über, von dort aus werden

Sie verwalten und der von uns soeben erwählte Gehilfe wird in Ihrer bisherigen Wohnung leben.

Die angenehme Situation versprach also täglich noch angenehmer zu werden! Nach Rujen wagten wir uns schon nicht mehr hin, Baltin jun. war immer im Hof zu sehen, oder kam gar ins Kontor, um seine Anordnungen zu treffen. Unterdessen vergingen mehrere Tage; irgendwelche Nachricht konnte nicht zu uns gelangen.

Am 1. Dezember wollte mein Mann mit der Schmalspurbahn nach Pernau und von dort nach Riga zu Schiff — da erhielten wir im letzten Augenblick die Nachricht, daß auch die Verbindung zwischen Walk und Riga hergestellt sei, und so wählte mein Mann diesen Weg.

Unterdessen brannte es in Südlivland lichterloh; dem durch die Winternacht dahineilenden Eisenbahnzuge, den mein Mann benutzte, leuchtete schauerlich die Brandfackel. — Am 2. Dezember abends, als der Eleve gerade nach Hänselshof gefahren war, um die Herren zu sprechen, die endlich zurückgekehrt waren, traf inkoguito Herrn v. Grotes Diener ein: Lemburg war abgebrannt mit sämtlichen Schätzen an Silber und Wäsche; ein kleiner Teil, der sich hier befand, sollte verpackt und nach Riga geschafft werden. In Abwesenheit meines Mannes öffnete ich den Brief Herrn v. Grotes, weil sich in diesem auch der Schlüssel zum Schreibtisch befand, in dem die Schlüssel zum Gewölbe aufbewahrt wurden. Außerdem schrieb Herr v. Grote noch: Wollen Sie Ihr Kind in Sicherheit bringen, dann schnell; schicken Sie es hierher, es wird wieder ein Generalstreik erwartet. Ein Schwanken war kaum möglich. Der Diener und die Bonne gelobten mir, die Kleine sicher nach Riga zu meiner Mutter zu bringen, denn ich selbst halte es für moralische Pflicht der Frauen, bis zum letzten Augenblick das Schicksal der Männer zu teilen.

Als am nächsten Tage, 3. Dezember früh die Pferde angespannt werden sollten, um die Sachen zur Station zu bringen, sollte sich unsere Befürchtung nur zu sehr bewahrheiten; anstatt die Pferde anzuspannen, erschienen die Stall- und Gartenjungen in der Küche und erklärten: Mit unserem Blute haben wir gelobt, für die Sicherheit Naukschens einzustehen, es gegen die Hooligans zu verteidigen; der Diener kann im Dienste der „schwarzen Sotnja" stehen, unter keiner Bedingung gestatten wir es, die Sachen fortzubringen; nachher wird man den Hofsleuten zur Last legen, ihren Brotherrn bestohlen, sein Haus geplündert zu haben. Nun begannen heftige Verhandlungen. Da wir für Feuer oder einen bewaffneten Ueberfall nicht einstehen konnten, wollten wir die Sachen um jeden Preis fort-

ſchaffen. Wir ſchlugen den Leuten vor, den Transport unter Begleitung des Eleven, des von ihnen erwählten Gehilfen, gehen zu laſſen, er könnte ihnen ja eine Beſcheinigung vom Landrat mitbringen, oder ſie ſollten einen uns auch als zuverläſſig bekannten Menſchen aus ihrer Mitte, auf Koſten Herrn v. Grotes natürlich, wählen, der den Transport begleiten könnte. Aber kein Vorſchlag fand Anklang; nur Baltin könnte endgültig entſcheiden. Dann holt ihn alſo in Gottes Namen, entſchieden wir. Als wir ins Zimmer traten, ſahen wir aber die Gebrüder Baltin ſchon auf dem Hofe ſtehen; die Wirtin, die wir ſchon lange für unzweifelhaft rot hielten, hatte ſie geholt. Nach weitläufigen Reden wurde endlich das Abſchicken der Sachen geſtattet, obgleich es für dieſen Tag zu ſpät geworden und der Zug bereits abgegangen war; das Herrenhaus aber ſollte durchaus auf Waffen unterſucht werden. Zum Belege für ihr ehrenwertes Handeln hatten die Biederleute uns den Brief Herrn v. Grotes, in dem er ſchreibt, daß ſein Diener die Sachen abholen ſoll, abgenommen; er ſollte dem „Komitee“ übergeben werden.

Nun ging es an die Hausſuchung; voran die Wirtin und der Eleve mit den Schlüſſeln, was ohne Schlüſſel war, ſollte aufgebrochen werden. Die Ausbeute war gering, ich glaube ſie fanden nur eine alte Piſtole und etwas Munition; jedoch den Schlüſſel zu Herrn v. Grotes Privatſchreibtiſch nahmen ſie unſerem Hausgenoſſen ab und übergaben ihn der Wirtin. Dieſes Verfahren motivierten ſie damit, daß ſie eben keine Zeit hätten, die Hausſuchung müßte wiederholt werden, und zwar recht gründlich und alle Schlüſſel zur Stelle ſein.

Am 4. Dezember früh um 7 Uhr kam mein Mann ganz verſtört aus Riga. Alle Herren aus Hänſelshof, die eben dorthin zurückgekehrt waren und noch einige Familien, die ſich ihnen angeſchloſſen hatten, traf mein Mann auf der Flucht nach Riga in Walk. Beunruhigende Nachrichten hatten ſie zu dieſem Schritt veranlaßt. Weit und breit waren alſo die Güter verödet — wir hatten das angenehme Gefühl, ganz auf uns allein angewieſen zu ſein! Gegen 10 Uhr vollzog ſich dann ganz unbehindert das Verladen der Sachen und die Abreiſe der Kleinen. Der kleine Bahnhof war aber ſteckend voll von Menſchen — wir merkten wohl, daß wir beobachtet wurden, und als wir das Wartezimmer betraten und grüßten, erwiderte niemand unſeren Gruß. Das Kind fort, die Nachbarn fort, ſelbſt beobachtet auf Schritt und Tritt — es war wirklich grauenvoll!

Zunächſt teilte alſo Baltin meinem Manne mit, daß wir eine Hausſuchung auch bei uns nächtlicherweile zu erwarten

hätten. Nach wortreicher Auseianderſetzung erklärte er ſich ſchließlich bereit, die Waffen am Tage abholen zu laſſen, da er ja ganz genau wiſſe, wieviel Gewehre bei uns vorhanden wären. Auf dem weiter entfernten Gut Idwen ſind die Banditen doch mehrere Mal, 2—3mal täglich, bis 75 Mann mit ihren roten Fahnen erſchienen und haben immer wieder Gewehre geſucht.

Immer noch dauerte der Poſt- und Telegraphenſtreik fort; keine Nachricht gelangte zu uns, wie unſere Kleine in Riga angekommen war. Der Generalſtreik hatte am 6. Dezember noch nicht begonnen, von vielen wurde er überhaupt in Abrede geſtellt; ſo wagte ich denn in Begleitung unſeres Hausgenoſſen, der auch ſeine Eltern beſuchen wollte, die Reiſe, um nach der Kleinen zu ſehen. — Um keine Zeit zu verlieren, benutzten wir den Nachtzug, der leider keinen direkten Anſchluß an den Rigaſchen Zug hat. Bis Walk kamen wir ganz ungefährdet und begaben uns in den Warteſaal I. Klaſſe, um dort die Stunden bis zum Rigaſchen Zuge zu verbringen. Bis auf einen Koſaken- und einen Dragoneroffizier, die an einem kleinen Tiſchchen ſpeiſten, war auf dem Bahnhof kein Militär zu ſehen. Wir mochten ungefähr 10 Minuten geſeſſen haben, als es nebenan im Warteſaal III. Klaſſe anfing laut herzugehen und ſchon nach wenigen Augenblicken drang eine wüſte, angetrunkene Bande in den Saal. Erſt bedrängten ſie einen Förſter, ich glaube aus der Wolmarſchen Gegend; ob ſie ihn auf Waffen unterſuchten oder es nur beabſichtigten, das kann ich nicht genau wiſſen; jedenfalls unter lautem Schreien: „Nieder mit den Baronen, nieder mit dem Zaren, überhaupt nieder mit Allem!“ — ihre bekannten Lieder ſingend, wandte die Bande ſchließlich ihre Aufmerkſamkeit dem Bufett zu. Sehr empört, daß Bier in Flaſchen nicht verabfolgt wurde, gaben ſich die Schreier auch mit Bier in Gläſern zufrieden. „Können Barone Bier in Gläſern bezahlen, können wir es erſt recht“, hieß es. Uns ließen die Kerle noch unangetaſtet, wir bemerkten aber, daß ſie uns genau beobachteten. Lärmend, ſchreiend, trinkend, immer ihre Lieder ſingend, verbrachte die Bande, ungefähr 25 Mann ſtark, gegen $2^1/_2$ Stunden im Saal, unſren Nerven das äußerſte zumutend. Der einzige Gendarm war natürlich machtlos.

Den Offizieren mochte die Situation auch gefährlich erſcheinen, ſie erhoben ſich, wohl um Koſaken zu holen; während ſie den Saal durchſchritten, umringte ſie die Bande und ſchrie: „Reißt ihnen die Säbel und blanken Knöpfe ab!“ Zu tun aber wagten ſie es nicht. Nach einer Viertelſtunde mußte unſer Zug abgehen, doch wagten wir es nicht, auch nur den Verſuch

zu machen, den Saal zu verlaſſen; zu unſerem Glück verſpürten die Helden des Tages wieder Durſt; während ſie am Bufett tätig waren, verſtändigten wir uns durch Blicke mit dem Gendarmen, und von ihm geleitet gelangten wir in den Zug, in ein kleines Coupé, deſſen Tür wir ſchloſſen, um uns etwas von der Aufregung zu erholen.

Noch hatten wir uns nicht geſetzt, da erſcholl wieder Geſchrei und Getrampel im Waggon. Von weitem ſchon hörten wir die Drohung: „Oeffnet die Türen, wer es nicht tut, wird gleich erſchlagen!“ Wir gehorchten, und im ſelben Moment ſtand die Horde vor uns. Nie werde ich den furchtbaren Anblick vergeſſen! Alle böſen Leidenſchaften ſtanden in dieſen vom Trunk erſt recht entſtellten Geſichtern; mit Schweiß bedeckt, die Mützen im Nacken, das wirre Haar in der Stirn, ſtürzten ſie ſich wie die Hyänen auf uns. Mich berührten ſie nicht, auch meinen Begleiter nicht, aber mit erhobenen Fäuſten ſtanden ſie vor uns: „Sie ſind Robert Böttcher, Verwalter von Alswig, wir ſuchen Sie, geben Sie Ihre Waffen heraus“ (vgl. S. 204). Wir hatten aber keine Waffen bei uns, außer zwei kleinen Revolvern, die wir ſchnell unter die Bank geſteckt hatten, und meine Bereitwilligkeit, unſeren kleinen Handkoffer zu öffnen, mag ſie ebenſo verblüfft haben wie meines Begleiters Anerbieten, ihnen ſeinen Paß zu zeigen. Nach genauer Prüfung desſelben gaben ſie uns den Paß zurück, baten wegen der Störung um Entſchuldigung, ſchrieben ſich die Coupé-Nummer an und gelobten, uns weiter nicht zu beläſtigen. Noch lange hörten wir im Zuge das Lärmen, bis es plötzlich verſtummte. Koſaken waren gekommen, hatten den Warteſaal geſäubert und den Haufen auf dem Perron zerſtreut.

Mit 3 Stunden Verſpätung kamen wir in Riga an und erfuhren, daß der Zug noch zum Entgleiſen gebracht werden ſollte, da er einen Transport von einigen Millionen Rubeln nach Riga bringe.

Als wir am 8. Dezember abends Riga verlaſſen wollten, ging das Gerücht, Wenden ſei in den Händen der Revolutionäre, eine Reiſe durch die Nacht ſei gefährlich; am nächſten Morgen aber wollten wir es wagen. Von verſchiedenen Seiten wurde mir geraten, um ganz ſicher zu gehen, mir einen „roten Paß“ zu verſchaffen. Nach Hauſe zurück wollte ich auf jeden Fall, daher begab ich mich in aller Frühe des nächſten Tages ins berühmte Miniſterium in der Romanow-Straße, um womöglich ſolch einen Paß zu erlangen. Die Komiteemitglieder waren noch nicht erſchienen, daher verhandelte ich mit einigen Unterbeamten. — Bei dem unzweifelhaft ausgezeichnet eingerichteten Nachrichtendienſt der Sozialiſten darf es nicht Wunder

nehmen, daß sie vom Herannahen einer größeren Militärmacht unterrichtet waren. Ich bekam den Bescheid, die Rückreise sei auf jeden Fall ungefährlich, fände aber das Militär einen „roten Paß", so könnte man eher Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. — Ohne Zwischenfall gelangten wir nach Raukschen, wo inzwischen meinem Manne die Gewehre abgenommen worden waren. Am hellen lichten Tage war der Gemeindeschreiber Baltin mit seinem Gehülfen gekommen und hatte meinen Mann sehr höflich um die Uebergabe der Flinten ersucht; mein Mann weigerte sich, ihnen die Gewehre zu überreichen, worauf sie sie eigenhändig von der Wand nahmen, im Namen des Föderativkomitees quittierten und tief befriedigt wieder gingen.

In Rujen war das erste Blut geflossen: die Revolutionäre hatten einen Zug mit Rekruten angehalten, beim Kugelwechsel mit den wenigen im Zuge befindlichen Soldaten war der Sohn eines Raukschen'schen Landknechts Grosin schwer verwundet worden. Ein regelmäßiger Patrouillendienst war eingerichtet und ohne Sträuben mußten die Güter nach Anordnung des Komitees Menschen und Pferde stellen. Reitende bewaffnete Patrouillen jagten geschäftig durchs Gut, Wachtposten zu Fuß schienen aufs eifrigste bemüht, für die allgemeine Sicherheit zu sorgen. Uns erschien diese Sicherheit aber sehr wenig zuverlässig, und von dem Standpunkt ausgehend, daß das Krankenpersonal unter dem Schutz aller Parteien stehen muß, hatte unser Kirchspielsarzt mich beim Komitee als Krankenpflegerin für Raukschen angemeldet. Mit der Binde vom roten Kreuz um den Arm konnte ich wenigstens unbehindert nach den damals recht zahlreichen Kranken sehen.

Als ich, um in dieser Angelegenheit noch mit dem Arzt Rücksprache zu nehmen, am 13. nach Rujen gefahren war, fand ich das ganze Städtchen in großer Bewegung: Bewaffnete zu Pferde und zu Fuß strömten durch die Straßen; sie warteten auf einen Extrazug aus Pernau — es war beschlossen, einen Piratenzug nach Schloß Tignitz zu unternehmen. Unsern Arzt traf ich ganz unzugänglich, in begreiflicher Aufregung: bewaffnete Abgesandte des Komitees hatten ihn gezwungen, den Piratenzug mit einem wohleingerichteten Feldlazarett zu begleiten. (Vgl. u. 13. Dez.)

Am 11. Dezember war in Rujen das denkwürdige Bild „Die Rujensche Volksmiliz" entstanden*. Die nächsten Tage brachten den Generalstreik; bei hoher Strafe durften jedoch Vieh und Pferde nicht vernachlässigt werden, aber auch meine Hausmägde feierten. Baltin jun. saß jetzt fast immer im

*) Reproduziert in „Livlands zerstörte Schlösser". Riga, Plates.

Kontor, beständig hatte er irgend eine Besprechung. Am ersten Streiktage machten sich schon unzufriedene Stimmen vernehmbar, denn die Landknechte arbeiten auf Tagelohn. Am zweiten Tage früh erschien Baltin jun. und erklärte, der Streik unterliege keinem Zwange: wer arbeiten will, kann arbeiten. So ging denn von Mittag an alles einmütig an die Arbeit, auch meine Mägde. Das Telephonnetz war überallhin zerstört, mit der Zentrale konnten wir auch nicht mehr reden, nur hörten wir während zweier Tage beständig das Telephonsignal der Bahnstationen und deutlich konnten wir manche Unterhaltung belauschen, die die Sozialisten in allen Sprachen miteinander führten. Sehr viel wurde estnisch gesprochen, — wer weiß von wo, und noch heute ist es unaufgeklärt, wie wir etwas hören konnten, da hier viele Pfosten umgesägt und die Drähte zerrissen waren. Baltin erklärte sich mit der Demolierung des Telephons durchaus nicht einverstanden und forderte meinen Mann auf, eine weitere Fahrt mit ihm zu unternehmen, um die Strecke zu besichtigen und um einig zu werden, wo Etappenstationen errichtet werden sollten, falls das Telephon nicht so schnell in Ordnung gebracht werden könne. Ohne besonderen Zwischenfall legten sie die Fahrt zurück; gegen Bezahlung wollte mein Mann die Pfosten aus dem Hofswalde liefern, doch das Geld war mit vollen Händen zu Agitationszwecken ausgestreut worden, fürs Telephon war kein Kopeken übrig und daher unterblieb die Instandsetzung.

Im Laufe der Woche waren auch betreffs der Wiedereröffnung der Brauerei im Gemeindehause mit meinem Mann rege Verhandlungen gepflogen worden. Das Resultat war denn schließlich die Eröffnung der Brauerei, nachdem mein Mann sich verpflichtet hatte, der Republik eine Stener von 30 Kop. pro Tonne zu entrichten, statt der anfänglich fest geforderten 1½ Rbl. Daß die Akzise unnötig sei, wurde immer betont, jedoch überließen sie in dieser Sache meinem Manne und dem Braumeister ein Handeln nach eigenem Ermessen. — Die Situation stand auf ihrer vollen Höhe. Am Freitag Abend jagten unablässig Patrouillen durch den Hof, in der Nacht wurde beim Hofskruge geschossen und getutet — vermutlich handelte es sich um irgend welche Uebungen. Am 17. Dezember morgens fuhr der Braumeister nach Walk in die Akziseverwaltung, begleitet von Baltin jun., den auch „wichtige Geschäfte" nach Walk riefen. Diese Geschäfte bestanden wohl darin, daß er sondieren wollte, ob Militär schon im Anzuge sei. — Am 19. Dezember erschien er wieder im Kontor, um einzuschärfen, wie man sich dem Militär gegenüber verhalten solle, wenn welches käme: „Ganz abgesehen davon,

daß wir kein Militär brauchen, hat der Kaiser überhaupt keine Soldaten, die ihm treu sind; das Militär geht mit uns, und wenn es hoch kommt, so sind vielleicht 100 Mann für Livland übrig; weder Obdach noch Proviant darf verabfolgt werden."

Daß Militär kommen würde, hatte auch unser Braumeister erfahren, der in einem Laden einem Offizier begegnet war, ihm unser Leid geklagt und die Versicherung empfangen hatte: bis zum 20. müßten die Waffen ausgeliefert sein — „wir kommen bald, seien Sie ruhig." Wir ahnten ja nicht, daß das Militär in solcher Uebermacht erscheinen würde, und meinem Manne gelang es noch, Baltin schließlich davon zu überzeugen, daß es geraten sei, dem Militär willfährig zu sein, d. h. wenn Proviant gefordert wird, diesen zu verabfolgen, ganz unabhängig davon, welcher Empfang ihm von seiten der Sozialisten bereitet werden würde. — Dem Volk erzählte Baltin, in Walk sei nur wenig Militär und die Offiziere verübten die furchtbarsten Grausamkeiten. „Ist ein Offizier mit einem Fuhrmann gefahren und streckt dieser dann die Hand aus, um das Geld in Empfang zu nehmen, so zieht er den Säbel und hant ihm die Hand herunter." Und wie fest waren die Leute von der Wahrheit solcher Erzählungen überzeugt!

Ganz spät am Abend des 19. Dez. überreichte der Landgendarm die Bekanntmachungen von Generalmajor Orlow; im Hof wurden sie sofort verbreitet, während mein Mann am 20. ganz früh auf die benachbarte Hoflage fuhr, um sie dort einer Bande recht aufsässiger Waldknechte zu publizieren. Als mein Mann eben damit fertig war und sich Stimmen erhoben, „der Bebrillte habe sich das alles selber erdacht", rückten 600 Mann Garde-Ulanen mit 2 Kanonen in Naukschen ein.

Wer so wie wir die ganze furchtbare Zeit an Ort und Stelle durchgemacht hat, wird uns nur nachfühlen können, daß es ein unvergeßlicher Augenblick war. In letzter Minute war die Rettung gekommen. Denn es war beschlossen, als Weihnachtsfackel die Güter Naukschen, Heringshof, Hänselshof, Ohlershof, Königshof und Puderküll brennen zu lassen.

Oberst Markow mit einigen Offizieren und Soldaten sprengte sofort zum Gemeindehause, um Baltin sen. zu arretieren; der Bruder war entflohen. Nach ganz kurzer Rast zogen die Ulanen weiter nach Rujen. Es war ein so furchtbar kalter Tag, ein eisiger Wind wehte und ohne Stärkung mußten sie fort.

Gegen 2 Uhr nachmittags verkündete uns Kanonendonner die Belagerung von Rujen. Das kleine dumme Mauseloch wollte die Waffen und Führer nicht gutwillig ausliefern — doch wirklich ein tolles Unterfangen! Als wir den Donner

der Geſchütze hörten, wurden ſofort unſere Pferde angeſpannt und wir eilten nach Rujen, um möglicherweiſe vom Militär die Auslieferung der Paſtors- und Doktors-Kinder zu erbitten. Schon von weitem bot ſich uns ein impoſanter Anblick dar: ganz Rujen war vom Militär zerniert, oben auf dem Berge ſtanden die Geſchütze und ſchauten drohend hinunter auf das kleine Neſt, das übrigens ſchnell an allen möglichen und unmöglichen Stellen die Parlamentärflagge gehißt hatte. Die Waffen wurden ausgeliefert, ſoweit ſie nicht vergraben waren, die Führer hatten ſich in Sicherheit gebracht. Um ſich von den Strapazen auszuruhen, zog ſich das Militär nach dem in nächſter Nähe gelegenen Armidſteadſchen Gute Heringshof zurück.

Rujen ſollte nach 24 Stunden dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn es die Führer nicht auslieferte; noch am ſpäten Abend erſchienen 3 ehrenwerte Stadtväter, um Gnade bittend: der Aufenthalt der entflohenen Führer war ihnen wirklich nicht bekannt, ſie hatten ja auch voller Schrecken dem wüſten Treiben von ferne zugeſehen. An ſonſtigen Uebeltätern war die Ausbeute recht ergibig. Auch ein Bild der Rujenſchen Volksmiliz wurde den Offizieren von den erſchrockenen, wohlgeſinnten Bürgern überreicht; Generalmajor Orlow bekam ſofort ein Exemplar, das andere ging nach Petersburg.

Als ſich bis zum 23. Dez. die Führer auch ſelbſt nicht geſtellt hatten, zog eine Eskadron Ulanen unter Rittmeiſter Maſſlow wieder nach Rujen, um deren Habe in Flammen aufgehen zu laſſen. Am Eingang des Städtchens lebte der Präſident der Republik, Herr Krauſe; ſeine Sachen wurden auf die Straße getragen — der Frau blieb nur, was ſie auf dem Leibe hatte —, mit Petroleum begoſſen und angezündet; das umſtehende Volk mußte die Nationalhymne ſingen. — Darauf kamen die Sachen des entflohenen Gerbermeiſters Luxtin an die Reihe — auf offenem Markt wurden ſie verbrannt. Vorher hatte Rittmeiſter Maſſlow im Vereinshauſe unter dem Bett des entflohenen Studenten Ahboltin ein Kruzifix gefunden; das Stadthaupt von Rujen mußte das Kruzifix zum Markt tragen, und angeſichts der brennenden Habe Luxtins hielt der Rittmeiſter ein Gebet, daß kein Auge trocken blieb. „Gott im Himmel wolltet Ihr ſtürzen, den Kaiſer ebenſo; aber Gott im Himmel lebt noch; ihn werdet Ihr nicht ſtürzen und den Kaiſer in Petersburg auch nicht.“ Darauf wieder die Nationalhymne, und unter dem Vorantritt des Stadthaupts mit dem Kruzifix bewegte ſich ein langer Zug zur lutheriſchen Kirche, deren Glocken der Rittmeiſter läuten ließ. In der Kirche angekommen, legte der Rittmeiſter das Kruzifix „zum Andenken an die Revolution“ auf dem Altar nieder, ergriff

das dort stehende Kruzifix, küßte es und sagte: „Sehr Ihr, obwohl ich ein Russe bin und anderen Glaubens als Ihr, kann ich dem Kreuz, das Ihr geschmäht habt, doch meine Ehrfurcht erweisen."

Für dieses Mal hatten die Ulanen ihre Pflicht getan und zogen weiter, um ihrer schweren Aufgabe zu walten, von uns gewiß mit dem aufrichtigsten „Gott geleite sie" begleitet. Für dieses Mal war uns in letzter Stunde der Retter erschienen. Daß es von nachhaltiger Wirkung sein wird, ist mehr denn zweifelhaft, denn man sieht noch viel böse Gesichter und hört viel geheimes Murren."

29. Nov. Wenden. Ein Volksmeeting faßt folgende Beschlüsse: 1) alle Getränkehandlungen in der Stadt sofort zu schließen (was auch am selben Tage zur Ausführung gebracht wird), und 2) die Schriften Pastor A. Needras, Redakteurs des „Austrums" zu boykottieren und ihn zu zwingen, Wenden im Laufe einer Woche zu verlassen. —

29. Nov. Oesel. Ende November erfaßt die revolutionäre Bewegung weite Gebiete der Insel. Jeder Tag, jede Nacht, berichtete das „Arensb. Wochenbl.", bringt neue Brandschäden, so daß es nicht möglich ist, alle zu registrieren. Wie eine ansteckende Krankheit greift die Manie zu brennen um sich. Es brennt nicht allein auf den Gütern, sondern auch bei den Bauern. Das Land ist eingehüllt in Rauch, der von brennenden Heuschobern stammt. Bis zum 1. Dez. wurden etwa 41 Brandschäden an Scheunen, Riegen und Heukujen auf dem flachen Lande gezählt. — In den Gemeinden werden geheime Versammlungen abgehalten, im Mustelschen Kirchspiel ist die Gemeindevertretung abgesetzt worden. — Auf dem Gute Parrasmetz drang ein Volkshaufe, bestehend aus betrunkenen Wirten, Weibern und Kindern, ins Gutsgebäude. Unter Drohungen, alles zu vernichten, zwangen sie den Bevollmächtigten des Gutes ihre Forderungen zu unterschreiben.

Am 29. Nov. wurde H. Gottschalk v. Sengbusch auf dem Gute Karrishof von Bauern überfallen. Er war genötigt sich mit dem Revolver zur Wehr zu setzen, wobei zwei Bauern getötet und einer verwundet wurde. Als dann sein Browning versagte, wurde er niedergeschlagen und blieb, für tot gehalten, stundenlang besinnungslos liegen, bis er wieder zu sich kam und dann zur Stadt transportiert wurde.

29. Nov. Taurup (ELivl.). Der Sarg des am 20. November ermordeten H. v. Transehe (vgl. o.), der noch unbestattet im Gutsgebäude stand, wird von einer revolutionären Bande mit Petroleum übergossen und samt dem Hause verbrannt.

30. Nov. Reval. Etwa 50 Rekruten sollten in der Kathedrale auf dem Dom den Eid leisten. Auf dem Wege dahin wurden sie von einem Agitator angehalten, der eine Rede hielt, worauf der ganze Haufe Kehrt machte. Vom Polizeimeister beredet zogen sie dann doch wieder auf den Dom. Dort weigerten sie sich jedoch in die Kirche zu gehen und mußten von Dragonern mit Säbeln hineingetrieben werden, doch stoben alle auseinander, so daß eine Vereidigung nicht stattfinden konnte.

30. Nov. Bauenhof (Livl., Ksp. Matthiä). Ein Haufe von einigen hundert aufgeregten Leuten erscheint beim Gutsgebäude, um es nach „der schwarzen Sjotnja" und nach Waffen zu durchsuchen. H. v. Günzel zeigte den Anführern das ganze Haus, auch seine Waffen, doch wurde die Auslieferung der letzteren nicht verlangt. Dann zog der Haufe wieder ab. — In diesem Gebiet bildete sich ein bäuerlicher Selbstschutz, um energisch gegen die überhandnehmenden Diebe und anderes Gesindel vorzugehen.

30. Nov. Praulen. Der Unterinspektor des Gutes, Schubbe, wird von den Aufständischen erschossen.

30. Nov. Brandenburg (Kurland). Die Revolutionäre verhaften 2 Bauern und lassen sie auf dem Wege nach Mitau im Schwethöfschen Walde ermorden.

30. Nov. Friedrichstadt (Kurl.). Die von den Bauern und Einwohnern der Stadt bei Einführung des Kriegszustandes eingelieferten Waffen werden von Revolutionären aus der Polizeiverwaltung geraubt.

1. Dez. Odsen (SLivl.). Bei dem Überfall und der Einäscherung des Gutshauses wird der Verwalter Ernst Doellen und der Kutscher von den Revolutionären erschossen. Die Leichen werden in das brennende Gutshaus geworfen.

1. Dez. Sunzel (SLivl.). Der Landgendarm Krauklis wird ermordet.

1. Dez. Wesselshof (SLivl.). Als die in Drostenhof und Sermus stationierten Kosaken, etwa 40 Mann, nach Wenden zurückberufen wurden, stießen sie 3 Werst hinter Wesselshof auf große bewaffnete Haufen und waren genötigt sich auf Wesselshof zurückzuziehen und nach Wenden um Hülfe zu schicken. Nach Eintreffen von 60 Mann konnte der Weitermarsch vorgenommen werden. — Am selben Morgen wurde der Kosakenoffizier A. und sein Bursche, die sich nach Drostenhof begeben wollten, auf der Wesselshöfschen Poststation von einer großen bewaffneten Menge eingeschlossen und unter der Drohung des Feuertodes gezwungen, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern. Die beiden Gefangenen wurden gebunden bis nach

Neu-Pebalg geführt, dort aber am andern Tage wieder in Freiheit gesetzt, nachdem der Offizier der inzwischen in Wesselshof eingetroffenen obenerwähnten Kosakentruppe durch einen von ihm gefangen gewesenen und nun als Boten ausgesandten Revolutionär mit den rücksichtslosesten Repressalien hatte drohen lassen.

1. Dezember. Ramkau. Bei dem am 20. Oktober verwundeten (vgl. S. 53), aber auf seinem Posten verbliebenen Oberförster Jungmeister erscheint ein Trupp Bewaffneter und fordert die Unterzeichnung eines Reversals, daß er seine Stellung aufgeben und nie dahin zurückkehren werde, widrigenfalls nicht nur ihm selbst, sondern auch seiner alten Mutter und seiner Schwester der Garaus gemacht werden würde. Unter diesen Umständen sah Oberförster Jungmeister sich gezwungen, das Reversal zu unterzeichnen.

1. Dez. Virginahlen (Kurl.). Überfall auf das Gut. Abends erbricht ein Haufe Bewaffneter die Wohnung des Amtmanns Helmann, raubt ihm Waffen und verlangt, daß er an der Erstürmung des Herrenhauses teilnehme. Als er das ablehnt, wird er durch einen Schrotschuß verwundet. Dann machte sich die Bande an die Erstürmung des Herrenhauses, welches vom Oberverwalter, Baron Grotthuß, allein verteidigt wurde. Während eine Anzahl von Schützen auf die Fenster des Schlosses anlegte, gingen zwei Männer mit Beilen gegen die verbarrikadierte Haustür vor. Mit einigen wohlgezielten Schüssen schlug Baron Grotthuß diesen Angriff ab. Nun wurde gegen das Schloß ein förmliches Feuergefecht eröffnet, wobei die Fenster zertrümmert, die Wände durchschossen und Baron Grotthuß durch einen Streifschuß an der Schläfe verletzt wurde. Nachdem jedoch auch ein zweiter Angriff gegen die Hintertür des Schlosses vom Verteidiger ebenso erfolgreich abgeschlagen worden war, zog der „Feind" unter Mitnahme seiner Verwundeten ab. Die Knechte und anderen Hofbediensteten, die keine Waffen hatten, konnten sich nicht am Kampfe gegen den Ueberfall beteiligen. Auswärtige Hülfe war nicht zu erlangen, weil die telephonische Leitung wieder zerstört war. („Lib. Ztg.")

Am selben Tage legen die Knechte der meisten Güter in beiden Kreisen Grobin und Hasenpoth wieder, wie schon Mitte November, wo sie die Entfernung des Militärs verlangt hatten, die Arbeit nieder, und zwar als Protest gegen die administrative Ausweisung einiger Personen aus beiden Kreisen. Die Streikenden weigern sich sogar das Vieh zu pflegen und übernahmen die Fütterung der Kühe erst gegen Ueberlassung sämtlicher Milch.

2.—4. Dez. Walk. Außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten, welche die Schließung aller Getränkeanstalten in der Stadt beschließt. Veranlassung dazu war (nach dem „Walk. Anz.") eine vom Kaufmann Johann Blohst im Namen der „Delegierten des Volkes" der Stadt Walk eingereichte schriftliche „Forderung". Das „Volk" waren dies Mal höchstens 300 Personen, die am 27. Nov. auf einem Meeting diese Sache beschlossen hatten. Die Stadtverordneten stimmten nun dem unverweilt zu und zwar sollte der Kreischef ersucht werden, die Monopolbuden sofort zu schließen, während den Inhabern privater Getränkeanstalten der „Wunsch des Volkes" ans Herz gelegt und ihnen fürs nächste Jahr keine Konzessionen mehr erteilt werden sollten. Hierzu wurden auch alle Vereine gerechnet. — Bald darauf durchzog eine Bande von ca. 50 Mann, an ihrer Spitze, betrunken, ein gewisser Wihtol, ein Herr, der bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte, die Straßen und setzte die Schließung sämtlicher Getränkehandlungen durch. Auch in die Vereine drang sie hinein und stellte dieselbe Forderung. Die Bande bestand aus Leuten der untersten Klassen. Der Kreischef ließ daraufhin Kosakenpatrouillen durch die Straßen reiten, die jeden Exzeß schonungslos unterdrücken sollten. — Indessen dauerte die Unruhe fort. Am 4. Dez. versammelten sich auf dem Bahnhof einige hundert Bauern, meist Letten, um den Flüchtlingen vom Lande den Weg abzuschneiden. Herr v. Vietinghoff fiel in ihre Hände; man durchsuchte sein Gepäck und nahm ihm seine Waffensammlung, etwa 40 verschiedenartige Gewehre ab. Einem Herrn v. St. gelang es nur durch eine Hintertür des Damenzimmers zu entkommen. Als der Zug aus Dorpat ankam, wurde er nach Flüchtlingen und Waffen gründlich durchsucht. Polizei und Gendarmerie waren bei diesen Szenen nicht zu sehen. (Vgl. o. S. 195.) — Seit dem 6. Dez. war dann der Bahnhof militärisch besetzt, was aber die Tumultuanten doch nicht hinderte, die Reisenden gelegentlich zu belästigen.

Ende Nov./Anfang Dez. In Südlivland mußten in diesen Tagen die letzten deutschen Gutsbesitzer und andere Personen, die noch auf den Gütern geblieben waren, manchmal unter großen Gefahren fliehen. Oft gelang es entschlossenen kleinen Abteilungen des Selbstschutzes solche Personen noch in letzter Stunde abzuholen und in Sicherheit zu bringen. So wurde am 30. November der Bevollmächtigte in Alswig v. Böttcher und mit ihm Pastor Plahmsch-Marienburg, der Akziseinspektor Adolphi aus Seltinghof sowie eine Dame mit ihren Kindern durch 10 Herren aus Riga, die aus Walk noch 10 Kosaken mitbekommen hatten, gerettet (v. Böttcher war bis

dahin gewaltsam zurückgehalten worden; vgl. 18. Nov. Alt-Schwanenburg). Sie mußten ihren Weg über Werro nehmen, da es unmöglich war quer durchs Land vorzudringen. In Seltinghof kam es zu einer Schießerei mit den Aufständischen, doch wurde bloß ein Kosak durch ein Schrotkorn gestreift.

Aus Allasch mußten der Verwalter, der Oberförster und die Wirtschafterin bei Nacht zu Fuß nach Hinzenberg fliehen, von wo sie mit der Post Riga erreichten.

Auch der Bevollmächtigte von Moritzberg, Moldenhauer, konnte sich nur mit knapper Not retten. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, da man ihn nicht fortlassen wollte, ein Pferd anzuspannen; Sachen durfte er nicht mitnehmen. Auf der Fahrt nach Segewold, die er am 29. Nov. antrat, wurden er und seine Reisegefährten unterwegs auf der ganzen Strecke selbst von Gesinden aus beschossen. Als sie in Lemburg, wo sie das Schloß in Trümmerhaufen fanden, ankamen, wurden sie in dem dortigen Postgebäude versteckt gehalten. Von dort fuhren sie mit Postpferden nach Judasch; hier war am Tage vorher das Gutsgebäude demoliert und die Waffen geraubt worden. — In Judasch schlossen sich ihnen der Oberförster Hartwig und seine Familie an. Endlich trafen sie in Segewold ein. Hier hatten sich etwa 50 Flüchtlinge vom Lande eingefunden. Aber auch hier war die Lage durch die heranziehenden Revolutionäre eine kritische geworden. Es glückte einen Boten nach Riga zu senden, worauf ein Militärzug dorthin abging. Mit diesem Zuge, der unterwegs beschossen wurde, trafen die Flüchtlinge in der Nacht auf den 30. Nov. in Riga auf dem Rangierbahnhof ein. In 15 Wagen, die man ihnen entgegengeschickt hatte, sollten sie nun in die Stadt gebracht werden. Aber schon bei der Tramwaystation wurden einige 50 Schüsse auf sie abgegeben, und als sie die Ecke der Suworowstraße passierten, prasselte aus einem Hause ein förmliches Schnellfeuer auf sie nieder, durch das die Wagen durchlöchert, aber wunderbarerweise niemand verletzt wurde. Einem Teil der Wagen gelang es dennoch durchzukommen, der andere mußte umkehren und wurde dann durch Kosaken abgeholt.

In Sermus verteidigte sich der Besitzer Baron Krüdener mit seinen Neffen und einem Jäger, alles vortreffliche Schützen, eine ganze Nacht hindurch (1. Dez.), bis sie dadurch zur Flucht gezwungen wurden, daß der ganze Hof rund herum angesteckt wurde. Es gelang ihnen mitten im Kugelregen ein paar Pferde vor einen Schlitten zu spannen, durch die Flammen zu brechen und querfeldein in wilder Fahrt und beständig schießend zu entkommen. (Die lett. Revolution S. 256.)

25. Nov. — 6. Dez. Verzeichnis der in Livland niedergebrannten Güter.

In den letzten November- und ersten Dezembertagen wurden im südlichen Livland im ganzen 73 Güter eingeäschert, bald darauf im nördlichen noch 12, in ganz Livland demnach insgesamt 85 Güter. Im Verzeichnis wurde, wo es möglich war, das genaue Datum des Brandes hinzugefügt. (Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution" Bd. II, 391 ff.)

Rigascher Kreis: Allasch, Römershof (27. Nov.), Judasch (28. Nov.), Berfehof, Schliepenhof, Alt-Bewershof (2. Dez.), Kroppenhof, Klingenberg (30. Nov.), Schloß Lemburg (27. Nov.), Sudden, Suddenbach, Ringmundshof, Annenhof, Fossenberg, Moritzberg (29. Nov.), Nachtigall, Nitau, Schöneck, Neu-Kempenhof (4. Dez.), Altenwoga, Essenhof, Hoheuheide, Fehren, Fistehlen, Alt-Kaipen, Neu-Kaipen, Laubern, Saadsen, Weißensee, Taurup, Absenau (1. Dez.), Kastran, Siggund, Smuzel, Wattram.

Wolmarscher Kreis: Sussikas, Gr. Roop (6. Dez.), Salisburg (1. Dez.).

Wendenscher Kreis: Drobbusch (4. Dez.), Schloß Versohn, Karlsruhe (3. Dez.), Ramelshof (4. Dez.), Sparenhof (3. Dez.), Lauternsee, Schloß Erlaa (27. Nov.), Katharinenhof, Jummerdehn (27. Nov.), Ogershof, Zirsten, Fehteln (29. Nov.), Odensee (28. Nov.), Sanssen (28. Nov.), Dewen, Sawensee, Festen (27. Nov.), Alt-Kalzenau (1. Dez.), Odsen (1. Dez.), Lüggen, Ohselshof (28. Nov.), Eckhof, Hohenbergen, Kayenhof, Alt-Pebalg, Neu-Pebalg, Horstenhof, Schloß Serben, Selsau, Sermus (1. Dez.).

Walkscher Kreis: Anfang Dez.: Lettin, Stomersee, Alt-Schwaneburg und Kalnemoise.

Pernauscher Kreis: Am 15. Dez.: Könno, Kaisma und Pörrafer; 16. Dez.: Enge, Kailes, Sallentack, Hallick, Arrohof und Lelle; am 17. Dez. Kerro und Neu-Jennern; 18. Dez. Alt-Jennern.

2.—10. Dez. Pernau. Als eine Polizeiklage wegen irgendwelcher Gesetzwidrigkeiten gegen einen gewissen L. beim Friedensrichter verhandelt werden sollte, wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß falls er verurteilt würde, es „losgehen" sollte. Zur Verhandlung erschienen die Freunde des Angeklagten für alle Fälle mit den berüchtigten Säcken. So hielt der Friedensrichter es für praktisch, die Sache auf 6 Monate zu vertagen. Kam es nun auch in der Kammer zu keinen Exzessen, so fanden doch anderweitig Demonstrationen statt. Mit revolutionären Fahnen zog man zur Post und zu den

Schulen, wo überall Feierabend geboten wurde. Der Inspektrice der Mädchenschule, Frl. v. Böhtlingk, wurde einfach erklärt, daß in ihrer Schule eine „Sschodka" stattfinden werde. Es erschien ein Haufe Gymnasiasten und etwa 50 Mädchen, die unter Leitung einiger Rädelsführer eine Versammlung abhielten und ähnliche „Forderungen", wie es auch anderwärts geschehen war, aufstellten. Auf einer am 3. Dezember abgehaltenen Lehrerkonfrenz unterlagen die deutschen Lehrer den vom stellv. Direktor Inspektor Popelischew geführten übrigen Kollegen, und so beschloß die Konferenz, tatsächlich mit den aufsässigen Schulmädchen in Verhandlung zu treten. — In der Druckerei von B. erschien eine Bande von etwa 10 Mann und erzwangen mit dem Revolver in der Hand den Druck einer revolutionären Proklamation. — Auf einem Meeting wurde die Schließung der Monopol- und Bierbuden sowie der Druckereien dekretiert. — Auch am 4. Dezember fand eine Straßendemonstration mit roten Fahnen, dem Gesang der Marseillaise und Reden statt. Die Polizei war machtlos. Die revolutionären Führer spielten sich, allerdings bloß einige Tage, als Herren der Situation auf.

Am 8. Dez. hielten eine Menge Weiber ein Meeting ab und zogen am folgenden Tage in großen Massen durch die Stadt vor die Wohnung des Kreischefs und vor das Rathaus, wo sie eindrangen, das Stadthaupt mit allerhand Forderungen bestürmten und durch alle Räume tobten, ohne jedoch irgend etwas zu beschädigen. Ihre Wut konzentrierte sich auf den Pristaw Hahn, der vor ihnen Schutz im Geldgewölbe suchte, von wo er indessen hervorgezerrt, in einen Sack gesteckt und verprügelt wurde. Darauf wurde er von einem Haufen, der zuletzt nur noch aus dem Straßenpöbel bestand, durch die ganze Stadt geschleppt. Auf dem großen Platz wurden schon Rufe laut: „in den Fluß mit ihm!" als eine Militärpatrouille eintraf, die die Menge zerstreute. Die Polizei versagte, sie zeigte sich nicht auf den Straßen.

Am 10. Dezember wurden drei Eisenbahnwaggons mit Branntwein und einer mit Bier ausgeplündert und der Inhalt vernichtet. — Schließlich begann nach einigen Tagen auch die Polizei wieder zu funktionieren. Auch die besonnenen Esten machten gegen das wüste Treiben energisch Front.

3. Dez. Stockmannshof (Livl.). Auf der Station St. trifft ein größerer Militärzug, mit Artillerie, aus Dünaburg ein. Die Flecken Stockmannshof und Trentelnberg werden besetzt.

3. Dez. Reval. Die Post- und Telegraphenbeamten nehmen die Arbeit zum großen Teil wieder auf. — Eine Monopolbude unweit der Lutherschen Fabrik wird von Arbeitern gewaltsam geschlossen.

3. Dez. Ampel (Estl.). In der Umgegend wird folgende Proklamation in estnischer Sprache an vielen Stellen angeheftet, die für die Hetze gegen die Gutsbesitzer und Pastoren charakteristisch ist:

„Warnung. Es geht das Gerücht, daß in der Ampelschen Kirchenkasse 2000 Rbl. fehlen. Wo ist das Geld geblieben? Man sagt, der Gutsbesitzer und der Pastor hätten es zusammen fortgenommen und Dynamit und Schießpulver gekauft, mit diesem den Fußboden der Kirche und die Mauern unterminiert, um dann, an einem Sountage, die Kirche mit allem Volk gen Himmel zu sprengen. Das könnte ja wohl auch wahr sein. Die Gutsbesitzer, die Prediger und sonstigen höher gestellten Personen deutscher Abstammung sind nämlich ergrimmt über das Landvolk, weil es angefangen hat nach vollständigeren Menschenrechten zu streben usw. Daher wäre jederzeit Vorsicht zu empfehlen, damit der gläubigen Ampelschen Gemeinde, bei ihrem sorgfältigen Kirchenbesuch, kein Unglück zustoße oder sie gar den Tod finde. Mögen diese Worte den Kirchenbesuchern zur Warnung gereichen!" (Rev. Ztg.)

3. Dez. Moisekülk. Auf der Station der Schmalspuhrbahn anlangende Rekruten werden von einem Haufen Aufrührer unter Anführung des Lehrers Joh. Siehwert durch revolutionäre Reden so aufgehetzt, daß sie die Station und die Monopolbude zu demolieren beginnen und zuletzt wieder nach Walk zurückfahren.

4. Dez. Generalleutnant Ssologub wird zum temporären Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt.

4. Dez. Lunia (Livl.). Meeting im Schulhause, an dem ca. 200 Personen teilnehmen. Zum Leiter wurde der Student Ruus gewählt, doch sofort wieder seines Amtes enthoben, als man entdeckte, daß er auf dem Standpunkt des Tönissonschen „Postimees" stehe. Als der Gesindebesitzer Jüriado, der seinerzeit Abgesandter des allestnischen Volksdelegierten-Kongresses gewesen war, über die Resolution dieses Kongresses nähere Erläuterungen geben wollte, wurde ihm das Wort entzogen, „weil er im Chorus der Bourgeois" mitgestimmt habe. Die Versammlung wurde mit dem Gesang der Marseillaise abgeschlossen. (Nordl. Ztg. nach dem „Uudised".)

Anfang Dezember. Libau. Die Stadt geriet dank der starken Garnison zwar nicht in die Hände der sozialdemokratischen Komitees. Aber diese waren tatsächlich von sehr großem Einfluß. Sie wurden tatsächlich auch von den besitzenden liberalen Klassen pekuniär unterstützt. Wie weit ihr Einfluß reichte, zeigt die Tatsache, daß sogar ein Zollkreuzer, also ein

Regierungsschiff, auf Verlangen des Komitees einen mit Getreide befrachteten Dampfer verfolgte, als das Komitee beschlossen hatte, die Ausfuhr von Nahrungsmitteln zu verbieten. (Vgl. Die Lettische Revolution, Bd. II, S. 273.)

Am 5. Dezember brach unter den Elementarschülern zum zweiten Mal ein Streik aus. Bei der Stiftsschule kam es zu einer lebhaften Kundgebung der streikenden Schulkinder, die schließlich durch Dragoner vertrieben werden mußten.

Am 5. Dezember erließ der Chef des Libauschen Rayons folgende Bekanntmachung: „Die Reden der Agitatoren nehmen in letzter Zeit die Form des offenen Aufrufs zum Aufstande an. Das Vorgehen der Hooligans dokumentiert sich in Raubüberfällen, Morden und Plünderungen. . . Ich fordere die friedlichen Bürger, Kinder, Jünglinge und Frauen eindringlich auf, sich bei Ausbruch auch nur der geringsten Unruhen nicht auf den Straßen aufzuhalten."

Anfang Dezember. Stomersee (Livl.). Das Gutshaus in Stomersee war stark befestigt worden und wohl mit Proviant versehen. Hier lag eine Besatzung von 30 Kosaken, zu der noch Ende November 24 Kosaken aus Tirsen gestoßen waren. Hierher hatten sich auch die Herren aus Alt-Schwaneburg begeben (vgl. o. S. 105). Auf dieses befestigte Schloß hatten es die Revolutionäre besonders abgesehen. Es sollte erstürmt werden. Von ringsumher wurden die Volksmilizen aufgeboten. In der Nacht zum 2. Dezember langten nicht weniger als 7 Eisenbahnzüge mit Bewaffneten an, es sollen schließlich gegen 5000 Mann, davon etwa 2000 mit Gewehren, hier konzentriert gewesen sein. Die Belagerten wollten sich jedoch nicht ergeben. Da wurde am 2. Dezember nachts allmählich der ganze Hof in Brand gesteckt. Da beschloß der Kosakenoffizier abzuziehen, weil er Futtermangel befürchtete. Mit ihm zogen dann auch die deutschen Herren ab. „Hinter ihnen ging das schöne Schloß, das Heim der berühmten Sängerin Baronin Alice Wolff geb. Barbi, in Flammen auf mit all seinen herrlichen Kunstwerken." (Die lett. Revolution II, 237.) — Einer der Herren, Manfred Baron Wolff-Dickeln, geriet auf dem Rückzuge in die Hände der Aufständischen. Er berichtete darüber (im „Rig. Tagebl."): „Ich wurde in Bolwa von unserer Hauptmacht abgeschnitten, weil ich meiner Pferde wegen und mich selbst krank fühlend, im Weschekrug blieb, da ich jenseits der livländischen Grenze alles ruhig glaubte. Am nächsten Morgen weiterfahrend, wurde ich im Walde überfallen und da mein Mauser wahrscheinlich zu meinem Glück versagte, entwaffnet und nach Schwaneburg zurückgeführt. Nach längeren Verhandlungen wurde mir gestattet nach Riga zu reisen; die

Gründe waren der Einfluß der Führer, die keine Gewalttaten wollten, auch über die Brandstiftungen sehr unglücklich waren, und ein Schreiben des Kommandierenden in Sitta, der, im Falle mir etwas zustoßen sollte, mit sofortigen Repressalien drohte. Ich wurde darauf nach Stockmannshof gebracht, von wo ich in Riga eintraf. Das Betragen der Führer gegen mich war ein rücksichtsvolles."

5. Dezember. Meiran (SLivl.). Der Arrendator des Gutes E. Hirsch, ein Mann lettischer Herkunft, wird von vier Revolutionären erschossen.

6. Dez. Oberpahlen (NLivl.). Unter den zum Markttage gekommenen Leuten macht sich eine gewisse Erregung bemerkbar. Man spricht vom drohenden Staatsbankrott und erwägt die Zurückziehung der Einlagen aus den Sparkassen, auch die Schließung der Monopolbuden. Jedoch war die allgemeine Stimmung gegen die Anwendung von Gewalt; die Gemeindeverwaltungen sollten vielmehr ersucht werden, die Schließung zu verfügen. Die Gemeindebeamten von Kurrista schlossen denn auch alle an der aus Oberpahlen nach Laisholm führenden Poststraße belegenen Krüge und zwei an derselben Landstraße belegene Monopolbuden und versah die Büffets mit dem Siegel der Gemeindeverwaltung.

6. Dez. Mitau. „Trostlos lauten die Nachrichten vom Lande" — so berichtet ein Korrespondent aus Mitau. Ueberall wird das Militär zurückgezogen, zum Teil in solcher Hast, daß die Bewohner der Güter, Pastorate, Doktorate und Forsteien kaum Zeit haben, mit dem Nötigsten unter dem Schutze der abziehenden Truppen nach Mitau zu flüchten. Unsere Hotels vermögen die Flüchtlinge, die oft nichts als das nackte Leben gerettet haben, nicht mehr zu beherbergen, so daß viele in Privathäusern Aufnahme suchen müssen. So trafen in der Nacht vom 4. zum 5. Dez. sämtliche Ekauer, 35 Fuhren von 56 Dragonern begleitet, nur mit dem Nötigsten versehen, hier ein, Schloß, Pastorat und Doktorat mit allem Zubehör den Revolutionären überlassend. Und gut, wenn eine solche Flucht noch ohne Störung verläuft und die Rettung Suchenden nicht, wie das mehrfach geschehen, unterwegs Tage lang von den Haufen gefangen gehalten werden. Und in all den herzzerbrechenden Jammer tönt immer und immer wieder der schrille Ruf von neuen Morden hinein. So haben die Aufrührer am 5. Dez. nachts das Gut Paulsgnade überfallen und den Verwalter Samse, trotzdem dieser keinerlei Widerstand leistete, so übel zugerichtet, daß er am folgenden Morgen seinen Wunden erlag. —

In Mitau ſelbſt beſſerte ſich in dieſen Tagen die Situation durch das entſchiedene Vorgehen des Gouverneurs Knjaſew. Auf den Straßen werden keine Exzeſſe geduldet, Patrouillen durchziehen die Stadt, überall ſind Piketts aufgeſtellt. Alle Fabriken arbeiten, die Poſt wird am 8. Dez. wieder eröffnet.

7. Dez. Wiezemhof (Livl.). Die Ritterſchaftsforſtei W. wird mit ſämtlichem Inventar eingeäſchert. Am folgenden Tage auch das Jagdhaus. — In der Trikatenſchen Forſtei Uhdrin werden die Möbel demoliert.

7. Dez. Libau. Alle Poſtbeamten nehmen die Arbeit wieder auf. — Die allgemeine Unſicherheit durch Ueberfälle und Diebſtähle nimmt von Tag zu Tage zu.

7. Dez. Arensburg. Eſtniſches Meeting in der Bürgermuſſe. Die Eröffnungsrede hält Paſtor Kerg, der einen Ueberblick über die Vergangenheit des eſtniſchen Volkes gab, das bisher immer erſt ganz, dann halb geknechtet geweſen ſei; jetzt aber ſei die Zeit der Freiheit gekommen uſw. — Dann trat der Student Kann auf, der die Verſammlung mit feurigem Pathos zum Kampfe gegen die Regierung und die Reichen aufrief; alle ſollten ſich auf die Revolution vereidigen laſſen. Zum Vorſitzenden wurde ſchließlich ein Herr Michel Trull gewählt, der gegen Schluß der Verſammlung ebenfalls zum Anſchluß an die Revolution aufforderte. Da aber forderten die Beſonneneren denn doch ſeinen Rücktritt, den ſie endlich, als er nicht gutwillig wich, mit Gewalt durchſetzten. (Ein Augenzeuge H. v. S. im „Arensb. Wochenbl.")

7. Dez. Dorpat. Auf Anordnung des Gouverneurs wird die ſozialdemokratiſche „Udiſed" konfiſziert. Daraufhin ſammelten ſich gegen Abend die Zeitungsverkäufer lärmend und johlend vor der Polizei am großen Markt und verlangten die Herausgabe der beſchlagnahmten Exemplare, da ſie in ihren Einnahmen geſchädigt würden. Einige Fenſterſcheiben und eine Laterne am Marktplatz werden eingeſchlagen und viel geſungen und geſchrien. Erſt gegen 9 Uhr tritt Ruhe ein.

7. Dez. Reval. Der eſtländiſche Landtag tritt zuſammen, der eine Reihe Beſchlüſſe faßt, durch die eine Reihe Aenderungen in der Landesverfaſſung durch Hinzuziehung von Vertretern des Kleingrundbeſitzes angebahnt werden ſollen.

— Der Revalſche Generalgouverneur Woronow entſetzt den Stadtrat Lender für die Dauer des Kriegszuſtandes ſeines Amtes, desgleichen das ſtellv. Stadthaupt Päts und den Stadtſekretär Pung, und betraut den Stadtrat Erbe mit den Pflichten eines Stadthauptes.

8. Dez. Neuhof (SLivl.). Im Gutshause erschienen ca. 20 Männer, darunter auch einer in Polytechnikeruniform, und verlangten die Herausgabe von Waffen. Dem Bevollmächtigten, Oberförster Pohrt, setzte man einen Revolver auf die Brust. Es ertönten auch Rufe: „Nun, so schießt ihn nieder!“ Auch Geld wurde verlangt und eine Schublade des Schreibtisches erbrochen. Ueber die gefundenen Waffen wurde eine Quittung der „lett. sozialdemokrat. Arbeiterpartei“ ausgestellt. Nachdem die Bande sich hatte servieren lassen, verlangte sie Equipagen, aber mit einem Kutscher in Livree, und fuhr nach Engelhardtshof, wo sie ebenfalls mehrere Gewehre konfiszierte.

8. Dez. Puikeln (Livland). Ein Haufe von einigen hundert Mann überfällt das Gut. Nachdem die Leute zuerst im Verwalterhause nichts gefunden hatten, zogen sie vors Herrenhaus, wo sie unter Drohungen die Waffen verlangten und das Haus durchsuchten, wobei sie die Türen einfach einschlugen. Der Trupp wurde von einem nicht zu Puikeln gehörigen jungen Menschen angeführt. Am andern Tage wurde von diesem eine Versammlung einberufen zwecks Vornahme von Neuwahlen in der Gemeinde. Zum Vorsitzenden wurde aber ein Gemeindeglied von Puikeln gewählt, der konstatierte, daß er, sowie viele andere am Tage vorher nur gezwungen ins Herrenhaus mitgezogen seien und unter dem Beifall vieler Versammelten die schärfste Mißbilligung des revolutionären Treibens aussprach, worauf freilich die Sozialdemokraten, die größtenteils von anderen Gütern gekommen waren, energisch protestierten und die Versammlung sich infolgedessen auflöste.

8. Dez. Taps (Estl.). Bei der Station Taps wird ein Waggon überfallen, in dem Waffen für die Landwächter nach Reval gebracht werden. Die Begleitmannschaft weist jedoch die Angreifer zurück, von denen einer dabei getötet wird.

9. Dez. Schlock. Die Revolutionäre unternehmen einen Zug mit wehenden roten Fahnen nach Kaugern, wo sie im Gemeindehaus die alte Verwaltung absetzen, die Kaiserbilder, den Reichsadler und ein Heiligenbild abreißen, zertreten und ins Meer werfen.

9. Dez. Die livländische Zufuhrbahn zwischen Marienburg und Stockmannshof, die sich vollständig in den Händen der Aufständischen befindet, wird von diesen als „Lettische Nationalbahn“ eröffnet.

9. Dez. Hinzenberg (Livl.). Auf der Eisenbahnstation wird die Kasse und dann die Postabteilung in Hinzenberg beraubt.

9. Dez. Reval. Die Arbeiter sämtlicher Fabriken treten in den Ausstand. Auf einem Meeting beschließen die Eisenbahner den

Verkehr auf der Bahn zum Stillstand zu bringen. — Einige Gemeinden in den Landkreisen beginnen die Beschlüsse des Dorpater Kongresses (28. Nov. vgl. o. S. 150) zu realisieren. Sie wählen neue Gemeindeälteste, brechen die Beziehungen zur Polizei und den Bauerkommissaren ab, stellen die Pachtzahlungen ein.

10. Dez. Reval. In Stadt und im Kreise Harrien wird der Kriegszustand erklärt. (Er wird erst am 26. Dez. auch auf die drei andern Kreise ausgedehnt.) Der Präses des Eisenbahnstreik-Komitees Sfolowejtschik, der Revaler Stationschef Gribanow, zwei Ingenieure und eine Menge andrer politisch kompromittierter Personen und Agitatoren werden verhaftet.

11. Dez. Neu-Salis (Livl.). Zwischen Grenzwächtern aus Salismünde und Revolutionären findet ein Gefecht statt, wobei ein Soldat und ein Revolutionär fallen.

11. Dez. Rösthof (NLivl.). Als H. Alfr. v. Rot-Rösthof aus Theal, wo er auf einer Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins den Vorsitz geführt hatte, nach Hause fährt, wird beim Kruge auf ihn geschossen. Ein Haufe von ca. 200 Aufrührern zog dann nach Rösthof und stellte verschiedene „Forderungen", die jedoch abgelehnt wurden.

11. Dez. Virginahlen (Kurl.). Der Zierausche Pastor Vogel war nicht zum Gottesdienst nach Virginahlen gekommen, weil da ein Volksmeeting angesagt war. Statt seiner verliest ein Sozialist von der Kanzel eine Predigt (!) und bietet ein junges Paar auf.

11. Dez. Niegranden (Kurl.). Während des Gottesdienstes in der Kirche, als Pastor Lundberg in der Predigt einen Hinweis auf die Nähe des jüngsten Tages macht, wird Einspruch dagegen erhoben, weil diese Lehre eine Volksverführung sei. Unter den Rufen: „Nieder mit dem Pastor!" wird er zur Hofsriege gebracht, wo über ihn geurteilt werden soll. Er wird jedoch freigesprochen, da die mitgekommenen Gemeindeglieder nur Gutes von ihm aussagten.

Dezember. Polnisch Livland. Die lettische revolutionäre Bewegung greift auch auf die Kreise Rositten und Ludsen (Gouv. Witepsk) über, welche mit der „lettischen Republik" vereinigt werden sollen. Anfang Dezember brachen große Banden, mehrere tausend Mann, aus Südost-Livland auf, um dies Gebiet zu „erobern". Ueberall werden auch hier die Gemeindeverwaltungen aufgelöst und neue eingesetzt; mehrere Güter werden niedergebrannt, so Borchow am 4. Dez. Ueberall wird die rote Fahne gehißt. Eine kleine Kavallerieabteilung, die den Banden entgegengeht, wird bei Warklany

zur Rückkehr gezwungen, wo dann Monopolbude, Postkontor und Gemeindeverwaltung ausgeplündert und aus der katholischen Kirche die Heiligenbilder auf die Straße geworfen werden. Bis in die Gegend von Rositten rücken die Aufständischen vor.

Ein Balte, der in der Umgegend von Warklany ansässig ist, schilderte seine Erlebnisse in nachstehenden tagebuchartigen Aufzeichnungen (in der „Petersb. Ztg."):

„5. Dezember. Uns wird mitgeteilt, daß der Hof niedergebrannt und ich erschossen werden soll. Keine angenehme Perspektive, aber wir bleiben, es komme was da wolle. — 6. Dez. Jede Möglichkeit zur Flucht, wenn eine solche versucht werden sollte, ist abgeschnitten. Wir packen das Wertvollste und schicken es auf gut Glück nach Rositten und Ludsen. Das Silber wird im Garten vergraben. Wir sitzen gestiefelt und gespornt die ganze Nacht hindurch und warten — auf den Tod. Die braven Dörfler sind passiv wie immer. Zu Tausenden umlagern sie den Hof; sie warten, bis die Livländer uns niedergemacht haben, um dann zu plündern. . . . — 7. Dez. Wir warten noch immer. Nach Livland hin flammt der Himmel blutigrot. Die Sägemühle wird niedergebrannt. — 8. Dez. Um 1 Uhr mittags erscheint johlend und brüllend eine bis an die Zähne bewaffnete Bande. Die Livländer sind da. Viele haben Militärkarabiner und Nagaiken. Sie fordern die Waffen und drohen im Weigerungsfalle mit dem Tode. Der scheint im Hinblick auf die Situation sicher, denn ich bin der einzige waffenfähige Mann. Ich tue den Leuten ihren Willen, zähneknirschend, aber ich tu's — hinter mir stehen Mutter, Weib und Kind. Ich rede mit den Leuten, nicht gerade sanft, weder hat man den Stil dafür, — und wozu auch. Lieber läßt man sich brechen als biegen. Meine Frau stürzt sich löwenkühn in den mich umzingelnden Haufen. Die Leute weichen zurück, und als ein baumlanger Kerl einen „Lümmel" an den Kopf bekommt, da grinst er verlegen und sagt „pardong leelmahting"; wir lachen und das wirkt befreiend. Dann rede ich. Ich mache den Kerlen klar, daß es ein Blödsinn ist, alles niederzubrennen, und schließe mit der sakramentalen Phrase: „nur Vieh kann so dumm sein." „Ta nu gan" (so ist es) tönt es zurück. Die Situation ist gerettet. Einige Eimer Branntwein und ein Batzen Bargeld tun das Uebrige. Man schwört Urfehde. Es kommt noch Branntwein. Revolutionäre Lieder werden gebrüllt. Dann zieht die Bande mit Hofespferden zur Monopolbude, die demoliert wird. Der Branntwein wird bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. — 9. Dez. Neue Gefahr im Anzuge. Die Altgläubigen sind von gewissen Autoritäten mobilisiert worden; auch hier kennt man

die „Tschornaja Sjotnja“. Die Livländer haben Warklan verlassen, die Altgläubigen rücken mit Heiligenbild und Fahne vor. Sie schlagen einen harmlosen und ordentlichen lettischen Arrendator tot, einem zweiten ebenso unschuldigen wird das Gehöft über dem Kopf angezündet. Die Wogen des Patriotismus werden von „zuständiger“ Stelle kräftig angeblasen und sie gehen hoch. Eine Judenhetze soll von den Altgläubigen inszeniert werden. Eine Bande Livländer erscheint zum Schutze der Juden; beiläufig plündern sie Hof Galehu, erschießen die betagte Wirtin, nehmen Geld und Silber sowie sechs Kutschpferde mit. — 10. Dez. Auszug der Juden aus Warklan. Am Abend sind in Warklan 1000 Livländer. — 11. Dez. Verhandlung der Livländer mit den Altgläubigen durch Vermittlung des Popen, des Ksendz und des Rabbiners. Die Altgläubigen verlangen Anerkennung der Selbstherrschaft, die bewilligt wird. Dann ziehen sie ab und die Livländer zerstören die Telegraphenleitung; sie entwaffnen alle Landgendarmen und lynchen einen Pferdedieb. Die Gerichtsbarkeit geht in die Hände der Aufständischen über. Waldfrevel werden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft. Der liebe Gott wird feierlich abgesetzt, wogegen die katholischen Aborigenen und die Altgläubigen protestieren. Bei uns erscheint wieder eine Bande, doch löst sich der Schreck in Wohlgefallen auf: die Kerle wollen Branntwein und sie requirieren Pferde auf drei Tage. — 12. Dez. Militär soll anrücken. Die Livländer verschwinden von der Bildfläche; nur eine Bande von ca. 100 Mann treibt sich noch umher. Sie holen sich regelmäßig ihren Schnaps ab. — 13. Dez. An der Hofspforte prangt wieder einmal mein Todesurteil. Hängt's niedriger. — 14. Dez. Kriegsrat. Wir bleiben, wo wir sind. Niemand entgeht seinem Schicksal. Wir erwarten es lieber auf eigenem Boden, als irgendwo in Preußen. Das ist ja aber wohl Gewissenssache. — 15. Dez. Hilfe nirgends zu sehen. Was man so „Autoritäten“ nennt, hat den Kopf verloren. Telegramme und Briefe nach Petersburg bleiben ohne Erfolg. Was ist das? Wo leben wir? Was soll daraus werden? Wir sind von der Welt abgeschnitten, wir wissen nicht, was dort vor sich geht. Besteht in Rußland noch eine Regierung, oder haben wir unsere Sache auf nichts gestellt?“ —

Erst nachdem eine Deputation aus dieser Gegend am 17. Dez. vom Grafen Witte empfangen worden war, erschienen hier endlich Truppen und machten dem Treiben ein Ende. (Vgl. Lett. Revolution II, 279.)

29. Nov. — 11. Dez. Riga. In den letzten Novembertagen und Anfang Dezember herrschte in der Stadt allenthalben eine außerordentlich schwüle Stimmung. Die Situation hatte sich

bis aufs äußerste zugespitzt. „Die Bevölkerung der Stadt", so faßt der Rigaer Börsenkomitee die Situation zusammen (Rig. Handelsarchiv 1906, I, 14), — „wurde durch an den Straßenecken angeschlagene obligatorische Verordnungen und Publikationen von den Verfügungen des Föderativ-Komitees (Romanowstr. 25) oder des Exekutiv-Komitees der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Kenntnis gesetzt. Diese Komitees hielten Gericht, fällten Urteile und vollstreckten dieselben. Meuchelmorde von Polizeibeamten, Soldaten und Privatpersonen erfolgten täglich. An den Versammlungen der sich konstituierenden politischen Parteien, meist demokratischer Richtung, nahmen gleichzeitig Regierungsbeamte und Revolutionäre teil, und das Präsidium in diesen Versammlungen lag zuweilen gleichfalls in den Händen von Staatsbeamten. Die Streikbewegung in den Schulen wurde von Lehrern warm unterstützt und die Erklärungen resp. Forderungen der „Deputierten" aus der Zahl der Schüler mittlerer Lehranstalten in den russischen Zeitungen publiziert. Alles und alle waren in Bewegung, Alles forderte, protestierte, faßte Beschlüsse und Resolutionen, administrierte und regierte. Nur die Regierungsorgane ließen sich nicht sehen und nichts von sich hören." —

Das Leben stockte. Die Stadt war durch den Post- und Telegraphenstreik von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Im Laufe des Dezembers wuchs die Zahl der Verbrechen ungeheuer an, fanden in diesem Monat doch nicht weniger als 44 Morde, 72 Mordversuche und 65 Raubüberfälle statt.* Das Gefühl der Unsicherheit stieg von Tag zu Tage in der Erwartung hereinbrechenden Unheils. Die Garnison war klein; der kommandierende General v. Poppen beschloß für den Fall eines offenen Kampfes die innere Stadt zu halten; den Umkreis bezeichneten zwei Demarkationslinien: bis zum Stadtkanal und eine weitere bis zur Elisabethstraße (Lett. Revolution II, 279). Die Banken, von denen manche Extraschutzvorrichtungen einrichteten, wurden durch den Selbstschutz Tag und Nacht bewacht; auf die Straße ging man nicht ohne den Revolver in Bereitschaft zu haben. —

Am 29. November beschloß eine Versammlung der Post- und Telegraphenbeamten im Gewerbeverein unter dem Vorsitz des berüchtigten Marim ihren Streik fortzusetzen und die Aufforderung des Chefs, daß einige Beamte zu wichtiger Besprechung zu ihm kommen möchten, zu ignorieren. — In der Mühlenstraße kommt es zwischen estnischen und lettischen

*) Vgl. Lett. Revolution II, 384. — Die Chronik kann im Folgenden nicht alle diese Fälle aufzählen, sondern nur die wichtigsten hervorheben.

Rekruten zu einer Schießerei, an der sich dann auch andere Personen beteiligen; 2 Menschen werden dabei erschossen und 7 schwer verwundet. — Der Kornett Unger wird in der Waagestraße von einem Haufen überfallen und seines Säbels beraubt. — Ein privater Dampfer, der das Eis zwischen der Stadt und Hasenholm aufbrechen will, wird von einer Volksmenge zweimal beschossen und muß sich zurückziehen.

Am 30. November wurde wieder eine Versammlung der Telegraphenbeamten abgehalten. Hier erschien im Auftrage des Chefs ein Beamter und eröffnete den Streikern, daß sämtliche Beamte entlassen seien, sie jedoch neue Gesuche um Wiederanstellung einreichen könnten. Auf des wiederum präsidierenden Maxim Vorschlag wurde beschlossen, daß keiner ein solches Gesuch einreichen dürfe. — Beim Hotel Warschau wird ein Herr von 3 Leuten überfallen; man alarmiert die „Nachbarhülfe", worauf einer der Banditen in der Johannisstraße verwundet und verhaftet wird. — In der Malerstraße wird ein Offizier von einem Haufen überfallen; es wird von beiden Seiten geschossen. Eine Soldatenpatrouille verfolgt schießend die Strolche, die jedoch entkommen. — Abends spät bricht unter der Bevölkerung Thorensbergs eine Panik aus durch das Gerücht, ein großer tausendköpfiger Haufe Bewaffneter ziehe von Mitau heran. Die Arbeiter der Nachtschicht in den Fabriken legen die Arbeit nieder, um dem Haufen, der nach einer Version die „schwarze Sotnja" sein sollte, entgegenzutreten. Zur Beruhigung der aufgeregten Einwohner wurde Infanterie und Kosaken nach Olai gesandt, die jedoch nichts fanden. Nur waren abends zwei Forsteien von einer längs der Mitauer Chaussee ziehenden Bande überfallen worden.

Auch im Bezirk der Alexanderpforte kursierten damals Gerüchte, daß die „schwarze Sotnja" in allernächster Zeit in Aktion treten werde. Eine Bestätigung des Gerüchts sahen die Leute darin, daß sich an einer Anzahl von Häusern Zeichen in roter, blauer und gelber Farbe angemalt fanden; man erklärte sich das so, daß rot dabei Inbrandsteckung bedeuten sollte, blau — Demolierung, und gelb — Verschonung des Hauses. Ihren realen Grund mögen solche Gerüchte darin gehabt haben, daß die revolutionären Führer — Sicheres darüber kann die Chronik noch nicht registrieren — in der Tat die Absicht hatten, in diesen Tagen loszuschlagen. Sie rechneten auf etwa 20,000 organisierte Arbeiter in der Stadt und auf großen Zuzug aufständischer bewaffneter Banden vom flachen Lande. Freilich mußten sie selbst einräumen, daß sie die Massen kaum mehr in der Gewalt hatten, so daß es also beim Eintreten wirklicher Kämpfe, wie etwa in Tuckum, ohne Frage zu

Ausbrüchen wildeſter Gewalttätigkeit hätte kommen können. Drei Punkte waren es, deren ſich die Revolutionäre hätten bemächtigen müſſen, um die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen: das Schloß, das Stadthaus und das Ritterhaus. Das Schloß wurde durch Militär bewacht; im Stadthaus waren 20—30 Soldaten poſtiert und außerdem wachte eine größere Anzahl wohlbewaffneter Herren vom Selbſtſchutz, der planmäßig im Gebäude verteilt war, — ebenſo im Ritterhauſe.

1. Dezember. Streik des Lehrperſonals der ſtädtiſchen Kinderaſyle; es verlangte die Einführung eines neuen Lehrplans. — Auf der Katholiſchen-, der Peterholm- und der Duntenhofſchen Str. werden 5 Schutzleute überfallen und ihrer Revolver beraubt; ein ſechſter wird auf der Jaroslawſchen Str. überfallen und durch Revolverſchüſſe verwundet. Abends dringt eine bewaffnete Bande in die Wohnung eines Polizeirevieraufſehers in der Kalnezeemſchen Str. und nehmen ihm ein Gewehr und ſeinen Säbel ab.

2. Dezember. Die Baltiſche konſtitutionelle Partei hält abends im Gewerbeverein eine Verſammlung ab, die, auf Antrag des Vorſtandes, nicht nur beſchließt, um Aufhebung des Kriegszuſtandes zu petitionieren, ſondern ſogar die Reſolution faßt, — ſich dem „vierſchwänzigen" Wahlrecht und zwar „für die erſte Reichstagswahl" anzuſchließen! An der Verſammlung nahmen gegen 1000 Perſonen teil, von denen kaum ein Dutzend gegen dieſe Reſolution ſtimmte, ein Ergebnis, das viele ſich durch den beliebten Modus der eilig inſzenierten Abſtimmung — wer dafür war, ſollte ſitzen bleiben, wer dagegen, aufſtehen — zu erklären ſuchten. — In der Sprenkſtr. werden nachts zwei Schutzleute erſchoſſen, ein dritter ſchwer verwundet.

3. Dezember. An verſchiedenen Stellen der Stadt werden 4 Perſonen überfallen und, z. T. ſchwer, verwundet. — Nachts werden größere Unruhen erwartet. Das Publikum wird vielfach von der Polizei gewarnt, in dieſer Nacht auf der Hut zu ſein. Jedoch die kritiſche Nacht vergeht und der erwartete Angriff erfolgt nicht.

4. Dezember. Eine Monopolbude wird um 700 Rbl. beraubt. — Nicht weniger als 7 Perſonen werden ermordet, 3 andre ſchwer verwundet.

5. Dezember. Der Minenkreuzer „Abrek", mit 6 Geſchützen und 70 Mann Beſatzung, trifft in Riga ein und geht beim Schloß vor Anker. — Zehn Bewaffnete überfallen eine Werkſtatt in der kl. Schloßſtr. mitten in der Stadt; ſie rauben einen Revolver.

6. Dezember. Die „Krippe“ muß geſchloſſen werden, weil die Mägde ſtreiken. — In der Grabenſtr. wird ein Koſak entwaffnet und ſchwer verletzt. — Zu einer Konditorei in der Dorpater Str. rückte ein Haufe ſtreikender Bäckerknechte, um den Inhaber zu zwingen ſeine Austräger zu entlaſſen. Dieſer ſetzte ſich zur Wehr, es kam zu einer Schießerei, bei der ein Bäckerknecht erſchoſſen wurde.

7. Dezember. Im I. Lett. Theater werden während der Vorſtellung 2 Stinkbomben geworfen. — Eine Verſammlung der Poſt- und Telegraphenbeamten beſchließt u. a., an die Bevölkerung die Bitte zu richten „auf die Dienſte der Poſt zu verzichten“, und den Streik fortzuſetzen. Doch geht am folgenden Tage ein Teil der Poſtbeamten unter militäriſchem Schutz an die Arbeit.

8. Dezember. Das Föderativ-Komitee der Rigaer ſozialdemokratiſchen Arbeiterorganiſation erläßt durch Anſchläge obligatoriſche Verordnungen, u. a.: für die Tage des Generalſtreiks keine Wohnungsmiete zu zahlen. Den Hausbeſitzern wird verboten, die Päſſe behufs Anmeldung in der Polizei zu verlangen. Hausknechten und Nachtwächtern wird verboten, nachts Schutzleute, Gendarmen oder andere bewaffnete Gruppen in Häuſer und Höfe einzulaſſen. Schließlich wird auch verboten, auf den Straßen verhaftete Hooligans ins Gebäude des Neuen Lettiſchen Vereins abzuführen, welches durchaus nicht dafür beſtimmt iſt. — Die von Riga auslaufenden Telegraphenlinien werden größtenteils durch Abſchneiden unterbrochen. Von den Telegraphenbeamten melden ſich indeſſen 25 und etwa ebenſoviele Poſtbeamte wieder zum Dienſt.

9. Dezember. Das Föderativ-Komitee fordert, gleichſam als „temporäre Regierung“, von Handelsunternehmungen, Trakteuren und Getränkeanſtalten unter Androhung von Boykott und Gewalt die Zahlung jener Steuern, die bisher der Krone und der Stadtkaſſe zufloſſen.

Beginn eines neuen Eiſenbahnſtreiks. Eine Verſammlung der Eiſenbahner in einer Werkſtätte der Oreler Bahn wird durch die Beredſamkeit des auch hier wieder präſidierenden Maxim, obgleich im allgemeinen wenig Stimmung dafür vorhanden war, zu dem Beſchluſſe hingeriſſen, aufs neue und ſofort in den Ausſtand zu treten. Dieſer Streik dauert bis zum 23. Dezember.

10. Dezember. In die Navigationsſchule des Börſenkomitees dringt vormittags eine Anzahl bewaffneter Leute, darunter 2 Studenten und 2 Schüler, zerſchneiden die Telephonverbindung und verlangen von den Schülern, daß ſie

gewiſſe ihnen vorgelegte „Forderungen“ durch ihre Unterſchrift billigen ſollten. Etwa zwei Stunden lang währten die Unterhandlungen, bis es dem Lehrer gelang die Polizei in der Stadt zu benachrichtigen. Als dieſe mit Koſaken eintraf, entflohen die Aufwiegler. Die Schule wurde jedoch vorläufig geſchloſſen, da man den Schülern gedroht hatte, jeden, der am Unterricht weiter teilnehmen werde, zu erſchießen.

Ueberfall und Mord. Gegen 5 Uhr abends ſaßen einige Herren, unter ihnen der Kaufmann Hugo Engelhardt und der Glaſermeiſter Joh. Krüger, im Reſtaurant „Tivoli“, das mitten in der Stadt in der Herrenſtr. gelegen iſt. Unweit von ihnen ſaßen zwei unbekannte gutgekleidete Herren, die zufällig mit den Obengenannten in einen politiſchen Streit gerieten. Von beiden Seiten fielen ſcharfe Ausdrücke, worauf ſich die beiden Fremden entfernten. Gleich darauf kam Herr Heinr. Miram ins Lokal und ſetzte ſich zu Engelhardt und Krüger. Es verging über eine Stunde. Da betraten 15 mit Revolvern bewaffnete Fremde das Lokal und wollten Engelhardt an Ort und Stelle niederſchießen, wurden aber daran durch das Reſtaurationsperſonal gehindert. Es gelang ihnen jedoch Engelhardt auf die Straße zu zerren, worauf ſie ihm die Augen verbanden, ihn in eine Droſchke ſetzten und zu den Sandbergen hinausführten, um ihn zu erſchießen. Sie gaben dort auf ihn unzählige Schüſſe ab, von denen 4 trafen, worauf er ſich tot ſtellend zur Erde ſtürzte und Todeskrämpfe ſimulierte. Darauf verließen die Attentäter den Tatort, um nach einer kurzen Zeit wiederzukehren und ſich von ſeinem Tode zu überzeugen. Engelhardt ſimulierte eingetretenen Tod und hörte eine Frauenſtimme in lettiſcher Sprache ſagen: „Es ſind 5 Minuten vergangen, der iſt bereits ein Aas.“ — Nachdem Engelhardt mit der Droſchke abgeführt worden war, verließen auch Krüger und Miram die Reſtauration. Auch dieſe wurden in derſelben Weiſe ergriffen und nach den Sandbergen entführt. Krüger wurde, durch vier Schüſſe getötet, am nächſten Morgen dort aufgefunden; Miram, der von 10 Schüſſen am Kopf, Arm, Rücken, Unterleib verwundet worden war, wurde um 9 Uhr morgens ins Stadtkrankenhaus eingeliefert. Er verſchied auch am folgenden Tage. Engelhardt gelang es, ſich am Morgen früh bis zur Stadt zu ſchleppen und dort eine Droſchke zu gewinnen, die ihn ins Krankenhaus brachte.

11. Dezember. Um ½7 Uhr abends geht der Polizei die (wie ſich erwies falſche) Meldung zu, daß in der Gregorſtr. in der Mitauer Vorſtadt ein Oberſt ſoeben überfallen worden ſei. Sofort wurden nun der Priſtawgehülfe Porſchitzki und der Revieraufſeher Boriſſowitſch mit 8 Schutzleuten dorthin

gesandt. Die Polizeioffiziere und die Schutzleute wurden beim Eintreffen in der Gregorstraße von einer etwa 200köpfigen Menge umringt, ihrer Säbel und Revolver beraubt. Die beiden Polizeioffiziere und ein Schutzmann wurden hierauf in Fuhrmannswagen zum Schienengeleise der Bolderaaer Bahn gebracht und hier, trotzdem der Schutzmann bat, ihn seiner zahlreichen Familie wegen leben zu lassen, aufgestellt und niedergeschossen. Den übrigen entwaffneten Schutzleuten gelang es zu entfliehen, wobei einer verwundet wurde, zwei andere Schüsse durch den Mantel erhielten und einem die Mütze durchbohrt wurde.

12. Dez. Dorpat. Ein sozialdemokratisches Meeting in der Universitätsaula hatte tags zuvor (11. Dez.) die Inszenierung eines Generalstreiks beschlossen. Der erste Versuch damit wurde auf dem Fleischmarkt gemacht, doch scheiterte er völlig; die Fleischer traten den Streikführern mit geschwungenen Beilen und Messern entgegen und zwangen sie zum Abrücken. Dann erhielt der Trupp Nachschub und bewegte sich bald nach 10 Uhr vormittags zum Faureschen Etablissement, um dort die Arbeit zum Stillstand zu bringen. Aber auch hier stießen sie auf die energische Unlust seitens der Arbeiter, und sehr zur rechten Zeit sprengte eine kleine Kosakenpatrouille heran; bei deren Erscheinen zerstreute sich die fast ausschließlich aus Halbwüchslingen und kleinen Burschen bestehende Menge. Die Bürgerwehr, die am 10. Dez. in Funktion getreten war, war seit 12 Uhr mittags konsigniert. Um ½1 Uhr trat ein beträchtlicher Teil der Bürgerwehr aus dem Rathause vor und wurde von den dort angesammelten Hooligans, einer großen Menge, bespöttelt. Als darauf die Masse auf die Bürgerwehr noch weiter eindrang und sie mit Steinen bewarf, wurden einige Dutzend Schüsse in die Luft gefeuert, worauf die Menge zurückwich und die Bürgerwehr in mehreren Patrouillen auf die Straßen rückte. Nach ihrem Abzug sammelte sich rasch wieder eine Menge von Hooligans vor dem Rathause an. Da ritt eine Kosakenpatrouille heran, die anfangs in die Luft feuerte; als dies aber nicht die gewünschte Wirkung hatte, feuerte sie in der Richtung der Kühnstraße, wobei 2 Pferde getroffen und mehrere von den Tumultuanten verwundet wurden. Damit war der Generalstreik beendet.

Einige Tage später wird ein Protest gegen die Bürgerwehr in Form eines Anschlages am schwarzen Brett der Universität von der Ortsgruppe des „Akademischen Bundes", unterzeichnet vom Professor Jarotzki als Präses und einem gewissen N. W. Sacharow, veröffentlicht. Hier wird die Bürgerwehr beschuldigt, „friedliche Bürger" durch ihr Schießen

der Todesgefahr ausgesetzt und „das grausem blutige Vorgehen“ der Kosaken und der Polizei gegen den „friedlichen Haufen“ veranlaßt zu haben.

12. Dez. Libau. Der Telegraphenchef Beckmann wird von Unterbeamten durch Revolverschüsse ermordet.

12. Dezember. Walk. Eintreffen von Truppen unter Generalmajor Alex. A. Orlow.

Seit dem 4. Dezember war die „Volksherrschaft“ in Walk immer übermächtiger geworden. Am 10. Dez. werden wieder die Getränkehandlungen gewaltsam geschlossen, die Polizei sieht dem Treiben ohnmächtig zu. Nun werden auch Stadtverwaltung wie Polizei für abgesetzt erklärt und neue Stadtvertreter ernannt. Am folgenden Tage sind alle Geschäfte geschlossen und den Fuhrleuten das Fahren verboten. Und als sich die Kunde verbreitet, Militär käme aus Petersburg heran, da wird von den revolutionären Machthabern der Befehl erlassen, daß niemand sich unterstehen solle dem Militär Lebensmittel zu verkaufen.

In diesem Augenblick, am 12. Dezember, trafen endlich mehrere Züge mit Gardetruppen ein: 6 Eskadronen der Leibgarde-Ulanen J. M. der Kaiserin, 2 Eskadronen der Kürassiere J. M. der Kaiserin-Mutter, 1 Schützenbatallion Sr. Maj. des Kaisers, die reitende Gardeartillerie-Brigade, 1 Maschinengewehr-Kompagnie und eine Abteilung des 1. Eisenbahnbataillons. Sie standen unter dem Kommando des Generalmajors Orlow. Das Militär trat nun sofort in Aktion, um die Ordnung wiederherzustellen, in Walk sowie auch weiter im Lande; ein Zug mit Militär wurde schleunig auf der Zufuhrbahn nach Hoppenhof geschickt.

In Walk wurde durch Maueranschläge eine Kundgebung des temp. Generalgouverneurs Ssologub vom 12. Dezember publiziert, durch welche die Einwohner aufgefordert wurden, die Personen, die sich die Funktionen von Verwaltungsorganen angeeignet hatten, namhaft zu machen, und alle Waffen auszuliefern; Widersetzlichkeit wird nach dem Militärkriminalgesetz bestraft. Die schuldigen Gemeinden werden mit hohen Geldstrafen belegt, die allerschuldigsten aber in den nördlichen Gouvernements angesiedelt werden. — Dann begannen die Verhaftungen. Die Schmiedestraße und die nächsten Höfe werden besetzt und in der Karlsonschen Buchdruckerei eine Haussuchung vorgenommen, worauf der Besitzer F. Karlson und 3 seiner Angestellten verhaftet werden. — In den nächsten Tagen wurden dann noch verhaftet und nach Pleskau geschickt: der Hausbesitzer G. Orgusar, der Weinhändler und Chef des städtischen „Selbstschutzes“ J. Alwer,

der Lehrer der Gemeindeschule Akmeutin, der Hilfslehrer der Ermesschen Parochialschule Seltin und eine Anzahl Agitatoren.

13. Dez. Tignitz (Livl.). Das Gutshaus wird von einer großen Bande Aufständischer (vgl. o. S. 197) überfallen. Abends langte ein Eisenbahnzug, der mit mehreren hundert Mann besetzt war, die sogar 3 Aerzte und barmherzige Schwestern mit sich führten, bei der Sägemühle in der Nähe des Gutes an. Die Bewohner der Sägemühle werden überrumpelt, das Telephon zerstört, so daß das Gut nicht gewarnt werden konnte. Dann wurde das Gut besetzt. Der Verwalter Wolf und der Kreischefgehülfe Petkewitsch, der zufällig gerade hinkam, fielen den Angreifern in die Hände. Im Hause wurden die Dielen aufgerissen, die Wände eingerannt, alles zerschlagen, um geheime Verstecke von Waffen zu finden. Aber die Beute war gering, nur 6 Flinten. Dem Kreischefgehülfen wurde sein Revolver abgenommen. Auch eine kleine Böllerkanone wurde mitgeschleppt; aber sie platzte andren Tages beim Probeschießen, wobei mehrere verwundet wurden. Endlich wurde auch den Dienstboten Geld und eine Uhr geraubt. Gegen Mitternacht dampfte die Bande mit ihren Zuge weiter, nach Quellenstein, wo Rat gehalten wurde, was nun weiter zu tun sei. Ein Teil wollte weiter fahren, um Pernau zu überfallen; die Mehrzahl aber wollte eine Lokomotive mit einigen Leuten vorausschicken, um zu erfahren, was ein zweiter Haufe Revolutionäre, der aus Salisburg nach Pernau gezogen sein sollte, unternommen habe. Die Kundschafter kehrten aber zurück mit der Nachricht, daß von den andern nichts zu hören sei. Darauf kehrte der ganze Haufe mit dem Zuge nach Moiseküll und Rujen zurück. (Nordlivl. Ztg.)

13.—15. Dez. Riga. Dritter Generalstreik.

Während das lettische Föderativ-Komitee sich einem neuen Generalstreik gegenüber ablehnend verhielt, waren der jüdische „Bund" und die Rigasche Gruppe der „allrussischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" dafür und forderten durch Maueranschläge zur Niederlegung der Arbeit auf. Infolgedessen traten schon am 12. Dezember einige Fabriken, in denen vorzugsweise Russen beschäftigt werden, der „Prowodnik" und die Kusnezowsche Fabrik, in den Ausstand, ebenso der größte Teil der Fabriken in Mühlgraben und an der Roten Düna. Um die Mittagszeit desselben Tages veranlaßte ein Haufe von Leuten auch die Händler auf dem ganzen Markt den Handel einzustellen, während schon morgens Bauern, die Fleisch zum Markt bringen wollten, vom Schlachthause von dort angesammelten Leuten vertrieben wurden. Abends trat dann das Föderativ-

Komitee in der Romanowstr. 25 zu einer Beratung zusammen und beschloß um der Solidarität willen sich dem Wunsche der beiden andern Organisationen zu fügen und zum folgenden Tage den Streik zu proklamieren.

Am 13. Dezember stockte infolgedessen wieder alle Arbeit, aller Handel, aller Verkehr. Nur in den Lebensmittelhandlungen durfte verkauft werden. Durch die Straßen zogen unablässig Militärpatrouillen — im Laufe der letzten Woche war endlich von Dünaburg her Militär mit Geschützen und Maschinengewehren in Riga angelangt. Der Tag verlief im übrigen ziemlich ruhig. An einer Stelle kam es abends zu einem Zusammenstoß. In der Marienstraße schoß ein junger Mensch aus einem Hause auf eine vorüberziehende Patrouille. Die Soldaten schossen auch ihrerseits und der Attentäter wurde schwer verwundet. Durch die Schüsse allarmiert, strömte ein Haufe Volks zusammen, und nahm den Soldaten gegenüber eine so drohende Haltung ein, daß diese genötigt waren auf die immer näher auf sie eindringende Menge zu feuern, wobei eine Person getötet und eine verwundet wurde. Ebenfalls abends sammelte sich ein Haufe Menschen in der Eliasstraße und gab einige 50 Schüsse ab, zerstreute sich aber beim Herannahen einer Patrouille.

Am 14. Dezember versuchten Arbeitergruppen im Kaiserwalde und in einigen Fabriken Meetings abzuhalten, die jedoch vom Militär aufgehoben wurden, wobei den Teilnehmern Waffen abgenommen und einige Agitatoren verhaftet wurden. Auf Befehl des Gouverneurs wurde aus der Pontonbrücke ein Element entfernt, um einen Andrang der jenseits der Düna wohnenden Arbeiter zu erschweren. Unterdessen fand im Hause des II. lettischen Vereins, Romanowstr. 25, eine Versammlung statt, an der einige der besonders hervortretenden revolutionären Führer, der Jude Maxim und Ingenieur Paulisch, der Leiter der Organisation der Eisenbahnbeamten, teilnahmen. Das Komitee sollte nun hier ausgehoben werden. Um die Mittagszeit wurde der Bezirk des Vereinshauses von Truppen umstellt und 2 Kanonen aufgefahren. Indessen die Sache mißlang. Die Belagerten begannen mit dem Militär lange Unterhandlungen und unterdeß brachten alle Hauptpersonen sich verkleidet, maskiert, über Dächer und Zäune kletternd, in Sicherheit. Doch wurde das Haus militärisch besetzt und das vorgefundene Aktenmaterial konfisziert.

Am 15. Dezember fand beim Bazar Berg eine Zusammenrottung streikender Eisenbahner statt, die aber bald von Dragonern auseinandergejagt wurde. Eine Bande streikender Postbeamten drang ins Postbureau in der Moskauer Vorstadt

und zwang zwei dort arbeitende Beamte zum Mitgehen. Ins Hauptpostgebäude wird nachmittags eine Stinkbombe geworfen. In verschiedenen Stadtteilen werden Volkshaufen von Dragonern auseinandergetrieben, wobei vielfach Einzelschüsse und Salven in die Luft abgegeben werden. Mit diesem Tage aber war die Kraft des Generalstreiks erschöpft. Er wurde aufgegeben und am folgenden Tage konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden.

14. Dez. Libau. Ein Arbeiter-Rat wird durch gewählte Deputierte von allen Fabriken (je einer auf 200 Mann) gebildet. Er faßt auf seiner ersten Sitzung drei Resolutionen: 1) dem Stadtamt zu erklären: „In Anbetracht des Versuches der hiesigen Fabrikanten, uns durch Schließung der Fabriken zu einem Blutbad herauszufordern und auf unsere Schultern die ganze Last der augenblicklichen Krisis abzuwälzen, in Anbetracht der Flucht der Kapitalisten ins Ausland und des Wunsches der Bourgeoisie, hier einen Bürgerkrieg hervorzurufen, verlangen wir vom Börsenkomitee und der Stadtduma, daß sie eine Summe für den Unterhalt der arbeitslosen und hungernden Arbeiter bewilligen. Wenn diese Forderung nicht bewilligt werden sollte, fällt die ganze Schuld für all das Elend, für die Demolierung der Fabriken usw. auf diese selbe Bourgeoisie. welche sich feige vom Kampfe der Allgemeinheit zurückzieht." 2) die Fortsetzung des Post- und Telegraphenstreiks zu unterstützen und 3) den Kaufleuten zu verbieten, die Preise auf Lebensmittel und die wichtigsten Gebrauchsgegenstände zu erhöhen.

12.—20. Dezember. Die Schreckenstage in Estland.

Nach den Verhaftungen in Reval am 10. Dez. veröffentlichten estnische sozialdemokratische Blätter tags darauf die Erklärung, daß nunmehr die Würfel gefallen seien und jeder sich entscheiden müsse, ob er für die Regierung oder das Volk sei. Am 12. Dez. fand dann in Koil im Kirchspiel Haggers in der Nähe von Reval ein riesiges Volksmeeting statt, das den Kampf gegen die Regierung proklamierte. (Lett. Revolution II, 405.) Die Agitatoren, unter denen der Rechtsanwalt Temant aus Reval, ein hinreißender Volksredner, eine hervorragende Rolle spielte, redeten dem Volke ein, daß der „unerträgliche Kriegszstuand" auf Betreiben der deutschen Gutsbesitzer eingeführt sei, die dafür nicht hart genug gestraft werden könnten. Und nun flammte der Aufstand auf, zuerst im Kreise Harrien, dann in der Wiek und in Jerwen. Von Reval aus zogen bewaffnete Scharen durchs Land, ein Teil nach Osten, andere südlich nach Weißenstein zu auf der einen und bis vor

Leal auf der andern Seite. Meist waren es wohl Arbeiter aus Revaler Fabriken, doch befanden sich wohl auch andere Elemente unter ihnen, wie der Fall in Jegelecht zeigt, wo einer von der eingedrungenen Bande sich ans Klavier setzte und einige Stunden vortrefflich seinen Kumpanen zum Tanze aufspielte. Vielfach waren auch Letten unter diesen Estland durchtobenden Banden. Die Hofsarbeiter wurden gezwungen mitzumachen, was manche auch bereitwillig taten, während sehr viele sich freilich dem durch Verstecken entzogen. Auch die Bauerwirte beteiligten sich vielfach nur gezwungenermaßen; in mehreren Fällen waren sie es, die größeres Unheil verhinderten, so z. B. in Neu-Merjama, in Kautel, in Padenorm. Allerorts wurden die Gutshäuser überfallen und in wenigen Tagen ihrer 54 niedergebrannt (vgl. w. u. das Verzeichnis) und 40 andre wenigstens demoliert. So schnell fegte dieser Sturm über das Land, daß schon am 15. Dez. eine von diesen Banden über die livländische Grenze ins Jakobische Kirchspiel drang (vgl. u. S. 232).

Schon am 13. Dezember morgens traten die Leute vom Koilschen Meeting in Aktion. Die benachbarten Gutsbesitzer v. Lueder-Koil und E. v. Ramm-Sallentack wurden gefangen genommen und mehrere Tage lang auf abgelegenen Wegen hin und her geschleppt, mit knapper Not entgingen sie dem Schicksal erschossen zu werden (vgl. die Schilderung eines von ihnen, v. Ramms „Aus Estlands roten Tagen." Helsingfors 1906. S. 20 ff.). Gleichzeitig waren auch noch zwei andre von ihren Nachbarn in die Hände der Aufrührer gefallen. Ein Privatbrief des Doktors K. in Haggers („Nordlivl. Ztg.") berichtet darüber:

„Am 13. um 9 Uhr morgens war Haggers mit Banden schon überfüllt, die mit Geheul ins Haus stürmten und alles nach Waffen durchsuchten. Die Familie v. Kotzebue-Parkhof wurde, auf der Flucht begriffen, überfallen und Herr v. K. arretiert; die Familie suchte im Doktorat Zuflucht. Einige Mal wurden wir noch heimgesucht und es wurde nach dem alten Baron Nikolai Stackelberg-Sutlem geforscht, der sich bei uns versteckt hielt. Die Nacht verlief ruhig. Am 14. Dez. früh kamen wieder Banden, die nach Waffen und Baron Stackelberg suchten. Als etwas Ruhe eintrat, fuhr ich zu einem Kranken. Unterdessen war Baron Stackelberg arretiert worden: er hatte sich selbst gestellt, da die Aufrührer das Haus anzünden wollten. Unter Schimpfen und Stoßen wurde er fortgeschleppt und hohnlachend zeigten sie mir ihren Gefangenen. Auch mir wollte man auf den Leib rücken, doch sprangen Bessergesinnte mir bei. In diesem Augenblick stürmten Dra-

goner heran (die etwa 40 Mann ſtark von Reval ausgerückt waren und bei der Haggerſcheu Kirche auf die etwa 200 Mann ſtarke Bande ſtießen). Es gab ein furchtbares Blutgericht. Die Dragoner gaben keinen Pardon und ſchlugen darauf los. (Von den Revolutionären wurden 12 getötet, 2 gefangen und mehrere ſowie auch 2 Dragoner verwundet.) Baron Stackelberg wurde befreit und fuhr nach Reval. . .

Mit Herrn v. Kotzebue zugleich waren auch die Herren v. Lueder und Ramm gefangen genommen worden. . . Nach dem Blutgericht blieben die 3 gefangenen Herren verſchwunden — wir fürchteten ſehr für ihr Leben. Mir maß man die Schuld an dem Gemetzel bei, während ich doch für die Verwundeten geſorgt hatte. Ich bat die Dragoner, unbedingt die drei Gefangenen aufzuſuchen. Eine qualvolle Zeit des Harrens brach an; es wurde dunkel: rings brannten die Güter; kein Dragoner erſchien. Ich erhielt die Nachricht, daß es nun gegen mich, der ich den Dragonern den Weg gezeigt haben ſollte, losgehen würde, doch konnte ich ohne Herrn v. Kotzebue nicht fort. Da, um Mitternacht, erſchien wie ein Geſpenſt Herr v. Kotzebue — er war entflohen (unmittelbar vor Vollſtreckung des gegen ihn gefällten Todesurteils und nach qualvollen Martern — man hatte ihm die Sehnen an den Fingern auseinandergezerrt). Nun fuhren wir ſofort alle in wilder Fahrt nach Reval. Faſt alles iſt geflohen und faſt alle haben alles verloren." —

Gefangen genommen wurden auch noch an andren Orten einige Perſonen, ſo v. Hippius-Neu-Harm, der nach eintägiger Gefangenſchaft freigelaſſen wurde. In Kautel (ſüd-öſtl. von Reval) wurde der dort wohnende 83jährige Herr Differt gefangen und ſollte getötet werden. Als dann die Bande erfuhr, daß er nicht der von ihnen geſuchte Kreisſchefgehülfe Brzezinski aus Merjama ſei, verprügelten ſie den alten Herrn und ließen ihn frei. In Wannamois fielen ſtud. O. Baron Bubberg und der Hauslehrer einer Bande in die Hände und wurden ins Fölkſche Gemeindehaus geſchleppt, von wo der Hauslehrer bald entkam, Baron Bubberg aber noch weiter in ein Geſinde gebracht wurde. Erſt als ſich die Nachricht von der Ankunft von Truppen verbreitete, zerſtreuten ſich die Aufſtändiſchen am 19. Dez. und überließen ihren Gefangenen ſich ſelbſt. Im Allaferſchen Gemeindehauſe wurde Herm. Baron Ungern-Sternberg interniert; er wurde zum Tode verurteilt, nach einigen Tagen aber dennoch freigelaſſen.

Ueber die Vorgänge im Kſp. Merjama in der Wiek berichtet ein Augenzeuge in einem Privatbrief („Düna-Ztg."): „Geſtern, den 15. Dezember — den Tag werde ich ſobald

nicht vergeſſen — verbreitete ſich ſchnell am Morgen die Nachricht, von der Station Hermet kommt eine Bande in der Richtung auf Merjama los, und richtig, eine Stunde ſpäter war das Gut Walk (das von den Aufſtändiſchen zum „Nationaleigentum" erklärt wurde) vernichtet, ebenſo die Brennerei total zerſtört. — Gegen 2 Uhr nachmittags ſahen wir überm Walde eine ſchwarze Rauchſäule aufſteigen. Leute, die vorbeikamen, erzählten, Schloß Heimar ſei demoliert und angezündet. Gleich darauf kamen die Plünderer nach Merjama, zerſtörten die Polizei und das Haus des Kreisſcheſgehülfen Brzezinski, ſchleppten alle Möbel ſowie die ganze Kanzlei hinaus und zündeten den Haufen an. Dann wollten ſie das Hoſpital, die Apotheke und das Doktorat vornehmen, die Bauern ließen es aber nicht zu; hierauf wurde das Forſthaus total demoliert. Nun ſollten wir an die Reihe kommen, doch wieder waren es unſere Bauern, die uns retteten; ſie redeten den Plünderern vor, die Arbeiter würden brodlos, und da ließen ſie von uns ab und zogen nach dem Paſtorat. Der Paſtor war geflüchtet, ſo ließen ſie das Paſtorat ſein und fuhren nach Alt-Merjama.

In Alt-Merjama wurde das Mobiliar zertrümmert, dann das Gutsgebäude angezündet, die Brennerei vernichtet. Von dort gingen ſie weiter nach Pedua, zertrümmerten die Brennerei und zündeten ſie an; von da nach Roſenthal, demolierten die Gutsgebäude und das Herrenhaus und brannten es an. — Du kannſt Dir ungefähr dieſes furchtbare Drama in unſerer nächſten Nähe vorſtellen, denn dieſe 3 Güter liegen 2—2½ Werſt von uns ab nach verſchiedenen Richtungen und alle brannten zu gleicher Zeit, keine zwei Stunden haben ſie gebraucht, um dieſes zu vollführen. Nicht genug daran: ich und unſer Maſchiniſt ſtanden auf der Landſtraße vor der Fabrik, da kam die Horde wieder vorbei und ſie riefen: Jetzt gehen wir nach Söttküll! Und richtig, gegen 10 Uhr flammte Söttküll hinterm Walde auf und iſt total verbrannt. Damit beſchloſſen die Banden ihr Tagewerk. — Am 16. Dezember brannten ſie Paenküll nieder, nachmittags Pargenthal, weiter Steenhuſen und nachher Schloß Fickel. Heute ereilte dasſelbe Schickſal das Gut Sipp, Tockumbeck und Luiſt — kurz, ich kann Dir ſagen, der Verſtand ſteht einem ſtill ob ſolcher beſtialiſchen Brutalität, dazu erzählen ſie und ſoll es bei ihnen beſchloſſene Sache ſein, noch im alten Jahre in ganz Eſtland alle Güter zu vernichten und dem Erdboden gleich zu machen — möglich iſt heute alles, denn in unſrem Kirchſpiel (Merjama) haben ſie in nicht 3 Tagen 11 Güter demoliert und verbrannt — und von Militär keine Spur!" —

Kleinere Banden tauchten in den nächsten Tagen auch weiter im Südwesten Estlands auf. Hier drangen, wie ein Augenzeuge berichtet („Rev. Ztg."), 10 Bewaffnete am 18. Dez. nachts ins Wohnhaus von Metzeboe (Ksp. Hanehl), das nur von Damen bewohnt war. Sie rissen diese aus den Betten, mißhandelten sie in rohester Weise, wobei sie mit Messern und Knütteln erheblich verletzt wurden. Dann schlugen sie sämtliches Mobiliar buchstäblich in Splitter. Dem in der Herberge wohnenden Landgendarmen gelang es einige bewaffnete Leute zu alarmieren und auch aus dem benachbarten Padenorm kam Hilfe. Es gelang 3 von der Bande zu ergreifen. Die Bauerschaft der vereinigten Gemeinden Padenorm und Metzeboe war empört über den Vorfall und versammelte sich im Gemeindehause, wo das Verhör der Gauner begann. Sie waren geständig und gaben ihre sämtlichen Komplicen an. Die Gemeinde beschloß außerdem, sofort die sechs Padenormschen Mitglieder der Bande sowie das Frauenzimmer, bei der sie ihre Zusammenkünfte gehabt haben, für immer aus den Grenzen des Gebiets auszuweisen. Durch dieses schneidige und absolut einmütige Vorgehen der Padenormschen Gemeinde ist großes Unheil verhütet worden. Wie die Gauner später gestanden, haben sie die Absicht gehabt, alle Gemeindehäuser und Güter der Umgegend auszurauben und niederzubrennen.

Auch an andern Orten machte sich schon jetzt eine gewisse Reaktion gegen die Revolutionäre unter dem Landvolk bemerkbar. So beschloß der landwirtschaftliche Verein in Goldenbeck am 18. Dez., ein Telegramm an die Regierung abzuschicken mit dem Ausdruck der treuuntertänigen Gefühle und dem Ausdruck des Abscheus vor den Taten der Aufrührer und Plünderer.

An Mordtaten während dieser Tage seien folgende registriert. Am 16. Dez. sollte in Jewe das Haus des Landgendarmen Brinkmann in Brand gesteckt werden. Als er hinausstürzte, um sich zu verteidigen, wurde er mit Revolverschüssen schwer verwundet niedergestreckt. — Am 20. Dezember wurde in Penningby der Gutsherr A. v. Baranoff ermordet. Bereits am 16. war hier eine Bande erschienen, die sich aber, nachdem sie Geld und Waffen erhalten, wieder entfernt hatte. Dadurch sicher gemacht, hatte v. Baranoff sich entschlossen, trotz der Bitten seiner Gattin nicht nach Reval zu fliehen, sondern auf seinem Gute auszuharren. Am 20. kam nun eine Bande von etwa 30 Mann vors Haus gefahren und begann sofort in die Fenster zu schießen. Herr v. B. wollte nun mit den Seinen das Haus durch den hinteren Ausgang verlassen. Aber kaum hatte er einen Schritt zur Tür hinausgemacht, als er von einem Schuß in die Schläfe getroffen

wurde. Er hatte noch die Kraft ins Zimmer zurückzugehen, wo er sich auf den Divan legte. Aber die Bande war mit ihm eingedrungen und nun „spielte sich eine entsetzliche Szene ab. Die kleinen Kinder des Todwunden umklammern die Knie der Unmenschen und flehen um Erbarmen, aber mit Kolbenstößen werden sie zur Seite geschleudert, der Sterbende wird aus den Armen der unglücklichen Gattin gerissen und noch vier Schüsse erhält er in den Kopf, bis er vor den Augen der Seinen tod zusammenbricht" (v. Ramm, Aus Estlands roten Tagen, S. 48). Zwei seiner Mörder, zwei Brüder Rebane, wurden bald darauf ergriffen und standrechtlich erschossen. — Am 21. Dez. nachts dringen fünf fremde Leute ins Haus von Sallentack, um es niederzubrennen. Der treue Gärtner, der seinem Herrn versprochen hatte das Haus nach Kräften zu schützen, tritt ihnen entgegen und bittet und fleht das Haus zu schonen, — aber fluchend schießt einer der Kerle ihn nieder, und das Gebäude geht in Flammen auf (v. Ramm, l. c. S. 49). — Am 21. Dez. trat in Wesenberg in die Handlung des Stadthaupts Kansberg ein Schuster Neudorf und versuchte diesen zu erschießen. Dreimal versagte jedoch sein Revolver und zwei Kugeln gingen fehl. Wenige Tage später wurde der Attentäter in Taps verhaftet und standrechtlich erschossen.

In diesen ersten Schreckenstagen war das Land schutzlos den Ueberfällen preisgegeben. Militär war nicht vorhanden und die kleinen Detachements, die von Reval ausgeschickt werden konnten, genügten bei weitem nicht. Nur in Jerwen (Weißenstein) stand eine kleine Abteilung Dragoner. Am 15. Dezember wurden diese nach Koil gegen die dort hausenden Revolutionäre geschickt. Unterwegs hatten sie zwischen Piomets und Wahhast einen Zusammenstoß mit einer Bande, die dabei 2 Mann an Toten verlor. Bei einem von diesen fand man einen Brief, aus dem hervorging, daß am 16. Dezember ein Angriff auf das Waffendepot in Weißenstein geplant war. Sofort kehrten die 64 Dragoner in forciertem Ritt nach Weißenstein zurück und trafen noch rechtzeitig ein, um den Angriff einer tausendköpfigen, meist bewaffneten Menge mit der kalten Waffe abzuschlagen und sie zu zerstreuen; 20 Schwerverwundete blieben auf dem Platz.

Erst am 17. Dezember — in eilster Stunde, es hätte keinen Tag später sein dürfen — trafen Truppen aus Petersburg in Reval ein, die Gardegrenadiere zu Pferde, dann auch andre, und am 20. Dez. der Kommandeur der Pazifikationstruppen für Estland Generalmajor Besobrasow. Nun gingen stärkere Abteilungen ins Land. Nach Weißenstein, Taps usw. wurden Marinetruppen gesandt. Hapsal wurde von Kosaken

und einer Kompagnie Infanterie besetzt. Die Kosaken jagten beim Martensschen Kruge eine kleine Bande auseinander, wobei 4 von diesen Leuten fielen. Auch bei Fickel kam es zu einem Rekontre zwischen Kosaken und einer größeren Bande, die starke Verluste an Toten und Verwundeten erlitt. Mit welchem Fanatismus einzelne der Aufständischen sich dem Militär entgegenstellten, zeigt folgendes Beispiel. Eine am 19. Dezember nach Cournal zur Rekognoszierung abgesandte Abteilung Militär von über 100 Mann traf unterwegs einen Schlitten mit nur 3 Insassen, von denen trotzdem einer, als er der ebenfalls im Schlitten fahrenden Militärpersonen ansichtig wurde, die Frechheit hatte, sich mit dem Revolver in der Hand auf den ersten Schlitten zu stürzen. Doch konnte er keinen Gebrauch von seiner Waffe machen, da der im Schlitten sitzende Kreischefgehülfe ihm einen Stoß mit dem Fuß vor die Brust versetzte, so daß er kopfüber in den Graben stürzte. Die Soldaten machten darauf ihn und seine beiden Genossen nieder.

Nach dem Eintreffen hinreichender Truppenmengen wurde dann mit der Säuberung des Landes energisch begonnen. Es erfolgten zahlreiche Verhaftungen. — In Reval ordnet der Generalgouverneur Woronow an, daß nirgendwo mehr als 4 Personen in Gruppen beieinanderstehen dürfen und niemand von 7 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Häuser ohne Passierschein verlassen darf.

*

Verzeichnis der in Estland niedergebrannten Güter:

In Harrien: Ilgas, Kostifer, Saage, Penningby, Pasik, Hallinap, Rasik, Fegfeuer, Wait, Arrowal, Jerlepp, Sellie, Kuimetz, Kai, Attel, Meeks, Paunküll, Toal, Tammik, Allafer, Orrenhof, Jerwakant, Waldau, Kedenpäh, Salleutack, Kechtel, Pachel, Tois, Addila, Koil. — Zusammen 30 Güter.

In Jerwen: Mehhekülll, Laupa, Tecknal, Kollo. — Zusammen 4 Güter.

In der Wiek: Rosenthal, Paenküll, Söttküll, Kasty, Fersenau, Moisama, Heimar, Walk, Merjama, Soinitz, Luist, Pargenthal, Sipp, Schloß Lohde, Steuhusen, Schloß Fickel, Felcks, Jeddefer, Kounofer, Wannamois. — Zusammen 20 Güter. (Vgl. Die lett. Revolution II, 395.)

15. Dez. Pernau. Die Stadtverordnetenwahlen fallen, trotz der heftigsten Agitation, vieler Drohungen und ausgesprengter Gerüchte von Gewaltmaßregeln der Revolutionäre, im Sinne des ordnungsliebenden Teils der Bevölkerung aus. Das Stadthaupt Brackmann hatte darauf bestanden, die Wahlen

trotz allem nicht zu verschieben. Und in der Tat wären sie schon am andern Tage kaum mehr möglich gewesen: Schreckensnachrichten vom Lande trafen ein und viele Flüchtlinge. Es hieß selbst Pernau sei bedroht und so entstand in der Stadt eine nicht geringe Panik. — Indessen hielt das Gefühl der Unsicherheit noch eine ganze Woche an; erst am 24. Dezember rückte Militär in die Stadt, Infanterie und 200 Mann Kavallerie mit 2 Geschützen. Eine Anzahl der Hauptaufrührer wird verhaftet.

16. Dez. Kaima (Livl.). Gefecht mit Revolutionären. Nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaften aus Estland und dem Jakobischen Kirchspiel im Norden des Pernauschen Kreises, wo am 15. Dezember die Güter Könno, Kaisma und Pörrafer niedergebrannt waren, fuhr Landrat A. Baron Pilar-Audern mit seinem 17jährigen Sohn und zwei zuverlässigen Leuten am 16. Dezember nachmittags nach Kaima (Kirchspiel S. Michaelis), um hier den, wie signalisiert war, aus Estland her eindringenden Brandstiftern den Weg zu verlegen. Bald kamen diese auch auf Schlitten angefahren. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht, worauf die Bande, von der mehrere verwundet waren, Kehrt machte, 3 Gefangene und eine Anzahl geraubter Sachen zurücklassend. Anscheinend war das bloß der Vortrab einer größeren Bande gewesen. So blieb Baron Pilar auf dem Platz, um das Gros zu erwarten. Um 2 Uhr nachts rückte die Bande auf einer Reihe von Schlitten wieder an. Inzwischen war aus Pernau ein Sukkurs von 8 Herren eingetroffen. Wieder kam es zu einem kurzen Feuergefecht, durch das die Mordbrenner in die Flucht geschlagen wurden. Ein schwerverwundeter Gefangener, Waffen, drei gestohlene Pferde und eine Schlittenladung geraubter Sachen fielen den Siegern in die Hände. — Darnach schlossen sich 20 Torgelsche Bauern den Herren an, um die Mordbrennerbanden energisch zurückzuschlagen. (Die lett. Revolution II, 408. „Nordl. Ztg.") Vgl. w. u. zum 19. Dez. Kabbal-Ollepä.

16. Dezember ff. Die „roten Tage" im Fennernschen Kirchspiel (NLivl.).

Am 16. Dezember brannte die aus Estland herübergekommene Bande 6 Güter nieder (s. o. S. 206), denen am folgenden Tage Kerro und Neu-Fennern und am 18. Dezember Alt-Fennern folgten.

Der Brief eines Augenzeugen (veröffentlicht in der „Düna-Zeitung") erzählt von den Vorgängen wie folgt:

„Am 16. Dezember mußten wir aus Fennern fliehen. Schon tags zuvor hörten wir, daß Haufen heranziehen, glaubten

es aber nicht, dachten auch, daß sie Doktorate nicht anrühren würden, nur ordneten wir zum Glück alle Papiere und steckten sie nebst unseren Schmucksachen zu uns. Am 16. um 3 Uhr nachmittags kam plötzlich ein alter Bauer zu uns gelaufen mit der Nachricht, daß ein Haufe von 70 Mann schon in Neu-Jennern sei und brennen und demolieren solle. Bald darauf sahen wir auch Rauch und Flammen aufsteigen. Wir wollten eigentlich im Hause bleiben, doch baten uns unsere Leute flehentlichst fortzugehen und so flohen wir denn in den Wald in ein Bauergesinde. Kaum waren wir fort, so kam der Haufe auch schon zu uns, umzingelte das ganze Haus und suchte nach uns. Auch das Haus hatten sie anzünden wollen, doch hatten unsere Leute so gebeten es stehen zu lassen, daß sie das Brennen bleiben ließen, nur entsetzlich durchwühlten und nach Waffen durchsuchten, aber sonst nicht allzuviel stahlen. Darauf zogen sie weiter und zum Unglück gerade auf das Gesinde zu, in dem wir waren; wir hörten sie kommen und flohen weiter in den Wald. Hier suchten uns unsere Leute auf, hatten uns schon die Pferde angespannt und so fuhren wir durch die Nacht in leichten Kleidern, wie wir waren, die 56 Werst bis Pernau, nur auf Waldwegen. Sie sollen uns nachher noch auf zwei Schlitten nachgejagt sein, haben uns aber nicht eingeholt. Sonst sind alle Güter in unsrer Gegend abgebrannt, das schöne Gutshaus in Kerro ist ein Schutthaufen. Herr und Frau v. Renteln sind verwundet und geflohen, Karlshof ist abgebrannt, die alten Damen Frl. v. D. und Baronin F. sind zu Fuß fortgegangen, Frl. v. D. soll geschlagen worden sein, das Haus des Verwalters und Oberförsters von Neu-Jennern ist niedergebrannt, er selbst geflohen, Neu-Jennern ist abgebrannt, das Pastorat demoliert, der Pastor H. nebst Familie geflohen, die Taubstummenanstalt steht noch, der Direktor nebst Familie sind fort. Hätten wir nicht so treue Leute gehabt, wären wir dieses Mal wohl verloren gewesen." —

Die Vorgänge in Alt-Jennern schildert in überaus lebendiger Weise, ein helles Schlaglicht auf den faszinierenden Einfluß werfend, den Agitation und Terror auf die Landbevölkerung ausübte, ein die Tatsachen durchaus wahrheitsgemäß wiedergebender Artikel in der estnischen Zeitung „Kodumaa" (reproduziert in der „Nordliv. Ztg." 1906, Nr. 16 u. 17). Er lautet:

„Rot! — Ein roter Feuerschein am Horizont. Rot scheint es jeden Abend und jede Nacht vom 14. Dezember an. Diese Röte, dieses Feuer erregt Entsetzen den nervenzarten Kindern und Frauen; so manches Haus birgt Kranke — Kranke infolge von Schreck. Eine Nacht röter als die andere, von 5 Stellen

her leuchtete es am 16. Dezember — Feuerschäden. Güter braunten in der Umgegend von Fennern, überall rings herum. Schon rötete sich der Norden des Fennernschen Kirchspiels, die Kerrosche und Lelleſche Gegend. Nur die beiden Fennernschen Gebiete waren noch unberührt. Um so größer die Erregung. Das Leben ist heraus aus den Alltagsgeleisen, es erzittert angstvoll. Die Deutschen fliehen, weltliche und geistliche, alle. Das Volk steht nachts Wache.

Am 15. Dezember, abends, erschienen die ersten Terroristen, welche das Volk Streiker nennt, und zwar in der Fabrik Pörujöl beim Besitzer Tomson, von wo sie, ohne irgend einen Schaden anzustiften, am andern Morgen nach Lelle weiter geschickt wurden. Dort hatte soeben ein einziger „Roter" das stolze Schloß in Flammen gesetzt.

Auf das Gut Alt-Fennern ward ein Schreiben gesandt, daß die Brandstifter im Anzuge seien; aber die Erregung legt sich, denn aus Lelle kommt die Nachricht, daß dort nur einzelne Brenner mit schlechten Flinten vorhanden seien. Diese lohnt sich nicht zu füchten. Tapfer schritten zwei Männer, mit Flinten bewaffnet, am 16. Dezember abends nach Alt-Fennern auf die Wache. Die übrigen hatten keine Angst, denn nur die Güter standen in Gefahr. Andere, hieß es, sollen die Mordbrenner nicht anrühren. Friedlich vollendet sich die Nacht, aber der Himmel im Umkreise ist rot, rot, rot.

Rot wird's am folgenden Tage, am Sonnabend, den 17. Dezember, in Fennern selbst. Eine Schar von 70 bewaffneten Männern umzingelt das Gut Neu-Fennern (Karlshof) und bald steht es in Flammen; so auch das Verwalterhaus. Die Bande kam aus der Weißensteinschen Gegend, vom Gute Laupa her. Im Neu-Fennernschen Gemeindehause vernichteten die Mordbrenner die Kaiserbilder und den Gerichtsspiegel, hielten Reden.

Alt-Fennern zittert. Nichts vermag es zu denken, nichts zu tun. Wer fürchten zu müssen glaubt, flieht; wer einen Brandschaden erwartet, bemüht sich in der Finsternis der Nacht zu bergen, was zu bergen ist. Die Brandstifter nähern sich; um das Haus des Doktors Jürgens, der erst vor wenigen Tagen bestattet worden war, hört man Salven schmettern. Es wird hineingegangen und nach Raub gesucht; man eilt weiter ins Körewere-Gesinde zum Wirten Riepulk. Dort ist das Nachtquartier, wo, wie wir hören, auch einige Deutsche Zuflucht gesucht.

Sie, die Terroristen, waren Sonntag Fennerns und der Fennernschen Herrscher. Zu Beginn der Kirchenzeit sind sie bereits im Flecken und der Telephonapparat in der Jaanson-

ſchen Bude iſt zerſtört. Vor der Kirche begann eine Predigt. In der Kirche gab es keinen Gottesdienſt. Nicht ein Geiſtlicher iſt zur Hand, obgleich es ihrer in Fennern ſo viele gibt, daß man ſie zählen muß. (Der Ortspaſtor hatte zum Glück den Gottesdienſt abgeſagt und ſo die Fennernſche Kirche vor ſchmachvoller Schändung glücklich bewahrt. D. Ueb.) Der Redner der Brandſtifter hält eine Brandrede, ein anderer lieſt dazwiſchen etwas vor — Volk eine Maſſe umſteht ſie, iſt doch infolge der erſten Schlittenbahn eine große Menge zur Kirche gekommen — und die Männer ſind doch durchaus vertrauenswürdig, ob auch bewaffnet. Ihre Reden darf ich nicht wiederholen — gedruckt könnten ſie doch nicht werden. Ich ſage bloß ſo viel, daß ſie nach ihren Reden Revalſche Fabrikarbeiter ſind, welche in mehreren Haufen ausgezogen ſind, die Worte des Liedes wahrzumachen: „Deutſche ſterben, Güter brennen.“ Harrien iſt aller Güter bar, ebenſo auch einige andere Gegenden. Sie, die Bringer der Freiheit, hätten ſich die leeren Taſchen füllen können. Da es dem Sprecher an Redegewandtheit nicht fehlt, ſo iſt nach mancher markanten Phraſe einiges Händeklatſchen und Bravo zu hören. Und als den Weibern ihre Frauenrechte vordemonſtriert werden, ſo rufen die Weiber im Chor: „Hurra, hurra!“ ſo wie es kaum ein Hahnſpätling vermag.

Der größere Teil der „Flintenmänner“ umſteht den Redner, mancher richtet ein Fernrohr hierhin und dahin, andere unterhalten ſich mit unſeren Leuten. Disziplin iſt nicht vorhanden, wie das namentlich ſpäter zutage trat.

„Zwei Mann auf einen — unterhalten wir uns mit ihnen — mehrere um einen herum — dann, auf gemeinſames Zeichen, anfaſſen, die Flinte fort — und aus iſt's mit ihnen“ — ſo wird hier und da unter vier Augen geflüſtert. „Aber können wir uns auch auf alle unſere Leute verlaſſen?“

Auf dem Vorplatz der Kirche geht die Rede weiter, die Rede, von der manche Weiber ſpäter ſagten, daß eine ſo ſchöne Rede der Paſtor nie gehalten habe, als der „Bringer der Freiheit“. Das Publikum verringert ſich und eilt zur Mopopolbude; Kirche, Monopolbude, Krug — alles iſt nahe bei einander; ſchon reißen einige von der Bande das Schild der Monopolbude herunter. Es wird in Stücke geſchlagen, Flaſchen werden zertrümmert, die Kaſſe revidiert, das Saldo im Betrage von 40 Rbl. wird, als der Krone gehörig, in Empfang genommen. Auch die Wohnräume des Monopolbudenverkäufers ſind durchſtöbert, ein Revolver abgenommen. Auch mit dem Krüger wird Rechnung gehalten, der Ueberſchuß von 70 Rbl. wird geraubt. Es iſt auch von der Inbrandſetzung des Kruges die Rede, aber er bleibt heil.

Rauch steigt auf. Das Gut Alt-Fennern brennt bereits. Der Mann im roten Rock hat sein Werk schon getan. Er und ein junger Mann in Obersten-Uniform reiten um das Gut herum und geben Trompetensignale; das Volk birgt den Hausrat. Schränke, Kommoden, Tische und Sofas trägt man aus dem Hause. Man birgt sie für sich. Man will alles heraustragen. Viele scheinen nur zu diesem Zweck hierher geeilt zu sein. Alles geht so rasend schnell. Ganze Fuder von Sachen schwanken auf Fracht- und Fahrschlitten.

Dem Gute folgt das Haus des Arrendators (A. v. Grewingk) Bald steht auch dieses in Flammen. Die Bierniederlage wird geleert. Die Männer saufen, der eine aus der Mütze, der andere auf Knien; gefüllte Fässer wälzt, wer da nur kann, auf seinen Schlitten, andere werden zerschlagen.

Ein neuer Wortwechsel erhebt sich beim Stall. Die Mordbrenner wählen sich Pferde aus. Man sattelt sie, spannt sie vor Fahr- und Lastschlitten. Die da übrig bleiben, kann nehmen, wer will. Und wer wollte nicht ein Pferd! Auch die Pferdegeschirre alle haben Liebhaber gefunden. Alles das geschah infolge lebhaften Zuredens. Nichts half das Verbot Vernünftiger. Die Fennernschen erkannten sich selbst nicht, das hätte man von ihnen nicht erwartet, — durchaus nicht. Vernünftige Männer, Jungfrauen aus ehrbaren Familien, selbst gewesene Gemeindebeamte — aber es fehlt die Urteilskraft; sie tun, was die Freiheitsapostel erlauben.

„Denke doch, was du machst! Wirf den Kram weg!“ so wird dem einen zugerufen. Nein. Er eilt vorwärts, er eilt jenen nach, welche bereits mit Fudern abgefahren sind, ohne daß jemand Vernünftiges es hätte zu verbieten vermocht.

„Sofort stellt den Schrank hin!“ ruft ein Jüngling zweien Männern zu, welche einen Schrank auf den Frachtschlitten schieben. Er wird nicht gehört. Der Junge glüht vor Zorn. Er springt auf den Schrank und zertrümmert die eine Tür. „Ihr werdet ihn hier lassen.“ Nein, die Männer lassen nicht nach. Der Junge zerschmettert auch die andere Tür, er stößt den Schlitten um, aber er kann's nicht verhindern.

„Fort von hier, fort!“ ruft ein anderer junger Mann und drängt sich vor den Stall, wo Pferdegeschirre verteilt werden. Er reißt sie denen aus der Hand, die sie austeilen, er bringt sie zurück in den Stall. In seiner Erregung hat er Kraft für zehn. Er stößt die Menschen zurück wie Spreu, aber — es hilft nichts: sein Leben hängt an einem Faden.

Verbote hört kein Mensch. Fuder werden umgeworfen, man schimpft sich gegenseitig. Um das Klavier erhebt sich der allergrößte Streit. Zwei Pseudofrauen sind mit ihm beschäftigt

und ſtreiten um dasſelbe wie um ihr Leben. Erſt als ihnen von der Gutsdienerſchaft 2 Rbl. geboten wurden, ließen ſie ſchmähend davon ab.

In der Hand einen Keſſel voll halbgekochtem Brei läuft ein Junge in der Richtung nach Lelle zu. Ein Weib kramt ihren Raub auf einen fremden Schlitten und eilt, noch mehr zu holen. Der Beſitzer des Schlittens ſchiebt einen Teil der Sachen ab, Beſſeres behält er und fährt davon. Das Weib ſieht das und droht, den Mann wegen Diebſtahls gerichtlich zu belangen. Ein altes Weib läuft mit einer geplatzten Milchſchale nach Hauſe. Ein ihr bekanntes junges Mädchen ſchlägt ihr die Schale in Stücke, damit ſie nicht Räuberin ſei.

Der reichſte Geſindewirt Fennerns fährt vor die Klete und verlangt Korn. Dank der Mannhaftigkeit des Kutſchers bleibt die Klete geſchloſſen. Rot, rot loht Alt-Fennern.

Weit in die Ferne leuchten die Flammen. Aufwärts windet ſich der Rauch. Geraſſel, Gepraſſel. Aber niemand ſcheint es zu ſehen oder zu hören. Die einen haben mit ihrem Raube, die andern mit den Räubern zu tun. Vernunft und Sinnloſigkeit ſind hier zuſammengeprallt.

Die Menge beginnt ſich zu verziehen.

Die Mordbrenner fahren im Zuge. 6 Mann voran zu Pferde, die andern auf Fuhr- und Laſtſchlitten, alles vom Gute geraubt. Im letzten Schlitten unter roter Fahne fährt auch die Fennernſche Jungfrau M. T., als wären jene Männer ihre allernächſten Bekannten. Sie fuhr nur eine kurze Strecke mit, während von den Fennernſchen Männern ſo mancher mit ihnen ſich vereinigte, vereinigte, um „dem Volke die Freiheit zu bringen.“

Unter der Volksfreiheit verſtanden wohl alle die, welche es anging, einzig und allein ihren Geldbeutel. Der größte Teil der Mordbrenner waren unterwegs geſammelte Männer — die einen von hier, die andern von dort. Derer, die aus Reval aus Rache für die Gefangennahme der Gebietsdelegierten ausgezogen waren, gab es nur 12. Die andern waren unterwegs geſammelt. Möglicherweiſe hatten die aus Reval Kommenden ein politiſches Ziel, die andern traten der Bande nur wegen Wohllebens und zu ihrer Bereicherung bei. Der größere Teil derjenigen, die aus Fennern ſtammten, waren ſchon von früher her berüchtigte Diebe.

Das Gutsfeld iſt ſchwarz von Menſchen; es brauſt und rauſcht der Menſchenſtrom. Nach allen Seiten gehen die Fußgänger auseinander.

Auf der Landſtraße herrſcht reges Leben. Den Banditen folgen immer noch Fuhren voll Hausrat. Die meiſten dieſer

Fuhren wälzen sich durch den Flecken in der Richtung nach Neu-Fennern zu.

Eine Gesindewirtin hatte ein so schweres Fuder zugleich mit einem Bierfaß aufgeladen, daß sie, an der Fehmerstange anfassend, dem Wallach helfen mußte das Fuder zu schleppen. Den Saum ihres Kleidrots zwischen den Zähnen, um fußfrei zu sein, führt sie den Reichtum in ihr an sich schon reiches Gesinde. — Gebeugt unter der Last eines Sofas schleppt sich ein anderes Weib dahin, ihrem Heim zu, — wieder ein anderes läuft mit einem Stuhl auf dem Rücken nach Hause, um mit Pferd und Schlitten zurückzukehren.

Diejenigen, welche nicht auf dem Kirchenplatz gewesen, aber zu Hause gehört hatten, wie die Dinge auf dem Gute standen, stürmten sofort hin um ihres Anteils willen. Leer aber kehrten sie zurück. Der Hausrat war bereits verteilt; was noch übrig war, behütete die Gutsdienerschaft.

Aller Gedanken und Sinne beschäftigten sich mit den Ereignissen dieses Tages. Nichts anderes existiert für heute. Alles, was zur Tagesordnung der örtlichen Gesellschaft gehört, wird umgestoßen. Unterdessen hatten einige Brandstifter auch die Kaiserbilder und Gerichtsspiegel im Alt-Fennernschen Gemeindehause zertrümmert; einige waren im Pastorat gewesen. Nun scheiden sie — in der Richtung nach Kabbal zu — nicht ohne zuvor das Geld unter sich zu verteilen, welches sie in Fennern erhalten hatten, und zwar die größten Summen aus der Alt-Fennernschen Fabrik (200 Rbl.) und aus Neu-Fennern (aus dem eisernen Geldschrank des Neu-Fennernschen Oberförsters über 2000 Rbl.).

Rot ist der Himmel Fennerns auch während der Nacht. Erregung herrscht in vielen Häusern, Wut läßt viele nicht schlafen. Wir sind empört über unsere Mitbrüder und Mitschwestern wegen ihrer unsinnigen Tat, das Gut auszurauben. Andere können nicht schlafen, weil in ihren Häusern geborgenes Hab und Gut von Deutschen ist! Wieder andere sitzen zusammen und löschen das Feuer ihrer Kehle mit geraubtem Bier.

Tags darauf, als die Nachricht sich verbreitete, daß die „Streiker" sich entfernt, hoffte man, daß die Schreckenstage vorüber seien.

In Lelle glaubte man, die Freiheit tatsächlich errungen zu haben, denn es war den dortigen Männern befohlen worden, in den Gutswald zu gehen und zum eigenen Besten sich dort Holz zu holen.

Wo zwei oder drei zusammen sind, da ist am 19. Dez. nur die Rede vom gestrigen Tage, den gestrigen Männern, der gestrigen ruchlosen Tat.

Auf den ſtillen Tag folgt aber eine deſto ſchrecklichere Nacht: ſchwarze Nacht. Die Erregung erreicht den allerhöchſten Grad, Entſetzen waltet in jedem Hauſe. In jedem Hauſe erſcheinen Boten, ſowohl in Alt- als in Neu-Fennern; alle, die auch nur irgend ein Gewehr beſitzen, werden ins Alt-Fennernſche Gemeindehaus gerufen, denn — das „ſchwarze Hundert“ ſei im Anzuge: es komme mordend und ſengend daher aus Felks (Kirchſpiel Fickel).

Die Weiber weinen, beten — man bereitet ſich zum Tode. Der Hausrat wird zuſammengetragen — in den Wald wird er gebracht; die Häuſer werden verlaſſen, man eilt in Geſinde, die weiter ab im Walde liegen. Aus den Schulen holt man die Kinder: die Mütter wollen mit den Kindern vereint ſterben. Die Schulen werden geſchloſſen. Alles Leben geht aus dem Leim. Wer beruhigen will, dem wird nicht geglaubt.

Bewaffnete Männer verſammeln ſich, in wenigen Stunden ſind gegen 200 Männer mit Flinten zur Stelle.

Aber das Unheil erſchien nicht. Wenigſtens nicht von Felks her, noch auch ſeitens des „ſchwarzen Hunderts“, ſondern den Männern, bei deren Ankunft geſtern „Hurra und Bravo“ gerufen wurde, tönte jetzt der Schrei entgegen: „Nieder, nieder!“

Die Männer nämlich, welche Sonntag fortgefahren waren, flohen am Dienstag einzeln zurück. Sie waren mit Kabbalſchen Männern in eine Schlacht geraten (mit Selbſtſchutz-Herren; vgl. u. 19. Dez.) und, teilweiſe zerſtreut, hatten ſie Gefallene und Gefangene zurückgelaſſen. Weil in Fennern keinerlei Feindlichkeit ihnen entgegengetragen worden war, erſchienen ſie wieder hier. Einzelne waren geſehen worden, die bewaffneten Männer gingen ſie einfangen; 4 Mann werden gegriffen, einer von ihnen iſt ein angeſchoſſener Fenneruſcher Junge.

Es wird verlangt, daß ſie ſofort erſchoſſen werden — dieſelben, denen vor zwei Tagen das Hurra ertönte. „Nieder, nieder!“ ſchreit man jetzt den „Boten der Freiheit“ entgegen. Dabei wird eine Erinnerung wach: „Hoſiannah dem Sohne Davids!“ rief man vor 1872 Jahren und einige Tage ſpäter ſchrie man in Bezug auf denſelben Mann: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ — Die Volksſtimmung iſt eben noch gerade ſo ſchwankend wie damals vor tauſend Jahren!

Von Felks her kommen Nachrichten, eine ſo eigentümlich wie die andere. Sämtliche bewaffnete Männer werden in Schutztruppen geteilt. Es werden Anführer gewählt und der größere Teil zerſtreut ſich. Gegen 30 Mann bleiben beim Gemeindehauſe, um jeden Augenblick jeder Eventualität gegenüber bereit zu ſein. Auf einer Verſammlung, an welcher außer den bewaffneten Männern auch viele andere teilnahmen, wurde

beſchloſſen, daß jeder, welcher Sonntag irgend etwas von Gutsſachen geraubt, auch das letzte Stück im Laufe von zwei Tagen zurückzubringen gehalten ſei — ſonſt, ſonſt — —

Vielleicht ſtellt dieſer Beſchluß die Ehre der Fennernſchen wieder her und präveniert dem Schaden, der ſonſt zu erwarten ſtand. Es ſtand viel auf dem Spiele, auch für die Ehrlichen. Es iſt ja Kriegszuſtand.

Am 21. Dezember kommen wieder Fuder mit Hausrat daher. Jetzt nehmen ſie die Richtung auf das Gut zu. Die Geſichter, welche Sonntag vor Glück ſtrahlten, ſind niedergeſchlagen, ſchamrot. Jemand hat in der Nacht ſein Raubgut auf den Kirchhof gebracht, ein anderer hat Bücher in die Klete des Küſters getragen, ein leeres Bierfaß iſt in der Nähe der Wakiſchen Schule, ein anderes bei Sikana in den Graben gewälzt worden. Ein volles Faß zurückzubringen war ja wohl unmöglich — unmöglich. Wie ſchämten ſich die Reichen, ihr Fuder zurückzubringen, welch eine Schande!

Die am 20. Dezember Eingefangenen wurden ſofort nach Pernau abgeführt.

Die Gefängnislokale des Gemeindehauſes aber blieben auch nicht leer. Nachts brachte man 5 Männer zur Stelle, welche Neu-Fennernſche Leute hier und da aufgegriffen, immer dieſelben „Sonntagsjäger“. Und Laupaſche Leute brachten noch einen ſechſten hinzu. Von dieſen allen waren 4 aus Fennern; manche hatten nichts mehr getan, als daß ſie mit der Bande Sonntag zuſammen gefahren waren.

Weil von deren Genoſſen noch mehrere herumſtreifen, auf welche Jagd gemacht wird, und da wohl wieder Raum nötig ſein dürfte, werden alle Gefangenen am 22. Dezember nach Pernau geſchickt.

Die Erregung des Volkes iſt ein wenig geſunken. Die fürchtenden Flüchtlinge wagen es, wieder heimzukehren. Von Felks aus droht keine Gefahr. Auch dort iſt ein Haufe Mordbrenner erſchienen, welche ringsherum Güter einäſchern und in Felks Meetings halten. Die Gutsherren ſollen Koſaken akquiriert und die Meetingsleute überfallen haben. Tote gäbe es eine Maſſe, ebenſo Gefangene und Verwundete (vgl. u. 19. Dez.).

Einen neuen Schrecken, welcher das Volk in Erregung hält, verurſacht die Nachricht, daß Soldaten nach Fennern kommen ſollen. Was werden ſie tun? Was werden ſie bringen? Die einen freuen ſich über dieſe Nachricht — ſie erhoffen Schutz; andere ſind entſetzt und fürchten das Schlimmſte, kein Erbarmen ſollen ja die Soldaten kennen und nicht den Gerechten von dem Ungerechten unterſcheiden. Man erinnert ſich der ſchrecklichen Geſchehniſſe in Lettland und — man fürchtet.“

16. Dez. Riga. In der Säulenstraße wird ein Schutzmann erschossen und einer verwundet. Ein Arbeiter wird ermordet, ein Telegraphenbote von einem Haufen Juden überfallen, die ihn mit dem Tode bedrohen, falls er noch Depeschen austragen würde. — Nachts werden aus dem Pulverkeller bei Lievenhof (7 Werst von Riga) von 30 Bewaffneten mehrere Pud Pulver geraubt.

16. Dez. Libau. Der mit Mehl und Zucker beladene Dampfer „Baltic" wird beim Auslaufen von einer großen Menge Arbeiter beschossen, die sofortige Löschung der geladenen Lebensmittel verlangt hatten.

16. Dez. Smilten. Die neue Gemeindeverwaltung verurteilt wegen Raub und Diebstahl einen Mann und ein Weib zum Tode. Sie werden erschossen. Zwei andre Diebe werden zu Rutenhieben verurteilt. Die Ruten werden aus Telephondraht verfertigt und bei der Exekution werden die beiden schon beim sechsten Hiebe besinnungslos.

17. Dez. Die „Schlacht" bei Hasenpoth (Kurl.).

Am 15. Dez. hatten die Dragoner Goldingen verlassen, um die Renteikasse über Hasenpoth nach Libau zu bringen (vgl. o. S. 181). Teils um dieser Kasse habhaft zu werden, deren Inhalt das Gerücht mit außerordentlicher Uebertreibung auf 1 Million anzugeben wußte, teils um sich Hasenpoths selbst zu bemächtigen, wo noch ca. 350 M. Militär standen, wurden von den revolutionären Komitees mit großer Schnelligkeit tausende von Aufständischen aufgeboten. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen heran zum Kampf um Hasenpoth. Die von Süden heranziehenden Trupps aus den Gemeinden Gawesen, Tadaiken, Preekuln u. a. hatten den Auftrag, gegen die Hasenpoth-Libauer Bahnlinie und die Station Leegen zu operieren. Bei der Brücke über den tiefen Abfluß des Durbenschen Sees in der Nähe von Nawen wurden zu beiden Seiten die Schienen aufgerissen und die Bahnschwellen auf der Brücke zusammen mit deren Holzteilen verbrannt. Auch eine andere Brücke wurde verbrannt. Zur Aktion bei Hasenpoth selbst kamen sie zu spät und kehrten daher wieder nach Hause zurück. Eine andre Abteilung rückte von Westen her, die Aufgebote von Zierau, Dserwen, Dubenalken, Altenburg, Virginahlen, Apricken, Felixberg u. a. Diese Haufen richteten an geeigneten Stellen Positionen ein, um die Dragoner abzufangen, so bei Paddern (4 Werst von Hasenpoth) unter Anführung des Aprickenschen Gemeindeschreibers Busse, wo sich auch einer der Hauptleiter der Revolution in der ganzen Umgegend, der Hasenpothsche Veterinärarzt Ad. Hertel befand. Vor allem aber

besetzten sie ein kleines Wäldchen 3 Werst vor der Stadt beim Schloß-Hasenpothschen Schulhause. Endlich waren auch die Aufgebote aus der Umgegend von Goldingen, die sich unmittelbar nach dem Abzug der Dragoner wieder zu einem grandiosen Meeting von mehreren tausend Mann in Goldingen versammelt hatten, vom revolutionären Zentralkomitee in Eilmärschen nach Hasenpoth beordert worden. Sie zogen auf zwei Wegen dahin: auf der großen Landstraße und auf dem südlich abzweigenden Wege über Schnepeln und Katzdangen.

Während die Goldinger heranmarschierten, wurden am 16. Dez. 2 Kompagnien Infanterie und voraus 1 Eskadron Dragoner von Hasenpoth gegen jene Banden im Wäldchen beim Schulhause geschickt. Als die Dragoner heranritten, wurden sie aus dem Hinterhalt beschossen; ein Dragoner fiel. Da erwiederten diese das Feuer, und zwei Salven genügten, die Bande zu zersprengen, sie floh in wilder Eile. Ihre Verluste betrugen 97 Tote (mit den ihren Wunden Erlegenen; unter ihnen auch der Hasenpothsche Gemeindeschreiber, der Schulmeister und sein Gehülfe) und etwa 60 Verwundete; die Dragoner hatten 2 Tote und 5 Verwundete.

Mittlerweile hatten sich am Nachmittag und in der folgenden Nacht die Goldinger Banden bei Katzdangen gesammelt und sich mit den von Osten heranziehenden Trupps aus Laiden, Neuhausen, Sexaten usw. vereinigt. Im Schulhause beim Lehrer Pumpur war das Hauptquartier. Die kleinen Güter in der nächsten Umgegend von Hasenpoth wurden besetzt, die Hauptposition aber im sogen. Zirkalnwalde, etwa 5 Werst von Haenpoth eingenommen. Früh morgens am 17. Dez. wurde Katzdangen demoliert und beraubt; Betten, Bettzeug und alter Wein wurde ins Schulhaus geschleppt, wo ein Feldlazarett eingerichtet wurde. Daß am Tage vorher die Aufständischen bereits eine Niederlage erlitten hatten, wurde von den Führern möglichst geheimgehalten, es wurde im Gegenteil verbreitet, daß bloß 3 Revolutionäre, aber 50 Dragoner gefallen seien. Gegen diese Position im Zirkalnwalde wurden um 9 Uhr morgens Dragoner und Infanterie gesandt. Als sie auf die Banden stieß, gaben sie einige Salven ab, wobei einige von den Aufständischen fielen. Die übrigen stoben in heller Panik auseinander, sammelten sich aber wieder in Katzdangen, während das Militär aus übergroßer Vorsicht vom Rayonchef Paschenko wieder zurückgezogen wurde. In Katzdangen, so erzählt ein Gewährsmann aus Hasenpoth, „wurde für alle Fälle sofort das Siegesfest gefeiert. Der Inhalt des Weinkellers wurde an die tapferen Krieger verteilt, ein wüste allgemeine Betrunkenheit griff Platz, und um 5 Uhr nachmittags wurde das herrliche

Schloß mit allen seinen Kunstschätzen angezündet und brannte nieder. Währenddessen wurde im Schulhause vom „Komitee" der neue Angriffsplan beraten, aber die völlige Trunkenheit machte die Leute aktionsunfähig und die eingetretene schneidende Kälte veranlaßte die noch nüchternen umzukehren. Am 18. Dez. waren nur noch kleine Haufen da, und als am 19. Dragoner und Polizei nach Katzdangen abrückten und unvermutet das Schulhaus umstellten, fand man im „Lazarett" einige Verwundete, ca. 15 Bewaffnete und die Glieder des Katzdangenschen Lokalkomitees, das mit dem Haupträdelsführer Pumpur gefangen genommen wurde." Letztere wurden erschossen. — („Lib. Ztg.", „Rig. Rundsch.", Bericht eines Augenzeugen in „Balt. Tagesz." 1906 Nr. 233, „Die lett. Revolution" II, 275, Berichte über den Hasenpothschen und Schnepelschen Prozeß.)

Diese „Schlacht" war der letzte größere Zusammenstoß zwischen Truppen und Aufrührern. Die Pazifizierung des Landes wurde nun in den nächsten Tagen mit Energie begonnen, und dann allmählich, nicht ohne viele Mühe und Arbeit durchgeführt. Während dieser Dezembertage waren in den Kreisen Grobin-Hasenpoth nicht weniger als 28 Güter niedergebrannt und eine ganze Reihe andrer geplündert und demoliert worden. Eine Ausnahme war es, wenn sich die Hofsknechte dem widersetzten, wie in Preekuln, wo sie zusammen mit den Wirten eine Wache zum Schutz des Hofes gegen auswärtige Ueberfälle organisierten. — In welcher Weise die sozialdemokratische Presse über die Vorgänge bei Hasenpoth berichtete, zeigt der lettische „Peterb. Latw.", der erzählte, das Militär habe „friedliche Bauern", die in die Wälder geflüchtet und von denen einige in ihrer Angst sogar auf Bäume geklettert waren, umzingelt und niedergeschossen. —

Im Zusammenhang mit den Ereignissen im Hasenpothschen registriert die Chronik noch Folgendes. Mitte November wurde der Hauptleiter der revolutionären Bewegung in dieser Gegend, der Veterinärarzt Ad. Hertel und 3 seiner Gehülfen, Volksschullehrer, ausgewiesen. Dagegen protestierte das revolutionäre Kreiskomitee zu Hasenpoth, hielt ein Volksmeeting ab, an dem viele tausend Personen teilnahmen, und beschloß vom 1. Dez. ab einen Generalstreik auf sämtlichen Gütern zu beginnen und ihn so lange fortzusetzen, bis der Ausweisungsbefehl zurückgenommen sei. Als der Besitzer von Reggen, Karl Baron Stempel davon erfuhr, wandte er sich an das Revolutionskomitee in Allschwangen und bat, den beschlossenen Streik zu widerrufen, da er eine große Milchwirtschaft betreibe und während eines Streiks das Vieh ungefüttert bleibe. Das

Komitee gab zur Antwort, das werde nur geſchehen, wenn die Ausweiſung aufgehoben werde. Baron Stempel wandte ſich nun dieſerhalb an den Kreischef, dann an den Gouverneur, der reſolvierte, daß davon höchſtens die Rede ſein könne, wenn zuerſt der Streik eingeſtellt werde. Baron Stempel bat nunmehr die Frau des Präſes des revolutionären Komitees, Hertel, die Einſtellung des Streiks zu erlangen, was ihr aber nicht möglich war. Zum zweiten Mal wandte ſich Baron Stempel an den Kreischef und erhielt von ihm einen Bericht an den Gouverneur, in welchem die ganze Angelegenheit erklärt wurde. Als er ſich damit nach Mitau begeben wollte, war der Streik der Eiſenbahner bereits ausgebrochen. Er gelangte daher nur bis Libau, wo ihm der Kommandant der Garniſon ein Schreiben mitgab, durch das er den Ausweiſungsbefehl als aufgehoben erklärte. Dieſes Schreiben übergab Baron Stempel Frau Hertel und empfing durch ſie von dem revolutionären Komitee eine Beſcheinigung, daß der Streik ſofort eingeſtellt werden müſſe, und daß, da Baron Stempel die Aufhebung des Ausweiſungsbefehls erlangt habe, er und ſein Vermögen geſchützt werden müſſe. Dieſes Schriftſtück iſt ſpäter bei Baron Stempel gefunden worden. Er wurde infolgedeſſen 1908 verhaftet und ſodann ausgewieſen. Er gehörte zu dieſer Zeit nicht mehr der kurländiſchen Adelsmatrikel an.

Dezember. Verzeichnis der in Kurland niedergebrannten Güter.

In den Kreiſen Grobin-Haſenpoth: Almahlen, Birſen (13. Dez.), Labraggen, Todaiſchen, Katzdangen (17.), Gr. Dſerwen, Bächhof-Sackenhauſen, Paddern (13.), Kalwen, Berghof (8.), Perbohnen, Puhnen (9.), Rudbahren (15.), Seraten (8.), Altdorff (17.), Bahten (15.), Niekratzen (17.), Welden (16.), Wormſahten (17.), Dahmen, Wainoden (15.), Nodangen, Gawesen, Ordangen, Uſſecken, Altenburg, Strocken, Gr. Lahnen. — Im Ganzen 28 Güter.

Kr. Goldingen: Jahteln, Gr. Iwanden, Marren.

Kr. Windau: Edwahlen (13. Dez.), Dondangen (2.), Sernaten.

Kr. Tuckum: Neuenburg (23.), Alt-Autz, Behnen.

Kr. Talſen: Samiten, Wahnen.

Kr. Doblen: Endenhof, Abgunſt, Fockenhof (10., 12., 15. Dez.).

Kr. Friedrichſtadt: Weeſſen.

Im Ganzen 43 Güter (wozu dann im Juli 1906 noch zwei kommen: Remten und Zennhof). Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution" II, 394.

17. Dez. Fockenhof (Kurl.). Der Landgendarm wird in seiner Wohnung von drei Mördern erschossen.

17. Dezember. Doblen (Kurl.). Nach dem Abzug der kleinen Soldatenabteilung, die Anfang Dezember nach Tuckum beordert wurde, geriet der Flecken Doblen vollständig in die Hände der Aufständischen. Die Polizei wurde verjagt, Steuern für das neue Gericht und die neue Gemeindeverwaltung erhoben, die zurückgelassenen Futtervorräte des Militärs durch Petroleum unbrauchbar gemacht. Das Läuten der Kirchenglocken wurde verboten, da sie nur zum Sturmläuten dienen sollten. Erst am 17. Dez. wurde diesem Treiben ein Ende gemacht. Aus Mitau wurden Dragoner und Artillerie hergeschickt. Unterwegs trifft dieses Detachement einen der Führer der Aufständischen, bei dem belastende Schriftstücke und Siegel gefunden werden; es war der Hofzumbergesche Gesindewirt J. Brigader, der auf dem Kongreß der Gemeindebeamten (19. Nov.) auch eine führende Rolle gespielt hatte. Er wurde an Ort und Stelle erschossen. Bezeichnend für die Stimmung der Truppen war dabei folgendes. Auf die Aufforderung des Offiziers, daß sich Freiwillige zur Exekution melden sollten, meldeten sich anfangs alle, worauf ein Dragoner um die besondere Vergünstigung bat, den Befehl ausführen zu dürfen, um den Tod seiner in Tuckum gefallenen Kameraden zu rächen. — Als die Dragoner vor Doblen anlangten, wurde dem Flecken der gemessene Befehl eröffnet, daß sich die neue Stadtverwaltung sofort zu stellen habe.

Beim Muldau-Gesinde waren die Geschütze aufgefahren und auf den Flecken gerichtet. Da erschien mit einem Begleiter das neue „Stadthaupt", der frühere Küster Feldmann, der mit der Hauptführer der Aufstandsbewegung in Doblen gewesen war. Er wurde verhaftet; einige Kanonenschüsse prasselten in den Flecken. Da entschloß sich Dr. v. R. auf Bitten der Einwohner mit einer weißen Fahne zum Truppenkommandeur hinauszufahren. Nachdem er hatte versprechen müssen bis zum andern Tage 385 Rbl. als Schadenersatz für die verdorbenen Futtervorräte aufzubringen, zog das Militär in den Flecken ein, um die Entwaffnung der Aufrührer vorzunehmen. Zunächst aber wurde über Feldmann Gericht gehalten. Er wurde standrechtlich verurteilt und sogleich auf dem Marktplatz erschossen. Im letzten Moment noch rief er: „Rächt mich!" Und das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Kaum waren am folgenden Tage, 18. Dez., die Dragoner wieder abgezogen, da kehrten die übrigen Führer, die geflohen waren, wieder zurück. Am 19. Dez. abends zog dann eine große Bande zum deutschen Pastorat, drang hinein und demolierte die innere Einrichtung

so daß wenig heil blieb. Auch die Bibliothek des Pastors, des greisen Gelehrten Dr. A. Bielenstein, der ein Menschenleben lang lettische Kultur- und Bildungsinteressen mit Wort und Tat und Feder vertreten hatte, wurde zu einem großen Teil vernichtet. Auch ein Teil seiner wertvollen Sammlungen, der andre Teil war rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Alles wurde hinaus vors Haus geschleppt und dort verbrannt. Wohl machten einige treue Doblener den Versuch, des alten Pastors Eigentum zu retten. Er mißlang; sie wurden durch Schüsse vertrieben. Einer von ihnen, ein Jude, wurde dabei am Fuße verwundet.

17. Dez. Sepkull. Die Monopolbude wird von zwei aus Riga gekommenen Revolutionären demoliert und beraubt, angesichts einer großen Volksmenge, die ihren Beifall kundgibt.

18. Dez. Marienburg (Livl.). Es war ein großes Meeting zusammenberufen worden, das in der lutherischen Kirche abgehalten werden sollte. Die Menge wartete vor der Kirche. Da sprengte unerwartet eine Eskadron Gardeulanen heran. Der kommandierende Offizier forderte die Auslieferung der revolutionären Führer. Diese hatten sich aber schleunig aus dem Staube gemacht und waren zum Bahnhof geflüchtet und mit einer Lokomotive, die immer geheizt für die Aufrührer bereit stand, abgedampft. Nur der Präses der neuen Marienburgschen Gemeindeverwaltung Ballod, der auch die Belagerung von Stomersee geleitet hatte, kam zu spät; er wurde von den Ulanen ergriffen und, als er frech wurde und sogar seinen Revolver zog, erschossen. Das Militär brannte 4 Häuser der übrigen revolutionären Anführer nieder und verhaftete eine Anzahl kompromittierter Personen. Die legale Gemeindeverwaltung wird wieder eingesetzt. Aber kaum waren die Ulanen abgezogen, so kehrten die geflüchteten Rädelsführer wieder zurück und setzten ihre Tätigkeit fort, die Einwohner durch ihren Terror beherrschend.

18. Dez. Riga. Ende des Post- und Telegraphenstreiks. — Ein Kosak wird von 3 Leuten in der Alexanderstraße überfallen und verwundet. — In der Moskauer Str. in einer Teebude wird ein Revieraufseher von einer Bande schwer verwundet und ein Händler erschossen.

18. Dez. Riga. Durch Maueranschläge machen das Hauptkomitee der lettischen sozialdemokratischen Vereinigung („Saweeniba") und das Rigaer Komitee der sozial-revolutionären Partei bekannt, daß beide Parteien sich vereinigt haben, um erfolgreicher den Revolutionskampf zu führen und ein „Zentral-Komitee" zu bilden.

18. Dez. Stockmannshof (Livl.). Eine Abteilung Militär wird nach Fehteln-Odenſee dirigiert, um das dortige „Exekutiv-Komitee“ aufzuheben. Deſſen Glieder entkommen jedoch. Die Gemeinde wird entwaffnet (23. Dez.).

19. Dez. Kabbal-Ollepä (NLivl.). Gefecht mit Aufrührern.

Auf die Nachricht von den Bränden und Plünderungen in den Kreiſen Harrien und Jerwen verſammelten ſich in Kabbal 9 Herren vom Selbſtſchutz des Fellinſchen Kreiſes. Man wußte vom weiteren Vordringen der Banden auf Fennern und von ihrer Abſicht anſchließend hieran in den Fellinſchen Kreis vorzugehen. Am 19. Dez. morgens erhielt man die ſichere Nachricht, daß eine ſtarke Bande, von Fennern herkommend (vgl. o. 16. Dez.), die Kabbal-Forſtei geplündert habe und im Begriff ſtehe ſie niederzubrennen. Der Selbſtſchutz fuhr ihr ſofort entgegen. Bald ſah man eine dicke Rauchwolke in der Richtung der Forſtei aufſteigen. Darauf wurde in einem Geſinde die Nachricht eingezogen, daß kurz vorher eine ſtark bewaffnete Bande in langer Schlittenreihe mit Vorreitern und roter Fahne nach der Hoflage Ollepä durchgezogen ſei. Darauf hin fuhren die Herren auf einem Parallelwege nach dieſer Hoflage zurück. Beim Paſſieren des Eiſenbahndammes ſahen ſie die Banditen in gleicher Höhe auf Ollepä zu fahren. Es waren genau zu erkennen: 4 Vorreiter, einer im roten Jagdrock, zwei teilweiſe in Militäruniform, und 9 Schlitten, auf jedem etwa 4 mit Gewehren Bewaffnete und eine rote Fahne.

Unmittelbar darauf verließen die Herren in Ollepä die Schlitten und erwarteten den Angriff vor den Häuſern, da es an Zeit mangelte, Deckung zu ſuchen. Auf einen von der Bande abgegebenen Schuß antwortete der Selbſtſchutz mit heftigem Schnellfeuer, das anfänglich lebhaft erwidert wurde. Nach ca. 5 Minuten floh die Bande, 3 Tote (darunter den Mann im roten Rock) zurücklaſſend, in ein nahe belegenes Knechtshaus, in welchem auch der Bahnwärter ſich befand. Letzterer erſchien bald darauf mit der Angabe, es wären im Hauſe 5 Bewaffnete, darunter 2 Verwundete, die ſich zu ergeben wünſchten. Gleichzeitig wurde in einem nahen Buſch noch ein Bewaffneter ergriffen. Die Herren begaben ſich mit den 6 Gefangenen in den Hof Kabbal und benachrichtigten telephoniſch die Polizei von dem Vorgefallenen.

Die Bande war mit geraubten Teknalſchen, Laupaſchen, Alt- und Neu-Fennernſchen Arbeitspferden gefahren, die ihnen ſämtlich abgenommen wurden. Ferner wurden weggenommen an geraubten Sachen: 11 Gewehre, mehrere Revolver, Hirſch-

fänger und Säbel, Sättel, Zaumzeug, Decken, 2 Feldstecher, Wein, Zigarren ꝛc. An Wertsachen fanden sich vor: eine Menge Silberzeug mit verschiedenen Kronen und Monogrammen, ein Wertpapier von 100 Rbl. und geraubte Briefe. In einem Notizbuch stand die bisher genau eingehaltene Marschrute der Räuberbande, aus der ersichtlich war, daß nach Einäscherung von Kabbal eine Vereinigung mit den Gesinnungsgenossen der Oberpahlenschen Gegend geplant war. Diese gesammelte Macht sollte sich dann in Fellin mit den aus Süden heranziehenden Letten vereinigen, um das Zerstörungswerk fortzusetzen. — Im Laufe der folgenden Tage wurden auf Anzeige der Bevölkerung noch mehrere versprengte, zum Teil verwundete Teilnehmer am Gefecht festgenommen. (Es waren meist Arbeiter der Revaler Fabrik „Dwigatel".) Sie gaben an, daß im Ganzen etwa 20 der ihrigen mehr oder weniger schwer verwundet wären. (Bericht eines Augenzeugen im „Fell. Anz." vom 30. Dez.)

19. Dez. Pollenhof (Livl.). Eine Bande von 33 Mann plündert die Pollenhoffsche Forstei Lilli und unternimmt dann einen Sturmangriff auf das Gutshaus, das jedoch vom Besitzer, F. v. Stryk, 4 deutschen Herren und einigen treuen Hofsleuten verteidigt wurde. Diese schlugen den Sturm ab, wobei drei Angreifer erschossen und mehrere andre verwundet wurden.

19. Dez. Talsen (Kurl.) wird von 200 Mann Infanterie und ca. 30 Dragonern aufs neue besetzt.

19. Dez. Felks (Estl.). Beim gr.-orth. Schulhause wird eine Brandstifter- und Plündererbande von Dragonern unter Feuer genommen und unter großen Verlusten zersprengt. Etwa 6 von ihnen werden erschossen, 10 verwundete und gegen 30 unverwundete gefangen genommen.

19. Dez. Riga. Beim Kaiserwald wird der Buschwächter Groting ermordet.

20. Dez. Wenden. Der Buchhändler J. Ohsol, einer der Führer des Aufstandes in Wenden, wird verhaftet.

20. Dez. Riga. Die „Deenas Lapa" und ebenso der „Peterb. Latweetis") veröffentlicht einen Aufruf des Zentralbureaus der neuen Gemeindedelegierten, das aus 5 Gliedern besteht. In diesem Aufruf heißt es, die verflossenen Monate hätten bewiesen, daß die Letten reif seien sich von der Vormundschaft der Ritterschaft zu befreien. Wohl könne versucht werden die alten Verwaltungen ins Leben zurückzurufen, es können bei Zusammenstößen viele Opfer fallen — „aber zurück können und werden wir nicht gehen!" Dann folgen Einzelheiten des Programms: Für die von den Besitzern

verlaſſenen Güter beſtellt die Gemeindeverſammlung einen Kurator; das Recht auf Privateigentum ſoll in der nächſten Zeit (!) nicht vernichtet werden; es iſt eine Volksmiliz zu bilden und mit Waffen und Munition zu verſehen; von Gemeinde zu Gemeinde richten die Exekutiv-Komitees Poſtverbindungen ein; ſie führen auch eine progreſſive Einkommenſteuer ein; die Regiſtrierung der Gebornen, Geſtorbenen und Getrauten iſt fortan von den Exekutiv-Komitees zu übernehmen uſw. Das Zentralbureau wird, ſobald es der Verkehrsverbindungen wegen möglich iſt, einen neuen Kongreß der Gemeindevertreter einberufen.

20. Dez. Riga. Ermordung von Dragonern.

Auf der Fabrik „Prowodnik" waren 26 Dragoner ſtationiert. Als am 17. Dez. eine Patrouille derſelben den Marktplatz an der Roten Düna paſſierte, wurde aus einem Arbeiterhaufen auf ſie geſchoſſen, die Dragoner antworteten mit einer Salve, durch die ein aus dem „Prowodnik" entlaſſener Arbeiter getötet und einige andere verwundet wurden. Dieſen Vorfall ſcheinen die Agitatoren benutzt zu haben, um die bis dahin mit den Dragonern friedlich auskommenden Prowodnikarbeiter aufzuhetzen. Am 20. morgens früh trat ein Haufe von ca. 30 Arbeitern und fremden Elementen auf den nichts Böſes ahnenden Wachtpoſten von dem Kaſernement zu, einer von der Bande gab aus nächſter Nähe einen Schuß auf ihn ab; in die Schläfe getroffen brach der Dragoner lautlos zuſammen. Dann drang der Haufe ins Schlafzimmer der Dragoner, bemächtigte ſich der dort aufgeſtellten Waffen und ermordete 10 der ſoeben vom Schlaf erwachenden Dragoner, während 14 mehr oder weniger ſchwer verwundet wurden; zwei von ihnen vermochten unverletzt zu entkommen. Nach vollbrachter Mordtat eilte die Bande ins Freie, wo ſie vermutlich im Hofe verſchwand; etwa 8 von den Mordbuben ſetzten ſich in einen beſpannten Schlitten und fuhren, während einer einen Revolver, ein andrer eine Flinte zum Schuß bereit hielt, zur Hauptpforte. Der Torwächter wurde bedroht, die Pforte geöffnet und die 8 Mann fuhren auf die der Fabrik gegenüber liegende Wieſe ins Dunkel hinaus; noch auf der Straße gaben ſie Schüſſe ab. Der Fabrikbeamte E. Maurach wurde, während er gerade aus dem Tramway ſtieg, tödlich getroffen und verſchied ſofort. Einer der geflüchteten Dragoner wurde unweit der Fabrik auf der Straße erſchoſſen, ebenſo ein Schutzmann. Dem andern entkommenen Dragoner war es gelungen das Schlachthaus zu erreichen und die dort liegenden Dragoner zu alarmieren. Sie kamen aber zu ſpät, um die flüchtigen Mörder einzuholen.

Gegen 8 Uhr wurde die ganze Fabrik durch Militär zerniert, Kanonen und ein Maschinengewehr aufgestellt. Gegen 10 Uhr ließ der Kommandeur die Arbeiterdelegierten, etwa 40, und die Meister vortreten und forderte die Angabe der Rädelsführer des Komplotts, widrigenfalls das Fabrikgebäude mit Kanonen beschossen werden würde. Nach einer Stunde erklärten die Delegierten, daß sie keinerlei Auskunft geben könnten. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da, um 1 Uhr, erdröhnte ein Kanonenschuß. Und nun begannen die Arbeiter über den Fabrikzaun zur Düna hin zu fliehen. Hier aber trat sogleich das Maschinengewehr in Aktion: 10 Arbeiter blieben teils tot, teils verwundet, von Arbeiterinnen 2 tot und 3 verwundet auf dem Platze. Die Panik in der Fabrik wurde nun eine ungeheure, als jetzt in Pausen von 10 Minuten noch 5 scharfe Schüsse auf das Fabrikgebäude abgefuert wurden. Nun meldeten sich zwar einige Arbeiterinnen, die die Rädelsführer namhaft machen wollten, aber ihre Angaben waren so unbestimmt, daß man nichts damit anfangen konnte. Im Laufe des Nachmittags wurden dann zuerst die Arbeiterinnen, nachdem sie auf Waffen visitiert waren, nach Hause entlassen, sodann auch das Beamtenpersonal. Nun endlich traten die Arbeiter mit dem Kommandeur in Verhandlung und machten einige Rädelsführer namhaft, worauf auch sie nach und nach freigelassen wurden. Die Delegierten und mehrere verdächtige Arbeiter wurden zunächst in Haft behalten. — Erst sehr viel später gelang es einen Teil der Schuldigen zu ergreifen.

20. Dez. Libau. Infanterie mit Maschinengewehren wird zum Schutze der Hasenpother Bahn und der Umgegend auf die Güter Dserwen und Altenburg geschickt.

20. Dez. Salismünde (Livl.). Der Kaufmann Strauß wird in seinem Laden durch das Fenster, und eine halbe Stunde später auch der Landgendarm aus dem Hinterhalt erschossen.

20. Dez. Lemsal (Livl.). Nachdem am 10. Dez. die in Lemsal stationierte Kompagnie Infanterie die Stadt verlassen hatte, wurden hier die Revolutionäre Herren. Meetings wurden gehalten, auf denen der bewaffnete Aufstand proklamiert wurde usw. Am 14. und 15. wurden von den Einwohnern Waffen konfisziert. Nach dem Bekanntwerden der Proklamation des Generalgouverneurs am 18. Dezember flaute die Bewegung merklich ab. Am 20. Dez. rückte dann wieder Militär ein und machte dem Treiben ein Ende. Der Friseur Salmann und mehrere andre Revolutionäre wurden verhaftet.

20. Dez. Wolmar. Beim Kreischef beginnen Deputationen aufständischer Gemeinden einzutreffen, die alles mit dem von

fremden Aufwieglern ausgeübten Terror entschuldigen und sich zur Restituierung der abgesetzten Gemeindebeamten verpflichten.

21. Dez. Oberpahlen. Als der Leutnant Baron Steinheil mit einem Landgendarmen und einem Soldaten den Laden des Uhrmachers Lettens betritt, um dort eine Haussuchung vorzunehmen, feuerte dieser 6 Revolverschüsse auf die Eintretenden ab, durch die der Offizier und der Soldat, dieser tödlich, verwundet werden.

21. Dez. Libau. In Gegenwart ihres kranken Vaters, der Mutter und Geschwister werden zwei junge Leute in ihrer Wohnung durch vier eingedrungene Leute erschossen, die sich darauf ohne zu rauben entfernen. — Am selben Tage wird ein Herr in der Stadt von zwei jungen Leuten überfallen; sich verteidigend erschießt er den einen und verwundet den andern schwer.

21. Dez. Goldingen. 2 Eskadronen Dragoner, 2 Bataillone Infanterie und 1 Batterie besetzen, nachdem 2 Kanonenschüsse abgegeben worden waren, aufs neue die Stadt (vgl. o. S. 181). Damit hat die Herrschaft der Revolutionäre hier ein Ende.

21. Dez. Doblen. Eine Abteilung Militär mit Geschützen und einem Maschinengewehr besetzt den Flecken, da die erste Expedition sich als ungenügend gezeigt hatte.

21. Dez. Riga. Um Mittagszeit wird der Mühlenbesitzer cand. math. W. Huhn von einer Bande von 10 Mann in seinem Kontor in der Schwarzhäupterstr. erschossen, als er sich weigert seine Waffen auszuliefern. — Zwei Monopolbuden werden überfallen und beraubt, wie am folgenden Tage nicht weniger als fünf.

21. Dez. Dünaburg. Der von Dünaburg nach Riga gehende Zug wird bei der Station Lievenhof von einer großen Schar bewaffneter Revolutionäre aufgehalten und muß retournieren. Ein von Kreuzburg zu Hilfe geschickter Militärzug wird unterwegs beschossen.

22. Dez. Riga. Die Eisenbahner beschließen den Streik zu beenden und die Arbeit am nächsten Tage wieder aufzunehmen. — Zwei Schutzleute werden in der Sprenkstr. hinterrücks erschossen. — Die Glieder der sozialrevolutionären Partei Tschernomor und Minski werden verhaftet.

22. Dez. Lievenhof (bei Riga). Der Gemeindeälteste und der Gemeindeschreiber werden von Revolutionären ermordet, 2 Glieder der Gemeindeverwaltung verwundet.

22. Dez. Kook (Estl.). Ein Haufe von Arbeitern der Zementfabrik Asserien dringt in den Spirituskeller des Gutes Kook

und raubt ein Faß Spiritus. Eine aus Weſenberg herbeigeholte Abteilung Marineſoldaten ſtellt die Ordnung wieder her, wobei 1 Arbeiter getötet und 19 verwundet werden.

22. Dez. Windau. Die Glieder des revolutionären Ortskomitees Karkling und Bisneek, ſowie der mit ihnen in Verbindung ſtehende Rothoffſche Schullehrer Fernes werden nachts von Militär aus der Stadt geführt und beim Bahnhof erſchoſſen. Das dritte Komiteeglied Behrmann wurde vor ſeiner Wohnung verhaftet und an Ort und Stelle erſchoſſen. Ein weibliches Komiteeglied wurde verhaftet, ebenſo wie eine Anzahl andrer kompromittierter Perſonen.

24. Dez. Felliin (Livl.). Zwei Eskadronen Ulanen mit Geſchützen treffen ein. Zahlreiche Verhaftungen in der Stadt und Umgegend.

24. Dez. Alt-Autz (Kurl.). Der Flecken wird, nachdem das Schloß Alt-Autz mit allem Inventar eingeäſchert worden war, aufs neue durch Truppen beſetzt. Vor deren Einmarſch ließ der Kommandeur den Einwohnern den Befehl zugehen, daß Frauen und Kinder den Ort zu verlaſſen hätten. Das geſchah. Dann wurde der Flecken bombardiert; etwa 20 Schüſſe wurden abgegeben, durch die einige Häuſer in Brand geſetzt wurden. Darauf erging die Forderung, alle Waffen auszuliefern; gegen 400 Schuß- und Stichwaffen wurden herausgegeben. — Die Anführer der Revolutionäre hatten ſich, wie gewöhnlich, aus dem Staube gemacht.

25. Dez. Riga. Abends wird ein Mann in der Marienſtraße vor den Augen des Publikums angeſchoſſen und darauf erſtochen.

25. Dez. Uexküll (Livl.). Der Viehſtall des Klippegeſindes wird nachts in Brand geſteckt, das Geſinde ſelbſt beſchoſſen.

25. Dez. Römershof. Der Buſchwächter Graudin wird ermordet, weil er im Verdacht ſtand, mit der revolutionären Bewegung nicht zu ſympathiſieren.

27. Dez. Libau. Eine große Bande von ca. 30 Leuten dringt in die Wohnung des Kaufmanns Puchert in der Ritterſtraße und raubt Waffen. Als nun zwei Schutzleute erſcheinen, ergreifen ſie ſchießend die Flucht. Soldaten eilen darauf herbei, durch die 6 Mann von der Bande verhaftet werden.

27. Dez. Koſch (Eſtl.). Im Dorfe Robo im Kſp. Koſch wird einer der Hauptagitatoren namens Wachtmeiſter durch Marinetruppen aufgegriffen und ſein Haus, in dem die Hauptfäden der revolutionären Bewegung in dieſer Gegend zuſammenliefen, dem Erdboden gleich gemacht.

27. Dez. Wenden. Eine Versammlung von Delegierten einiger Gemeinden des Wendenschen Kreises faßt folgende Beschlüsse: Freiwillig die abgesetzten Gemeindeverwaltungen wieder einzusetzen. Die Steuern zu zahlen, auf Forderung der Polizei die Waffen auszuliefern, und freimütig einzugestehen, warum und zu welchem Zweck die Exekutivkomitees ihre Wirksamkeit aufgenommen. Ferner: da an der Versammlung nur die nächstgelegenen Gemeinden haben teilnehmen können, eine nochmalige Versammlung zum 3. Januar nach Wenden einzuberufen und dies allen Gemeinden des Wendenschen und der benachbarten Kreise bekannt zu machen. — Dieser Beschluß wird in der konservativen Zeitung „Rigas Awises" bekannt gemacht, da der „Balt. Westn." und die „Jauna Deenas Lapa" es „nicht für geeignet" halten, diesen Bericht der Versammlung abzudrucken.

27. Dez. Schlock (Livl.). Die Hauptagitatoren am Orte, die Lehrer Osol und Graudin, sowie 3 Arbeiter werden verhaftet; letztere leisten dabei Widerstand und werden erschossen.

28. Dez. Riga. Morgens früh erscheint auf dem aus London angekommenen Dampfer „Michail Alexandrowitsch" ein Haufe bewaffneter Personen, arretiert die zwei dort anwesenden Zollwächter, bemächtigt sich einer Menge illegaler Literatur und Waffen, die mit dem Dampfer angekommen waren, und verschwindet unbehelligt auf bereit gehaltenen Fuhrwerken. —

— Eine Patrouille wird nachts in der Hospitalstr. aus mehreren Häusern beschossen. Die Soldaten erwidern das Feuer. Nach Eintreffen von Polizei und weiteren Truppen werden in den Häusern mehrere Personen verhaftet.

28. Dez. Riga. Im Stadtkrankenhaus machte sich unter dem Dienstpersonal schon seit einiger Zeit eine Bewegung bemerkbar, die sich gegen die Aerzte und namentlich gegen die Oberin richtete. Man stellte die Forderung, daß letztere entlassen werde. Als das nicht geschah, veranstalteten die Knechte und Mägde am 28. Dez. ohne Erlaubnis ein Meeting; das Direktorium machte nun der Polizei davon Mitteilung. Diese erschien mit Militär, löste die Versammlung auf und nahm eine Hausuntersuchung vor, wobei in einer Knechtswohnung ein bekannter Revolutionär entdeckt wurde, der sich dort verborgen hielt. Aber schon am folgenden Tage veranstaltete das Knechtspersonal wiederum ein Meeting. Als die Polizei erschien, weigerten sich die Leute auseinanderzugehen, und forderten die Freilassung des tags zuvor Verhafteten. Nun sprengte das Militär die Versammlung auseinander, wobei mehrere Personen verhaftet wurden.

Ergänzungen und Berichtigungen.

In der Schilderung der Ereigniſſe in Römershof-Lennewarden auf S. 145 im letzten Abſatz iſt Folgendes zurechtzuſtellen:

Wenn dort erzählt wird, daß die Herren gleich nach Riga abfahren wollten, ſich aber Baron Roſen fügen mußten, der noch einige Stunden verweilen wollte, ſo ſtimmt das inſofern nicht, als ſie damals überhaupt noch nicht in der Lage waren fortzufahren, weil ſie noch garnicht freigelaſſen waren. Die Freilaſſung der Gefangenen war es eben, über die mit den Aufſtändiſchen noch verhandelt werden mußte, und die von Baron Roſen „geſtifteten“ 500 Rbl. bildeten in Wirklichkeit ein Löſegeld, mit welcher Summe die Menge nicht einmal recht zufrieden war, ſo daß alſo auch davon nicht gut die Rede ſein kann, Baron Roſen habe „die Herzen aller Bauern im Sturme genommen“.

32101 064478876